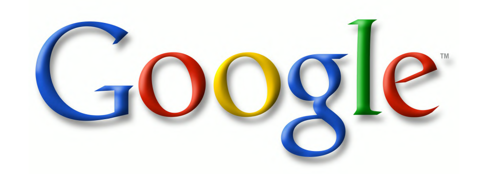


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

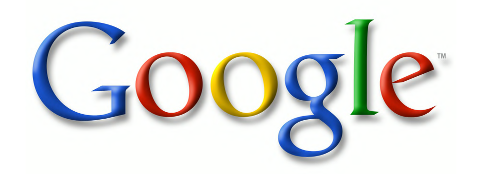
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

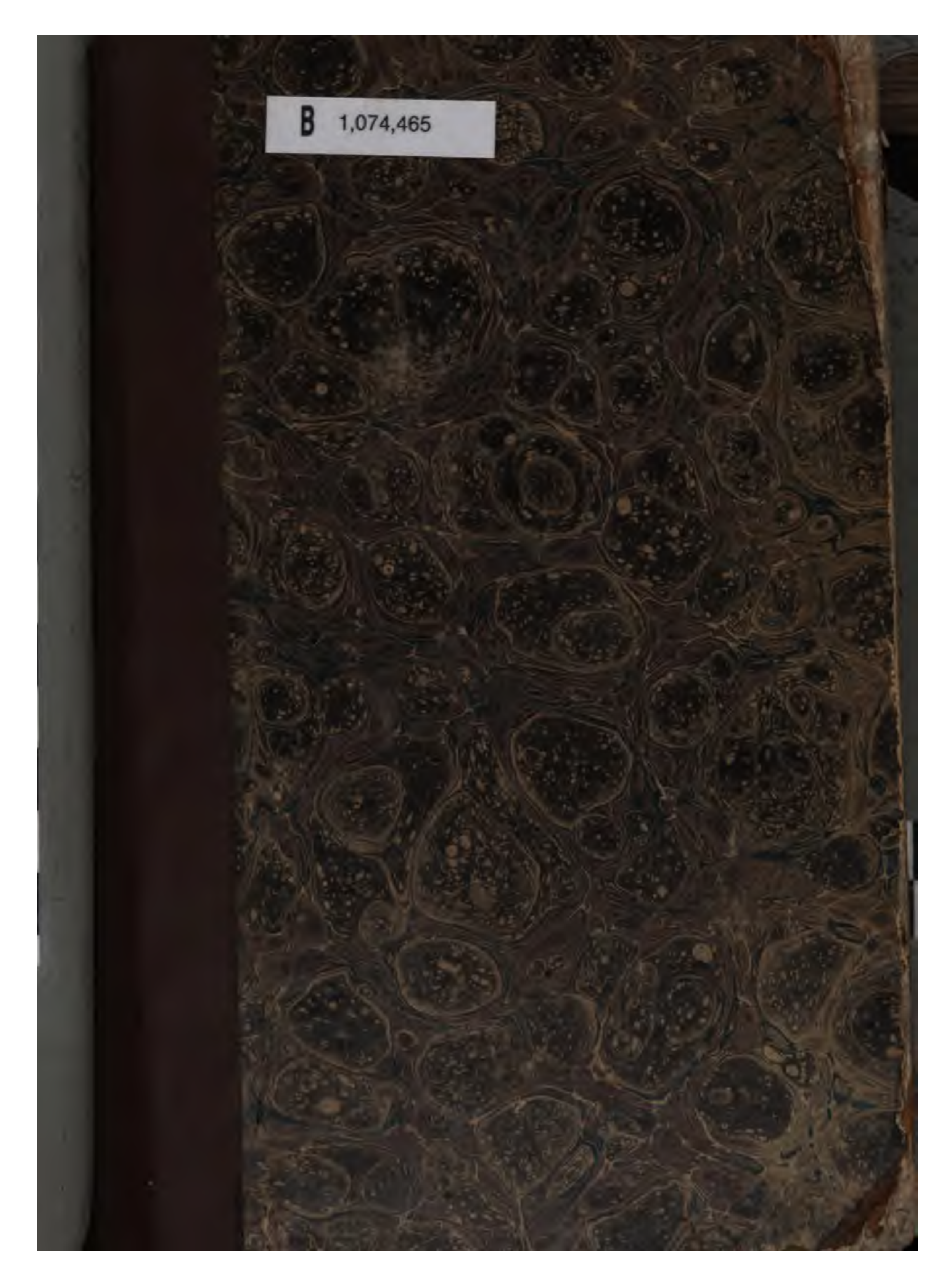
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

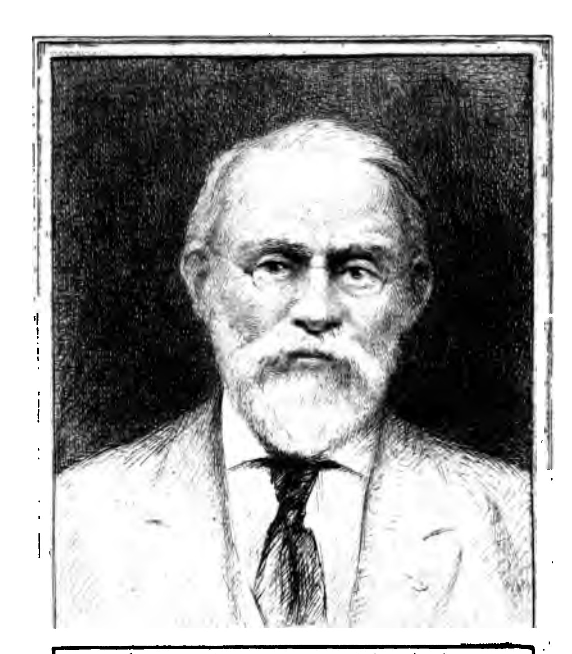
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

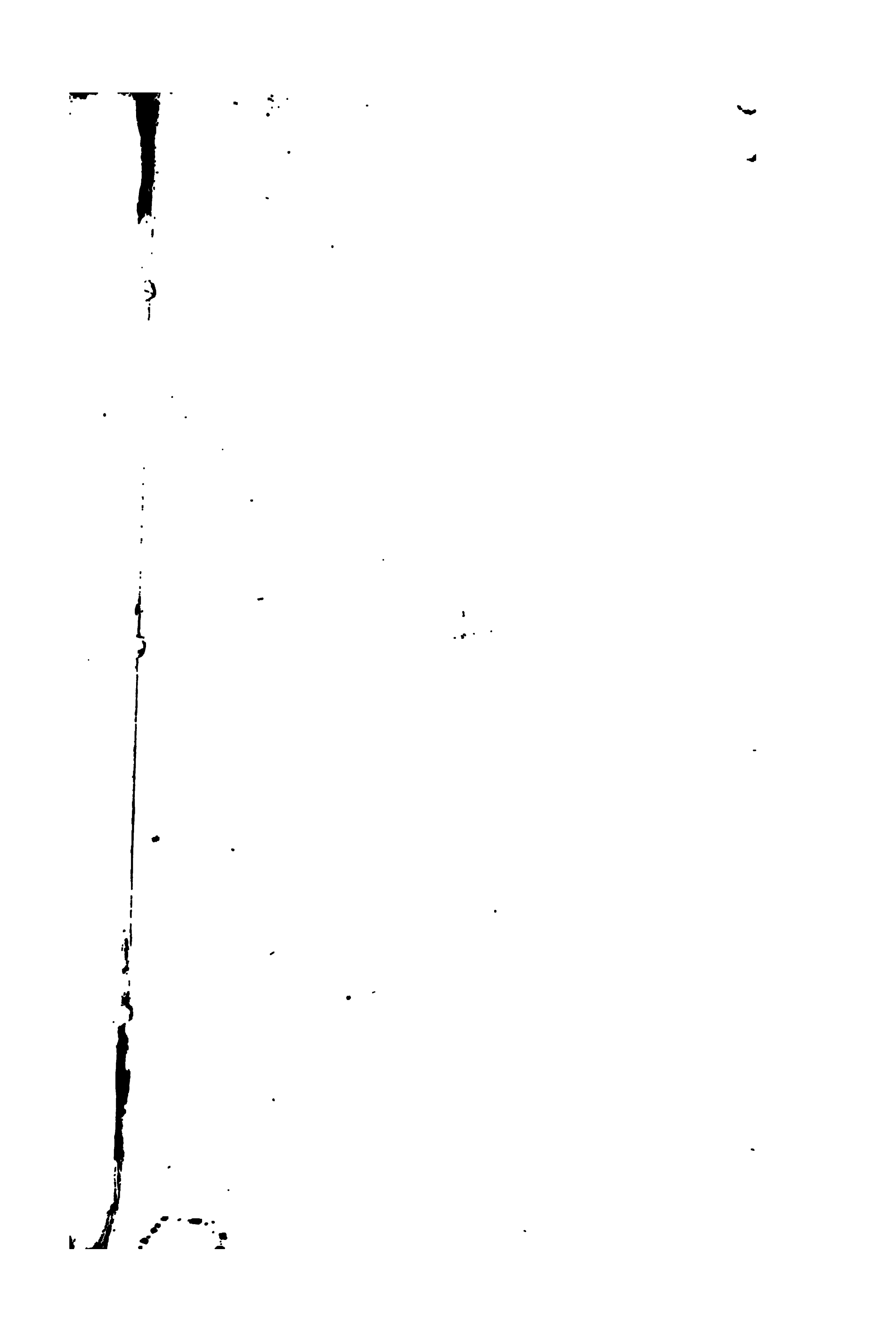
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com durchsuchen.


B 1,074,465





SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1847

Zweiter Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Zwanzigster Band.

München, 1847.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

D
1
.H6695
V.20

T24-10642

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I.

Lanzknecht und Schreiber.

Deutschland hat verhältnißmäßig, und namentlich im Vergleich mit dem älteren Frankreich, wenige oder doch nur uneigentliche Memoiren aufzuweisen. Vielleicht rührt es daher, daß wir weniger leben, als denken und empfinden, und daß somit das Erlebte bei uns literarisch sogleich in den kontemplativen, ästhetisch-philosophischen, doctrinairen Roman umschlägt. In den spärlichen Memoiren der neueren Zeit, die wir besitzen, wenn wir etwa Pirch's Carragoli ausnehmen, geht entweder das äußerlich geringe Erlebniß in einer übermächtigen Innerlichkeit auf, wie in Jung Stillings Selbstbiographie, oder es wird, wo die letztere unbedeutend ist, von der Ueberwucht des Erlebten aufgezehrt, und bringt nur conventionelle Salon-Wahrheit zu Tage, wie die glatten, wenn gleich in anderem Betracht bemerkenswerthen und schöngeschriebenen Memoiren des Freiherrn von S—n. Eigentliche Memoiren aber sind das für die Geschichte, was die Novelle für die Poesie: ein bestimmter historischer Zeitabschnitt, an den Begebenheiten eines bestimmten Individuums, durch innige Durchdringung von Leben und Erlebtem klar und plastisch an-

schaulich gemacht. Sie setzen daher nicht sowohl einen fertigen Poeten, als eine poetische Natur überhaupt voraus.

Und eine solche, durch und durch poetische Natur tritt uns in dem Werke: „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes, Wien 1844", keck und überraschend entgegen.

Unter einem deutschen Lanzknechte, im normalen Sinne, denken wir uns einen wanderlustigen, abentheuernden Soldaten, dem die Poesie, anstatt in Feder und Tinte, in Blut und Leben geschlagen, der, wo es ehrlich oder doch tüchtig gilt, ohne lange zu fragen, in Gottes Namen mit dreinschlägt, der Vielerlei erfahren und daher mild und unbefangen urtheilt über das oft nur scheinbar Verschiedene, dem das fortstürmende Leben, weil es ihm keine Zeit zu unnützem Grübeln läßt, den Blick rein und scharf erhalten, daß er die Dinge sieht, wie sie in Wahrheit sind, den endlich der verhüllte Ernst des Lebens, die Noth und die beständige Todesgefahr immer wieder innerlich hinwendet auf den ewigen Urgrund der Dinge. Stellt man nun einen solchen altfränkischen Kriegsmann in die gegenwärtige Zeit, in die Zeit dreißigjährigen äußeren Friedens und inneren Krieges recht mitten hinein, so haben wir unseren Lanzknecht wie er leibt und lebt, und es ist ein eben so ergötzliches als lehrreiches Schauspiel, ihn durch eben diese Zeit, bald scheltend, bald lachend, dort gutmüthig bewundernd, hier zornig dreinhauend, aber immer unverdrossen und herzhaft, sich hindurchschlagen zu sehen. „Es ist bekannt", sagt er selbst, „daß, wenn der Wein in den Reben reif wird, alle Fäßer gähren. Ob nicht in jedem Menschen so ein Fäßlein Most irgendwo im Herzenskeller verborgen liegt, welches zu gewissen Jahreszeiten gährt und braust, und siedet und zischt, und sich hinaussehnt in die freie Natur und in die Strahlen der befruchtenden Sonne, um sich vergolden und erwärmen zu lassen! Oder ist vielleicht der ganze Mensch so eine Art Faß, welches in dem dunkeln, dunstigen Keller der Städte, in Büreaux, Salons, Kasernen, Fabriken und Antichambern einge-

pfercht, bei schönem Sonnenschein und frischem Ostwind sich hinausgezogen fühlt in die freie Natur, in welcher auch sein Geschlecht blühte und reifte, bevor er in den miserablen Flaschenkeller der Civilisation als zoll- und steuergerechtes, trinkbares Fluidum einbouteillirt und eingetrichtert war? Mir wenigstens fährt im Frühjahre, wenn die Bäume blühen und die Wiesen grünen, wie Mephisto und Walburgis — und im Herbste, wenn die Trauben reifen und die Vögel ziehen, eine unnennbare Sehnsucht in die Seele und eine Unruhe in die Beine. Ich muß hinausziehen in die freie Natur, auf Berg und Fels, in Wald und Feld, und es leidet mich nicht mehr auf dem Pflaster der Straßen und in den Gemächern der Häuser."

Ein solcher Gesell aber muß sich begreiflicherweise oft unbequem, fremd und unheimlich fühlen, „seit wir das heilige Dunkel mit staatswirthschaftlichem Oel illuminiren und an der Gasbeleuchtung der Aufklärung uns die Augen verderben. — Doch dort brennt noch eine schmutzige Gassenlaterne; wie stolz sie auf mich herabblickt! Ich glaube gar, sie redet mich an: Unbefriedigter Thor! hast du denn nicht meine Strahlen, und sind sie dir nicht genug, um nach Hause zu kommen, ohne dir die Nase anzustoßen? wozu thörichtes Faseln von Kerzenschimmer aus dem Nachtstübchen der Geliebten — oder Glanz von Kirchenlampen? Du bist ein zivilisirter Staatsbürger. An meinem Lichte kommst du sicher bis in's nächste Kaffeehaus, dort kannst du schlechten Punsch trinken, Billard spielen und ein seelenvergnügter Kerl seyn; dann leuchtet dir der Nachtwächter nach Hause, nur nimm dich vor der Patrouille in Acht!"

Allein, anstatt seelenvergnügt mit dieser Gassenlaternen-Philosophie sich zu begnügen, oder, was noch fashionabler, in vornehmem Weltschmerz einen Wiener Poeten-Spaziergang mitzumachen, merkt er viel lieber nach allen Seiten auf, und was irgend im Leben noch poetisch aufblüht, da läßt er nicht lange auf sich warten. Mitten aus den Austerschmausen, Opern und Liebschaften Wiens schleicht er sich fort zwischen Mörder und

Contrabandisten über die Pyrenäen zu Don Carlos, „um Spanien zu beweisen, daß die in Europa verlassene Sache des legitimen Königs bei einigen ritterlichen Kriegerherzen noch Anklang finde“, und trifft dort gar tüchtige, wenn gleich etwas verwunderliche Gesellen. In Afrika ficht er als Adjutant Bourmont's gegen Türken und Beduinen, weiß dießmal freilich nicht recht, wer in dem Handel da eigentlich Recht oder Unrecht hat, und wandert darauf, als Matrose verkleidet, zu Fuß durch das südliche Frankreich; denn „ich habe mich“, sagt er, „bei meinen oftmaligen Wanderungen überzeugt, daß dieß die einzige Art ist, ein Land, welches man wirklich kennen lernen will, zu bereisen; denn nur so amalgamirt man sich mit dessen innern Bestandtheilen, welche dem flüchtig oder vornehm Reisenden stets terra incognita bleiben, da er nur mit jenen Elementen des Volkslebens in Berührung tritt, welche durch die beständige Reibung mit fremden Beziehungen abgeglättet sind, und ihre Eigenthümlichkeit verloren haben.“ Und wenn es dann eben nichts Besseres zu thun gibt, liegt er bei Tag und Nacht im Walde, auf den wilden Auerhahn lauernd, oder setzt von Klippe zu Klippe den Gemsen nach. Aber wo er auch seyn mag, „überall denkt er mit Liebe und Sehnsucht an sein liebes, freundliches Oesterreich, mit seinen gemüthlichen, gesunden Menschen, seinen grünen Wäldern, seinen freundlichen Dörfern mit ihren spitzigen Kirchthürmen, seinen alten Burgen, Klöstern und Bauerhöfen zurück.“

Der geneigte Leser, wenn er nicht etwa Europamüde ist, mag ihn nun selber da- und dorthin begleiten, es wird ihn schwerlich gereuen. Wir aber wollen dem rüstigen Wanderer, damit er nicht mit andern Touristen vermengt werde, noch kürzlich sein näheres Signalement auf die Fahrt mitgeben aus seinen eigenen Worten, wie sie oft, gleich Schlaglichtern, seine ganze Physiognomie beleuchten. Fröhlich, tapfer, Soldat und Jäger aus Herzenslust; daher sattelfest und ein guter Schütz, der so ziemlich überall in's Herz der Dinge trifft; in Krieg und Jagd immer die Höhen suchend; daher rasch des Terrains

kundig und wohl im Stande, sich und Andere zu orientiren. Gleich in Spanien, unter dem Volke, das er dem Purpurmantel eines zum Bettler gewordenen Königs vergleicht, erklärt er es für unmöglich, dieses Volk, welches von jeher gegen die Verschmelzung in ein Ganzes sich gesträubt, unter die revolutionäre Nivellirmaschine zu bringen. „Man irrt sich, wenn man den spanischen Patriotismus in eine ungeschickte Nachahmung der Lehren und Maßregeln der französischen Revolution setzt, statt denselben in der Entwickelung und Befriedigung dessen zu suchen, was die nationalen Sitten und Gewohnheiten erheischen. Es müßten Generationen erst aussterben, bevor der Krieg erlischt, der sich hier zwischen der Volksthümlichkeit und aufgedrungenen Elementen entzündet hat. Ja, der Bürgerkrieg ist, wie gewisse Krankheiten im menschlichen Organismus, endlich so zu sagen im Lebensprincip dieses Volkes verschmolzen und beinahe ein normaler Zustand geworden." — Mitten in der Doctrinär-Seligkeit von Paris, die nun mit der neuen Welt fertig zu seyn glaubt, spürt der wetterkundige Alpenwanderer die unheimliche Schwüle aufsteigender Gewitter. „L'aristocratie des capacités", sagt er, „l'aristocratie de l'argent soll dort die andere ersetzen. Aber ihre Köpfe stehen auch auf keinen festeren Hälsen, als jene, welche sie der Guillotine opferten, und eine Zeit wird kommen, wo der Proletär den Besitzenden eben so arg drängen und beneiden wird, als jetzt der Bürger den Adel, wo die garde nationale eben so sehr für eine bewaffnete Tyrannei der Minorität gelten wird, als ehemals das feudalistische Ritterwesen; und der sogenannte tiers-etat wird eben so wenig sich einer ewigen Superiorität erfreuen, als jene, welche er gestürzt hat. Ja, ich behaupte, daß er weniger Sympathie zum Volke hat, als das feudalistische Princip, weil der Grundbesitz schon an und für sich patriarchalischere Verhältnisse bedingt, als die Industrie und das Städteleben. Was nützt das Alles, wo die Religion, die Charitas, die versöhnende Menschenliebe fehlt! Der wahre Adel läßt sich nicht machen. Er entspringt aus der Geschichte eines Volkes, läßt sich weder

geben noch nehmen, ist ein Eigenthum der Nation und nicht des Einzelnen." — Eine ächtsoldatische, scheue Ehrfurcht aber hat er vor der Wissenschaft, wo sie „so ganz hart an jenen Gränzen vorüberstreift, welche die terra incognita des Jenseits abschließen, da, wo die Wissenschaft nur noch auf dem verbotenen Baum der Erkenntniß zu blühen scheint. Da, wenn er den geistigen Arm nach den Hesperiden-Aepfeln ausstreckt: wird der Forscher, der Gelehrte, Held; da setzt er nicht bloß sein zeitliches Wohl, er setzt sein innerstes Leben, seine Seelenruhe ein, um die köstlichen zu gewinnen, und in sofern wagt er immer den Kampf mit dem Bösen. Unterliegt er, weh ihm dießseits und jenseits! Den Triumphator erwarten zwar Palme und Lorbeer dort, wo alle Märtyrer bekränzt werden, hier aber oft nur das Kreuz — ich meine das, worauf er geschlagen wird, nicht jene, die einem angeheftet werden."

Man sieht aus diesem Lebenslauf und kurzen Signalement — welches übrigens, beiläufig gesagt, zugleich das treue Urbild eines ächten „kaiserlichen" Offiziers von altem Schrott und Korn darstellt — daß dieser Lanzknecht den frappanten Gegensatz eines wahrhaft Lebenden zu einem berühmten „Verstorbenen" bildet, der, seine Lorgnette in's Auge kneifend, sich England und andere Welttheile durch das exclusiv geschliffene Glas der modernsten Salonbildung fein lächelnd beschaut, der, seine Genialität diplomatisch verwaltend, nach allen Seiten hin, mit Weltschmerz und Mehemed Ali, kokettirt und gewisse arrières pensées nur zuweilen vornehm hindurchschimmern läßt, während unser Lanzknecht, ohne nach dem oder jenem zu fragen, wie ein großmüthiger Verschwender sich überall ganz und aufrichtig gibt. Es ist mit einem Wort die unmittelbare Frische, die den Lanzknecht über den Fürsten hebt, und im Grunde eben nichts anders ist, als die innere Gesundheit.

Diese Kerngesundheit aber, das Nomadenleben und die poetische Lust an Abentheuern, der bedeutende historische Hintergrund dieser Abentheuer mit einzeln auftauchenden Helden-

und Narrengestalten, die einfache Treuherzigkeit der Auffassung und Darstellung, der verständige Soldatenblick, der sich von keiner falschen Convention oder poetischem Plunder irre machen läßt, die totale Unfähigkeit daher zu affectiren oder mit dem Plunder zu kapituliren; das alles erinnert dagegen oft unwillkührlich an den unvergänglichen Simplicissimus. Wie dieser zwischen rauchenden Trümmern, im verhallenden Donner des Krieges aufgewachsen, steht auch unser Lanzknecht auf der Wetterscheide einer untergehenden und einer werdenden Zeit, und zeichnet diese Uebergangszeit mit ihren großen Erinnerungen, Thorheiten, Irrthümern und all ihrer ungeheuern Confusion in kecken Genrebildern auf den Goldgrund eines unverwüstlichen religiösen Gefühls. Ja, vergleicht man den materiellen Inhalt, das Leben und Treiben, die Schwänke, Glauben und Aberglauben des Volks in beiden Werken, so erstaunt man, wie grundähnlich die menschliche Natur unter ähnlichen Verhältnissen in den verschiedensten Zeiten sich bleibt; eine Uebereinstimmung, die am besten für die Treue der Auffassung beider Autoren zeugt. Auch die Frivolität ihrer Zeiten in Liebessachen haben beide untereinander gemein; allein hier wie dort nur scheinbar. Denn frivol ist doch nur der Frevel, das Laster schön und rein waschen zu wollen. Davon ist aber keine Spur bei unserem Lanzknecht. Die Liebeshändel der „Frau Rosel", der „Emma", der „Mamsell Sali" u. s. w. sind vielmehr durchaus tragisch, und zwar nicht durch moderne Knalleffecte, sondern indem überall, einfach und ohne alle Reverenz, der Fluch und heimlichfressende Todeswurm der Sünde nachgewiesen wird. Und wo er selbst mitspielend auftritt, wie in seinem „Rendezvous" mit der schlauen Margot, auf der „Irrfahrt nach Edinburg" oder bei dem einen der „zwei Duelle", schlägt die Sache — wiederum, wie beim Simplicissimus — jedesmal auf seine eigene Unkosten in's Lächerliche um.

Die Bergleute theilen sich bekanntlich in die vom Leder und in die von der Feder; die letzteren registriren, wägen und verquicken, was die ersteren aus dem ewigen Schacht zu Tage fördern,

wo diese gar Mancherlei gewahr werden, wovon jene droben sich nicht träumen lassen. Dieß gilt indeß begreiflicherweise nicht vom Bergbau allein, man könnte vielmehr die Classification allgemein machen, und die ganze menschliche Societät, je nach ihrem innerlichen Metier, füglich in Soldaten und Schreiber abtheilen, welche beiden Klassen jenen welthistorischen Gegensatz vielleicht am entschiedensten repräsentiren; denn es ist überall ein sehr verschieden Ding, ob man ein tüchtiges Roß, oder einen gepolsterten Schreibesel reitet.

Der Soldat im Krieg, auf Märschen, im Standquartier steht auf Du und Du mit lebendigen Menschen, der exclusive Schreiber dem abstracten Begriff eines imaginairen Volkes gegenüber. Jenen zwingt die überraschende Gewalt unvorgesehener Umstände beständig, wie in höherer Eingebung, zu raschem Beschluß, zu dem dieser nur auf der logischen Leiter der Schule mühselig, zweifelnd und zögernd gelangt. Wenn im bunten Heereszuge, wo Lust und Tod in raschem Wechsel sich brüderlich die Hand reichen, oder vor der Schlacht oder auf nächtlich einsamer Feldwacht, wo aller irdische Trost weitab liegt und keine menschliche Hülfe mehr ausreicht, der Soldat seine Sache vertrauend auf Gott setzt; hat der Schreiber sich kommode in seinem Lehnstuhl auf sich selbst gesetzt und braucht den lieben Gott nicht, sondern Pillen gegen etwaige Hömorhoidal-Uebel. So lernt und bescheidet sich Jener, die verschiedenen Ströme, in die der Herr das Leben gewiesen, weil er sie befahren und erprobt hat, wohl zu beachten und in Ehren zu halten; während der Schreiber von seinem Isolirschemel herab alles Leben in Eine Schulformel einfangen zu können glaubt. Und diese Formel ist überdem gegenwärtig noch fast überall die alte Kantische, nur freilich mit der wesentlichen Verschlimmbesserung, daß die Schreiber seitdem sich vom Kant selbst emancipirt haben, und im lärmenden Geschwindmarsch des modernen Fortschritts unversehens über den ewigen Markstein hinausgelaufen sind, wo der alte Meister ihrer Göttin Vernunft die

Gränzen absteckt und sich selber scheu vor dem Höheren und Unbegreiflichen zurückgewendet hat.

Wenn z. B. unser Lanzknecht ärgerlich sagt: „Die Bilder unserer Ahnen, die erprobten Schwerte oder Schilder, die Kränze der Liebe und des Ruhms, sie sind alle unnützer Plunder geworden, der nur in die Rumpelkammer taugt. In den Fabrikgebäuden ist dann wohl reges Treiben, man lebt und webt und müht sich emsig ab, und am Ende frägt sich's erst, wozu man eigentlich gelebt, und besonders, wofür man gestorben ist?" — so finden die Schreiber diese Frage, wo nicht impertinent, so doch höchst überflüssig, und maschiniren dampfselig fort und fort, und reden über dieß und jenes, über die zähe Anmaßung der Aristokratie und die Gleichheit Aller vor dem Geldsack, und trinken im Champagner die Gesundheit ihrer verhungernden Fabrikarbeiter. Vergebens wendet der Lanzknecht dagegen ein: „Was nützt es, von der Gleichheit zu sprechen, so lange die h ö h e r e n Klassen Luxus und Verderbtheit, die n i e d e r n Roheit und Elend als Kennzeichen an sich tragen, so lange die Einen mit Uebermuth h e r a b, die Andern mit Neid h i n a u f blicken? Seid Christen, Brüder, verachtet nicht den Armen — haßt und beneidet nicht den reichen Bruder. Nicht der Kopf gebe den Nibellirungs-Maßstab, sondern das Herz; dann braucht ihr weder Magna Charta, noch Ukase." — Nein, nein! schreien dann die Schreiber dazwischen, nur immer her mit der Magna Charta! für die Ukasen wollen wir dann schon selbst sorgen. Der Lanzknecht aber läßt sich durch das Geschrei in seinen ungelegenen Betrachtungen nicht sonderlich stören. Im Theater ruft er verwundert aus: „Merkwürdig ist, daß das Publikum noch immer eine unläugbare Parteilichkeit für die größtentheils längst beseitigten Bedrängnisse der Bourgeoisie mitbringt, und dient wohl zu einem der stärksten Belege deutscher Spießbürgerlichkeit, und eines, vorzüglich in einer engherzigen Beamten- und Krämerwelt mühsam fortvegetirenden und sich darin repräsentirenden Nationallebens! Mich är-

gert dieses Publikum, welches immer als Axiom annimmt, ein Schuster müsse ein ehrlicher Kerl, ein Graf aber ein sitten- und herzloser Lump, eine Gräfin eine eitle, übermüthige Kokette, eine Bürgerdirne hingegen eine Lukretia seyn. Es kann wohl zuweilen so seyn, ist aber oft anders. Daß der Arme den Reichen, der Dürftige den Genießenden haßt und beneidet, ist wohl begreiflich, und nur der milde Balsam der Religion kann die unerklärlichen Ungleichheiten der menschlichen Stellungen ausgleichen, und den minder begünstigten Bruder mit dem bevorzugten versöhnen, aber dieser winselnde, sentimentale, indirekte und ungerechte Jakobinismus ist mir viel verhaßter, als der natürliche, blutige, wilde der ächten Sansculloten. Noch immer scheint das alte Iffländische Publikum von 1780 bis 1792 zu leben, ein Publikum, für welches die Schlachten und Revolutionen eines halben Jahrhunderts hinter dem Vorhange gespielt haben." — Weiß denn aber der gute Lanzknecht nicht, daß seitdem eben dieser sentimentale, indirekte Jakobinismus der Schreiber selbst nun die Revolutionen hinter dem Vorhange fortspielt?

Der Streit aber gewinnt an Lebhaftigkeit und Bedeutung, je mehr er sich dem eigentlichen Mittelpunkt nähert. Um mit ihrem reformatorischen Hebel an diesen zu gelangen, haben die schlauen Schreiber es nämlich schon längst insbesondere auf die Klöster abgesehen, die freilich auch außerdem in die allgemeine Nivellirungsfabrik durchaus nicht passen. Da kommt ihnen jedoch schon wieder der Lanzknecht in den Weg, und erlaubt sich, zu sagen: „Ich habe immer eine gute Meinung von den Leuten, welche sich zu ihrem Aufenthalte eine schöne Gegend wählen, ich glaube, daß dieß immer einen richtigen Sinn für die Schönheit der Natur beurkundet, und der wohnt nie in gemeinen Gemüthern. Es ist auffallend, daß besonders die Benediktiner, Prämonstratenser, auch die Jesuiten, folglich die meist gebildeten und wissenschaftlich wirkenden, humansten Mönchsorden sich zu dem Bau ihrer Klöster stets schöne Ge-

genden wählten, die sie dann später noch durch Sorge und Cultur verschönerten. Die Vertheidiger der Säcularisirung mögen einwenden, was sie wollen, aber ich bleibe dabei, daß für unser Einen, für den müden Wanderer, für den hülfe- und rathbedürftigen Landmann, das Portal eines Klosters mit seiner gastfreundlichen Klingel ein willkommenerer Anblick ist, als die Amts-, Zucht- oder Krankenhäuser, in welche die meisten derselben umgewandelt wurden, ohne daß die Leute seitdem besser regiert, minder ausschweifend, oder gesünder geworden wären." — Doch eben das Säcularisiren, nicht nur der Klöster, sondern aller menschlichen Verhältnisse, treiben die Schreiber als ihr gewöhnliches Metier, und versichern unablässig, man müsse endlich von Staatswegen (und der Staat, das sind sie) ein Einsehen thun, die Societät, die nun in die Flegeljahre gekommen, sei nachgerade dem kindischen Flügelkleide der positiven Religion entwachsen, das sie an den Gelenken zwänge und die freie Bewegung und den Fortschritt hindere. Der Lanzknecht dagegen: „keine politische Form vermöge die sociale Decomposition zu hemmen, welche einer Gesellschaft bevorstehe, in welcher das moralische Cement der Religion und Nächstenliebe fehlt." — Die Schreiber: das müßten sie besser wissen, denn sie hätten in der Rhetorik und in der Poesie und in der Philosophie gesessen und den Kant studirt; wenn vielleicht noch einige Decomposition statt finde, so rühre das allein daher, daß sie in ihrem sauern Menschheitsbeglückungswerk beständig von einer geheimen Revolution der Jesuiten belästiget und gestört würden, die ihnen allnächtlich hinterlistigerweise einige Zähne und Räder der Nivellirungsmaschine ausbrächen. — Der Lanzknecht hinwieder gerade umgekehrt: „Seit der Kölner Angelegenheit fange der alte Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Autorität wieder an. Letztere glaube seit der Reformation die erstere entbehren zu können. Aus ihrer einseitigen Ohnmacht folgten alle bisherigen Revolutionen."

Aber die eiligen Schreiber, die alle Hände voll zu thun

haben, hören nicht mehr, und zerfahren geschäftig in drei breite Geschwader. Das eine sind die Vornehmen, die auf dem Schlamm des Indifferentismus, den die Wasserfluthen des vorigen Jahrhunderts abgesetzt, ihr stolzes Lager aufgeschlagen, und, nachlässig in einem selbstverfaßten Auszug aus Confucius Moralsprüchen blätternd, mit herablassendem Mitleid den religiösen Aberglauben der Völker und Zeiten belächeln. Die Andern, die eigentlichen Combattanten: Journalisten, Touristen, Magister der freien Künste u. dgl. m., sind schon schlimmer daran und haben, weil sie von der endlosen Bewegung und Negation leben, einen ingrimmigen Haß gefaßt gegen die unwandelbare Kirche und alle des Christenthums Verdächtige. Und zuletzt endlich der unübersehbare Troß der total Confusen, die bald dahin, bald dorthin mitlaufen und, das Gedränge vermehrend, dort hurrah, hier nieder mit ihm! schreien, ohne jemals zu wissen, wen und was es gilt.

Und das ist, wie zwischen Gesund und Krank, der bedeutungsvolle Unterschied zwischen einem ehrlichen Soldaten und einem verschnörkelten Schreiber, der uns unsern Lanzknecht so liebenswürdig und ehrenwerth, und sein Wanderbuch dadurch so merkwürdig macht.

II.

Giordano Bruno und Nicolaus von Cusa.

(Eine philosophische Abhandlung von Dr. F. J. Clemens, Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Bonn. Bonn bei Wittmann, 1847.)

Als Grundlage und Mittelpunkt dieser interessanten und lehrreichen Abhandlung begegnet uns hier die Philosophie Cusa's, eines der merkwürdigsten christlichen Philosophen, nicht lange vor dem Anfange der sogenannten Reformation, oder am Ende des Mittelalters. In ihr nahm die scholastische oder christliche Wissenschaft noch einmal einen neuen Aufschwung, der an Tiefe und Geistigkeit kaum von irgend einem seiner Vorgänger ist übertroffen worden. Schon seit langer Zeit ruhten die tiefsinnigen Speculationen dieses merkwürdigen Mannes im Staube der Bibliotheken, einige dürftige und verworrene Vorstellungen etwa ausgenommen, deren Gestalt Niemand zu ergründen versuchte. Zwar wurde hin und wieder in den Geschichtswerken Seiner als originellen Denkers rühmlich erwähnt, dessen Ideen jedoch ihres barocken und unverständlichen Inhalts wegen füglich ad acta zu legen seien. Es ging daneben noch die Sage, Cusa habe die räthselhafte Lehre des Samischen Weisen wieder heraufbeschworen, mit der sich einzulassen nicht rathsam sei. So figurirte in den Handbüchern der Geschichte

der Philosophie Cusas Werke, wie gewisse Striche auf den Landkarten von Afrika mit der Aufschrift: Unbekanntes Land — terra incognita.

Ein ungünstiges Schicksal hatte die tiefchristliche Philosophie Cusas getroffen: ein berüchtigter Denker, Giordano Bruno, suchte und fand in ihr den seinem Charakter und Sitten zusagenden, heidnischen Pantheismus; eine Ansicht, die wegen Unkenntniß ziemlich verbreitet, und männiglich angenommen wurde. Dieß geschah in neuerer Zeit von Buhle, und wurde von Tennemann nachgesprochen, wie es der Verfasser (S. 38) nachweist. Demnach wäre die Philosophie des Cusaners weiter nichts als eine Variante der allbekannten und neuerdings vielbeliebten All-Einheits-Lehre. Wenn dieß wahr wäre, so könnte man getrost die Arbeiten Cusas bei Seite legen; denn wie man wohl ein paar Handschuh in eine Nußschale gebracht hat, so löst sich die ganze Summe dieser Weisheit in das einfache Facit auf: Was wir wissen und was wir thun, ist Alles Eins. Von diesem Tiefsinne jedoch findet sich bei Cusa keine Spur, außer etwa in einigen Ausdrücken, die, aus dem Ganzen herausgerissen, zu solchem Mißverständnisse Anlaß geben können. So hat man z. B. aus dem Ausdruck: infinitum contractum, dessen Cusa sich einigemal, als die endliche Erscheinung bezeichnend, bedient, geschlossen: er betrachte das Endliche als eine Contraction und Verkörperung des Unendlichen. Diese Auslegung ist aber der Idee Cusas schnurstraks entgegen, der auf die entschiedendste Weise behauptet: Gott, das Unendliche, das absolute Maximum, sei keiner Begränzung, noch sonst einer Veränderung unterworfen. Die endlichen Dinge aber als Abbilder oder Abschattungen Gottes, als Erscheinungen des Unendlichen im Endlichen betrachtend, wählte er dafür diese Benennung. Cusa glaubte fest an die christliche Lehre von der Schöpfung, und wußte nichts vom ganzen Charivari der neuern Sophistik, und vom Endlichwerden des Unendlichen, und Unendlichwerden des Endlichen, die uns lange genug auf den Drehorgeln manchen Katheders vorgeleiert wor-

den. Er unterscheidet scharf und bestimmt das unveränderliche Seyn Gottes, von dem veränderlichen Werden der erschaffenen Wesen, und ihm, einem christlichen Philosophen, konnte es nicht einfallen, diese beiden Seynsweisen auf einander übertragen zu wollen; die vernünftige und erhabene Lehre: Gott verneine sich selbst, und gehe durch den Act der Selbstbeschränkung in den unendlichen Proceß des Werdens über, ist die große Entdeckung unserer Zeiten.

Die Speculationen Cusas, wie die des ganzen christlichen Mittelalters, haben in den kirchlichen Dogmen ihre Wurzeln, wie es der Verfasser vorliegender Abhandlung vollkommen erwiesen hat. Das Verhältniß des Wissens zum Glauben hat Cusa mit großer Klarheit in wenig Worten bestimmt. Eine klassische Stelle in dieser Hinsicht hat der Verfasser aus den Excitationen citirt (S. 46). Sie verdient um so mehr unsere Beachtung, als diese Frage neuerdings der Gegenstand vieler Verhandlungen gewesen.

„Posse credere — es sind Cusa's Worte — est maxima animae nostrae virtus, excedit omnem virtutem intellectivam; ad illa enim pertingit, quae vult, *procedit enim ex libertate voluntatis.* Potest enim credere vel non credere rationalis anima, si vult, vel non, et hoc est donum maximum Dei. Ita spiritus seu libera voluntas per fidem, quam assumit, dominatur intellectui, et *informat eum sua forma*, loquitur enim intellectui *imperative* .... Sed intellectus facile capit fidem, quam non intelligit, quando voluntas per fidem ei annuntiat haec credenda, quae audimus, quia sibi a Dei filio seu per verbum Dei revelata sunt .... Credit sibi vera esse nuntiata, et *capit quasi visa*, hoc est in certitudine, ac si vidisset. Sic fides, quoad intellectum, est in coincidentia visibilis et invisibilis .... Desiderium igitur animae intellectualis, quo scire desiderat, est voluntas seu amor ad veritatem, quae quum non possit medio intellectus attingere desideratum quasi ex propriis viribus, cre-

dit verbo Dei. ***Et non credit hoc verbum Dei esse, quia intelligit, sed intelligit quia credit.***"

Die Speculation war demnach dem Cusa, wie dem heil. Anselmus in seinem Werke: Fides querens intellectum, keine Philosophie a priori, sondern die Explication des Glaubens. Sie hatte einen ganz andern Standpunkt und Fundament als unsere modernen skeptischen und pantheistischen Systeme, die ihre apriorischen Grundlagen in den subjectiven Ansichten und Behauptungen ungläubiger Denker haben *). In diesen Worten ist von ihm die Quelle des Unglaubens scharf und richtig bestimmt worden, als nicht aus dem Geiste, sondern aus dem Willen entspringend: procedit enim ex libertate voluntatis, ganz den christlichen Begriffen gemäß, daß der Glaube eine Tugend, der Unglaube eine Untugend sei; denn alle Tugenden haben in dem Willen ihre Wurzeln. In diesem Sinne sagt Cusa: „In Demuth ist von Gott die Erleuchtung und die Gnade zu erflehen, und mit Gewissenhaftigkeit Alles zu befolgen, was zum wahren Ziele führt. Das ist der Weg, den die Heiligen, die die Weisheit erlangt, gewandelt haben, und nicht jener der Stolzen und Hochmüthigen, die sich selbst vertrauten, und nur dieß für Weisheit hielten, was sie mit ihrem Verstande ausmaßen, die in ihren Thorheiten untergingen, und sich an den Baum der Erkenntniß hielten, statt den des Lebens zu ergreifen." (S. 46.) So erklärt Cusa die Demuth und den Glauben als den Weg des Lebens, Hochmuth aber und Unglaube als den Weg des Verderbens; wie verschieden aber alle diese Ideen von denen der Pantheisten sind, fällt von selbst in die Augen.

Die eben angeführte Stelle enthält noch einige andere be-

---

*) Das war das radikale Gebrechen Hermesischer Speculation, daß er Zweifel und Unglaube als die Bedingung des christlichen Wissens behauptete, und seinen Schülern einimpfen wollte. Descartes, das Haupt moderner Rationalisten, ging von derselben Ansicht aus.

merkenswerthe Worte: Intellectus credit sibi nunciata esse vera et *capit quasi visa,* h. e. in certitudine, ac si vidisset: sic fides quoad intellectum, est in coincidentia visibilis et invisibilis. Cusa spricht hier von der ideellen Vision, oder wie sie neuerdings heißt, der intellectuellen Anschauung, die über die endlichen Begriffe des Verstandes hinausgehen, und sagt in dieser Hinsicht an einer andern Stelle (Compend. 1): Habemus igitur *visum mentalem* intuentem in id, quod est prius omni cognitione . . . . Posse igitur *videre* mentis excellit posse *comprehendere.* Und (de doct. ignor). Id quod mens concipere nequit, videt supra conceptum negari non posse, et credit. (S. 55.) Der Sinn dieser Worte scheint uns folgender zu seyn: In den geoffenbarten Wahrheiten ist etwas Unendliches; dieß aber kann von uns durch ideelle Vision nur zum Theil erkannt werden, daher ist der Glaube in coincidentia visibilis et invisibilis . . . et mens credit quod comprehendere non potest. In seiner Abhandlung: De docta ignorantia, wo er zumal von den Gränzen unseres Wissens spricht, hat er hierüber ausführlich sich erklärt. Es ist in neuerer Zeit, zumal in Deutschland, mit der intellectuellen Anschauung viel Unfug getrieben worden. Unstreitig kann man die ideelle Vision als das eigentliche Organ der Speculation betrachten; denn jede über das Endliche hinausragende Idee ist nur durch einfachen Blick des Geistes zu ergreifen. So wahr dieß ist, wird man doch wohl Bedenken tragen, das Verhältniß umzukehren und behaupten, jede vorgegebene intellectuelle Anschauung, oder jede Idee, die Jemand vorbringt, sei reine Wahrheit. Sollen demnach alle jene intellectuellen Anschauungen, die in neuerer Zeit sich neben- und gegeneinander geltend zu machen suchten, bewährt werden, so muß nothwendig eine höhere Regel, als Controlle, darüber walten, wenn sie nicht in rein willkührliche Behauptungen ausarten sollen. Die menschliche Vernunft muß durch das göttliche Licht des Glaubens geleitet und geregelt werden, oder wie Cusa sagt: Fides debet domi-

nari intellectui, et *sua forma eum informare* *). Viele, ja die meisten berühmten Philosophen Deutschlands beriefen sich in neuern Zeiten auf ihre intellectuellen Anschauungen, als die untrügliche Autorität für ihre Theorien, und sie mögen auch in ihrem Gewissen versichert gewesen seyn, daß sie die Dinge und ihre Verhältnisse so anschauten, wie sie vorgaben. Daß aber Jemand eine Sache so oder so anschaut, beweist indeß noch nicht, daß es wirklich (objectiv) so sich damit verhalte. Es war indeß demzufolge Mode geworden, Jedwedem, der die Anschauungen des Meisters nicht theilte, das Organ der Speculation abzusprechen, und ihn höflich an den Pflug zu verweisen **). Kraft der intellectuellen Anschauung entstanden der Reihe nach die eine Weile herrschenden Systeme, das kantische, welches versicherte: die objective Ordnung der Welt sei nichts weiter, als die subjective Ordnung der Kategorien oder Denkgesetze; das fichtische: dem zufolge das Nichtich, oder die Welt das Ich selbst sei; das schelling'sche: das Ich und Nicht-Ich seien im Grunde nur die beiden Pole der Identität, die diese Veranstaltung getroffen habe, um sich selbst anschauen zu können.

Hegel war der Erste, der von der absoluten Beweisführung mittels intellectueller Anschauung abging, und an dessen Stelle das logische Verfahren einzusetzen versuchte. Um aber der herrschenden All-Einheits-Philosophie, welcher er zugethan war, eine logische Basis zu geben, schuf er sich selbst eine neue Logik, indem er die aristotelische als veraltet und den

---

*) In dieser Hinsicht haben denkende Männer, wie Fr. Schlegel und Windischmann, das Wort Vernunft von Vernehmen abgeleitet, und sie als eine empfangende Thätigkeit betrachtet.

**) So wünschte Fichte der Aeltere einem Professor (Jakobs?), Schüler des Kant, Glück dazu, daß er, die Philosophie hintansetzend, sich dem Studium der Oekonomie und Industrie gewidmet habe, denn die Natur habe ihm nun einmal das Organ der Speculation versagt, weil der arme Mann nicht einsehen konnte, daß die ganze Welt nichts sei, als der Reflex seiner eigenen Ichheit.

Fortschritten der Speculation nicht genügend verwarf*). Was ihm an dieser besonders mißfiel und im Wege stand, war deren Grundsatz: Jedes Ding (oder Gedanke) ist sich selbst gleich (Princip der Identität). Diesem Grundsatze hat er zwar nicht direct widersprochen; aber das Seyn „limitirend, und in Werden umsetzend", stellte er als Grundsatz an die Spitze seiner Logik: Jedes Ding wird sich selbst ungleich. Bei ihm trat also das Werden an die Stelle des Seyns, und er behauptete, Heraklit habe vollkommen Recht, da er lehrte, das Weltall sei ein ewiges Werden, und in diesen Strudel des Werdens wurde von Hegel das ewige und unveränderliche Seyn, die unwandelbare und wirkende Ursache alles Werdens mit hinuntergezogen**). Nachdem er solchergestalt alles Seyn in Werden metamorphosirt hatte, besaß er nunmehr einen Hebel, der es ihm möglich machte, alle Gegensätze auszugleichen, und die Identität des Alls logisch zu beweisen. Den höchsten aller Gegensätze, den des Endlichen und Unendlichen, wußte er nun mittels des Werdens leicht zu lösen: Das Unendliche wird endlich, und das Endliche wird unendlich, das versteht sich so zu sagen von selbst.

Cusa, im Geiste des Glaubens philosophirend, beginnt ebenfalls seine Deductionen mit den Ideen des Seyns und Werdens (S. 44). Anstatt aber Aristoteles zu verwerfen, nimmt er vielmehr mit diesem großen Denker an: Das Unmögliche könne nicht werden; unter Unmöglichem wird hier das mit einem logischen Widerspruch behaftete verstanden. Die bloße Abwesenheit des innern Widerspruchs reiche indeß nicht zum Werden hin, weil kein Wesen durch sich selbst wer-

*) Einleitung in die Logik S. XV ff. — Wissenschaft der Logik, Nürnberger Ausgabe von 1812.

**) Ego enim Dominus et non mutor. Malach. 3, 6. Omne donum perfectum desursum est, descendens a patre luminum, apud quem non est transmutatio, nec vicissitudinis adumbratio. Jacob. 1, 17.

den kann, oder von Nichtsseyn in's Seyn übergehe; denn sonst müßte es seyn, bevor es werde. Dem Werden müsse daher ein Wirkendes nothwendig vorangehen, und das Seyn ist die absolute Bedingung alles Werdens; wie es Aristoteles längst eingesehen hatte, als er lehrte: alle Bewegung oder Veränderung sei unmöglich, wofern nicht eine über alle Bewegung erhabene Ursache als wirkende angenommen werde. Diese höchste, unveränderliche, dem Werden unzugängliche Weltursache ist dem griechischen wie dem christlichen Denker Gott.

Alles, was einer Vergrößerung und Verminderung fähig ist, fällt unter den Begriff des Werdens; denn es wird größer oder es wird kleiner; da aber das unveränderliche Seyn alles Werden ausschließt, so kann es, seiner Idee nach, weder größer noch kleiner werden, und in dieser Beziehung nennt Cusa Gott das absolute Maximum, das unendlich Große, und in sofern er nicht kleiner werden kann, das absolute Minimum, das im göttlichen Wesen mit dem Maximum coincidirt. Er hat diese Idee noch auf eine andere, ebenso adäquate Weise ausgedrückt, indem er bemerkt, daß derjenige, der jede denkbare Größe und Vergrößerung umfaßt, nothwendig unendlich groß sei, und umgekehrt, der in allem auch dem Kleinsten ist, nothwendig das unendlich Kleine seyn muß *).

Größe oder Quantität hat man längst definirt als dasjenige, was einer Vermehrung oder Verminderung fähig ist, und auf diese Art von Größen werden unsere Zahlbestimmungen und Zahlen, die ebenfalls einer Vergrößerung und Verminderung fähig sind, angewendet. Da aber die göttliche Größe, das absolute Maximum weder der Vergrößerung noch

*) Zu bemerken ist, daß das unendlich Große und Kleine der höhern Mathematik nicht im absoluten, sondern relativen Sinne verstanden wird. Das absolut Große ist nur eines: von dem relativen Unendlichen, im Großen wie im Kleinen, gibt es mancherlei Potenzen, und dieselbe Größe, die in einer Relation als unendlich klein erscheint, kann in einer andern Relation unendlich groß erscheinen.

Verminderung fähig ist, so folgt, daß unsere Zahlbegriffe auf das göttliche Wesen ohne Anwendung sind. Nur eine Zahl theilen die endlichen und erschaffenen Wesen mit Gott, eine Zahl, die eben so sehr qualitativ als quantitativ ist: es ist die der Einheit, denn jedes Ding und jede Natur kann nur in sofern seyn und gedacht werden, als sie mit sich eins ist. Diese Einheit empfing sie von Gott, indem sie wurde, und in dieser Hinsicht kann man sagen: daß alle Dinge Ebenbilder oder Nachahmungen Gottes sind.

Durch diese Betrachtungen haben wir, so zu sagen, nur im Vorbeigehen die Philosophie Cusa's berühren wollen, um von der Tiefe seines Geistes einen Begriff zu geben, und diejenigen, die zur Speculation Neigung und Beruf haben, zum Studium seiner Philosophie anzureizen. Für die weitere Ausführung derselben verweisen wir auf die gelungene Darstellung des Verfassers von Seite 44 bis 55.

Nirgends hat vielleicht Cusa die ganze Tiefe seiner Speculation auffallender bewiesen, als in der Explication des unerforschlichen Geheimnisses göttlicher Dreieinigkeit (S. 55 bis 66). Es ist, unseres Erachtens, hier nicht der Ort, darauf einzugehen, zu bemerken aber ist, daß der Glaube daran die unerläßliche Bedingung zum Verständniß der Erörterungen Cusa's ist. Daß die Offenbarung der heiligen Trinität der Ausdruck des ewigen göttlichen Selbstbewußtseyns ist, hat schon der heil. Augustin eingesehen, und nach ihm alle großen Theologen bis auf unsere Zeiten herab. Cusa aber dieses anerkennend, hat jedoch das ewige Verhältniß noch von einer andern Seite betrachtet, die ihm mehr eigenthümlich ist, und die zugleich den Schlüssel gibt zu großen und wunderbaren Entdeckungen. Um diese andeuten zu können, müssen wir wenigstens die Oberfläche von Cusas Explicationen berühren, und zwar von der Seite, die dem Verständniß am nächsten zugänglich ist.

Jeder negative Begriff ist nothwendig relativ, und be-

zieht sich auf einen vorangehenden positiven; so setzt z. B. der Begriff der Ungleichheit den der Gleichheit, deren Negation er ist, voraus. Der Begriff der Gleichheit ist demnach ein ursprünglicher ewiger Begriff, eine Idee, die, wie alle Ideen, in der göttlichen Natur ihre Wurzel und ihren Ursprung hat. Es ist also in dem göttlichen Wesen eine ewige Gleichheit, und somit auch ein ewiger Unterschied, denn die Gleichheit kann nur durch Vergleichung erkannt werden. Für die tiefere Erörterung verweisen wir auf die Abhandlung (S. 61 ff.). Für die daraus entspringenden Folgerungen nur noch Einiges. Was ist alles menschliche Wissen und Denken anders, als der Ausdruck einer Gleichung? Wir sprechen hier nicht bloß vom mathematischen Wissen, dessen Basis die Gleichung ist, und deren überzeugende Kraft in der Evidenz der Gleichung begründet ist, sondern man kann ganz allgemein behaupten, jedes logische Urtheil ist eine Gleichung zwischen dem Gedanken und dessen Gegenstand, dem Subject und Object, wie es schon vom heil. Thomas ist definirt worden, und nach ihm von so vielen Andern bis auf den Gr. Maistre herab. Wäre irgend eine Wissenschaft im Stande, diese Gleichung, zwischen Gedanke und Gegenstand, eben so adäquat und mit eben der Strenge, wie die abstracte Mathematik zu formuliren, so würde diese Wissenschaft sich derselben, in Bezug auf Evidenz, an die Seite stellen können. Daher ist, wie der heil. Thomas bemerkt, nur die göttliche Wissenschaft vollkommen, weil in ihr der Gegenstand sich nach dem Gedanken richtet, als dem Ausdrucke einer göttlichen Idee, während unsere Gedanken, um wahr zu seyn, nach den Gegenständen sich zu richten haben, um deren Gehalt logisch auszudrücken. Man kann daher behaupten, daß all unser Wissen nur eine Annäherung zur Wahrheit, und mit Gränzen behaftet ist, über die hinaus ein unerreichbares Jenseits liegt, wie es Cusa in seinem Tractat de docta ignorantia nachweist.

Es bietet sich von diesem Standpunkte aus eine Aussicht in den Gang und in die Mängel der neuern deutschen Philo-

sophie, die wir benutzen zu müssen glauben. Kant war neuerer Zeit der Erste, der den Versuch machte, zur vollkommenen Wissenschaft zu gelangen, unter der Voraussetzung, die Gegenstände müßten sich nach dem menschlichen Gedanken richten; denn, wie er bemerkt, sind alle frühere Versuche der Wissenschaft darum mißlungen, weil man von der Voraussetzung ausging, der Gedanke müsse sich nach dem Gegenstande bilden. Fichte in die eingeschlagene Bahn eingehend, folgerte daraus, das Nicht-Ich, die Gegenstände, seien wie der Wiederschein des Ichs. So stellte er an die Spitze seiner Wissenschaftslehre die Gleichung: Ich gleich Nicht-Ich, oder in abstracter Form A = A auf. Er nannte diese Gleichung den ersten Grundsatz aller Wissenschaft, und sie ist es auch in ihrer abstracten, logischen Fassung.

Es ist aber leicht einzusehen, daß die Gleichung A = A kein Element des Weitergehens in sich enthält, sondern nur immer dasselbe wiederholt, wenn auch unter einer andern Form, wie z. B. Seyn gleich Seyn. Das Nicht-Ich aber, oder die Welt, bietet uns eine reiche Mannigfaltigkeit von Gegenständen mit allen ihren Unterschieden dar, und sie erfordern zu ihrem Verständniß speciellere Gleichungen. Um dieser Forderung zu entsprechen, vertheilte Fichte das All der Dinge zwischen dem Ich und Nicht-Ich, und bestimmte sie negativ gegeneinander; was jenes ist, ist nicht dieses, und umgekehrt. Das Mangelhafte dieser ganzen Theorie ist augenfällig.

Um aus der abstracten Gleichung A = A weiter zu schließen, postulirte Schelling eine neue Gleichung A = B. Um diese aber geltend zu machen, wurde angenommen, der scheinbare Unterschied beider Glieder sei nur formell, dem Wesen nach seien sie gleich; etwa wie die Gleichung $a^2 + b^2 = (a + b)(a - b)$, in welcher der Unterschied nur in der Form liegt. Entwickelt man nämlich das zweite Glied, so entsteht die identische Gleichung $a^2 + b^2 = a^2 + b^2$.

Wir können hier nicht auf die weitere Entwicklung dieser

Principien eingehen; nur ist zu bemerken, daß keiner dieser Philosophen den Grund und Ursprung aller dieser Gleichungen anzugeben wüßte. Noch weniger vermochten sie von der allgemeinen Gleichung aus einen Uebergang zu besondern Gleichungen zu finden, weil sie die Schöpfungslehre nicht anerkannten, sondern an der Behauptung der Identität aller Dinge festhielten. In dieser Hinsicht wurde A einerseits als das All, oder der Inbegriff aller Existenzen, andererseits als B, oder eine besondere Existenz betrachtet. Hegel zog sich dadurch aus der Verlegenheit, daß er am Anfang seiner Logik die contradictorische Gleichung Seyn gleich Nichtseyn aufstellte. Ihm war das Seyn weiter nichts als ein allgemeiner, vom Endlichen und Bestimmten abstrahirter Begriff, der sich sofort in Nichts auflöst, wenn man von aller Bestimmtheit absieht. Cusa ist, unseres Erachtens, derjenige, der durch den Glauben angeleitet, den verborgenen Grund der Gleichung entdeckt, und dadurch den Schlüssel zur Einsicht in die Dürftigkeit der Gleichungen dieser Systeme geliefert hat.

Wer in den Werken Cusa's sich umzusehen beginnt, wird bald inne werden, daß eine gedrängte Darstellung seiner christlichen Ideen keine leichte Aufgabe war. Es reicht hier nicht hin, eine oder die andere seiner verschiedenartigen Abhandlungen durchgelesen zu haben, die alle durch Kürze, Fülle und Gedrängtheit des Inhalts merkwürdig sind, sondern man muß sie insgesammt meditirt und verglichen haben, weil sie gegenseitig sich ergänzen und beleuchten. Und hierbei müssen wir die Verdienste des Verfassers vorliegender Abhandlung anerkennen, weil zuerst er den Muth gehabt hat, in die Speculationen des wegen Unverständlichkeit verrufenen Cusa einzudringen, und eine gedrängte Darstellung ihres Gesammtinhalts zu versuchen, die wir keinen Anstand nehmen, für eine gelungene zu erklären, und die einem jeden, der mit Cusa's Philosophie sich beschäftigen will, zu empfehlen ist *). Keine von den großen Ideen Cusa's über Gott,

*) Was Hr. Pr. Scharpff im zweiten Bande seiner Monographie:

Dreieinigkeit, Menschwerdung, das ideelle und reele Universum, die Ordnung der Hierarchie; über positive und negative Philosophie, die lange und vielbesprochenen Ideen von den Gattungen und Arten sind hier vergessen worden. Die Ansichten Cusa's über die Bewegung der Erde und die Ordnung unseres Planetensystemes, so unvollkommen sie nach damaligen Beobachtungen, und vor Keppler und Newton, waren, seine mathematische Symbolik, die höchst sinnreich ist, alle diese Geistesblicke des Genies sind von Dr. Clemens in seine kurze Darstellung hineingezogen worden.

Diese Arbeit hat noch dadurch an Interesse gewonnen, daß sie ebenfalls einen Inbegriff der Philosophie des Giordano Bruno enthält, woraus unwiderleglich hervorgeht, daß unter den vielen Quellen, aus denen Bruno geschöpft, um sein pantheistisches System zu begründen, die Schriften Cusa's für ihn eine der am meisten ergiebige gewesen. Dieß für die Geschichte der Philosophie wichtige Ergebniß hat Hr. Dr. Clemens hinlänglich dargethan, und durch die Vergleichung der Ideen beider Denker den relativen Gehalt derselben ausgemittelt. Die Ursachen des Abfalls Bruno's von den Ideen Cusa's, und überhaupt vom christlichen Glauben, hat der Verfasser mit vielen Gründen nachgewiesen. Namentlich dankenswerth sind die

---

Der Cardinal und Bischof, Nicolaus von Cusa, Mainz 1843, leisten werde, steht noch zu erwarten. Der erste Theil, das Leben und kirchliche Wirken Cusa's enthaltend, ist eben so anziehend als lehrreich; jedoch möchten wohl nicht Alle geneigt seyn, die allgemeinen Betrachtungen des Verfassers über das Wirken der damaligen Päpste zu theilen. So, um nur Eines zu erwähnen, sagt Scharpff: Bonifaz VIII. habe seine Zeit nicht verstanden. Man kann aber diesen Satz eben so gut umkehren und sagen: Die Zeit habe den Bonifaz nicht verstanden; welches wohl die richtigere Ansicht seyn möge. Das Verkennen der Würde des Papstthums war die allgemeine Richtung damaliger Zeit, die im Protestantismus ihren Gipfel erreichte.

Mittheilungen über das Verhältniß des Italiäners zu den protestantischen Bekenntnissen, besonders dem lutherischen, womit man ihn lange wegen seines Aufenthaltes in Wittenberg und Braunschweig und der daselbst von ihm der sogenannten Reformation gespendeten Lobsprüche in Verbindung brachte. Es geht daraus auf das schlagendste hervor, daß Bruno nicht nur gleich nach seinem Abfalle vom Katholicismus mit Einem Sprunge bei dem Ziele angelangt war, welches der deutsche Unglaube erst in unsern Tagen erreicht hat, sondern daß er von diesem Standpunkte aus einige der Hauptlehren der Reformatoren schonungsloser beurtheilte und in ihren Blößen aufdeckte, als irgend ein katholischer Schriftsteller es vom Standpunkte der Kirche aus gethan, und daß er derselben gegenüber der beredte Vertheidiger der katholischen Wahrheit gewesen ist. Wir verweisen auf die Auszüge aus den Werken des Nolaners Seite 230 bis 238. Daß aber Bruno erst in vorgerückten Jahren, nach dem Strafcodex damaliger Zeit, den Tod erlitten, scheint uns nicht durch historische Belege hinlänglich begründet. In Jedem Falle behauptet diese Abhandlung ihren ganzen Werth zur Förderung philosophischer Studien.

III.

Joseph Freiherr von Giovanelli.

Bruchstücke zur Geschichte und Charakteristik Tirols.

Erstes Fragment.

In der hohen Bergfeste die, zwischen Deutschland und Italien aufgethürmt, beide nicht so fast zu trennen, als vielmehr zu verbinden bestimmt scheint, wohnt ein Volk von wunderbarlicher Art, an welchem Politik und Weltweisheit der neuern Zeit stets sich verrechnet; Religion und Recht aber immer ihren kräftigsten Vertheidiger gefunden haben. Ein Bergvolk im wahren Sinne des Wortes, hat es in seinem tiefsten Kerne die Tugenden der Bergvölker sich zu bewahren gewußt, wenn auch die Oberfläche keineswegs den Unbilden zerstörender Zeitrichtungen entgehen konnte. Tapfer und mild, freiheitliebend und lenksam, einfältig und klug, lebensfrisch und ernst, am Rande der Gletscher und unter Weinlauben mit gleicher Zufriedenheit hausend, in mannigfaltige Stämme geschieden und doch einig, zweierlei Sprachen sprechend und doch zusammenhaltend, ist dieß Volk, viel bewundert, noch mehr verunglimpft, meistens mißverstanden worden. Es steht unter den Völkern Europas einzig seiner Art. Die Freiheit des Eigenthums, die Freiheit der bürgerlichen und politischen Rechte, wornach die

andern ringen, hat es längst besessen; die Einheit des religiösen und sittlichen Bewußtseyns, die jene verloren, hat es sich bewahrt; sich selbst überlassen, hat es sich immer am glänzendsten bewährt. Keines ist mehr zur Freiheit berechtigt und befähigt; keines ruht geduldiger unter der Hand des Herrschers, dem Gottes Fügung und eigene Wahl es untergeben haben. So ist es für poetisirende Touristen und norddeutsche Büchermacher, josephinische Lichtfreunde und liberale Zeitungscorrespondenten, wie nicht minder für die hochweisen Adepten der neuen Polizeiwissenschaft und die wohldressirten Coryphäen der Kanzleipraxis ein um so schwerer zu entziffernbes Räthsel, als gerade der katholische Glaube, dessen Verläugnung und Abschwörung sie als die erste Bedingung aller Freiheit, Selbstständigkeit und Entwicklung der Völker, wie der Individuen zu betrachten gewohnt sind, das Princip seiner Kraft und den Schlüssel seiner Geschichte, wie seiner Gegenwart und Zukunft bildet.

Tirol, die unübersteigliche Vormauer Oesterreichs gegen den Westen, die unentbehrliche Stütze seiner Herrschaft in Italien, hat nicht ohne Grund in neuerer Zeit die Augen derjenigen auf sich gezogen, die mit Recht sich die Männer der Zukunft nennen, wenn unsere Zukunft die Vernichtung ist, welchen den Namen der Jungen aber Niemand bestreiten wird, dem Leichtfertigkeit und Zerstörungslust als die charakteristischen Abzeichen eines knabenhaften Wesens gelten. Sie haben in Prosa und in Versen Alles aufgeboten, um Europa über Tirol, und Tirol an sich selber irre zu machen. Und mit wohlberechneter Taktik haben sie zur vorzüglichsten Zielscheibe ihres Angriffes das Leben und Wirken eines Mannes gewählt, der in seiner kernhaften Persönlichkeit als der vollständigste Repräsentant seines Landes gelten konnte, und es auch mit unermüdlichem Eifer bis zum letzten Athemzuge vertreten hat. Dieser Mann war Joseph Freiherr v. Giovanelli, den wir eben deßhalb hier zum Gegenstande unserer Betrachtung machen wollen. Nicht eine Biographie, nur eine kurze Beleuchtung einiger Momente seines Lebens, die ihn seinem Vaterlande vorzüglich werth, jenen

Männern der Zukunft aber furchtbar und verhaßt machten, ist der Zweck dieser Zeilen. Joseph v. Giovanelli, zu Bozen am 12. April 1783 geboren, war der Sohn jenes Joseph v. Giovanelli und jener Marianna Katharina v. Pach, welchen Staffler in seinem Buche über Tirol und Vorarlberg (Innsbruck 1846, II. Thl., II. Bd., S. 872 ffg.) ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Der Vater, Landschaftskassier und im Besitze eines beträchtlichen Vermögens und unbeschränkten Credits, hat in den Kriegsjahren von 1796 bis 1801 und im Jahre 1809 mehr als einmal ganz allein, mit Daransetzung seiner ganzen Existenz, die nöthigen Mittel zur Vertheidigung seines Vaterlandes beigeschafft, und war im letzteren Jahre wahrhaft die Seele der Befreiung. Seine Frau, das Muster einer christlichen Matrone, nicht zufrieden, mit ihrer unbegränzten Mildthätigkeit jedem Privatunglück, wo sie konnte, entgegen zu treten, ließ sich angelegen seyn, ihrerseits durch Verwendung für unschuldig Angeklagte oder Gefangene die Leiden des Krieges zu mildern, und hatte die Freude und das Verdienst, durch einen Fußfall bei dem General Baraguay d'Hilliers, die Frau und die Kinder des unglücklichen Andreas Hofer von den Fesseln zu befreien. Beide aber, Vater und Mutter, waren wegen ihrer ungemeinen Leutseligkeit die Lieblinge des Volkes und oft der Gegenstand der Eifersucht ihrer Standesgenossen. Unter solchen Beispielen aufgewachsen, kann man sagen, daß unser Giovanelli mit der Muttermilch schon den Geist der glühendsten Vaterlandsliebe und der edelmüthigsten Aufopferung für das gemeine Beste in sich gesogen hat. Von der Mutter hat er die tiefe Religiösität, vom Vater das schlichte, populäre Wesen geerbt. Er war ein Tiroler mit Leib und Seele. Als solchen verkündete ihn schon die derbe, in spätern Jahren ziemlich wohlbeleibte Gestalt; das frisch gefärbte, ruhige, freundlich-kluge Antlitz; das behagliche, ungekünstelte Benehmen, wie die, bei aller Correctheit der Sprache, scharf betonte, gebirgische Mundart. Sein Herz umfaßte mit gleicher Wärme das Beste des Landes, wie das jedes Einzelnen, der mit landsmännischem

Vertrauen um Rath oder Hülfe sich ihm nahte. So mit der angestammten Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus alle Eigenschaften eines kräftigen Republikaners verbindend, war er ganz geschaffen zu einer hervorragenden Rolle in seinem Vaterlande, das bis auf die Zeiten Kaiser Josephs II. völlig das war, was Lafayette für Frankreich geträumt hat, eine Monarchie, umgeben mit republikanischen Institutionen, und wo das Andenken dieser Institutionen noch mit begeistertem Stolze bewahrt wird. In der Begeisterung für die alte Verfassung leuchtete aber unser Giovanelli allen Andern vor, und man kann sagen, daß mit ihm der letzte kräftige Pfeiler derselben in die Erde gesunken ist, denn es gehörte die eigenthümliche Verbindung von Eigenschaften und Verhältnissen, die er in sich vereinigte, dazu, um den schwachen Resten davon, wie sie im Jahre 1816 wieder aufgerichtet wurden, noch Leben und praktische Bedeutung zu geben.

Nach glänzender Vollendung der humanistischen Studien am Bozener Gymnasium bezog Joseph v. Giovanelli die Hochschulen von Padua, Innsbruck und Wien. In Wien, wo er vom Ende des Jahres 1801 bis zum Anfange des Jahres 1805 verweilte, hat er, unter steter Pflege der klassischen Studien, die bis in's späte Alter seine Lieblingsbeschäftigung blieben, und im Umgang mit vielen geistreichen Männern, die damals in der Kaiserstadt versammelt waren, den Grund zu jener tiefen und vielseitigen literarischen sowohl, als juridischen und staatswissenschaftlichen Bildung gelegt, die später seinem Vaterlande so sehr zu Statten kam. Am 20. April 1805 trat er beim Kreisamte Bozen in die Praxis, die er vom October desselben Jahres an beim Gubernium und beim Fiscalamte in Innsbruck fortsetzte. Die Fähigkeiten, die er hier bewiesen und die Dienste, die er, besonders bei der Anwesenheit des Feindes, in der Ausrichtung mehrerer ihm übertragener Commissionen zu leisten Gelegenheit hatte, verschafften ihm im Februar 1806 die Berufung zum Aktuarsdienste bei der zur Uebergabe Tirols an Bayern von Seite des Kaisers ernannten, bevollmächtigten

Hofkommission. Ueber seine (unentgeltlichen) Leistungen bei diesem Geschäfte wurde ihm unterm 30. November 1807 das allerhöchste Wohlgefallen mit der Zusicherung einer Anstellung in den kaiserlichen Erblanden, wenn er um solche sich melden würde, amtlich eröffnet. So ward zwischen dem kaiserlichen Hofe und dem jungen Giovanelli das erste Band eines engen Vertrauens geknüpft. Unter der bayerischen Regierung lebte er indessen völlig zurückgezogen im Hause seines Vaters, ganz den Studien und seinem häuslichen Glücke, das er sich im Jahre 1807 durch seine Vermählung mit einer Freiin von Müller-Müllegg, die er in Wien kennen gelernt, begründet hatte. Aus dieser süßen Ruhe wurde er durch die Ereignisse des Jahres 1809 zur angestrengtesten Thätigkeit und zu argen Gefahren aufgestört. Das Haus seines Vaters, den Besten des Landes von jeher gastfreundlich offen, war damals, wie Staffler sich ausdrückt, der Centralpunkt der Patrioten im Süden, und unser Joseph war weit entfernt, den Verwicklungen sich entziehen zu wollen, die daraus für ihn nothwendig hervorgehen mußten. Leitete der Vater Giovanelli, wie abermals Staffler bezeugt, von diesem Hause aus alle kriegerischen Unternehmungen im Süden, so war sein Sohn Joseph der getreue und geschickte Vermittler seiner Anordnungen. Er wich nicht von Hofers Seite, und beschloß seine Thätigkeit in dieser drangvollen Periode mit der Vollziehung des lebensgefährlichen Auftrages, die von seinem Vater glücklich zu Stande gebrachte Unterwerfungsacte dem französischen General Vial nach Trient zu überbringen. Die wild aufgeregten Bauern hielten auch ihn für einen Verräther, und zweimal entrann er nur wie durch Wunder ihrer blinden Zornwuth. Bald nach Beendigung der Insurrection begab er sich mit Frau und Kindern nach Wien zu seinem Schwiegervater, dem Schweizerischen Geschäftsträger daselbst, und blieb dort bis zum Herbste des Jahres 1814. Auf kurze Zeit nur rief ihn der Tod seines Vaters 1812 nach Bozen zurück. In Wien machten ihn aber im Jahre 1814 seine zahlreichen und ansehnlichen Verbindungen, wie sein Ta-

lent und sein Eifer für die vaterländische Sache zum Kern und Stützpunkte aller Bestrebungen der Tiroler für die Wiederherstellung ihrer alten Verfassung. Er war es, der im Namen und Auftrag der ersten zu diesem Ende aus den Gegenden von Landeck, Meran und Bozen nach Wien gesendeten Deputirten, diese Bitte an den Kaiser brachte. Er war der Verfasser der zahlreichen Dank- und Bittschriften, die zu gleichem Zwecke nachher sowohl dem Kaiser, als den Ministern und andern hohen Staatsbeamten übergeben wurden, und diese Schriften nehmen um so mehr unsere volle Beachtung in Anspruch, als sie uns nicht bloß die Gesinnung und Einsicht ihres Urhebers zu erkennen geben, sondern auch über das Land und seine Verfassung ein Verständniß eröffnen, welches der Aufbewahrung würdig erkannt werden muß. Die Grundlage des Ganzen bildet ein Memoire, welches Giovanelli unter dem 24. April 1814 allem Anscheine nach für den Erzherzog Johann verfertigte. Er sagt darin unter Anderm: „Der Wohlstand, ja man möchte sagen, die Existenz des tirolischen Volkes ist einzig und allein an seine Verfassung geknüpft. . . . Die Verfassungen und Fundamentalgesetze, welche noch vor ein paar Jahrzehenden wenigstens dem Namen nach auf unserm Continent existirten, waren nicht das Werk einer philosophischen Staatsrechtslehre, oder das Resultat politischer Berechnungen: — sie entstanden öfters aus dem momentanen Uebergewichte einer einzelnen Partei, sei es als Ausfluß ihrer Macht, oder als Schranke gegen dieselbe — oder sie gingen unmittelbar aus den Verhältnissen der Zeit, aus den gegenseitigen Bedürfnissen der Herren und Unterthanen, mit einem Worte aus dem Leben hervor, und bildeten sich allmählig nach dem Gesetze der Stätigkeit. — Ein solcher Zustand setzte ein beständiges Fortbilden, eine nie erstarrende Bewegung voraus, wenn das, was unmittelbar aus dem Leben hervorgegangen war, nicht zur leeren Form herabsinken und seines Geistes beraubt werden sollte. Was in dieser Hinsicht seit dem westphälischen Frieden, und vorzüglich seit der Mitte des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts geschah,

wie ängstlich und eifersüchtig die Völker am trockenen Buchstaben alter Rechte und Freiheiten hingen, während die Regenten diese Formen als lästige Fesseln zu betrachten anfingen, wie dadurch alles gemeinschaftliche Interesse vernichtet, und zugleich durch den afterphilosophischen Geist der Zeit aller religiöse und politische Glaube zerstört ward, wie Vaterlandsliebe und Bürgerpflichten durch einen nichts bedeutenden Cosmopolitismus und durch flache Convenienz verdrängt wurden, und wie jeder Einzelne kein anderes Interesse kannte, als sein eigenes — das sind leider nur zu sehr bekannte und zu tief gefühlte Thatsachen. — Die Folgen einer solchen Ausartung waren vorauszusehen. — Die alten Formen waren zwar dem Anscheine nach geblieben, der belebende Geist war aber schon lange von ihnen entwichen: sie würden — gleichviel ob früher oder später — auf jeden Fall untergegangen seyn ..... Mit einer Art Gleichgültigkeit mag man auf jene Formen zurückblicken, welche schon lange vor ihrer Zertrümmerung gehaltlos geworden waren; — der Erfolg hat bewiesen, daß sie im Laufe der Zeit von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgefallen sind. Jene Verfassungen hingegen, die unmittelbar aus der Natur und den Verhältnissen eines Landes und Volkes entstanden, die sich unter den Umwälzungen der ältern wie der neuern Zeit durch vielfache Erfahrung bewährten, deren eigentliches Wesen nicht in dem maschinenartigen Anschmiegen an den trockenen Buchstaben alter Urkunden, sondern in dem noch immer fortlebenden Geiste bestand, der diese Urkunden erzeugt hatte — konnten bloß ihrer äußeren Form nach durch die Gewalt des Eroberers zertrümmert werden, während der Geist, der diese Formen geschaffen und durchdrungen hatte, noch immer fortlebt und wirkt in den Herzen aller Einzelnen, die wohl viel verloren hatten, aber nicht Alles, nicht ihre Nationalität, nicht das Gefühl ihres Rechtes und den festen Willen, es doch noch mit der Zeit geltend zu machen" ...... Daß dieses wieder in Tirol der Fall, suchte nun der Verfasser deutlich zu machen und den österreichischen Staatsmännern zur ernsten Erwägung an's

Herz zu legen, indem er nachweiset, wie die tirolische Verfassung und der ökonomische Bestand sowohl, als die militärische Selbstständigkeit des Landes sich wechselseitig bedingen, letztere aber von Oesterreich sorgfältig beachtet werden müssen, weil Tirol für Oesterreich eine unentbehrliche, nie genug zu würdigende Schutzmauer sei. Er erinnert daran, daß durch die das Land durchziehenden Gebirgsketten, die demselben einen sehr beträchtlichen Theil seiner Arealgröße rauben, welche durch die reißenden und verheerenden Wildbäche, durch die häufigen Ueberschwemmungen und zurückgelassenen Sümpfe und endlich durch die so gewöhnlichen Verwüstungen der Schneelavinen, der Berg- und Erdfälle noch so beträchtlich geschmälert wird, wenigstens ein Drittheil des Flächeninhaltes der Cultur schlechterdings unzugänglich wird, so daß der Tiroler, ungeachtet des höchsten, mit der kargen Natur unermüdet fortkämpfenden Fleißes doch nie seinen ganzen Bedarf an Lebensmitteln erzeugt. „Der Ackerbau war daher", sagt der Verfasser, „in Tirol nie eine Quelle des Reichthums. Seit jedoch Herzog Friedrich mit der leeren Tasche dem Bauer und Bürger als Landstand neben jenen zu zu sitzen vergönnte, vor denen sie früher auf den Knieen lagen, seit dadurch in Hinsicht auf den Besitzstand eine völlige Gleichheit der Rechte hergestellt und einem Jeden der ungestörte Genuß der Früchte seines Fleißes zugesichert war, stieg auch die Industrie und Cultur des Bodens, und es vermehrte sich durch kluge Sparsamkeit, vorzüglich unter den niedern Volksklassen, das Kapital, freilich nur sehr langsam und allmählig, aber doch auf eine dauerhafte und eben deßhalb sehr wohlthätige Weise. — Unter solchen Verhältnissen ward das productive Kapital ein Gemeingut: — es ruhte nicht unthätig in den Händen einzelner großen Familen; es war ja bloß das Produkt des Fleißes und der Sparsamkeit; — es vertheilte sich daher in demselben Verhältniß, als es sich vermehrte. Eben deßwegen war es, obwohl es nie zu einer bedeutenden Größe anwuchs, doch immer sehr productiv. Die Elemente des Nationalwohlstandes in Tirol waren daher Fleiß und Spar-

samkeit, die nur unter einer solchen Verfassung gedeihen konnten, und ein zwar kleines, aber gleichmäßig vertheiltes Kapital. — Daß bei einem solchen Zustande die geringste nachtheilige Veränderung in Hinsicht der Verfassung oder des Auflagensystems von den verderblichsten Folgen seyn mußte, leuchtet wohl Jedem ein, der nur mit den ersten Begriffen der Nationalökonomie bekannt ist. . . . .

. . . .

Tirol erscheint uns nach diesen Voraussetzungen als ein von jeher geldarmes, von der Natur stiefmütterlich behandeltes Land das, in Hinsicht seiner nothwendigsten Bedürfnisse und der ersten Kunstproducte von seinen Nachbarn abhängig, sich schon lange von selbst erschöpft hätte, wenn nicht in früherer Zeit sein montanistischer Reichthum und in der Folge der Transito außer dem Ackerbau andere Erwerbsquellen eröffnet hätten; als ein Land, das noch überdieß durch den Druck der letzten Zeit, den es von Freund und Feind erlitten, in einen Zustand völliger Erschöpfung und Verarmung versetzt worden. Wenn also Tirol in früherer Zeit nach seinen natürlichen Verhältnissen nie als eine bedeutende Quelle des Einkommens für das allerhöchste Aerarium betrachtet wurde, so kann es unter gegenwärtigen Umständen von der österreichischen Regierung für die Zukunft noch viel weniger als eine Finanzquelle betrachtet werden. — In die Oekonomie eines kleinen, jugendlichen, durch Militärgewalt emporstrebenden, in finanzieller Hinsicht beschränkten Staates würde ein Ländchen, wie Tirol, freilich nicht passen. — Dagegen ist es für einen großen, mit allen Producten der Natur und Kunst so reich gesegneten Staat, wie Oesterreich, von der höchsten Bedeutung, wenn man anders seine politisch-strategische Wichtigkeit geziemend zu würdigen weiß." Nun erinnert der Verfasser daran, wie Tirol seit Max I. das Pivot aller Bewegungen gegen Deutschland und Italien gewesen, wie es die Verbindung der spanischen und deutschen Linie des österreichischen Hauses unterhalten, hier

sich die Gewalt des schmalkaldischen Bundes, der Schweden, Franzosen und Bayern, sowohl zur Zeit Max Emanuels, als unter Kaiser Karl VII., stets gebrochen habe, und dieselbe Erfahrung sich auch in den Kriegen von 1797 und 1805 wiederholt hätte, wenn im ersteren Jahre nicht zu voreilig Waffenstillstand und Frieden geschlossen worden wären, und im letztern, nach der unglücklichen Schlacht bei Ulm, die Generäle Jellachich und Prinz Rohan sich noch zu rechter Zeit nach Tirol geworfen und an Schwinburn, der die Schweiz, an St. Julien, der den Paß Strub vertheidigte, angeschlossen hätten. Daß im Jahre 1809 die Tiroler, die dreimal ihr Land von einem übermächtigen Feinde befreiten, am schlimmen Ausgange des Kampfes unschuldig waren, durch ihre standhafte Vertheidigung aber, auch nach dem Abzuge der österreichischen Truppen, doch dazu beitrugen, den verhängnißvollen Frieden „etwas leichter zu negoziren“, wird ohne Rückhalt auf's Nachdrücklichste hervorgehoben, um endlich den Satz zu begründen, daß Tirol seine militärisch-politische Wichtigkeit in der ältern wie in der neuern Zeit bewährt habe. Es sei auch nicht denkbar, daß diese Wichtigtigkeit je aufhöre. Kaiser Joseph II. habe zwar geglaubt, Tirol als eines militärischen Stützpunktes nicht mehr zu bedürfen, und habe, die preußische Kriegszucht als ein Ideal bewundernd, auf die Volksbewaffnung kein Gewicht gelegt; aber wie bald und in wie trauriger Weise habe der Erfolg diese Meinung wiederlegt! Die militärische und politische Wichtigkeit Tirols für den österreichischen Staat gehe aus dem Umfang dieser Monarchie, aus ihrer politischen Stellung gegen ihre Nachbarstaaten, aus der geographischen Lage und physikalischen Beschaffenheit Tirols und dem Charakter seiner Bewohner, folglich unmittelbar aus der Natur hervor; diese Wichtigkeit müsse daher so lange dauern, als Oesterreich Oesterreich und Tirol Tirol bleibe. „Daß“, sagt unser Verfasser weiter, „von den Fehden Herzog Sigmunds und Maximilian I. mit den Venedigern, bis auf Herzog Moritz von

Sachsen und Gustav Adolph, und von diesem bis auf Max Emanuel und die neueste Zeit, ungeachtet aller ungeheuren Fortschritte der Kriegskunst, Tirol noch heutigen Tags eine durch ihre Felsenwälle und durch ihre eigene mannhafte Besatzung unüberwindliche Festung ist, das kommt daher, weil die Tiroler-Nation in Hinsicht ihres Charakters sich gleich blieb, so wie die natürliche Beschaffenheit ihres Landes. — Der Tiroler hängt, wie jeder Gebirgsbewohner, mit einer unglaublichen Vorliebe am Althergebrachten, an den Sitten und Gebräuchen der Väter. — Er liebt, wie jeder Hirte und Ackersmann, die Freiheit, und will dessen froh werden, was er sich mit Mühe erworben hat; es ist ja ohnedieß nur wenig! — Für sein Vergnügen erwirbt er wenig oder nichts, kaum das Nöthige für sein tägliches Bedürfniß. Doch dieß Wenige ist ihm werth und theuer, weil er es ganz genießt, weil er es für sich und die Seinigen erworben hat. Eben darum ist er sparsam und denkt auf die Zukunft: er wußte ja, daß seine Kinder unter dem Schutze der Verfassung die Früchte seines Fleißes ärndten werden. So entstand durch die wohlerworbene Freiheit zuerst Fleiß und Sparsamkeit, daraus einiger Wohlstand, aus diesem Behaglichkeit und Zufriedenheit. Die Erde, die er mühsam bauet, ist ihm lieb wie sein väterliches Haus, in das er regelmäßig aus den entferntesten Weltgegenden wiederkehrt. — Er ist religiös, ohne eben abergläubisch zu seyn, er ehrt seine geistliche und weltliche Obrigkeit vorzüglich, wenn er an ihr einen reinen guten Willen erblickt. — Der Tiroler liebt sein Vaterland und seine Verfassung über Alles — es ist ja seine Existenz daran geknüpft. Eben daher seine beispiellose Anhänglichkeit an das österreichische Regentenhaus, als an dem sichersten Garanten seiner Verfassung. Für diese höchsten Güter, für seine Religion, für seine Freiheit und für den Fürsten, der diese schützt, ist er bereit, Alles zu opfern. . . . .

. . . . . . Daher hat auch weder in der älteren, noch in der neueren Zeit eine reguläre Truppe dem bewaffne-

neten Landvolk in Tirol jemals widerstanden, so bald es von einem Willen beseelt und für einen Zweck vereinigt war; dieser Wille hat aber nie gefehlt, wenn es die Verfassung, das Vaterland und den alten Landesherrn galt. — Der Tiroler ist daher der beste und verlässigste Vertheidiger seiner Gebirge. Der Charakter eines Volkes und seine Verfassung bedingen sich gegenseitig; sie heben sich und sinken, befestigen, erneuern und beleben sich, oder erschlaffen und erstarren — allzeit miteinander."

Nun folgt die Darstellung der Tiroler Verfassung nach ihrer geschichtlichen Entwicklung und dann die Bemerkung: „So behaupteten die Stände in frühern Zeiten einen verfassungsmäßigen Einfluß auf die Justiz- und Polizeigesetzgebung im Lande. Die späteren österreichischen Regenten, und selbst noch Se. Majestät der jetzt glorreichst regierende Kaiser Franz geruhten, dieselbe mit ihren Vorstellungen über ähnliche Gegenstände, vorzüglich wenn sie nähere Details über die Verhältnisse der Provinz an die Hand gaben, immer huldreichst anzuhören und ihre Bitten zu berücksichtigen. . . . . . Die wichtigsten Punkte der tirolischen Verfassung waren jedoch das Steuerwesen und die Landesvertheidigung. Tirol ist ursprünglich steuerfrei. . . . . Den Grund zu einer immer fortdauernden, regelmäßig eingeführten Besteurung des Landes legte Ferdinand, der Gemahl der Philippine Welser, indem die Stände seine über eine und eine halbe Million angewachsene Schuldenlast auf sich nahmen und zur Abtragung derselben, wie auch zur Deckung der Zinsen ein förmliches Abgabensystem einführten. . . . . Die Ausschreibung, Einhebung und Verwaltung der Steuern war ausschließend den Ständen vorbehalten. Der Landesherr bezog, außer dem Ertrage der Domänen, Bergwerke und andern Regalien von dem Lande nichts, als das in neuerer Zeit eingeführte sogenannte Postulat, über dessen Betrag er sich mit den Ständen einverstand. . . . . . Das tirolische Defensionswesen ruhet, wie ehemals der Heerbann, auf dem Grundeigenthum. Die Pflicht der Selbsterhal-

tung steht oben an und ist allgemein; kein Stand, kein Gewerbe kann im Falle der Noth davon befreien, und der Landsturm besteht aus der ganzen waffenfähigen Mannschaft vom sechszehnten bis zum sechszigsten Jahre; die organisirte Miliz hingegen nach dem Landlibell von 1511 und nach den neuen Organisations-Patenten von 1802 und 1804 aus zwanzigtausend Mann in vier Zügen, jeder Zug von fünftausend Mann. Kein Tiroler kann jedoch außer seinen Landesgränzen zu dienen gezwungen werden. . . . . . So tüchtig der Tiroler als Jäger seine Gebirge vertheidigt, und so willig er ist, wenn von den Kirchthürmen benachbarter Gemeinden der Glockenstreich in der Noth ertönt, Weib und Kind zu verlassen, und sein Leben der Pflicht und der alten Freiheit zum Opfer zu bringen, so wenig taugt er für die Muskete, und eben so unverläßlich ist er in der Linie. Außer seinem Vaterlande verzehrt ihn die Sehnsucht nach demselben, und diese sowohl, als auch die ungewohnte Luft, Lebensweise und Nahrung zerstören seinen Körper. — Der Ackerbau braucht in Tirol mehr Hände als irgendwo; nichts war ihm daher verderblicher, als die Conscription der letzten Zeit. Sie entvölkerte das Land nicht so fast wegen der übrigens nicht unbedeutenden Anzahl der ausgehobenen Individuen, als vorzüglich deßwegen, weil bei der allerentschiedensten Abneigung des Tirolers gegen den Militärdienst fast die ganze waffenfähige Jugend das Land verließ, und daher großentheils für dasselbe auf immer verloren ging . . . . . Fassen wir alles bisher Angeführte zusammen, so zeigt sich, wie bei der natürlichen Armuth und bei der jetzigen unnatürlichen Erschöpfung Tirol als ein integrirender Theil der großen, mit allen Schätzen der Natur und Kunst gesegneten österreichischen Monarchie für dieselbe eine bloß politisch-militärische Wichtigkeit haben könne, wie sich diese Wichtigkeit zu allen Zeiten bewährt, und wie das Grundprincip der tirolischen Verfassung auf dieselbe gebaut war; es zeigt sich, von welcher Bedeutung die Anhänglichkeit des Tirolers an sein Vaterland und an seinen Fürsten sei, und wie diese mit der

seiner Verfassung so innig zusammenhange; es zeigt sich, mit einem Worte, daß die physikalische Beschaffenheit des Landes, der Charakter der Nation und ihr Verhältniß zu Oesterreichs großer europäischer Mittelmacht mit der früheren Verfassung im vollkommensten Einklang stehen."

Für die hier dargelegte Ueberzeugung den Kaiser und die Minister zu gewinnen, wurde keine Mühe gespart. Es standen aber dem Erfolge nicht bloß die in den höheren Beamtensphären, mit wenigen Ausnahmen, damals herrschenden Ansichten und Gewohnheiten, so wie die dringenden Bedürfnisse des Augenblicks entgegen; sondern Manchen, denen die Natur des Tirolervolkes als eines ruhigen und seinem Fürsten treu ergebenen minder bekannt war, erschienen diese Forderungen in einem schiefen und bedenklichen Lichte, als solche, die sich mit der Organisation des Ganzen nicht vertrügen, und in einer Zeit allgemeiner Bedrängniß und Erschöpfung nur widrige Störungen und Hemmnisse für das allgemeine Staatswohl hervorbringen würden. Zum Beweise dessen soll hier ein getreuer Bericht über den Gang jener Verhandlungen folgen. Im Juni 1814 kamen nach Wien sieben Deputirte des nördlichen Tirols, lauter Landleute, welche, denen des Südens sich anschließend, am 23. dieses Monats ein, wesentlich aus obigem Memoire geschöpftes, Majestätsgesuch im Namen ihrer Comittenten übergaben. Am 30sten Juni meldeten sich zwei dieser Deputirten, Kiechl und Petessi zur Audienz bei Hrn. v. Baldachy, dem damals allvermögenden Minister des Innern. Herr v. Baldachy empfing sie äußerst freundlich und zuvorkommend, und entließ sie mit der Versicherung, daß er, so wie bisher, auch für die Zukunft sich das Beste der Tiroler werde angelegen seyn lassen und daß, wenn auch die Verhältnisse der Zeit einige Veränderungen an ihrer Verfassung nöthig machten, doch zuverlässig alles, was an derselben Gutes war, beibehalten werden solle. Die beiden Deputirten dankten für diese gnädige Gesinnung, erklärten aber zugleich, daß alles We-

sentliche der alten Verfassung auch zu ihrem Glücke wesentlich beigetragen habe. Sie begaben sich hierauf zu dem Staatsrath von Lorenz, der sie eben so freundlich empfing, und ihnen versprach, sich für die Gewährung ihrer „Bitte" nach Kräften zu verwenden und morgen sogleich mit Sr. Majestät darüber zu sprechen. Wenigstens, meinte er, dürfte dadurch so viel erzweckt werden, daß Se. Majestät veranlaßt werde, die von ihnen überreichte Bittschrift zu durchlesen, und die angeführten Gründe der allerhöchst eigenen Verfügung zu würdigen. Von da weg meldeten sich die beiden Genannten bei dem alten Fürsten Metternich, dem Vater des leider damals abwesenden Staatskanzlers, bei dem Fürsten Schwarzenberg und dem General Ducca. Ueberall, namentlich aber von Seite des Fürsten Schwarzenberg, der sämmtliche Deputirte zu sehen begehrte, wurde ihnen der freundlichste, ja herzlichste Empfang mit dem Versprechen der nachdrücklichsten Unterstützung ihres Gesuches zu Theil. Doch verband General-Ducca mit der Versicherung, daß Se. Majestät sehr gut gegen das Land gesinnt seien und mit ihm darüber öfter gesprochen hätten, die Bemerkung: sollte auch Mehreres am Alten geändert werden, — so geschehe es nur zu ihrem Besten; das Gute werde auf jeden Fall beibehalten. Aeußerst freundlicher Begegnung und tröstlicher Versprechungen hatten sich am 2. und 3. Juli die Deputirten auch von Seite des Grafen von Lazanzky, des Staatsraths von Pfleger und der Grafen Wallis und Ugarte zu erfreuen. Graf Zichy, zu dem sich ihrer vier am 4. Juli in der Frühe verfügten, gab ihnen die Versicherung, er werde für ihr Interesse mitwirken, wenn auch vielleicht Einiges an der alten Form geändert werden sollte.

Sie machten gegen alle dergleichen Aenderungen Vorstellungen ihrer Seits, indem, wie sie es früher erfahren hätten, Aenderungen noch selten Verbesserungen gewesen seien. Graf Zichy gab ihnen hierüber noch einige tröstliche Zusicherungen und entließ sie sehr freundlich. Staatsrath von Hauer, zu dem

sie sich von da wegbegaben, empfing sie mit dem Original ihres beim Kaiser eingereichten Immediatgesuches in der Hand, sprach aber auch von bevorstehenden Veränderungen. Sie protestirten abermals, ohne jedoch etwas anderes, als das Versprechen thätiger Mitwirkung für ihr Wohl, und einen recht freundlichen Abschied zu erzielen. Hierauf verfügte sich der Deputirte Kiechl allein zu Herrn von Hudelist, um ihm eine Abschrift des öfter erwähnten Immediatgesuches mit der Bitte um dessen Unterstützung von Seite der Staatskanzlei zu übergeben, und Herr von Hudelist sprach sich offen darüber aus, was man gegen die Tiroler auf dem Herzen habe: man führe nämlich an, sie seien in Parteien getheilt und hätten sich an Rußland, England, Preußen, ja sogar an die Schweiz gewendet; er aber hoffe, sie würden wieder die alten Tiroler werden, und in dieser Voraussetzung werde man ihnen auch die alte Verfassung wieder geben. Während nun dieses in Wien vorging, fand im nahen Baden, wo der Kaiser residirte, folgender Vorgang statt. Dort hatte am 3ten Juli Herr von Grabmayr aus Bozen beim Kaiser Audienz. Ungeachtet die Zeit sehr drängte, und die Menge der zur Audienz Gekommenen unverhältnißmäßig groß war, unterhielt sich doch der Kaiser mit Grabmayer über zwanzig Minuten. Grabmayr brachte die Bitte vor, Se. Majestät möchten der Stadt Bozen bewilligen, eine Deputation an das allerhöchste Hoflager schicken zu dürfen. Der Kaiser erwiederte, er habe für das Land Tirol bereits eine Deputation resolvirt. Grabmayr erlaubte sich zu fragen, ob diese Deputation eine gewählte oder eine ernannte sei? — Hierauf entgegnete der Kaiser: Eine ernannte, doch was soll da für ein Unterschied seyn? Wenn es so ist, sagte Grabmayr, so werden Eure Majestät wohl die Sprache dessen vernehmen, der die Deputation hieher führt, und alles das, was er ihr in den Mund gelegt, aber schwerlich die Sprache der Tiroler, die Wünsche und Bitten des Landes. — Der Kaiser erwiederte, das sei jetzt auch höchst überflüssig, denn er habe nicht Zeit,

ehe die fremden Souverains von hier abreisen, mit irgend einer Deputation in Geschäften zu reden. Die jetzige Tiroler-Deputation komme bloß, wie alle übrigen, ihn zu begrüßen. Grabmayr erlaubte sich, zu bemerken, daß aber das Land doch den Wunsch hege, von Sr. Majestät gehört, und wenn seine Wünsche gerecht seien, auch erhört zu werden. Dazu entgegnete der Kaiser, sei in der Folge Zeit; auch gebe er ihm sein Wort, daß er nichts definitiv beschließen werde, bevor er nicht das Land selbst gesehen, oder durch einen ganz verläßigen Mann, den er dahin schicken wolle, untersucht habe. Ehe er nicht alle Verhältnisse kenne, sei es ihm unmöglich, etwas zu entscheiden. Grabmayr erwiederte darauf, mit tirolerischem Freimuth, die Tiroler seien ja Sr. Majestät nicht unbekannt; sie seien ja unter der Regierung Sr. Majestät schon lange beisammen und zwar glücklich gewesen; auch hätten sie sich immer die allerhöchste Zufriedenheit erworben; somit dürften nur die alten Verhältnisse zurückkehren, um das alte Glück und die alte Zufriedenheit wieder zu erwecken. Der Kaiser versetzte, seit der Trennung solle sich Vieles verändert haben; die Tiroler wären nimmer die Alten. Nun zeigte aber Grabmayr, daß dieß nur eine falsche Angabe, und zwar eine von solchen Menschen erdichtete Verläumdung eines ganzen Volkes sei, welche dadurch nicht das Wohl der Monarchen und der Unterthanen, sondern nur ihr eigenes suchen könnten, und daß man vorzüglich gegen solche mißtrauisch seyn müsse, welche ihre eigenen Verdienste auf Kosten Anderer geltend machen wollen, und schloß mit den Worten: Eure Majestät! ich stehe hier als ein einzelner Mensch, und bin im Stande und bereit, jede gegen das Land Tirol vorgebrachte Anklage allein zu widerlegen; Eure Majestät können mich im Falle einer Verdrehung oder Unwahrheit mit was immer für einer Strafe belegen; mein Kopf bürgt für meine Worte. Der Kaiser versicherte hierauf, daß er mit den Tirolern im Ganzen sehr zufrieden sei, und daß er ihre Verdienste kenne und zu würdigen wisse; daß er aber doch nichts entscheiden wolle,

bevor er nicht Alles untersucht habe. — Herr von Grabmayr erwiederte hierauf, dieß sei auch das einzige Glück und die einzige Hoffnung des Landes, welches nach gepflogener Untersuchung auf Sr. Majestät Gerechtigkeit baue. Darauf fragte ihn der Kaiser: „Aber, wer sind Sie denn? Wie heißen Sie?“ Grabmayr nannte seinen Namen und, da diesen der Kaiser nicht kannte, so gab er sich als den Vormund einer reichen Mündel aus Südtirol zu erkennen, über deren Hand ein napoleonischer Dynast, nach dem aus den Zeiten der fränkischen Könige erneuerten Systeme Napoleons, zu Gunsten eines seiner Adjutanten ohne weiters disponirt haben würde, wenn nicht, zur Freude des ganzen Landes, der Vormund durch seine Wachsamkeit und Standhaftigkeit das Unternehmen vereitelt hätte. „Nun kenne ich Sie schon“, sagte der Kaiser, „die Geschichte ist mir wohl bekannt; Sie sind ein Muster eines braven Mannes, Sie haben sich vortrefflich benommen“, und hiermit wurde Grabmayr in Gnaden entlassen. Fünf Tage darauf, als die Deputirten, einsehend, daß sie die Rückkehr des Fürsten Staatskanzlers nicht abwarten könnten, ihrer Päße wegen sich bei Herrn Staatsrath von Hudelist meldeten, eröffnete ihnen dieser, er habe Tags vorher mit Sr. Majestät gesprochen und den Auftrag erhalten, ihnen zu sagen, Se. Majestät wäre mit ihrem Benehmen sehr zufrieden: sie sollen ruhig und getrost nach Hause gehen, und ihren Landsleuten sagen, sie möchten ruhig, einig und friedlich mit einander leben, und sodann werden Seine Majestät alles Mögliche anwenden, um allen ihren Wünschen zu entsprechen. Die Deputirten, nachdem sie noch dem Grafen Stadion ihre Sache empfohlen, und von diesem die erfreulichsten Zusicherungen kräftiger Verwendung erhalten hatten, thaten, wie ihnen gesagt war. Vor ihrer Abreise glaubten sie jedoch im Interesse ihrer Sache noch einige Schritte thun zu müssen. Einmal hinterließen die sieben Deputirten des nördlichen Tirols bei ihrer Abreise noch eine von Giovanelli verfaßte Bittschrift an den Fürsten Met-

ternich, welche Giovanelli in ihrem Auftrage, mit einem Begleitschreiben von seiner Hand, am 22. Juli in einer eigenen Audienz dem Staatskanzler überreichte. Dann erschienen am Ende des Monats zwei Deputirte von den deutschen, früher dem Königreich Italien einverleibten Gemeinden, gleichfalls Landleute, nämlich Jg. Lutz von Gries und Jos. Staffler von Lengmoos, welche mündlich und schriftlich, theils um Aufhebung der drückenden, noch immer nach dem italienischen System fort wirthschaftenden provisorischen Verwaltung, theils um Wiederherstellung der alten Verfassung bitten sollten. Ehe sie zur Audienz kamen, wurden sie von Giovanelli, besonders bezüglich der Verfassungsfrage, genau instruirt, und wir sind im Stande, diese seine Instruction hier mittheilen zu können. Sie lautete dahin: Wenn der Kaiser etwa fragen sollte, worin die Verfassung bestehe, und was denn der Tiroler durch diese Verfassung für besondere Vortheile genieße, so wäre zu antworten: die Verfassung bestehe darin, daß Alle, nämlich die hohe Geistlichkeit, die Herren und Ritter, die Städte und die Bauern vollkommen gleiche Rechte genießen; daß sie ihre eigene Repräsentation haben, daß sie von allen übrigen Steuern befreit sind und nur die Landesschulden und die Landesbedürfnisse zu decken haben; daß sie endlich von der Conscription vollkommen ausgenommen sind, dagegen aber die Vertheidigung ihres eigenen Landes mit ihrem eigenen Blute und größtentheils auch mit ihren eigenen Kosten bestreiten müssen. Die Vortheile, welche aus unserer Verfassung für unser Land entstehen, sind also: 1) daß wir eine eigene Repräsentation haben, wodurch wir uns selbst nach einem billigen Maßstab besteuern; 2) daß wir selbst auf die Vertheidigung unserer Gränzen, woran uns gewiß am meisten gelegen ist, den größten Einfluß haben; 3) daß der Herr, der Bürger und der Bauer gleich gehalten sind; 4) daß unsere eigenen landschaftlichen Beamten, die das Land kennen und lieben, alle unsere Wünsche und Bitten an den Landesherrn gelangen lassen können, welcher durch seine eigenen Beamten die Wahrheit schwerlich so ganz und so lebendig erfahren

kann. — Wenn der Kaiser sagen sollte, es sei ja gar nicht mehr möglich, die Verfassung zurückzustellen; denn der Adel habe aufgehört zu seyn, die Klöster wären aufgehoben, die Städte wären nie von Bedeutung gewesen, die Bauern aber wären verwildert; so ist zu antworten: der Adel ist noch sehr groß in Tirol und auch sehr gut gesinnt, aber verarmt, und das nicht durch seine Schuld. Unter einer gerechten Regierung, und wenn unsere Verfassung zurückgestellt wird, wird er sich schon wieder erholen. Die Klöster können mit einem Worte Eurer Majestät wieder hergestellt werden, und auf jedwedem Fall können die Pfarrer an die Stelle der Prälaten treten. Die Städte sind geblieben, was sie waren, und werden bei dem Wiederaufblühen des Handels neuerlich zu Kräften kommen. Die Bauern aber haben ihre Sittlichkeit in der letzten Zeit dadurch vorzüglich bewiesen, daß alle gewaltsamen Aufstände und Auftritte ohne Raub und Mord vorüber gingen, und daß sie sich überhaupt an den evangelischen Grundsatz hielten: Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch Anderen nicht. — Wenn der Kaiser über die letzten Unruhen in Tirol eine Erwähnung machen sollte, so sollten sie ihm den Gang der Ereignisse in Erinnerung bringen, und namentlich die Stellung, welche die bayerischen besitzergreifenden Beamten nach der Räumung dem Lande selbst, und Oesterreich gegenüber, bezüglich der gemachten Zusicherungen eingenommen hätten. Als Bauern konnten wir nicht begreifen, daß wir mit diesem Aufstand so sehr gefehlt haben sollten, wie es uns der General Bellegarde nachher erklärt hat. Dagegen waren wir auf der Stelle ruhig, wie sich österreichisches Militär gezeigt hat, und haben es mit allen Ehren aufgenommen.

Ohne Zweifel wird das Urtheil über diese Bemühungen zur Rettung der alten Verfassung, deren Seele Joseph Giovanelli war, heute noch, wie damals, ein verschiedenes seyn; werden auch Manche die Meinung verfechten, der beredte tirolische Landesvertreter habe vielleicht in dem Einen oder dem Andern zu ausschließlich die Wohlfahrt seiner Provinz im Auge

gehabt und pro domo geredet: so wird ihm doch Jeder, Freund wie Gegner, das ehrenvolle Zeugniß nicht versagen können, daß die reinste, uneigennützigste Liebe zu seinem tirolischen Vaterlande und die unerschütterlichste Anhänglichkeit an das alte, mit dem Lande innigst verwachsene Kaiserhaus die Triebfeder seiner politischen Bemühungen war, und was jene Verfassung anlangt, so gaben auch in der jüngsten Zeit die tapfern Basken, die manche Aehnlichkeit mit den Tirolern haben, wieder Beweise, wie sich bei edlen, religiösen Bergvölkern aufopfernde Anhänglichkeit an das legitime Fürstenhaus gar wohl mit der innigsten Liebe zu gesetzlicher Freiheit verträgt.

IV.

Literatur.

J. Evelt, die Kirche und ihre Institute auf dem Gebiete des Vermögens-Rechts. Ein Handbuch für Geistliche und Juristen. Soest. 1845.

Haben wir neulich durch eine Anzeige von Hefele's Ximenez eine Schuld abgetragen, so fühlen wir uns eben so dringend verflichtet, auch in Betreff des vorstehenden Buches das Unrecht einer langen Versäumniß gut zu machen. Dasselbe verdient nicht nur Beachtung, sondern in mehrfacher Beziehung die größte Anerkennung. Der Verfasser, der sich in dem ganzen Werke als einen gewiegten Juristen kund gibt, hat trotz seines Land- und Stadtgerichts-Directorates sein Herz nicht in dem Actenstaube vergraben, sondern dasselbe frei, offen und empfänglich für alles Wahre und Schöne erhalten, und hat zu seiner Arbeit diejenige Gesinnung mitgebracht, welche allein die

Garantie dafür ist, wenn auf dem Gebiete des Kirchenrechts etwas Tüchtiges geleistet werden soll.

Der Hauptgegenstand dieser Schrift ist die Lehre von den Kirchengütern; allein unter dem wohlthätigen Einflusse katholischer Philosophie hat der Verfasser an sich den Satz Günthers wahr gemacht, daß die Juristen Theologen seyn sollen, und somit hat er, jedoch nicht mehr als nothwendig war, die Bedeutung der Kirche selbst auf eine schöne Weise durchgeführt. Er hat sich hiebei von der sehr richtigen Wahrnehmung leiten lassen, daß von der Begründung des Begriffes und der Aufgabe der Kirche auch die Auffassung der Bedeutung der Kirchengüter bedingt sei, wie sich dieß gleich bei der Hauptfrage auf's Entschiedenste äußert: wem denn eigentlich das Eigengenthum an den Kirchengütern zustehe?

Die Ansichten über diesen Punkt sind sehr verschieden; die Einen legen das Eigenthum an den Kirchengütern dem einzelnen Benefiziaten, die Andern dem Coetus der Geistlichen an einer einzelnen Kirche bei; eine dritte Ansicht erklärt die allgemeine Kirche, eine vierte den Papst, eine fünfte Gott für den Eigenthümer. Daß eine große Anzahl von Schriftstellern sich für ein Eigenthum des Staats an den Kirchengütern ausgesprochen hat, darf nicht verwundern, auch ist es eine sehr verbreitete, in neuerer Zeit durch die Auctorität Eichhorns und v. Savigny's unterstützte Ansicht geworden, die einzelnen kirchlichen Gemeinden ausschließlich für das Rechtssubject zu erklären. Es begreift sich leicht, daß bei dieser großen Verschiedenheit der Ansichten, auch eine eben so große sich in den Folgen derselben äußern muß. Der Verfasser widerlegt auf eine siegreiche und schlagende Weise die Meinungen, die seiner Auffassung der Sache entgegenstehen, zeigt wie die Kirche, als der mystische Leib des Heilandes, die fortwährende Manifestation Christi in der Geschichte sei, und indem er auf diese Art unter den obigen Ansichten die dritte mit der fünften vereinigt, stellt er den in dieser Beziehung allein richtigen Satz auf, daß Christus, und durch ihn die allgemeine Kirche, das Eigenthum an den

Kirchengütern habe. So wie nun die Kirche selbst eine große Familie darstellt, so gestaltet sich dadurch auch das Kirchenvermögen zu einem großen Familien-Fideicommiß, von welchem jedem einzelnen Pfründner, jeder einzelnen Kirche ein Theil zur Benutzung zugewiesen ist. Hieraus folgt dann von selbst die Verpflichtung des Nutznießers, das ihm anvertraute Gut getreulich zu verwalten und dem Nachfolger unversehrt zu überliefern (S. 105).

Wir erlauben uns zur Erläuterung dieser Ansicht noch einiges Nähere hinzuzufügen.

Es könnte sehr überflüssig erscheinen, von einem Eigenthum Gottes bei dem Kirchenvermögen zu sprechen, denn Gott gehört ja ohnehin schon Alles. Gott hat indeß den Besitz der Erde dem Menschen überlassen, ohne damit auf sein Eigenthum zu verzichten. Er hat daher im alten Bunde gewisse Gegenstände stets als diejenigen bezeichnet, die ihm als sein Eigenthum im strengsten Sinne des Wortes vorbehalten bleiben und nicht entzogen werden sollen; diese eben hat er den Priestern und Leviten gegeben. Dieß Princip ist aber, wie der heilige Irenäus bemerkt, im Christenthum gar nicht aufgehoben, nur ist hier die Freiheit an die Stelle des Gesetzes getreten. Wenn aber die Gerechtigkeit der Christen die des den Zehnten getreulich zahlenden Pharisäers übertreffen soll, so ist Jener verpflichtet, mit noch reichlicheren Gaben, eben durch dieses Opfer (S. 7) seine Liebe gegen Gott ausdrückend, das Eigenthum Gottes zu vermehren. Wir finden daher auch schon in den ältesten Zeiten der Kirche diese Auffassung, die apostolischen Constitutionen, die carthaginiensischen Concilien zu Ausgang des vierten Jahrhunderts, und mehrere Kirchenväter bedienen sich der Ausdrücke Res dominicae, Res Dei, Substantia Christi. Daher hat auch der Pseudo-Isidor nichts Unrichtiges gesagt, wenn er von der Pecunia Christi et Ecclesiae spricht, und eben so haben Papst Innocenz III., Peter von Blois und andere Schriftsteller durchaus die richtige Bedeutung des Kirchenvermögens

getroffen, wenn sie dasselbe Patrimonium Christi oder Patrimonium Crucifixi nannten.

Nun ist aber, wie die Troslejanische Synode vom Jahre 909, die in ihrem vierten Canon selbst eine höchst lesenswerthe Abhandlung über das Kirchenvermögen enthält, Christus und seine Kirche Eine Person, und was Christus gehört, gehört der Kirche. Es ergibt sich daraus von selbst, daß, wie schon der heilige Hieronymus sagt: wer einem Freunde etwas nimmt, einen Diebstahl, wer aber der Kirche, ein Sacrilegium begeht. Es bedurfte also auch hier nicht des Pseudo-Isidors, um diese aus der Natur der Kirche hervorgehende Auffassung des Sacrilegiums zu vermitteln. Daher sagt auch der heilige Thomas von Aquin nicht zu viel, wenn er in seiner Summa (II. 2. 99. 3.) bemerkt: Post sacramenta-secundum locum tenent vasa consecrata etc. — Deinde ea quae sunt deputata ad sustentationem ministrorum, sive sint mobilia sive immobilia. Quicunque autem contra quodcunque praedictorum peccat, crimen sacrilegii incurrit. Es begreift sich leicht, daß von diesem Standpunkte aus die Säcularisationen, aber auch schon die Amortisationsgesetze, in einem etwas andern Lichte erscheinen, als nach der Ansicht, welche das Eigenthum an den Kirchengütern dem Staate beilegt. Insbesondere kommt aber hier in Betracht, daß stets ein großer Theil des Kirchengutes zur Unterstützung der Armen, Kranken und Hülfsbedürftigen verwendet worden ist, weshalb dasselbe auch, da Christus sich selbst mit den Armen identificirt, bereits frühzeitig Patrimonium Pauperum genannt wird. Daß dieser Ausdruck schon beim heiligen Ambrosius gebraucht sei, wie der Verfasser Seite 5 annimmt, möchte wohl auf einer Verwechselung beruhen. Der Ausdruck kommt unseres Wissens zuerst in dem ehedem häufig dem heiligen Prosper zugeschriebenen Buche de vita contemplativa vor, welches aber aller Wahrscheinlichkeit nach dem zu Anfange des sechsten Jahrhunderts lebenden Julianus Pomerius seinen Ursprung verdankt. Eben aus jenem Grunde nimmt aber das Kirchenvermögen den Charakter eines allgemei-

nen Almosens an, mit welchem in Nothständen die Kirche auch dem Staate zu Hülfe zu kommen verpflichtet ist. Es versteht sich von selbst, daß dieß an gewisse Bedingungen geknüpft ist, namentlich an die, daß der Papst, der zwar keineswegs der Obereigenthümer, wohl aber der oberste Verwalter des Kirchenvermögens ist, seine Zustimmung dazu gegeben habe.

Während die beiden ersten Abtheilungen von Evelt's Schrift die Darstellung der verschiedenen Ansichten und die Prüfung der wichtigsten unter ihnen zum Gegenstande haben, so beschäftigt sich die dritte damit, die Idee des Verfassers bei den einzelnen Materien des kirchlichen Vermögensrechtes durchzuführen. Wir betreten hier das eigentlich praktische Gebiet; allein, wie ganz anders als nach jenen Ansichten gestalteten sich hier die Verhältnisse, indem der Verfasser zu dem festen Fundamente, auf welchem schon die alten Lehrer des Kirchenrechts, wie Reiffenstuell, ihr System aufgeführt haben, zurückgekehrt ist, dasselbe aber auf eine viel geistvollere Weise begründet hat. Es würde den Raum dieser Blätter überschreiten, wollten wir hier in ein näheres Detail der Schrift eingehen, von welcher wir glauben, daß sie sowohl für Geistliche und Juristen — wie denn auch der Verfasser für Beide sein Buch bestimmt hat — sehr belehrend und brauchbar seyn wird. Um aber einen Punkt besonders hervorzuheben, so möge bemerkt werden, wie folgerichtig der Verfasser es auch im Einzelnen durchgeführt hat, daß für die Befreiung des Begriffes „kirchliche Gemeinde“ in Beziehung auf das Kirchenvermögen durchaus kein Platz bleibt. Es hat nicht fehlen können, daß zur näheren Aufhellung des Gegenstandes auch noch mehrere andere Institute des canonischen Rechtes hineingezogen worden sind, wodurch also dieß Buch auch nicht als eine bloße Monographie über das Kirchenvermögen zu betrachten ist. — Wir glauben somit unser zu Anfang ausgesprochenes Urtheil über den Werth dieses Werkes nur wiederholen zu können, und wünschen dem Verfasser, daß seine Amts- und Berufsgeschäfte ihm auch fernerhin so viel Muße gewähren mögen, daß er von Zeit zu Zeit die Wissenschaft mit seinen Gaben bereichern könne.

V.

Die katholische Journalistik in Deutschland.

Beim Beginne dieser Blätter im Jahre 1838 haben wir die Katholiken darauf aufmerksam gemacht, wie dringend nothwendig es sei, daß sie sich bei der Presse, und namentlich bei der periodischen, betheiligten, und dieselbe nicht, wie bis dahin fast ausschließlich geschehen, den Gegnern zur Ausbeute überließen.

Neun Jahre sind seitdem verflossen, und die Entwicklung, welche die Dinge in unserem deutschen Vaterlande genommen, ist keineswegs eine solche gewesen, die den Einfluß der Presse vermindert, oder die Katholiken der Pflicht einer eifrigeren Theilnahme enthoben hätte.

Im Gegentheil, wer dem Gange der Ereignisse mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird bemerkt haben, daß die große Strömung der Zeit im Gegensatz zur centralisirten, omnipotenten Bureaukratie mehr und mehr nach allgemeinerer Theilnahme an dem politischen Leben, und mithin auch zur größeren Oeffentlichkeit hindrängt. Wachsender Einfluß und steigende Macht der Presse, und insbesondere der periodischen, ist hievon die nothwendige Folge. Die Zahl der Journale hat sich

seit jenem Zeitpunkte nicht nur vermehrt, ihr Leserkreis bedeutend erweitert, sondern ihr Format ist auch fast durchgehends vergrößert worden, und es werden Dinge in den Kreis ihrer Discussionen hineingezogen, die ihnen früher, wo sie mehr oder minder nur Nachrichten aus aller Welt an einander reihten, fern blieben. Was wir früher schon bemerkt, das ist heute doppelt wahr: wer in unseren Tagen nicht auf dem öffentlichen Markte mitspricht, wessen Stimme in der Presse nicht gehört wird, der wird auch nicht mitgezählt; über seinen Glauben, über seine Rechte, über seinen Besitz wird von dem das große Wort führenden Gegner verfügt, und er selbst bei der allgemeinen Erbtheilung todtgetheilt. Wer in dieser Beziehung noch einen Zweifel hegt, der kehre seine Blicke der Schweiz zu. Hätten die Katholiken, hätten die Conservativen dort früher, wie es ihre Pflicht gebieterisch forderte, an den öffentlichen Angelegenheiten thätigeren Antheil genommen, hätten sie die Presse nicht ihren Gegnern Jahre lang überlassen, während sie sich auf der Ofenbank einer unverzeihlichen Ruhe hingaben, und Eines nach dem Anderen sich gefallen ließen, die Dinge wären dort gewiß nicht zu diesem heillosen Aeußersten gekommen, worin wir sie jetzt zum Unglück Aller sehen. Die Achtung, welche sie dem Gegner durch ihr männliches, muthiges, festes und thätiges Auftreten abgenöthigt, würde seinen steigenden Uebermuth in den Schranken der Bundesgesetze gehalten haben. Denn das pflegt die gewöhnliche Regel in allen Parteikämpfen zu seyn, daß Jedem zugemessen wird, was er sich eben bieten läßt, und daß, wer für sein Recht nicht einsteht, wenn es gilt, dasselbe schon halb verloren hat, und später mit ungleich größeren Opfern wieder erobern muß, was, als sein gutes Recht, nie zu verlieren früher verhältnißmäßig ein Leichtes gewesen wäre.

Fragen wir nun, wie weit die Katholiken in Deutschland, im Interesse ihrer Selbsterhaltung, ihren Pflichten hinsichtlich

der Presse entsprochen haben, so kann nicht geläugnet werden: es ist hier, wenn wir das Feld der politischen Journalistik überblicken, einiges Leben erwacht, Manches auch hat sich gebessert; allein keineswegs in dem Maße, wie das Bedürfniß der Zeit es fordert, und wie das warnende Beispiel der Schweiz es ihnen so nahe legt. Zwar sind mehrere der neugegründeten katholischen Zeitungen wieder eingegangen, oder haben eine indifferente oder feindliche Farbe angenommen; im Ganzen jedoch hat ihre Anzahl zugenommen. Was früher kaum glaublich geschienen, selbst im Norden hat die katholische Sache an der Allg. Oderzeitung eine Vertreterin, der wir um so mehr Gedeihen wünschen, je schwieriger die Umstände sind, mit denen sie zu kämpfen hat. Nicht minder dankbar anzuerkennen ist es, daß der Westphälische Merkur, was freilich längst hätte geschehen sollen, mit mehr Entschiedenheit in den jüngsten Jahren für die katholischen und conservativen Interessen der Provinz eingetreten ist; als eine Zeitung von größerem Umfange und einem weit ausgedehnten Leserkreise, die die Rheinlande mit dem Norden verbindet, ist ihr Gewicht nicht gering anzuschlagen, und es könnte noch von ungleich größerer Bedeutung werden, wenn sie sich minder auf ihre Provinz beschränken und durch zahlreichere Correspondenzen den Umfang ihres Inhaltes erweitern, und mehr auf das übrige Deutschland ausdehnen wollte, was ihr bei den Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, gewiß nicht schwer seyn kann.

Wenden wir uns nun dem Rheine zu: so haben wir seiner Zeit uns darüber ausgesprochen, als der Eigenthümer der Kölner Zeitung nach Berlin ging (wohlgemerkt, dem Rheinischen Beobachter gegenüber), einen Redacteur aus der Versammlung der Lichtfreunde zu holen.

Die Rhein- und Moselzeitung hat, wie wir hören, in Dr. Rottels einen neuen Redacteur erhalten. Man soll

von den Abgeschiedenen nichts Böses sagen, und so wollen wir auch die abgetretene Redaction in Frieden ruhen lassen. Entspricht aber die neue nur irgend den Anforderungen, die man an sie stellen kann, so ist der Rhein= und Moselzeitung, der „lichtfreundlichen" Kölner gegenüber, ein weiter Wirkungskreis eröffnet; freilich wird sie sich ihn erst erobern müssen, und ohne die äußerste Anstrengung wird sie ihr Ziel schwerlich erreichen. Möge sie daher eine verdoppelte Thätigkeit entfalten, mögen ihr aber auch die katholischen Rheinländer, gegenüber den Zeitungen von Köln und Trier, eine vermehrte Theilnahme zuwenden. Sie müssen diese Pflicht um so mehr fühlen, wenn sie bedenken, wie sie seit Jahren, um von der zweideutigen Rolle der Kölner Zeitung zu schweigen, von der Elberfelder, von dem Rheinischen Beobachter und Blättern, wie das Frankfurter Journal, die Mannheimer Abendzeitung, die sie alle mit ihren Kosten nähren und groß ziehen, bald offen, bald verdeckt in Allem, was ihnen heilig ist und was die tiefste Grundlage ihres inneren und äußeren Friedens bildet, angegriffen, und nicht selten auf das übermüthigste verletzt worden. Auch das kömmt der Rhein= und Moselzeitung zu gut, daß gegenwärtig die Censur, nach dem Mitgetheilten zu urtheilen, einen minder beschränkten Charakter als in früheren Jahren trägt, und die Bedingungen eines paritätischen Staates beachtet.

Gegenüber dem journalistischen Unfug, wie er in Frankfurt, in Mannheim, in Freiburg, in Constanz getrieben wird, ist auch das als ein nicht geringer Gewinn zu achten, daß die Karlsruher Zeitung, unter der Redaction von Giehne, in Hände gegeben ward, die den Katholiken wenigstens nicht feindlich sind, und daß jenes Land, das so vorzugsweise allen radikalen Wühlereien und brandstifterischen Umtrieben ausgesetzt ist, ein Blatt erhalten hat, aus dem Alle, was die Thatsachen angeht, den Weltlauf mit einer gewissen nüchternen Vollstän=

digkeit erfahren können. Uebrigens aber werden die Katholiken in diesen Gebieten ohne Zweifel fühlen, daß es zunächst und vor Allem ihre Pflicht ist, ihre volle Theilnahme und Unterstützung der Süddeutschen Zeitung zuzuwenden. Wohl ist aller Anfang schwer, aber eben so gewiß können sie auch des Sieges seyn, wenn sie ausharren, da der gesunde und tüchtige Kern des Volkes, der weit größeren Mehrheit nach, gewiß für sie ist, und nur der Leitung und Belehrung bedarf, um dem drohenden Umsturz, welchen ihnen Radikale, Kommunisten, Lichtfreunde und Indifferentisten in Aussicht stellen, einen sicheren Damm entgegen zu setzen.

Auch die Aschaffenburger Zeitung enthält von Zeit zu Zeit beachtenswerthe Artikel in löblicher Gesinnung, die eine weitere Verbreitung in größeren Kreisen verdienten; wie es denn überhaupt zu wünschen wäre, daß unsere Journale einander mehr berücksichtigten, und bei aller Unabhängigkeit sich einander unterstützten und zu ergänzen suchten, wovon bis jetzt noch kaum eine Spur zu entdecken ist, Unsere Gegner haben sich hierauf, wie auf so manches Andere, seit Jahren viel besser verstanden und dadurch Erfolge erreicht, die sie selbst anfänglich kaum zu hoffen wagten. Ein anderer Umstand, der nicht minder Beachtung verdient, ist der, darauf zu bestehen, daß man in Lesegesellschaften, wo man Blätter aller Farben hält, die ihrigen gleichfalls zulasse, und nicht, wie es häufig geschieht, nach kurzer Zeit wieder escamotire.

Wenn wir uns nun dem Süden unseres Vaterlandes zuwenden, so begegnen wir hier dem Donauboten, der, wenn gleich auf einen engern Kreis beschränkt, für das, was er bis jetzt geleistet, um so mehr Anerkennung verdient, je geringer die Vortheile sind, welche Unternehmen dieser Art in Aussicht stellen, die eine uneigennützige, sich aufopfernde Thätigkeit in Anspruch nehmen.

Um diese Ueberſicht mit unſerer nächſten Nachbarin, der Augsburger Poſtzeitung zu ſchließen, ſo iſt es erfreulich, zu vernehmen, daß ſie künftig, durch die uneigennützige Theilnahme von Solchen, denen die Wahrung des Glaubens und einer auf dem Boden des Geſetzes gegründeten Entwicklung gegen Revolution am Herzen liegt, einen neuen, friſcheren und vielſeitigeren Aufſchwung zu nehmen verſpricht; denn alſo verſtehen wir es, wenn ſie ſich Nr. 171, im Blatte vom 20. Juni, in einem Artikel, den ſie zum Programm für die kommende Jahreshälfte gewählt, alſo vernehmen läßt:

* „Es iſt ſchon oft und dringend auf die mangelhafte Vertretung der Katholiken in der deutſchen Tagespreſſe aufmerkſam gemacht worden: die Ungunſt äußerer, hier nicht näher zu erörternder Verhältniſſe hat es dahin gebracht, daß die zwanzig Millionen deutſcher Katholiken ihre politiſchen und ſocialen Intereſſen nur etwa in ſechs bis acht Tagesblättern vertreten finden, und daß zu einer Zeit, wo die Preſſe anerkanntermaßen eine Macht bildet und ſich auf die Journaliſtik meiſtentheils Leute geworfen haben, die alles Glaubens baar auch dem Umſturz der beſtehenden politiſchen Ordnung mehr oder minder offen das Wort reden. Die Nachtheile eines ſolchen Zuſtandes liegen klar vor Aller Augen: nicht bloß, daß die Katholiken durch Blätter aller Größen und Farben — die nun einmal den Weg in die Maſſen gefunden und in Folge davon das Monopol aller gewerblichen Anzeigen beſitzen — tagtäglich die beleidigendſten Dinge unter allen möglichen Formen ſich ſagen laſſen müſſen; die Katholiken ſind auch förmlich zum Schweigen verdammt, wie wir geſtern an einem ſchlagenden Beiſpiele nachgewieſen, oder müſſen es ſich von der Gnade einer akatholiſchen Redaction erbetteln, wenn ſie in dem großen Sprechſaal der Journaliſtik nur zum Wort kommen wollen. Dieſer heilloſe Zuſtand darf nicht länger dauern, es erfordert dieß nicht bloß die Ehre und das Intereſſe der Katholiken, ſondern das Intereſſe der Ordnung im Allgemeinen. Wie die Kirche überall, wo ihre Sendboten erſchienen, auch die ſocialen und politiſchen Verhältniſſe

organisirte und zu einem festen Bestand brachte, so kann umgekehrt die Kirche auch nur da ihre segensreiche Thätigkeit entfalten, wo diese politische Ordnung in ihrem Wesen unangetastet bleibt. Eines bedingt das Andere. Durchdrungen von dieser Ueberzeugung und die Nothwendigkeit einer mächtigern katholischen Presse auf's klarste erkennend, hat sich deßhalb — wir freuen uns, es unsern Lesern verkünden zu können — eine größere Anzahl von Männern, deren Namen in der katholischen Welt den besten Klang haben, der Redaction dieser Blätter verbindlich gemacht, und zwar mit der edelsten Uneigennützigkeit verbindlich gemacht, vom Juli dieses Jahres an sich über die Tagesereignisse in der Postzeitung, und hauptsächlich in den Beilagen derselben auszusprechen, insbesondere aber auf die Literatur ein sorgsames Auge zu werfen. Wir sprechen hiemit gegen jene Männer öffentlich unsern Dank für ihr edles Anerbieten aus, halten es aber auch für eine unabweisliche Pflicht unsererseits, an alle Freunde der katholischen Sache uns zu wenden mit der dringenden Bitte, dieser edlen Uneigennützigkeit nun auch ihrerseits mit einiger Aufopferung entgegenzukommen. Soll die Postzeitung, welche schon jetzt wohl die breiteste Grundlage unter allen katholischen politischen Tagesblättern Deutschlands also auch die gegründetste Hoffnung auf eine größere Zukunft hat, das von ihr erstrebte Ziel erreichen und eine unerschütterliche mächtige Stellung einnehmen, so bedarf sie hiezu — wie sich das von selbst versteht — großer pecuniärer Mittel, die ihr am natürlichsten zufließen, wenn sie eines großen Abonnentenkreises sich erfreut. Bisher hat sie in dieser Beziehung sich eben nicht zu beklagen gehabt. Je größer sich die Theilnahme für die Postzeitung zeigen wird, desto kräftiger und eingreifender wird sie auch auftreten können, und so ist es am Ende nur die katholische Sache selbst, welche dadurch gewinnt, wenn eines ihrer bessern Zeitungsorgane nach Kräften und allseitig unterstützt wird. Wir hoffen nicht vergebens gesprochen zu haben."

Wir wünschen der Postzeitung im Interesse der gemeinsamen Sache, die wir verfechten, diese vermehrte Theilnahme

von ganzem Herzen, und empfehlen sie hiemit der Theilnahme unserer Leser; denn wir halten es, wie wir im Eingang gesagt, gegenwärtig für eine unerläßliche Pflicht aller Katholiken, der Entwicklung des öffentlichen Lebens nicht müssig zuzusehen. Es klang uns daher auch neulich mehr als naiv, wenn der kleine Logiker und große Kanonier, der △ Correspondent der Allgemeinen Zeitung, die, welche er Ultramontane zu nennen beliebt, aus der Oeffentlichkeit hinaus, in die friedliche Ruhe des Studierzimmers verweisen möchte, damit sie dort als Custoden des Antiquariums die Rehabilitation von solchen, die etwa vor dreihundert Jahren oder mehr gestorben seien, sich angelegen seyn ließen; während er und seines Gleichen in allen forensischen Dingen als privilegirte Oberstaatstrompeter das große Wort auf der Tribüne und in der politischen Presse führten, und Jeden nach Hause kanonirten, der es wagte, eine andere Meinung zu haben, als sie. Im Gegentheil, nie war es dringender nothwendig, als gegenwärtig, daß die Katholiken alle gesetzlichen Mittel, welche ihnen die Verfassung gewährt, auch ihrer Seits anwenden, um ihre Rechte zu vertreten, und Theil an der öffentlichen Entwicklung zu nehmen. In einer Zeit, die so gern ihr Ohr Verläumdungen und Verdächtigungen jeder Art leiht, können sie überdieß nicht öffentlich genug auftreten, damit jeder Anschein von geheimen Coterien und im Finsteren gesponnenen Intriguen und verborgenen Nebenabsichten beseitigt werde. Nicht minder erheiternd war die Warnung desselben Correspondenten, die „Ultramontanen" möchten sich doch hüten, päpstlicher zu seyn, als der Papst selbst, und keinen Theil an der clerikalen Opposition gegen die glorreichen Reformen Pius IX. nehmen. Die historisch-politischen Blätter haben dieser sibyllinischen Weisheit des Propheten der Epigonen nicht bedurft; sie haben schon früher manche Mißstände in den weltlichen Zuständen von Rom mit einer Freimüthigkeit besprochen, die ihnen bittere Angriffe von Seiten wohlmeinender, aber kurzsichtiger Vertheidiger der

Kirche zugezogen hat. Sie dürfen also am allerwenigsten fürchten, in Opposition mit jenen wohlthätigen Reformen zu gerathen, ja sie wünschen nichts sehnlicher, als alle ihre Gegner, den △ Correspondenten der Allgemeinen nicht ausgeschlossen, möchten eben so bereit seyn wie sie, die Entscheidung über alle obwaltenden Streitfragen, und namentlich darüber: was katholisch und was ultramontan sei, in die Hände Pius IX. zu legen; sie versprechen im Voraus seinem Ausspruche sich unbedingt zu fügen.

Wenn wir übrigens hier Alle auffordern, denen unser Wort etwas gilt, sich an der Postzeitung oder an sonst einem katholischen Blatte zu betheiligen, so protestiren wir hier feierlichst und ein für alle Mal dagegen, daß hiemit irgend eine Solidarität für jeden ungeschickten, leidenschaftlichen oder strafbaren Artikel, den diese Journale aufnehmen, oder für jede Sünde und Verirrung, die sie begehen sollten, gemeint sei, wie dieß noch jüngst von der Allgemeinen Zeitung geltend gemacht wurde. Als sie oder ihre Correspondenten Artikel in der Rhein- und Moselzeitung entdeckten, die ihrer Ansicht nach unverzeihlich waren: da mußten es die „Ultramontanen" entgelten, und es hieß: seht ihr, so sprechen ihre Schleppträger in den Organen, die der Partei zu Gebot stehen; als wir sie aber jüngst in unserer Antwort auf Thatsachen hinwiesen, die ein bestimmter Artikel als Widerlegung auf bestimmte Behauptungen und Anklagen enthielt, da hatte die Allgemeine die frühere Solidarität gänzlich vergessen und sie entzog sich der gewiß nicht unbilligen Zumuthung unter dem Vorwande: wie sie ein solches Blatt beachten könnte, das sich in kurzer Zeit dreimal gehäutet habe und über das wir uns selbst nicht immer beifällig geäußert hätten. Als dasselbe Blatt zur Anklage diente, war es freilich gut genug; jetzt aber überhebt man sich der Mühe, die Thatsachen eines einzigen Artikels zu würdigen. Was von der Solidarität der Ar-

tikel, dasselbe gilt auch von den Mitarbeitern; wir mißbilligen so sehr wie irgend Jemand die Hülfe von unreinen Händen; allein wenn die Allgemeine Zeitung der Postzeitung jüngst in dieser Beziehung so schneidende Bußpredigten hielt, so scheint uns, daß der Gedanke an den einen oder anderen ihrer eigenen Correspondenten, deren Artikel wir hier nicht weiter aufzählen wollen, den Ton der Allgemeinen etwas milder hätte stimmen können. Wenn sie endlich wieder von begünstigten Richtungen spricht, so können wir sie, was die Presse zunächst betrifft, nur an die Freiheit erinnern, welche die Erlanger Kirchenzeitung, namentlich in ihren Angriffen gegen die Histor.-polit. Blätter, unter dem vorigen Ministerium genoß. Nie ist es uns eingefallen, alle Bände der Blätter geben Zeugniß davon, über diese Freiheit zu klagen, oder ein Wort von Beschränkung oder Unterdrückung fallen zu lassen. Man wird uns daher nicht den Vorwurf machen können, daß wir gegenwärtig etwas in Anspruch nähmen, was wir Andern verkürzt hätten, und wir können darum auch diese Betrachtung mit keinem besseren Worte, als mit dem alten Spruch beschließen: W a s d u n i c h t w i l l s t, d a s d i r g e s c h e h e, d a s t h u a u c h k e i n e m a n d e r n.

Hinsichtlich unserer Grundsätze aber, die heute wie beim Beginne dieser Zeitschrift dieselben sind, können wir uns getrost auf die Worte berufen, die wir in dem ersten Hefte des ersten Bandes 1838 vorausschickten. Von der Parität der getrennten Confessionen in Deutschland und dem auf sie gegründeten Frieden redend, lauteten die Grundsätze, zu denen sich unsere Zeitschrift bekannte, und die sie nie aus dem Auge verlor, I. Band Seite 44 wörtlich wie folgt:

„Diesen Frieden hat nicht die Willkühr der Menschen, sondern die Macht der Dinge geschlossen, ihn recht zu begreifen, ihn aufrecht zu erhalten, ihn weiter auszubilden, ihn gegen

die indifferentistisch-revolutionäre, alles Christliche auflösende Strömung, wie gegen den Absolutismus zu schirmen, der den nackten Willen der Staatsgewalt als Gesetz und Norm der Kirche aufzwingen, und in geistlichen wie in zeitlichen Dingen mit herrischer Willkühr gebieten will, das ist die Aufgabe der Gegenwart. — Wer von den Mitgliedern der protestantischen Bekenntnisse hierzu ehrlich und aufrichtig die Hand bieten mag — dem kann mit derselben Offenheit die Zusicherung gegeben werden, daß auch wir nur in dem auf der Basis des gleichen Rechts der Confessionen geschlossenen Kirchenfrieden das Heil von Deutschland sehen, daß wir jeden gewaltsamen oder hinterlistigen Bruch dieses Friedens zu Gunsten der einen oder anderen Confession verabscheuen, daß wir nichts sehnlicher wünschen, als im Sinne und Geiste dieser Parität die Punkte geschlichtet zu sehen, die seit der Auflösung des Reichs und der Zerrüttung der älteren Landesverfassung neuer, ordnender Bestimmungen und mit beiderseitiger Uebereinstimmung getroffener Festsetzungen bedürfen. In solcher friedlichen Einigung, die, wenn der leidenschaftliche Haß gegen die Kirche von der Berathung ausgeschlossen würde, und sonst die rechten Persönlichkeiten sich zusammen fänden, in keiner Weise unmöglich wäre, erblicken wir allein das Heil für Deutschlands nächste und entferntere Zukunft; in der entgegengesetzten Richtung, in der Unterlassung der durch die Zeit gebotenen, billigen und friedlichen Hebung der Beschwerden, in der Fortsetzung der Versuche zur Untergrabung und Vernichtung der Freiheit der katholischen Kirche und ihrer Bekenner, auf welche eine zahlreiche, in allen Ländern Europas verzweigte Faction rastlos hinarbeitet, können wir nur ein um so tiefer greifendes, Alles zerstörendes Unheil sehen, — als es sich heute nicht mehr, wie im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert, um den Kampf der Katholiken und Protestanten allein handelt. Damals schon stand der Türke vor den Thoren der abendländischen Welt, heute ist die Gefahr viel näher und dringender. — Der Feind ist mitten

unter uns, — die anarchische Revolution mit allen ihren Gräueln wartet nur auf den Moment, wo etwa das unter der Asche glimmende Feuer des alten Zwistes, an dem das deutsche Reich zu Grunde gegangen, wieder in hellen Flammen aufschlüge, um dann an beiden Theilen unbarmherzige Rache zu üben."

„Nachdem wir uns also im kirchlichen wie im wissenschaftlichen Gebiete offen und unumwunden gegen jede Vereinigung ausgesprochen, die ein Aufgeben oder ein Verschweigen der Wahrheit von unserer Seite verlangte, im staatsrechtlichen aber uns ebenso entschieden für die gemeinschaftliche Aufrechthaltung des Friedens und die Heilighaltung der gegenseitigen Rechte verpflichtet, bleibt uns die Erklärung noch übrig, daß wir von dem rein menschlichen Standpunkte aus, der jene drei Gebiete als der allgemeine befaßt, nie vergessen wollen, daß die Getrennten und die Irrenden unsere Brüder sind, denen wir in jeder Noth des Lebens beistehen und liebreich begegnen sollen, stets eingedenk, daß die katholische Barmherzigkeit keinen Unterschied der Confession kennt. Daß wir daher auch nicht nur den äußeren staatsrechtlichen Frieden aufrecht erhalten wünschen, sondern es als eine heilige Pflicht ansehen: jede Polemik, und vor allem die in göttlichen Dingen, bei der größten Entschiedenheit in Betreff der Lehre, doch im Geiste der Liebe und des Friedens, der ja das Ziel aller christlichen Polemik seyn soll, ohne Bitterkeit und Haß zu führen. Uns und unsere Schwächen und Fehler mit Geduld und Nachsicht zu ertragen, und wenn wir gethan haben, was in unseren Kräften steht, das Uebrige Gott anheimzustellen, das erkennen wir als die einzige wahre Toleranz, die dem katholischen Glauben nicht nur nicht entgegen ist, sondern die er als eine Pflicht seinen Mitgliedern auferlegt."

„Deßhalb also beschuldige Niemand die heutigen Verfechter der katholischen Wahrheit, daß sie, wenn auch nicht den

Krieg der Waffen, so doch den der Geister und dessen gesellige und literarische Consequenzen wollten. — Noch einmal: **Wir** sind es nicht, die diesen Gegensatz in die Welt gebracht, **wir** erkennen nur, weil wir müssen, ein Factum an, welches unsere Gegner selbst gesetzt haben. — Weil aber dieser Gegensatz besteht, muß er sich durchkämpfen, bis das Maß erfüllet ist; dieß zu hintertreiben oder abzuwenden ist keiner irdischen, auch nicht der absolutesten Macht gegeben. Aber Jeder sehe wohl zu, auf welcher Seite er steht, und daß sein Kampf nicht ein Widerstreben gegen den Geist der Wahrheit werde, der diejenigen, welche sich gegen ihn erheben, mit dem Athem seines Mundes spurlos zu verwehen pflegt, also daß ihres Namens Gedächtniß nur als Denkmal der Rache Gottes in der Geschichte stehen bleibt."

VI.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Der „nothgedrungene Bericht", den E. M. Arndt der Welt über die Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe erstattet, welche ihm zwanzig Jahre seines Lebens verbitterte, gehört zu den merkwürdigsten Documenten der Geschichte unserer Tage. Wir können heute mit großer Ruhe und Unparteilichkeit über die Bestrebungen sowohl Derer urtheilen, die Deutschland im Jahre 1819 und früher in politischer, wie in socialer Hinsicht von Grund aus reformiren wollten, als Derer, die damals den Stillstand predigten oder geboten. Doch erfordert die historische Unparteilichkeit, jene merkwürdige Epoche aus mehr als einem Gesichtspunkte zu betrachten. Die nächste Frage ist die: ob Arndt in jener Zeit oder seitdem irgend eines durch That, Wort oder Schrift begangenen Verbrechens oder Vergehens gegen den Staat, dem er angehörte, oder überhaupt gegen die politische Ordnung in Deutschland, oder im übrigen Europa schuldig gefunden worden? — Er hat in der obengenannten Veröffentlichung alle die Papiere drucken lassen, welche ihm im Juli 1819 weggenommen, und erst nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. im Jahre 1840

zurückgestellt wurden. Jeder ehrliche Mann, der diese gelesen, muß, ganz abgesehen von seinem Gefallen oder Mißfallen an Arndt's Persönlichkeit, die eben gestellte Frage unbedingt und ohne Zaudern mit: nicht schuldig beantworten. — Die Untersuchung dreht sich entweder um Meinungen, Gesinnungen, Gefühle, die man aus jenen größtentheils nie zur Veröffentlichung bestimmten Papieren folgerte, oder sie betrifft Druckschriften und öffentlich gehaltene Vorträge, wegen welcher der Verfasser, abgesehen von allen andern Motiven der Rechtfertigung, durch die amtliche Stellung, welche er zur Zeit ihrer Abfassung bekleidete, jeder Verantwortung vor einer preußischen Behörde hätte enthoben seyn müssen. Wir gestehen, daß uns dieses in jeder Beziehung unbefugte kriminal-polizeiliche Eindringen in das innerste Heiligthum der Gesinnung, dieses Inquiriren auf Gedanken, diese Spähe nach Meinungen und Ansichten, wo keinerlei verbrecherische oder gesetzwidrige Handlungen vorlagen, in tiefster Seele empört hat, und wir halten diese anderthalbjährige Untersuchung, wie Arndt sie schildert, für eine der grausamsten und schwersten Foltern, die einem ehrliebenden und noch dazu heftigen und sanguinischen Manne angethan werden konnten. Man sah es den theils verfänglichen, theils abgeschmackten Fragen an, daß erst die Antwort, welche man zu erhalten wünschte, den eigentlichen Stoff und Gegenstand zu einer weiteren Criminaluntersuchung liefern sollte. Doch ist Arndt, durch eine Fassung, die wahrhaft ein Geschenk des Himmels war, diesen von dem Verhör gelegten Fallstricken entgangen. Die schlimmste Verletzung der Justiz war aber, nachdem diese im eigentlichsten Sinne des Wortes peinliche Untersuchung geschlossen, und der Angeschuldigte ordnungsmäßig vertheidigt war, — die Verweigerung eines Endurtheils. — Das für die demagogischen Umtriebe als rechtsprechende Behörde eingesetzte Oberlandesgericht zu Breslau durfte über die Arndt'sche Untersuchung kein Erkenntniß fällen. Es sei dieß, hieß es, gar keine Untersuchung, sondern bloß eine polizeiliche Vernehmung

gewesen. Dann hätte aber freilich die Polizei dem Gequälten ein Attest ertheilen und feierlich erklären müssen: daß sich aus der Vernehmung des Professors Arndt irgend ein Grund zu einem strafgerichtlichen Verfahren gegen ihn nicht ergeben habe, er also hiemit für bürgerlich unbescholten und makellos erklärt werde. — Daß ihm diese Genugthuung zwanzig Jahre lang nicht geworden ist, müssen wir im Namen der Gerechtigkeit nur bedauern; indessen ist sie ihm geworden, und wenn auch spät, so doch nicht zu spät. Den Proceß gegen Arndt zu rechtfertigen, kann füglich nicht leicht Jemand unternehmen.

Wir haben hiemit die eine Seite der Sache erschöpfend bezeichnet; die Billigkeit erfordert, uns mit derselben Unbefangenheit auch der andern zuzuwenden. Zufällig über manche Verhältnisse jener Periode näher und besser unterrichtet, als Arndt selbst und viele seiner Leidensgenossen, glauben wir mit Bestimmtheit versichern zu können, daß er irrt, wenn er einen damals hochgestellten und einflußreichen Mann, der seit den großen Siegen, die der Liberalismus in neuester Zeit erfocht, noch bei seinen Lebzeiten den Lästerungen und Schmähungen seiner Gegner Preis gegeben ist, für einen persönlichen Widersacher hält, der ihn damals mit bewußter Bosheit und Tücke verfolgt habe. Dem ist nicht also, und wir glauben versichern zu können, daß eben jener Mann in der festen und vollen Ueberzeugung handelte, theils: daß die zur Untersuchung gezogenen Gelehrten wirklich strafbarer und gefährlicher Umtriebe schuldig seien, theils daß die Richtung, in der sich damals die Partei des politischen Fortschritts bewegte, Preußen rettungslos in kürzester Frist und pfeilgeschwind dem Untergange entgegen führen müsse. Dabei wird kein Unbefangener in Anschlag zu bringen vergessen, daß Sand's Meuchelthat einerseits, und andererseits die Zuversicht und Unbefangenheit, mit der ein berühmter protestantischer Theolog, unter dem enthusiastischen Beifallruf der akademischen Jugend von ganz Deutschland,

den Thäter selig pries, freilich wohl geeignet waren, ernste Besorgnisse zu erwecken, und den Gedanken an Abwehr einer, namentlich den Universitäten drohenden, moralischen Gefahr jedem Redlichgesinnten allerdings nahe zu legen. — Wer heute meint, es sei damals nirgendwo, weder von staatsgefährlichen Gesinnungen, noch von verbrecherischen Anschlägen die Rede gewesen, Burschenschaft und Turnstatt hätten sich bloß des allerloyalsten Patriotismus befleißigt, das Demagogentreiben sei eben nur ein Gespenst gewesen, welches in den Köpfen einiger beschränkten oder böswilligen Polizeileute umging, und die biedermännische Mäßigung jedes Jenensers hätte ohne Bedenken dasselbe Scrutinium mit Ehren bestehen können, wie E. M. Arndt, der mißversteht jene Zeit in nicht geringerem Maße wie Jene, die da glaubten, der allerdings hochgefährlichen, geistigen Strömung mit den grob materiellen Instrumenten ihrer polizeilichen oder criminalgerichtlichen Spezialuntersuchungs-Commissionen Herr werden zu können. In diesem totalen Mißverhältnisse zwischen Zweck und Mitteln lag der ganze große Irrthum der damaligen Regierungen, der für viele Einzelne, wie für das Allgemeine so unheilvoll und verderblich wurde. Der arge Mißgriff hieng und hängt mit dem Wesen der Bureaukratie zusammen, welche eben nur in der Sphäre des Papieres, der Protokolle, der schreibseligen Mechanik sich bewegend, nie und nirgends fähig gewesen ist, eine geistige Richtung des Lebens zu verstehen, geschweige denn sie zu beherrschen, zu lenken, zu berichtigen, oder gar zu gewinnen. Zudem fiel durch eine eigene Ironie des Zufalls Arndt's Untersuchung in die Hände eines Inquirenten, der, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst und seine Aufgabe, von der er auch nicht eine leise Ahnung hatte, auf die unbarmherzigste Weise persifflirte. Man kann sich nicht leicht etwas Komischeres denken, als die Fragen, die dieser nach zuverlässigen Privatnachrichten übrigens durchaus ehrliche Mann an Arndt stellte, obwohl diesem das Lachen dabei vergangen seyn mag.

Solche Geduldsproben würden wir selbst unserm Todfeinde nicht wünschen.

Dennoch würde man ein schweres Unrecht auf sich laden, wollte man das Gehässige dieses Processes, der heute offen der Welt vorliegt, lediglich der Regierung des Staates, in dem er sich ereignete oder etwa den von Arndt bezüchtigten Personen, oder jener Periode der Demagogenriecherei, oder gar der royalistisch-conservativen Denkweise zur besondern und alleinigen Verantwortung zuschieben. Möge doch Niemand sich weiß waschen wollen und hochmüthig Gott danken: daß er nicht sei, wie einer dieser absolutistischen Zöllner und Sünder, die also an dem biedern Repräsentanten des deutschen Liberalismus gefrevelt. Möge im Gegentheil Jeder ohne Ausnahme beten, daß er nicht in Versuchung und Stricke falle, und daß die Fügung des Himmels ihm niemals Vollgewalt zu ähnlicher Unbill in seine Hand gebe. — Was insbesondere die damalige preußische Regierung betrifft, so darf von keinem Billigdenkenden übersehen werden, daß sie zwar bei dem Verfahren gegen Arndt in der oben erzählten Weise das Odium auf sich nahm, dennoch aber den entsprechenden Vortheilen entsagte, die sie sich hätte verschaffen können, wenn sie Recht und Gewissen mit Füßen treten zu wollen geneigt und im Stande gewesen wäre. Sie verfuhr vielmehr im Uebrigen mit größter und anzuerkennender Billigkeit. Zwanzig Jahre lang behielt der von seinen Vorlesungen entbundene Professor seinen vollen Gehalt, ohne daß die Regierung diese Gunst an unmögliche oder entehrende, ja auch nur an lästige Bedingungen geknüpft hätte. Es ist wahr: Arndt war in einen Proceß verwickelt aber nicht verurtheilt. Allen Denen, welche über das allerdings unläugbare Unrecht, welches vor siebenundzwanzig Jahren einem Liberalen geschehen, heute, scheinheilig die Augen verdrehend, große Wehklage erheben, möchten wir daher die Frage ernstlich zu Gemüthe führen: ob sie, die gehörige Machtfülle vorausgesetzt,

ihre Gegner, im gegebenen Falle milder behandelt haben oder noch behandeln würden? ob sie gegen Solche, bei denen es sich auch bloß um Gesinnungen und Meinungen handelt, wirklich toleranter und billiger gewesen sind oder noch seyn würden, als die königliche Partei von 1819 gegen Arndt war? Und wenn sie im stillen Kämmerlein ihres Herzens solche Gewissensfragen verneinen müssen, so mögen sie hingehen und sich stillschweigend schämen. Das Brambiren mit freien, noblen und ehrenhaften Gesinnungen, wenn ihnen selbst oder einem der Ihrigen zu nahe geschehen ist, steht ihnen übel zu Gesicht. Ueberhaupt kommen wir, wenn wir ehrlich und unparteiisch um uns schauen, leider! zu dem betrübenden Resultate, daß der liberale Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, trotz alles prahlenden Geredes und Großthuns mit Geistesfreiheit und Duldung fremder Ueberzeugungen, der Freiheit zur Stunde völlig unfähig ist. Nur für sich verlangt er Aufhebung des Zwanges; auch steht sein Sinn nicht nach ehrlichem Kampfe mit dem Gegner. Er will ihn, ehe noch die Schlacht begonnen, wenn nicht physisch, so doch, wenn es seyn kann, moralisch, polizeilich, staatlich todtschlagen, er will ihn knechten, ihn vernichten, ihm Luft und Wasser abschneiden, ihm jede Lebensregung absolut unmöglich machen, was denn freilich allen unangenehmen Reibungen von vorn herein gründlich vorbeugt. Es thut uns wahrlich leid, selbst Arndt, den Freisinnigen von 1819 par excellence, in dieser Geistesart befangen zu sehen. Insbesondere machte ihn, unsers Erachtens, sein bei jeder Gelegenheit hervorbrechender wüthiger Katholikenhaß so für jedwede Wirksamkeit zur Herbeiführung wahrer und ächter politischer Freiheit in Deutschland, wie zur Gründung jener Einheit im Wollen und Erkennen, die für unser Vaterland allein möglich und heilsam wäre, unbedingt unfähig. Merkwürdig ist es, wie die von ihm veröffentlichten Actenstücke den Beweis liefern, wie damals schon, unmittelbar nach der Befreiung Deutschlands, der Katholikenhaß protestantischer Sendlinge am Rhein im Stillen

jenes Wühlen und Treiben, jenes Spüren und Hetzen, jenes heimliche Auflauern begann, welches späterhin der freien Bewegung der katholischen Kirche so nachtheilig geworden ist. „Sage doch Süvern" *), schreibt Arndt am 1. Dec. 1815 an Georg Reimer, „er möge wohl beherzigen den Beschluß wegen der künftigen Universität. In Köln wird sie ein unserm jetzigen deutschen Streben widerwärtiges Ding: der alte Katholicismus wird sich ihrer unrettbar bemeistern, also wird sie ein todter Hund für die jetzige Zeit. Der junge de Grote, — es soll ein wackerer Mensch seyn — es ist der Pariser **) — wird, wie ich höre, bald deßwegen nach Berlin kommen, um für seine Vaterstadt Köln zu arbeiten. Seine Gesinnungen" (also Hr. Arndt spürte damals nach katholischen Gesinnungen, wie später sein Spezialkommissarius bei ihm nach demagogischen?) „kenne ich aus einem Manuscript, das mir einer seiner Freunde mitgetheilt hat." (Doch wohl nicht zur Berichterstattung nach Berlin?) „Er ist ein brennender Zelot, und meint darin, ohne Jesuiten und jesuitische Arbeiten gehe die ganze Christenheit unter. Sie lassen sich das so nicht merken, aber hat man ihnen das gesattelte Pferd einmal eingehändigt, sie werden es schon für sich reiten. Dixi. Uebrigens habe ich S. meine Ansichten mitgetheilt vor einigen Wochen." Dann folgt am 25. Dec. 1815 die vorsichtige Instruction unsers Biedermannes an denselben Correspondenten: „Sage dem Haxthausen nicht, daß ich über Köln etwas geschrieben an Dich oder Andere." — In einer Note gibt freilich Hr. Arndt (im Jahre 1847) dem 1815 Verklatschten und heimlich Angeschwärzten, nachdem derselbe übrigens 1837 das

---

*) Einem damals einflußreichen Mitgliede des Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten.

**) Eberhard v. Grote rettete nämlich zu Paris durch glückliches Benutzen des rechten Moments die geraubten deutschen Kunstschätze.

Unglück gehabt, mit der öffentlichen Meinung seiner katholischen Landsleute in Zwiespalt zu gerathen, die allersüßeste Genugthuung. Er sei kein Jesuitenzögling und ihm (Arndt) nur durch Gerüchte und Handschriften bekannt gewesen, die Grote's Freund der Kapellmeister Bernhard Klein mitgetheilt hatte. Desto schlimmer! denn Eberhard de Grote soll, sehr sicheren Privatnachrichten zufolge, Gelegenheit gehabt haben, fast zwanzig Jahre lang darüber nachzudenken, womit in aller Welt er doch wohl seine Carriere verdorben habe? Vielleicht zündet jetzt Arndt's nothgedrungene Veröffentlichung ihm ein Licht an, das ihn erkennen läßt, wer denn die Schuld trage. — In ähnlicher Weise hat uns auch der unschöne Klatsch peinlich berührt, den Arndt sofort nach Berlin schickte, nachdem der edle und redlich offene Friedrich von Schlegel ihn, arglos wie er war, mit einem Besuche beehrt hatte. Er geräth in große Angst: Schlegel könne an die neu zu errichtende Rheinuniversität berufen werden, bei welcher er für sich auf eine Professur speculirte. „Man hätte den kleinen ästhetischen und ambrosianischen (?) Schlosser in Koblenz“ (beiläufig erwähnt: einen Mann von so viel Geist, Charakter, Kenntnissen und edler milder Gesinnung, daß Leute, wie Herr Arndt, ihn nie nennen sollten, ohne den Hut zu ziehen!) „nicht als Director anstellen sollen: keine evangelischen Apostaten“ (Schlosser war zur Kirche zurückgekehrt), „das müßte wenigstens Grundsatz seyn in einer ketzerischen Regiegierung. O je! o je! aber wie regieren wir.“ — O heilige Nemesis! hat sich dieser exclusive Fanatismus, dem die preußische Regierung im Jahre 1815 nicht exclusiv genug gegen Andersdenkende regierte, zu beklagen, wenn ihm wenige Jahre später geschah, wie er geglaubt hatte, und wenn ihm von den monarchisch gesinnten Gegnern seiner politischen Religion mit demselben Maße zugemessen ward, welches er an Andere legte? Und diese Menschen, die sich als völlig unfähig erwiesen, auch nur die allergemeinste, billige Schonung der heiligsten Rechte und Interessen Derer gelten zu lassen, die nicht in ihr Horn

bliesen, diese wollten damals oder heute, nachdem sie wieder an's Ruder der Gewalt gekommen, Einheit und Freiheit über Deutschland bringen!

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, unsern Lesern einige orientirende Bemerkungen über jene gesammte Richtung vorzulegen, zu deren bekanntesten und berühmtesten Vertretern E. M. Arndt gehört. Es ist heute mehr als je nöthig, sich über jene Grundsätze, als deren Märtyrer Arndt im Jahre 1820 quiescirt ward, ein sicheres und bestimmtes Urtheil zu bilden. Wir haben oben schon erwähnt, daß wir in Arndt's damals in Beschlag genommenen Papieren nicht den mindesten Grund zu einer strafgerichtlichen Untersuchung, dagegen in der Eröffnung einer solchen nur einen argen Mißgriff gefunden haben. — Daraus folgt aber begreiflicherweise noch keineswegs ein zustimmendes oder billigendes Urtheil über das social-politische System, welches in dem Kreise lebte, dem E. M. Arndt zu jener Zeit angehörte. Nachdem der große Sieg über Deutschlands Erbfeind errungen und unsere äußere Selbstständigkeit wieder hergestellt war, drängte sich gebieterisch die Riesenfrage nach der Schlichtung und Ordnung der innern Verhältnisse unsers Vaterlandes auf. Zwei Richtungen waren bei deren Beantwortung möglich; zwei geistige Strömungen mußten sich, schon am Tage nach der gegen den äußern Feind gewonnenen Schlacht kampffertig in unserm eigenen Innern begegnen; zwei Abwege lagen so gefährlich nahe, daß es ein Wunder gewesen, wäre nicht einer oder der andere, oder beide betreten worden. Entweder nämlich herrschte bei der Wiederherrstellung der innern Verhältnisse Deutschlands das conservative Streben vor: jedes vorhandene, gute Recht so lange als irgend möglich zu erhalten und zu schützen, jede heilsame und nützliche Reform nur an das Bestehende zu schließen, die Verbesserung sich nur im Kreise des rechtlich Erlaubten bewegen zu lassen, die deutsche Einheit

aber auf die Eintracht, und diese auf friedliche, allseitig versöhnende, ausgleichende Verhandlungen zu gründen. Oder es wurde der entgegengesetzte Ausgangspunkt genommen: die Reform nicht mehr an das gegenwärtige, positive, sondern an ein zukünftiges, ideales Deutschland geknüpft. Dann mußte mit der Vergangenheit gebrochen, das Recht dem Nutzen, das Bestehende einer idealen Zukunft untergeordnet werden. Dann galt es, in die Stelle des Rechtssinnes die Phantasie zu setzen, dem Gewissen das zu substituiren, was man Begeisterung nannte. Daß dieser Weg bei den in Deutschland damals schon vorhandenen Elementen ohne Rettung zu einer vielleicht noch grauenvollern Umwälzung führen mußte, als jene gewesen, die in Napoleon Bonaparte ihr Grab gefunden, dieß zu begreifen, bedurfte und bedarf es nur eines gewöhnlich gesunden Verstandes und offener Augen. Beeilen wir uns aber auch sofort hinzuzusetzen, daß der erst genannte Weg des Rechts und der Ordnung leicht wieder zurück in den alten Sumpf der Trägheit und des geistlosen Stillstandes führen konnte, aus welchem Deutschland so eben erst durch die schmerzlichsten Geißelhiebe seiner Feinde herausgetrieben, und in welchem von Reformen, auch von den nützlichsten und nothwendigsten, nicht die Rede war. Auch dieses System der conservativen Rechtlichkeit mußte, wie es leider! nur zu häufig geschehen ist, wenn es nicht von edlen, warmen Herzen aufgefaßt und wahrhaft im Geiste der Gerechtigkeit, Liebe und Wahrheit, vor Allem aber von reinen Händen gehandhabt wurde, fast unvermeidlich zum scheinheiligen, lügnerischen, frazenhaften Zerrbilde werden. Beweis dessen das praktische Verhalten dieser conservativen Legitimität gegen die Kirche in mehr als einem deutschen Lande, woran wir hier nur im Vorbeigehen erinnern wollen.

Es ist heute noch nicht die Zeit, Deutschlands Geschichte seit dem Jahre 1815 zu schreiben. Aber sie wird kommen und

sie ist nicht fern. Einstweilen möge hier die Bemerkung genügen, daß diese ganze Periode in unsern Augen, weit entfernt, eine Versöhnung der eben geschilderten Gegensätze vorzubereiten, nichts war, als ein oft mit abwechselndem Glücke geführter, oft scheinbar still stehender Kampf zweier, ziemlich in gleichem Maße verderblicher irriger und gefährlicher Richtungen, deren jede ihre relative Berechtigung oder Entschuldigung in der Existenz der andern fand. Hier ist es zunächst nur unsere Aufgabe, die geistige Strömung zu bezeichnen, in der sich Arndt bewegte. — Man thäte ihm und seinen Freunden, mit denen er Briefe und Gesinnungen austauschte, sehr Unrecht, wollte man sie mit jenen deutschthümelnden Wütherichen und tugendphrasenreichen Abgurglern zusammenwerfen, in deren patriotischen Hexentränken der beschränkte, aber ursprünglich sittenreine Carl Ludwig Sand sich zum Meuchelmorde benebelte. Das aber ist die Frage, ob sich nicht eine fast nothwendige Skala stetiger Entwicklungsstufe zwischen ihrer Geistesrichtung einerseits, und den terroristischen Anwendungen Derer nachweisen ließe, die auf der andern Seite statt vor einer deutschen Revolution zurückzubeben, in dem Gedanken einer künftigen vaterländischen Schreckenszeit schwelgten. — Wir wollen hier nur anführen, was Arndt selbst bereits unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig im October 1813 drucken ließ *). Nach ihm ist es, nächst der „Begeisterung" und dem „Glauben", der „Geist", d. h. „die Freiheit des Geistes" gewesen, die Preußen erneuert habe. „Wir sagten, die preußische Regierung habe nicht vergessen, daß es allein die Idee war, welche Preußen so groß gemacht hat, der König von Preußen habe im stolzen Gefühle seiner Hoheit und im edlen Vertrauen auf sein Volk die Geister frei gelassen, als man allenthalben eine kindische und tyrannische Jagd auf sie machte. Wie der Uebermuth des Gei-

*) S. dessen Flugschrift: das preußische Volk und Heer im Jahre 1813.

stes seit zwei" (warum nicht drei?) „Jahrhunderten gefrevelt hat und noch frevelt, wie er allenthalben heiligen Wahn und allen unendlichen Glauben weggespöttelt, und so viel Treffliches und Verehrliches entweiht und gestürzt hat, — das wissen wir alle und haben es bitter abgebüßt." — Man sollte meinen, nun würde die Aufforderung kommen: also, meine lieben Deutschen, da Uebermuth selten gut thut, wendet euch von diesem nichtsnutzigen Geiste des Frevels ab und wieder dem „unendlichen Glauben" mit all seinem Trefflichen und Herrlichen zu, sonst nimmt es mit Euch, trotz des eben erfochtenen Sieges bei Leipzig, ein klägliches Ende. Aber nein! Die Dialectik Arndt's nimmt eine andere Wendung. „Das Feuer", fährt er fort, „welches wärmt, brennt auch; wir sind fast noch in der Epoche, wo die meisten nur die verzehrende Gluth fühlen, wenige schon (!) von mildern Flammen erquickt werden." (Wunderliches Bild! wer in der „verzehrenden Gluth" steckt, wird zu Staub und Asche verbrannt; daß „mildere Flammen" nachträglich „erquicken", ist in rerum natura unerhört.) Arndt fährt dann fort: „Aber wir müssen hindurch, was uns zerstört hat, muß uns wieder heilen. Als wenig ein dreißigjähriger Mann wieder zu der unmündigen und seligen Unschuld seines dritten und fünften Lebensjahres zurückkehren mag, so wenig können wir durch Hofbefehle und Bannbullen zu der alten Stille des Glaubens, zu der alten kindlichen Seligkeit des unmittelbaren Gefühls zurückgeführt werden. *Was vergangen ist, das ist vergangen, die quicken und feurigen Geister müssen durch Flammen und Abgründe ihren leuchtenden Olympus mit uns erklimmen, wohinter die Götterwelt eines neuen Lebens, einer neuen Religion, und eines neuen Glückes liegt.*" Suchen wir in diesem Phrasenschaum den eigentlichen Kern, so kann dieser nur folgenden Gedanken enthalten. Der alles Edle zerstörende frevelhafte Unglaube, welcher auch Deutschland angefressen hat, ist allerdings vom Uebel und die Wurzel des

Uebels. Aber wir haben nun einmal mit der Vergangenheit gebrochen. Niemand denke daran, wenn er den Kreis des Irrthums durchlaufen hat, zum alten Glauben *) zurückzukehren. Im Gegentheil: es ist die Aufgabe, den betretenen Pfad immer weiter zu verfolgen, dieser führt nun freilich in „Flammen und Abgründe." Aber nur frisch hinein! Hinter ihnen liegt eine Götterwelt, und Deutschland hat, wenn es das Experiment wagt, ein neues Glück, eine neue Religion, ein ganz neues Leben zu erwarten.

Dieß war das Programm von Deutschlands Zukunft, wie es der preußisch-protestantische Liberalismus noch am Tage nach der Leipziger Schlacht entwarf. Daß Arndt es veröffentlichte, war (wir wiederholen es zum tausendsten Male!) keine in den Strafgesetzen vorgesehene Handlung, und er durch seine damalige Anstellung im russischen Hauptquartiere als Agitator Deutschlands vollkommen gegen jeden spätern Anspruch gedeckt. Noch mehr: wir können diese Aeußerungen in diesem Munde und zu jener Zeit auch nicht einmal für gefährlich halten. Die Zeit war durch gewaltige Thaten zu sehr in Anspruch genommen, um auf pomphafte Worte ein ungebührliches Gewicht zu legen. Außerdem war es ein großer Irrthum preußischer Behörden, der später Arndt selbst in so hohem Grade gefährlich wurde, ihn für einen Volksschriftsteller zu halten. Er ist dieß eben so wenig je gewesen, wie er ein Dichter war; die manierirte Biederkeit seines durch und durch poesielosen Styls, die breite Zerflossenheit seiner Rede, die hinter hochtönenden Worten sich verbergende Mattigkeit und Armuth an eigenen Gedanken machen ihn dem Volke völlig ungenießbar, und entfer-

*) Vom Gegensatze der Confessionen ist dabei, was wohl zu merken ist, noch gar nicht die Rede, und was Arndt sagt, gilt eben sowohl von einer Rückkehr zur Kirche, als zu den christlichen Elementen im ältern Protestantismus.

nen jeden Gedanken an einen gefährlichen Einfluß, den er jemals außer in den allerengsten Kreisen der ihm Gleichgesinnten geübt haben könnte *). Fern sei also jedweder Vorwurf irgend einer Art wegen des offenen Aussprechens jener Wünsche und Rathschläge. Allein, wenn diese Ansichten in einem gewissen Kreise lebten, wenn eine Anzahl hochgestellter und einflußreicher Beamten eines großen und mächtigen Staates diese Gesinnung zum Panier ihrer Wirksamkeit machte, so lag die Frage nahe: wohin solche Wege in möglichst kurzer Zeit führen würden, führen müßten? Diese Frage mußte sich auch in Preußen erheben, wo man es, wie sich leicht denken läßt, nicht an Motiven fehlen ließ, dessen Regierung der bevorstehenden Umwälzung hold und gewogen zu machen. Preußen sollte nämlich, so verkündete Herr Arndt (der inzwischen, wie er Th. I, S. 354 berichtet: „Preuße geworden mit Leib und Seele") im Frühlinge 1815, Preußen sollte „das Fürstenthum über die Fürsten und Lande und die erste Stelle in Deutschland einnehmen", in welcher es dann den Ansprüchen des Ver-

*) Nur das kleine Büchlein: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze", ist, wie es das Verdienstlichste unter Arndt's zahlreichen Schriften ist, auch in weiteren Kreisen gebildeter und denkender Staatsmänner nicht ohne Einfluß geblieben. Der Gedanke dieser Arbeit gehört dem Grafen Gesler. (S. Nothgedrungener Bericht Th. II. S. 130.) Das Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? wurde von der Burschenschaft erst dann mit Andacht gesungen, als die Polizeien darauf Jagd machten. Früher fand man es, wie sich Schreiber dieses aus seinen Universitätsjahren sehr bestimmt erinnert, selbst in diesen Kreisen matt, theilweise sogar lächerlich, und parodirte es nach Herzenslust. Aus der Burschenschaft drang es, seit der Restauration des Liberalismus im Jahre 1840, in die patriotischen Sangvereine, und gewann mit diesen Verbreitung über ganz Deutschland. Den poetischen Werth dieses Liedes hat Delbrück vollkommen genügend und richtig gewürdigt.

fassers und seiner Gesinnungsgenossen auf „eine neue Religion“ und Herbeiführung eines ganz neuen und unerhörten Glückes zu genügen die schwierige Aufgabe gehabt hätte. Uebrigens erklärt Arndt (a. a. O. S. 355), daß der Gedanke an eine solche Suprematie Preußens nothwendig ein sehr unschuldiger seyn müsse, da er noch im Jahre 1821 in der Hauptstadt jenes Staates so kühn gedacht und kund gethan habe werden dürfen, „als er nie in seinen (Arndt's) Kopf gekommen sei.“ „Herr Julius von Voß hat nämlich im September 1821 in Berlin eine Schrift ausgeben dürfen unter dem Titel: die unfehlbare Besiegung der Osmanen. In dieser Schrift heißt es Seite 47, ganz Deutschland soll vereint werden und das Haus Zollern soll den germanischen Thron besteigen; die Fürsten sollen versetzt und in Asia und Afrika abgefunden werden; es heißt ausdrücklich von ihnen Seite 44: nur müssen nicht einzelne Fürsten wie glebae adscripti an Schollen kleben, auch nicht Völkertheile am Namen u. dgl.“

Aber mochte dieser Gedanke mit der bekannten Milde und Höflichkeit des Professors E. M. Arndt oder mit der Kühnheit des Herrn Julius von Voß ausgesprochen werden, in beiden Fällen mußte schon ein ganz gewöhnlicher Menschenverstand, geschweige denn ein Fünklein politischen Sinnes genügen, um die energischste Protestation gegen die Herbeiführung und Vorbereitung einer solchen Zukunft Deutschlands von Seiten aller Derer vorauszusehen, die nicht geneigt waren, wie Tamino in der Zauberflöte, durch „flammende Abgründe“ zu gehen, um endlich das Glück der versprochenen „neuen Religion“ unter der in Aussicht gestellten Suprematie zu genießen. Allein E. M. Arndt kann es in der Unschuld seines Herzens gar nicht begreifen, wie irgend Jemand sich diesem „neuen Glücke“ entziehen, in den von ihm gemachten billigmäßigen Vorschlägen irgend etwas Arges finden könne. Er sagt

in seiner oben angeführten, kurz nach der Leipziger Schlacht veröffentlichten Flugschrift: „Warum Napoleon und seine Helfer dieß Geschrei angestimmt und diese Jagd angestellt haben, das begreife ich; wer herrschen will, wie er, der muß die Menschen hassen, die zu denken wagen. Aber daß nach der Erfahrung von zwanzig Jahren noch so viele andere bange Zeichendeuter und Zeterschreier sind, die vor Aufrührern des deutschen Volkes, vor Predigern der Freiheit und Gleichheit, vor deutschen Jakobinern und Revolutionen warnen — das erstaunt mich. Viele von diesen sind wirklich in ehrlicher Dummheit befangen; andere gaukeln und wissen wofür. Die Geschichte ist das Weltgericht der Völker. Schlagt die Geschichte auf und leset, thörichte Ankläger und Warner, ja Verbrecher gegen euer Volk! die ihr den Königen und Herrschern vor ihm bange macht, schlagt die deutsche Geschichte auf und lest sie von Julius Cäsar bis auf die Pflanzung der französischen Freiheitsbäume, — und zeigt mir Auftritte und Begebenheiten, die in den französischen und italienischen Umkehrungen und dem Geschrei von Freiheit und Gleichheit, was in unsern Tagen geklungen hat, ähnlich sehen *). Das deutsche Volk liebt Freiheit und Gesetzlichkeit, Ordnung und Sitt-

*) Wenn E. M. Arndt auf dem Felde der Geschichte weniger ein Fremdling gewesen wäre, als auf dem der Politik, so hätte ihm auf dergleichen Argumente vielleicht mit Erfolg entgegnet werden können: 1) daß Deutschland schon im Hussitenthume und in dem Bauernkriege Erscheinungen gesehen habe, in denen überflüssig hinreichender Stoff zu mehr als einer französischen Revolution steckte; und 2) daß wenn wirklich die deutsche Geschichte von Julius Cäsar bis zur Pflanzung der Freiheitsbäume kein früheres Beispiel solcher Umwälzung gezeigt hat, es damals nicht darauf ankam, sondern daß umgekehrt davon die Rede war: Vorkehrungen zu treffen, daß die schon seit zwanzig Jahren wüthende Feuersbrunst nicht auch Deutschland ergreife.

lichkeit, aber keine Wildheit und kein Blut. Es gibt in Deutschland, wie allenthalben, einige verrückte Thoren, welche die Welt und die Geschichte nicht kennen, einige überspannte Jünglinge, die mit Träumen spielen und mit Worten klingeln; solche sind immer gewesen, aber solche haben nie Revolutionen gemacht, noch Verfassungen vernichtet und Thronen umgestürzt. Das deutsche Volk an sich ist ruhig, treu, redlich, dankbar, seinen Herrschern bis in den Tod anhangend. Und ein solches Volk und diejenigen seiner Männer, die eines solchen Volkes lebendige Geister gegen eine scheußliche fremde Tyrannei erwecken wollen, wagt man mit dem Namen Aufrührer und Jakobiner zu brandmarken." — Das Volk, die Masse, hat aber Niemand je des Jakobinismus bezüchtigt. Der Vorwurf ging wohl nur auf jene flachen und dünkelvollen Halbwisser aus Fichte's Schule*), welche die deutsche Vergangenheit in Staat und Kirche wegfegen, die Gegenwart wie einen willenlosen Thon nach ihrem Gedünken zurechtkneten, und den Massen,

---

*) Die Bedeutung Fichte's für Preußen hat neuerdings der Graf York zu Wartenburg bei Gelegenheit der Debatten über die Juden-Emancipation so bezeichnend ausgesprochen, daß wir es uns nicht versagen können, die betreffende Stelle wörtlich aus der Breslauer Zeitung aufzunehmen. „Als Fichte verfolgt wurde als Irrlehrer, als Gefährlicher, da war gerade unser hochseliger König derjenige, der ihn an die neubegründete Universität Berlin berief, und ihm das Recht verlieh, zu lehren, was er wollte. Welche Folgen diese Lehren gehabt haben, davon ist der Beweis die hohe Bildung, deren wir uns in Preußen erfreuen, und auf die wir stolz seyn können. Alle, die nachher an der hiesigen Universität lehrten, alle berühmte Namen, Hegel — und ich schließe den noch hier lebenden und lehrenden Schelling nicht aus, sondern ausdrücklich mit ein, sind Nachfolger und weitere Entwickler Fichtescher Lehre und in gewissem geistigen Sinne Universitätslehrer gewesen, aber nicht in dem Sinne, wie in England, wo die Universität einer bestimmten Richtung einer Kirche gedient hat." Läßt sich auf diese Fundamente heute plötzlich der vielbesprochene christliche Staat gründen?

Stifter, ihrer Bestimmung, ihrer Nothwendigkeit, ihrer Allzulänglichkeit, ihrer Erscheinung nach.

Keiner darf sagen: Ich verstehe dich nicht, oder ich verstehe mehr als du. Sie ist wie unser Vaterunser, das der lallende Knabe schon versteht, und dessen Tiefen der Kirchenlehrer noch nicht ergründet hat. So muß es seyn, denn ihr Stifter hat sie für Alle gewollt, und Alle bedürfen ihrer.

Die Geschichte hat dieser Wahrheit Zeugniß gegeben, und die Kirche hat zu sich eingehen sehen den Hebräer und den Griechen, den Römer und Germanen, den Neger und Japanesen, die Rothhaut und den Malayen der Südsee; Könige, Kaiser, Herren, Bauern, Ritter, Leibeigene, Philosophen, Künstler, Geistesgroße, Geistesarme, Gesunde, Kranke, Greise, Männer, Weiber, Kinder, Unglückliche und Glückliche, allezusammt. Sie kann ihr Gebiet, ich sage nicht auf Länderkarten, sondern auf dem Globus nachweisen. Denn sie öffnet Allen ihre Arme, und fragt nicht um Namen, Herkunft, Stand oder Talent, aber um den Willen.

Und der gute Wille frägt, von Gottes Gnade getrieben, nach ihr. Wer nicht nach ihr frägt, ist keiner von den Guten; wer der nach ihm fragenden Kirche nicht antwortet, ist einer von den Bösen; vorausgesetzt, daß er aus Schuld sich weigert, denn die Kirche hat ein Recht auf alle Seelen. Diesem Recht entspricht eine Pflicht aller Seelen, ihr anzugehören, ihr zu folgen, von ihr sich leiten, sich weiden zu lassen.

Und es gibt nur Eine Kirche; dieselbe die Christus gesetzt, die seine Apostel eingerichtet haben, die sein Statthalter auf Erden regiert. Diese ist der Pfeiler und die Grundfeste aller Wahrheit.

Wahrheit aber ist nur Eine. Wer von mehreren, gleich gültigen gleich berechtigten Bekenntnissen oder Formen des Christenthums spricht, redet Unsinn oder Heuchelworte, in beiden Fällen, bewußte oder unbewußte, Lästerung. — Mehrere Wahrheiten sind keine Wahrheit, keine feste, sichere, zuverlässige,

alles beherrschende, alles gewährende, alles begehrende Wahrheit. Das ist der große Hintergedanke dieser neuen, schwächlichen, weichlichen, wahrheitsscheuen Weisheit.

Nur die Wahrheit kann selig machen. Die Kirche, die sie allein hat, ist also die allein seligmachende, und es ist kein Heil außer ihr. Eher könnte die Finsterniß leuchten, der Frost lieblich wärmen, und Gift heilsam nähren, als Irrthum und Lüge beseligen. Denn sie sind wesentlich außer Gott und wider Gott, und nur in Gott ist alles Heil und alle Seligkeit.

„Da ist also wieder die alte römische Verdammungstheorie und Verdammungswuth. Also, werft ihr Alles in die Hölle, was nicht als Katholik lebt und stirbt! Denn der Schluß ist doch klar: Alles, was nicht in der Kirche ist, ist verloren; Cajus und Titius sind draußen, also sind sie verloren."

Gemach, den Syllogismus, schmiedet ihr, nicht wir. Zwar ist der Schlußsatz richtig gezogen, auch ist der Obersatz über allen Einwand erhaben. Da aber menschliche Erkenntniß schwerlich jemals zur völlig und definitiv unzweifelhaften Feststellung des Untersatzes gelangen kann, so müssen wir nichts destoweniger den ganzen Schluß zurückweisen. Ich sage: menschliche Erkenntniß reicht nicht hin zur absolut unzweifelhaften Feststellung des Untersatzes. Oder könnt ihr wirklich glauben, wir Katholiken halten die Sätze: Cajus und Titius sind, nach unserem menschlichen Urtheile außer der Kirche — und jener: Cajus und Titius sind in Wahrheit, vor Gott, außer der Kirche, für gleich geltend und verwechselbar? Der Erste dieser beiden Sätze fügt sich in seiner subjectiven, problematischen Haltung nicht unter den objectiven, apodictischen Obersatz, zu einem assertorischen Schlußsatze; der Andere darf von den Genannten nicht behauptet werden, sie mögen nun noch lebend, oder auch bereits verstorben seyn.

a) Nicht von dem Lebenden. — Denn was heißt, in

ganzen, unglückseligen, verdammenden Sinn, außer der Kirche seyn? —

Heißt es die Kirche nicht gehört haben? Das ist ein Zustand der Unwissenheit, und nicht der Schuld. — Heißt es die Kirche gehört, aber nicht verstanden haben? Bei den dazwischenredenden, überschreienden, übertäubenden, verzerrenden Stimmen entgegengesetzter Organe ihr Wort nicht begriffen; bei uralten, mit der ersten Gewohnheit des Lebens und des Denkens eingesogenen, miterzogenen, miterwachsenen, miterstarkten Vorurtheilen, die oft mit den ehrfürchtigsten Erinnerungen an Eltern, Jugendlehrer ꝛc. ꝛc. zusammenhängen, die lautere, reine, untadelige Stimme der Rufenden in der Wüste verkannt haben? —

Das kann noch ein Zustand des Irrthums seyn, und wieder nicht der Schuld. — Heißt es: auf die allerersten leisen Weckerrufe noch einen halbbewußten Schlaf fortgesetzt haben?

Hier ist allerdings bereits Schuld, — wer vermißt sich und bestimmt ihren Grad? — Ueberhaupt, womit ist man außer oder in der Kirche? — Mit der Erkenntniß? oder mit dem Willen? — Freilich muß die Erleuchtung in die Seele fallen, auf welche die Ueberzeugung folgt. Wer aber die Erleuchtung aufnimmt oder sich ihr verschließt, von der bewegenden Gnade sich ziehen läßt, oder ihr widerstrebt, das ist der Wille. — Vortrefflich hat Einer gesagt: „Die Erkenntnißkraft für das Göttliche ist der Wille!“ — Unwissenheit und Irrthum, zwar Folgen der Sünde, aber nicht die Sünde selbst, die wirkliche, persönliche, verdammende Sünde! Es wäre dann, daß der Wille sie hegte und pflegte. — Wieder also auf den Cajus und Sempronius zu kommen, auf welcher aller dieser und anderen möglichen Stufen, wißt ihr, daß er steht? Und wie steht dann der Untersatz? — Wißt ihr den Tag und die Stunde, die der Herr erwählt hat, um zu jedem Menschenkinde zu sprechen? Wißt ihr die Zeiten, die der Herr sich vorbehalten? — Wißt ihr nicht, daß die Einen frühmorgens, die An-

dern um die dritte, sechste, neunte und eilfte Stunde gerufen wurden? — Kennt ihr die Stunde des Sempronius? — Es sind zwei schöne und herrliche Worte, die ein edler deutscher Katholik gesprochen; das Eine: „Man muß einen jeden Protestanten als einen zukünftigen Katholiken betrachten und auch darnach behandeln;" und das Andere: „Und wenn es gewiß wäre, daß unter allen Protestanten nur ein Einziger in unschuldigem Irrthum befangen stünde, so wären wir nichts desto weniger verbunden, immer denjenigen, mit dem wir gerade sprechen, für diesen Einzigen zu halten."

b) Nicht von dem Todten. — Er hat vor unser Aller Augen als Nicht-Katholik gelebt, und ist als solcher gestorben. — Vor unsern Augen, das mag seyn. — Wißt ihr, ob seine Stunde nicht die eilfte war, ein Viertel, eine Minute vor Zwölf? — Ob ihm ein reiner, gerader, einfältiger Wille in dieser letzten, zwar furchtbar entscheidenden, aber doch vor Gottes Barmherzigkeit verrinnenden Stunde nicht die Gnade einer erneuerten Wahl, vielleicht der ersten, einer brennenden Sehnsucht, eines kräftigen Willens erworben hat: in der wahren Kirche Gottes abzuscheiden, ihr anzugehören im Tode und in alle Ewigkeit, oder wie sonst der Ausdruck dieses Gedankens sich fassen mag?

Die katholische Kirche statuirt eine Begierdetaufe; wer wollte ein Begierdbekenntniß ausschließen? — Es versteht sich, im Falle der Unmöglichkeit, das wirkliche Bekenntniß zu leisten, von welchem der Apostel sagt, daß es zur Seligkeit gereicht. Es ist wenig, was man zu *wissen* braucht, um Gott zu gefallen. — Wir dürfen wohl hoffen, daß die Zahl der geretteten Protestanten nicht geringe seyn wird. — Und wenn die Anzeigen für den Cajus am allerschlimmsten stünden, so sind wir nichts destoweniger unter einer Todsünde verpflichtet, uns des richtenden Urtheils über ihn zu enthalten.

Es scheint, hier ist Toleranz. — Nur in der katholischen Kirche ist Toleranz, muß Toleranz seyn, denn alle besondere

Wahrheit und Sittlichkeit grünt, blüht und fruchtet nur als Zweig an dem großen, ganzen Baume der Wahrheit. Der Irrthum hat nichts dergleichen zu bieten. So hat er sich auch nie zur Toleranz erhoben, höchstens zur Gleichgültigkeit. Freilich auch nur dann, wenn er in sich selbst schon abgestorben war, darum in neuerer Zeit so vielfach und allgemein. Dieselbe Gleichgültigkeit ist es, welche von der Wahrheit, also von der katholischen Kirche mit aller ihr nur eigenthümlichen Energie, bestritten und verworfen wird. Sie hat die Toleranz, in Urtheil und Behandlung, für den Irrenden, weil sie ihn liebt; sie hat nur Ausschließung und Verdammung für den Irrthum und die Lüge, weil sie beide haßt und hassen muß, um ihrer selbst und ihrer Verbindung mit Gott gewiß zu bleiben. Verlange man von uns Alles für die Persönlichkeit des Menschen; wir geben es gerne und mit Liebe; verlange man aber keine Nachgiebigkeit in den Principien; wir können sie nicht gewähren. Hierin auch keinen Schritt, nicht eine Neigung zu einem Schritte. Die Wahrheit bleibt unumstößlich; Jeder, der selig geworden, ist es nur als Katholik geworden, wenn er es auch sehr implicite gewesen ist, und wenn wir auch nicht wußten, daß ers war. Denn die Wege des Irrthums gehen alle in ganz andern Richtungen, und zu anderm Ziel.

Daraus folgt dann freilich ein ganz nothwendiges Benehmen der Kirche in anderer Beziehung. Sie ist nichts als ein großes, ein ungeheures Proselytenmacher-Institut. Dazu ist sie eingesetzt und gesendet, und zwar an alle Völker, welche Namen, Abkunft oder Regierung sie haben mögen. Diese Sendung, und ihre pflichtgetreue Erfüllung derselben, kann ihr Niemand, der die Wahrheit liebt, verübeln. Sie will alle Seelen haben, ohne Ausnahme, und klammert sich an jede in der geeigneten Weise.

Dieses Bestreben, den Irrenden rechtzeitig zu bekehren, steht mit ihrer milden und liebevollen Beurtheilung desselben in

keinem Widerspruche. — Eben weil sie ihn liebt, ist ihr bange um ihn, sie will die Möglichkeit seines Heils der Gewißheit so nahe als möglich bringen. Die Stunden des Rufes an jeden Einzelnen sind ihr nicht geoffenbart; sie will keine ungenützt verstreichen lassen. Sie setzt der Barmherzigkeit Gottes keine Schranken, aber sie geht die Wege seiner Gerechtigkeit, und lehrt Jedermann, Gott ganz erkennen und vollkommen lieben, denn das ist gerecht.

VIII.

Das strenge Christenthum und sein ungewisser Lohn.

„Das Christenthum verfolgt im Allgemeinen und der Katholicismus insbesondere das Schöne, die Eleganz der Form und das irdisch Schwunghafte an Geist und Körper überall mit unduldsamer Wuth. Wir seufzen unter dem Drucke eines harten Sittengesetzes, und erdulden **gewisse** Uebel für weitaussehenden **ungewissen** Lohn. Frieden und Vollendung bleibt vom christlichen Gemüthe auf immer entrückt.“

Also der Fragmentist aus dem Orient S. 60, 61 im ersten Bande. Wer hätte es der Vorrede angesehen, daß ihr Verfasser ein so mitleidiges Herz habe, so voll Bedauerns für die armen Christen? In der That, der Vielgereiste muß gar viel gelitten haben; denn Leiden macht ja mitleidig: wie könnte er sonst so gerührt seyn über das unglückselige Loos der Christen, ganz besonders der Katholiken, die unter dem Drucke eines so harten Sittengesetzes seufzen? Glücklicherweise sagt er:

wir seufzen u. s. w.; sonst müßte jeder Leser meinen, aus eines Christenkindes Feder können obige Zeilen nicht geflossen seyn; so aber wissen wir, er sei auch Christ, ja er ist sogar als Katholik getauft.

Sonst hörte man so oft, auch von nichtkatholischer Seite her, wiederholen, die Kirche sei die Pflegerin des Schönen. Hat sie nicht mit den Künsten den Bund geschlossen und sie in ihre Dienste genommen? Poesie und Musik, und Malerei und Bildnerei in ihrem höchsten Schwunge, in ihrer erhabensten Begeisterung verherrlichen die heiligen Hallen. Der Fragmentist weiß aber dieß besser. Weil das Christenthum üppige Sinnlichkeit und verführerische Eleganz der Form verdammt, weil es an die Stelle der vergänglichen Schönheit die höhere unvergängliche setzt, weil es keine Kunst, auch die Kalobiotik nicht, zur Dienerin der Wollust machen will; darum verfolgt es, nach der Meinung des Fragmentisten, der Katholicismus insbesondere, das Schöne, und die wunderbaren Bildungen hochbegabter und begeisterter Künstler im Schooße der katholischen Kirche machen ihn nicht irre. Daß ihn die herrlichen Schöpfungen der christlichen Kunst in jedem Zweige derselben Lügen strafen, fällt ihm im Eifer für das irdisch Schwunghafte an Geist (!?) und Körper nicht bei.

Doch gehen wir zur verwerflichern Anklage über, die aus dem Munde eines Christen völlig unerwartet kommen muß. „Mein Joch ist süß, und meine Last ist leicht; bei Mir findet ihr Ruhe; Ich gebe euch den Frieden." Dieß sind Worte Jesu, des Stifters unser heiligen Religion, der da sagt: „Ich bin die Wahrheit." Und **Ihm** gegenüber nun muß man in einem Buche eines Getauften lesen: „wir seufzen unter dem Drucke eines harten Sittengesetzes, und erdulden gewisse Uebel für weitaussehenden ungewissen Lohn." Armer geplagter Mann mit dem strengen Sittengesetze, unter dem du seufzest! Freilich, wenn einem Katholiken, wie ihm, eine katholische Frau, wie die Marie Oglas in Trebisonda, aufpassen läßt wegen des Messehörens,

und er beinahe drei Monate lang an Sonn- und Feiertagen des Aergernisses wegen dieß thun muß: wie sollte da ein Solcher nicht seufzen unter dem Drucke des harten Gesetzes? Ihr glücklichen Emancipirten, die ihr, dem lieben Reineke gleich, ohne Sittengesetz euren Trieben folgen dürft! wir elende Christen aber müssen vernünftig seyn und das Thierische zähmen durch Sitte und Gottesfurcht. Wir müssen uns als Menschen ansehen und aufführen, und deßhalb die entwürdigenden Triebe bändigen durch das strenge Gesetz.

Wie bedauernswürdig wir doch sind! Wir dulden gewisse Uebel, dulden harte Kämpfe gegen die Sinnenlust, dulden das Kreuz täglicher Selbstverläugnung, dulden um Gottes Willen Demüthigungen und Armuth, und weiß Gott was alles. Und warum? Nach des Fragmentisten Meinung für weitaussehenden ungewissen Lohn. Daß der Lohn weitaussehend, geben wir ihm gerne zu, wenigstens in sehr vielen Fällen, obwohl die Scheidewand dünn ist, die uns von Jenseits trennt, und die nächste Stunde den treuen Diener einführen kann in die volle Herrlichkeit des Lohnes jenseits, in's bereitete Reich, in's „Land voll Licht und Ernten und Engel", wie Jean Paul sagt. Aber ungewiß — nein, das geben wir ihm nie und nimmer zu — ungewiß ist der Lohn jenseits nicht. Die Krone ist bereitet, bereitet das Reich, übergroß wird der Lohn seyn. So wahr Christi Wort: „Die Bösen werden in's ewige Feuer gehen", mögen sich diese es sich auch noch so ernstlich verbitten: so wahr auch sein Wort: „Die Guten werden eingehen in's ewige Leben." Gewiß, der Fragmentist hat das sicher nicht ernstlich gemeint vom ungewissen Lohn; im Grunde glaubt und hofft er doch selbst einmal diesen Lohn hinzunehmen: denn weil er doch weiß, daß hier des Bleibens nicht ist, wird er sich in jenem unbekannten Lande drüben doch nicht ganz übel betten wollen. Wir möchten fast wetten, er glaubt an eine selige Unsterblichkeit, und die ist denn doch ein gewisser Lohn. Verdienen muß er sich diesen übrigens freilich besser, als durch

so boshafte Bemerkungen gegen das Christenthum, das ihm so grausam und unbarmherzig scheint.

Als der Stifter des Christenthums in der Krippe lag, sangen Engel des Himmels: „Und Friede den Menschen u. s. w. Er selbst versichert uns, daß er einen Frieden gebe, wie ihn die Welt nicht gibt, und sein Apostel nennt Ihn unsern Frieden" (Ephes. II, 14). Wiederum lehrt uns Jesus: „Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel!" „Und zur Vollkommenheit, zur höchsten Vollendung im Guten, zur erhabensten Heiligkeit haben an der Hand des Christenthums Tausende und aber Tausende sich erschwungen." Und nun steht ein Sohn der katholischen Kirche, des allein wahren Christenthums auf, und scheut sich nicht, der Welt zu verkünden: „Friede und Vollendung bleibt vom christlichen Gemüthe auf immer entrückt." Wo will er denn, daß wir diesen Frieden suchen? Bei den Göttern Griechenlands, da sie noch „eine schönere Welt" regierten, eine Welt, deren Bild uns Paulus darstellt Röm. I, 11 u. s. f.? Oder in der modernen Emancipation des Fleisches, im atheistischen Communismus, im Christenthum, wie es Strauß und Bauer und Feuerbach verflüchtigt haben? „Wer Sünde thut, ist der Sünde Knecht", hat Christus gesagt; nur Er, der Sohn, macht frei, und wo die Freiheit der Kinder Gottes, da ist Friede. *Impiis non est pax*, spricht der Herr bei Isaias 48, 22, und Kap. 57, 20 heißt es beim nämlichen Seher: „*Impii quasi mare fervens quod quiescere non potest.*" Das Christenthum, und zwar das katholische, gibt wahren Frieden durch fortgesetzten Kampf. Außer seinem Schooße schreien sie wohl: „*Pax, sed non est pax*" (Ezech. 13, 10).

Wir lasen die Fragmente mit Vergnügen; so aber hätte ein Christ nicht gegen das Christenthum, am wenigsten ein Katholik reden sollen. Das ist viel mehr noch als der bittere Tadel über Vibius Egnatius Tartuffius. Nennt er S. XXII der Vorrede die Kirche doch auch „als göttliche Heilsanstalt, als Vertreterin überirdischer Interessen, und

als letzten und einzigen Trost bedrängter Seelen." Von der „Demuth" jedoch, womit er „das Heilige" zu ehren ebendaselbst versichert, stellt der bittere Ausfall, den wir in diesen Blättern gerügt, ein Zeugniß aus, das wohl kein unbefangener Leser als günstig unterschreiben dürfte.

Streng ist das christliche Sittengesetz, viel schwerer noch das Sclavenjoch der Sünde. Wir leiden gewisse Uebel, die aber nach St. Paulus in keinen Vergleich kommen mit dem noch unendlich gewissern überschwänglichen Lohne, dem immensum gloriae pondus jenseits im Reiche des Lichtes.

IX.

Das Schicksal der Kinder Philipps des Großmüthigen aus seiner Ehe mit Margaretha von der Saal.

Der weltbekannte Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, Stifter des Hauses Hessen-Rottenburg, schrieb eine Geschichte des Hauses Hessen von 1520 bis 1628, wovon sich ein Manuscript in der kasseler Landesbibliothek befindet, welches betitelt ist: „Etwelche Summarische und zwar nicht wenig curieuse Information vom Zustand des Haußes Hessen von anno 1520 biß auff 1628, das ist von Landgraff Philipsen (von denen Protestirenden dem Großmüthigen genannt) an biß zu dem in anno 1627 zwischen Hessen Cassel und Hessen Darmbstadt derzeit gemachten ersten Hauptvertrag, nebenst einem Anhang von der Continuation biß zum anderwertigen Haupt Vertrag de anno 1648." Diese Information, wie Ernst sie nennt,

gibt Aufschluß über sehr interessante Ereignisse, und unter andern auch über das Schicksal jener Kinder, welche der Landgraf Philipp mit seinem Kebsweib gezeugt. Nachdem Ernst der rechtmäßigen Söhne Philipps erwähnt, fährt er, übergehend zu seinen natürlichen, so fort:

Weil aber mein Uhr Alt Vatter noch nebenst seiner rechten Gemahlin eine Ihrer Hoffdamen Margareth des Geschlechts von der Sahl genannt, und zwar mit **Lutheri** und **Melanchtonis** und noch fünff anderer vornehmer protestirender Prädicanten Dispensation und Consens, bei Lebzeiten Seiner Gemahlin, Seiner Meinung nach, Ehelich geheurathet, und fünff oder Sechs verschiedene Söhne, und eine Tochter (welche dann an die Heyt ausgestorbene Lini von dem Graven von Eberstein, bei Bad wohnend, verheurathet war) von Ihr erzeugt, zu welchen Kindern Er dann große Affection erzeiget hat, so hat Er selbige gebohrne von Hessen, oder Graffen von Dietz genannt, und tractiret haben wollen, und hat solcher meines Behalts neun aber hie und da entlegene und theils mit andern in **Communione** gestandene hessische Aempter, ut **puto cum omni Jure et Causa** Erblich Ihnen übergeben, als Lißberg, Homberg vor der Höhe, Umbstadt, Roßbach und dergleichen Oerther mehr, wie denn im Testament meines Uhr Alt Vattern solches zu sehen ist; Gestaldt Er denn Seinen Vier Söhnen Landgraffen von Hessen sehr ernstlich und beweglich, solche seine zweiten Söhne auß zweiter Vermeinter Ehe recommendiret, zumahlen sonderlich die beyden Aeltern Herrn Gebrüder solche Kinder gar nicht leiden konnten, und anderst nicht als für Hurnkinder, wie sie denn auch waren, weiln die **Polygamia in novo Testamento** nicht mehr giltet, solche hielten. Selbige seynd hernach all erwachsen und sollen sich theils wunderlich angestellet haben, daß auch Ihr ein theils von den vier Herren Gebrüdern sogar ins Gefängniß seynd gesetzet worden, darvon der letzte noch zu meines Herrn Vatters Zeiten, und also in gar hohem Alter erst zu Ziegenhayn Verstorben ist, und sollen Ihrer ein theils gar Catholisch worden seyn.

Sie seynd aber alle dergestaldt ohne Manns Erben abgangen, und Gott weiß es, ob Ihnen eben in Allem so gar recht, oder nicht Vielmehr ein und ander ohnrecht und Gewaltthat geschehen seyn, sonderlich da sie die Religion mutirt, und die im hessenlande so sehr verhaßte Catholische Religion angenommen gehabt haben.

Nachdem Ernst der Theilung Hessens unter die vier rechtmäßigen Söhne Philipps erwähnt, fährt er fort:

Der Erste aber, welcher von diesen Vier Herrn Gebrüder und zwar ohne Erben zu hinterlassen, Verstorben, ist der hiesige, nehmblich Landgraff Philips der Jüngere gewesen, und welln eben derzeit mit den Vorbenennten in der That praesertim secundum nos Catholicos ohnächtigen Kindern den Graffen von Dietz eß nun auch zum Abgang gekommen war, also ist Landgraff Philipsen seine und dieser der Graffen von Dietz Ihre Erbschafft fein zusammen in eine Massam geschlagen und unter die drey noch lebende Gebrüder vertheilet, der Wittib aber einer Pfalzgrävin (welche hernach wieder geheurathet hat) ist von Ihnen daßgesampt Braubach zum Witthumb gelassen worden, und ist also dergestaldt Rheinfelß nach Cassel, die Herrschaft Ebstein nach Marpurg und Umbstadt, Lißberg, Roßbach, Homberg vor der Höhe und andere dergleichen von denen Graffen von Dietz besessenen Oerther nach Darmstadt gekommen.

X.

Die Christen als Staatsunterthanen.

Zweiter Artikel.

Worin nach den für alle Jahrhunderte geltenden göttlichen Gesetzen die Pflichten der Christen gegen ihre Obrigkeit im Allgemeinen bestehen, ist in dem ersten, diesen Gegenstand behandelnden Artikel (Bd. XIX, S. 408 u. ff.) entwickelt worden. Jene Vorschriften sind aber nach Ausweis der Geschichte nicht bloß eine Theorie geblieben, sondern gerade in denjenigen Zeiten, wo der Gehorsam vielleicht am Schwersten zu üben war, in den Zeiten der schrecklichsten Verfolgungen, haben die Christen diese Pflicht mit der größten Treue erfüllt. Sprach sich schon hierin eine hohe Tugend jener Christen der ersten Jahrhunderte aus, so stand dieselbe doch nicht isolirt, sondern sie war eben nur eine Blume in dem wohlduftenden Strauß, welchen sie auf dem Altare als Opfergabe darbrachten. Jene Tugend ist nur eine Saite, welche angeklungen einen reinen und klaren Ton gibt; aber dieser Ton ist doch eben nur ein Theil der großen Harmonie von Accorden, durch welche Gott in dem herrlichen Saitenspiel christlicher Tugenden gelobt wird. Wenn daher die Christen der alten Zeit für die der nachfolgenden Jahrhunderte, insbesondere zwar auch wegen ihres Gehorsams gegen die Obrigkeit als Vorbilder aufzustellen sind, so

wird man gerade dieß Muster doch nur in seinem Einklange mit all den übrigen musterhaften Eigenschaften derselben aufzufassen haben, und ihm nur dann auf eine gebührende Weise entsprechen, wenn man außer jenem Gehorsam auch die übrigen Tugenden jener erhabenen Vorbilder nachahmt. Die heidnischen Imperatoren hatten daher in den Christen nicht bloß — so weit dieß mit dem göttlichen Gesetze vereinbar war — getreue und gehorsame Unterthanen, wie die aller Könige und Fürsten, überhaupt aller Regenten, seyn sollten. Waren sie kein Ideal von Herrschern, so stand ihnen doch das Ideal von Unterthanen gegenüber.

Indem wir nun diese Christen in einer kurzen Schilderung als ein Modell unserer Zeit vor Augen stellen, kann damit nicht gemeint seyn, daß es nicht auch unter ihnen schlechte Menschen gegeben habe. Es wäre eine solche Behauptung gegen das Zeugniß der Apostel und der Kirchenväter, welche oft Veranlassung nahmen, die Sitten vieler Christen zu tadeln, und zu zeigen, daß gerade die moralische Verderbniß die göttliche Züchtigung in der Verfolgung herabrufe. Allein, dessenungeachtet war die Zahl der Schlechten im Verhältnisse zu den Guten doch nur gering, und erst in späterer Zeit hat bei dem Nachlasse des feurigen und doch so milden Glaubenseifers das Verhältniß ungünstiger, ja zu Zeiten höchst nachtheilig sich gestaltet.

Gerade die Lebendigkeit des Glaubens ist es, welche die Christen jener Zeit entschieden vor denen späterer Tage auszeichnet. Durch die Stimmen der Evangelisten des alten Bundes — als solchen bezeichnet, wegen der Klarheit seiner Gesichte, Hieronymus den Propheten Jesaias — und der Propheten des neuen Bundes waren sie begeistert, durch die glorreiche Auferstehung Christi von den Todten, die, bevor sie geschah, selbst den Aposteln nicht begreiflich war, durch die Wunder des Herrn und die in Seinem Namen gewirkten Thaten der Heiligen waren sie von der göttlichen Wahrheit und Kraft des Glaubens an den Gekreuzigten überzeugt worden.

Insbesondere aber fühlten sie sich durch das große Wunder der außerordentlich schnellen Verbreitung des Christenthums in ihrem Glauben gefestigt und gestärkt, denn bald erfüllten die Christen im römischen Reiche Städte und Inseln, Schlößer und Märkte, Flecken und Lager, Tribus und Decurien, den kaiserlichen Pallast, den Senat und das Forum. So feurig war das Wehen des heiligen Geistes in ihnen, daß sie, durchdrungen von der Fülle des Glückes durch das Licht des wahren Glaubens innerlich erhellt zu seyn, mit wahrem Liebesschmerz sich sehnten, ihre Mitmenschen zu gleichem Glücke zu führen, so groß ihre Festigkeit, daß sie mit Liebe gegen ihre Feinde, und mit einer uns fast unglaublichen Geduld die größten Martern für ihren Glauben aushielten und mit einem himmlischen Lächeln den Todesstreich empfingen, ja ihn, der ihnen die Pforten des Himmels öffnete, freudig begrüßten.

Aber in dieser die Welt beherrschenden Kraft überhoben sie sich nicht; nicht sich rechneten sie dieselbe bei, sondern Gott allein; auf ihn setzten sie alle ihre Hoffnung, die sie dem apostolischen Worte gemäß sich in ihren Bildwerken als einen Anker darstellten, nannten sie es, Christi Wort: „Euer Freund schläft" sich erinnernd, die unterirdischen Grotten, welche ihre entseelten Leiber zu bergen bestimmt waren: Schlafstätten. Hier ruht der Körper bis zu seiner Wiedervereinigung mit der Gott vereinten Seele von seinen Mühen aus. — Bei solcher Gewißheit müssen freilich die Schrecken des Todes schwinden.

Auf das höchste und letzte Ziel der Menschen war daher auch das ganze Leben der älteren Christen, war die Ordnung ihres Tages gerichtet. Eben darum mußten sie freilich die entschiedenen Gegner des Heidenthums seyn, und Alles und Jedes meiden, was ein verbindendes Glied in einer sie an heidnische Grundsätze und Handlungsweise fesselnden Kette hätte werden können. Nicht mieden sie die Heiden, im Gegentheil, sie bemühten sich durch ihren Umgang mit ihnen, sie zur Wahrheit zu führen, aber sie mieden die heidnische, verführerische schöne Kunst, sie mieden die Tempel, sie mieden die damals

höchst obscönen Theater, um auch nicht durch ihre Gegenwart ein nachtheiliges Licht auf die Religion, zu der sie sich bekannten, zu werfen. Ueberall legten sie die mit der größten Liebe leicht zu vereinigende Klugheit und die von einem wahren Eifer für die Sache des Glaubens unzertrennbare Demuth an den Tag. Dieß zeigte sich in der ganzen Art und Weise ihrer Gespräche, in der Besonnenheit, mit welcher sie diese führten und durch sie belehren wollten, und in den Schriften, welche sie an die Heiden und ihre Mitchristen richteten. Sie tadelten daher diejenigen, welche durch einen unzeitigen Eifer, der gar zu leicht der Liebe entbehrt, ihre Herzen aufregten. Gerade aber diese ihre Liebe zu ihren Mitmenschen trat in allen Lebensverhältnissen als das schönste Zeugniß ihrer Liebe zu Gott hervor. Wie mußte sich da das eheliche Band, wie das Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern gestalten, wo die Herzen vor Liebe darnach brannten, sich wechselseitig nach den Geboten Christi zu helfen. Da wurde den Armen Labsal, den Kranken Erquickung, den Gefangenen Zuspruch, den Wittwen und Waisen Schutz, den Verurtheilten Trost gebracht; da wurde — und dieß ist das größte Werk — auch den Feinden nur Liebe gespendet. Diese Liebe offenbart sich auch in ihrem Urtheil, in welchem sie mit Demuth das ihnen stets lebendige Bewußtseyn von der Unzulänglichkeit ihrer eigenen Kräfte kund geben. So strenge sie nämlich über die Sünde urtheilten, so mild und mitleidsvoll über die Sünder, stets eingedenk dessen: „wer da steht, der sehe zu, daß er nicht falle." Mit der Demuth und Liebe ging aber die Bescheidenheit Hand in Hand, die sich im Blick, in der Rede, in dem ganzen Benehmen, in der Kleidung, in der Einfachheit der Lebensweise, bei welcher sich die Mäßigkeit in Speise und Trank von selbst verstand, deutlich aussprach. Um aber gerade so schwere Tugenden leichter üben zu können, beobachteten sie im Gehorsam gegen die Kirche die von ihr vorgeschriebenen Gebote über die Zeiten des auf göttlicher Anweisung beruhenden Fastens. Gerade diese Uebung in Beziehung des eigenen Willens, welche den

Körper der Seele und die Seele Gott unterwirft, machte sie geschickt, sich vom Unerlaubten fern zu halten, und der Inbegriff aller jener Tugenden gab den Christen jener Zeit auch jene staunenswerthe Standhaftigkeit, in welcher sie über die Welt siegten, und diese von der Wahrheit überzeugten.

Allein dieser Sieg erfolgte erst nach Jahrhunderten, nachdem Ströme von Blut für den christlichen Glauben vergossen worden waren. Gerade aber diese Helden, diese wahrhaft großen und heiligen Menschen haben, so wie sie schmählichen Tod erduldeten, auch während ihres ganzen Lebens die schimpflichsten Anfeindungen erfahren müssen. Es gab kein Verbrechen und keine Schlechtigkeit, die man den Christen nicht angedichtet, keinen Hohn und keinen Spott, den man ihnen nicht zugefügt, keinen Schmutz und keine Verachtung, die man nicht auf sie geworfen hätte. Spottete der Eine über die Neuheit der christlichen Lehre, so verkündete der Andere den baldigen Untergang des Christenthums; lachte dieser sie wegen ihrer Leichtgläubigkeit aus, so höhnte sie Jener wegen ihrer Anbetung eines Menschen; warf man ihnen hier den Atheismus vor, so schmähte man sie dort wegen des schändlichen Cultus, dessen man sie zieh. Man gab ihnen Dinge Schuld, die nicht zu nennen sind, gegen die der Vorwurf thyestischer Gelage und ödipodischer Vermählung nur gering anzuschlagen ist. Oft erschienen die Christen den Heiden selbst nur als eine Genossenschaft der niedrigsten und ungebildetsten Leute; sie galten für dumm, die Schreibart ihrer Lehrer für schlecht, ja selbst ihre unschuldigen Bildwerke und Malereien, womit sie das Gedächtniß Christi vorzüglich in der Darstellung alttestamentarischer Vorbilder ehrten, entgingen dem vornehmen und bittern Spotte nicht. Ganz besonders verächtlich erschien aber den Heiden die Verehrung, welche sie dem Kreuze zollten, und unbegreiflich erschien, bei vermeintlich so niederer Gesinnung, die starrköpfige und ehrsüchtige Hartnäckigkeit, mit welcher sie, nach der Meinung ihrer Gegner, ihre abgeschmackten religiösen Vorstellungen selbst bis zum Tode vertheidigten.

So wurde alles Große und Erhabene in den Christen von ihren Feinden und Widersachern in den Koth getreten; wenn also keine Tugend in ihnen Anerkennung fand, so darf es nicht Wunder nehmen, daß auch der von ihnen mit der gewissenhaftesten Treue geübte Gehorsam gegen die Obrigkeit nicht nur nicht der allgemeinen Mißdeutung entging, sondern daß man geradezu von den Christen behauptete: sie machten Parteiungen, sie seien Unruhstifter und Verschwörer, sie seien Beleidiger der Majestät, Feinde des Staates, ja ihre ganze Lehre passe nicht zu den Gesetzen des Reiches.

Nachschrift: Der erste diesen Gegenstand behandelnde Artikel unserer Zeitschrift hat in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 193 vom 12. d. M. wegen einer Aeußerung über die Sclaverei einen sehr unbegründeten Angriff erfahren. Nachdem von den Bemerkungen einiger französischer Schriftsteller hinsichtlich der Sclaverei gesprochen war, heißt es daselbst: Noch ausdrücklicher aber belehrten in diesen Tagen die „historisch-politischen Blätter“ ihre Leser in einem Artikel, überschrieben „Die Christen als Staatsunterthanen“: Jeder menschlichen eingesetzten Obrigkeit, welcher Gott diese Gewalt geliehen hat, es seien Könige oder Statthalter, oder sonst irgend welche Herren, soll von den ihnen Untergebenen gehorcht werden, so daß die Kirche, indem sie dieses befiehlt, auch den an sich unnatürlichen Zustand der Sclaverei anerkennt. Auch die Gewalt der Schadenstiftenden ist von Gott. Hierauf bemerken wir einstweilen: In dem ersten Briefe Petri (Kap. 2, V. 13 u. ff.) heißt es wörtlich: „Seyd daher unterthan jeder menschlichen Creatur (omni humanae creaturae, ἀνθρωπίνῃ κτίσει, worunter nach den bewährtesten Interpreten die von Gott gesetzte Obrigkeit verstanden wird) um Gotteswillen, sei es dem Könige, welcher der Höchste ist, oder den Statthaltern, als solchen, welche von ihm abgeordnet sind zur Bestrafung der Uebelthäter und zur Belobung der Rechtschaffenen. — Ihr.

Knechte (servi, δοῦλοι) seyd unterthan mit aller Ehrfurcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den schlimmen (discolis, τοῖς σκολιοῖς)." Wir glauben, daß unsere Worte eine sich ganz nahe anschließende Paraphrase des Textes sind, und daß wir unsere Leser mit Nichts belehrt haben, was von der Lehre des Apostels abweiche. Sagten wir, daß auch die Gewalt der Schadenstiftenden von Gott sei, so haben wir nur einen ebenfalls mit der apostolischen Lehre zusammenstimmenden Ausdruck des heiligen Augustinus angewendet, welcher sagt: Etiam nocentium potestas non est nisi a Deo. Bei dem Verfasser jenes Artikels in der Allgemeinen Zeitung müssen wir entweder eine völlige Unbekanntschaft mit der heiligen Schrift, oder den Willen voraussetzen, die Auctorität derselben zu verwerfen, so bald ihm jene Aeußerungen als eine unstatthafte Lehre der historisch-politischen Blätter erscheinen. Um so weniger dürfen wir uns wundern, wenn er, der sich von dem christlichen Standpunkte der Auffassung des Verhältnisses der Unterthanen zu der Obrigkeit losgesagt hat, uns in einer Note die Ausdrücke vorhält: „In der Obrigkeit erscheint dem Christen der Abglanz der göttlichen Majestät"....
„Die Christen haben in den Fürsten die Ebenbilder Gottes zu erblicken." Auch diese Ausdrücke sind durchaus den apostolischen Worten angemessen, denn wenn die Obrigkeiten von Gott sind, und wer sich ihnen widersetzt, sich Gott widersetzt, so repräsentiren sie Gott. Sie sind also in einem höheren Sinne, als jeder einzelne Mensch, Ebenbilder Gottes, indem Gott ihnen seine Gewalt, die man durchaus richtig als einen Abglanz seiner Majestät bezeichnen darf, gegeben, und sie dadurch sich, als dem höchsten Herrscher, noch ähnlicher gemacht hat. Was übrigens die Grundsätze der Kirche über die Sclaverei betrifft, so werden wir in einem längeren Artikel jenem Autor seiner Zeit dienen.

XI.

Eine Fürstin des sechszehnten Jahrhunderts.

Durch die Güte eines Freundes sind wir in den Stand gesetzt, unsern Lesern einige Züge aus dem wenig bekannten und doch so schönen Leben einer bayrischen Fürstentochter, der Erzherzogin Maria von Oesterreich, mitzutheilen. Gerade sie verdiente von Jedem, dem sowohl das Interesse der Kirche, als auch insbesondere Bayerns am Herzen liegt, näher gekannt zu werden, denn obgleich sie nicht auf dem großen Schauplatze der Geschichte vor der ganzen Welt auftrat, so hat doch gerade diese Fürstin einen weit größeren Antheil an der Gestaltung der Dinge in Deutschland und in Europa gehabt, als ihre Zeitgenossin Elisabeth von England. Es war eine höchst wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung, daß nicht diese, wie es beabsichtigt war, sondern Maria von Bayern die Gemahlin des Erzherzogs Karl wurde; man denke sich, welche Folgen sich daran angeknüpft hätten, wenn Elisabeth die Mutter des künftigen Kaisers geworden wäre. Doch dem Lande Steyer war einmal eine Elisabeth, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach, bestimmt; die Landgräfin von

Thüringen spiegelt sich auch in Maria ab. Die Geschichte weiset viele Fälle auf, daß Gott sich ausgezeichneter Frauen als Werkzeuge bedient hat, um ganze Völker mit dem Lichte der Wahrheit zu beglücken. Frauen haben nicht den Beruf der der Missionäre, hinauszuziehen, um den Völkern durch Predigt das Evangelium zu verkünden; sie haben die bescheidenere Aufgabe, durch das stille Wirken häuslicher Tugenden und durch Beispiel für die Wahrheit zu gewinnen; insbesondere aber, wenn auf die höchsten Stufen der menschlichen Gesellschaft gestellt, die Herzen der ihnen durch die Ehe verbundenen Fürsten zu lenken, und in ihren Söhnen die künftigen Herrscher zu erziehen. So brachte Chlotilde den Franken das Christenthum, ihre Enkelin Emma den Angelsachsen, und so diente auch Maria in der ganzen Schönheit und Kraft ihrer Seele dazu, um das Heil, welches Bayern in der treuen Liebe und in der unerschütterlichen Festigkeit, mit der seine Herzoge an dem Glauben der Kirche hingen, zu Theil geworden war, auf Oesterreich zu übertragen, wo die Irrlehre nur zu bedeutende Fortschritte gemacht hatte. In der echten Wittelsbacherin Maria erkennen wir erst ganz die Bedeutung, welche Bayern für Deutschland und für die Kirche hat. Sie war die Tochter eines großen Fürsten, Albrechts V., eines Fürsten, auf dessen Stirne „Hoheit und Liebe thronten“, eines Fürsten, der einen erhabenen „Begriff von seiner Herrscherwürde, aber einen nicht minderen von seiner Herrscherpflicht hatte, sein Volk zu beglücken.“ Dieses Glück aber erkannte der Herzog, zugleich der edelste Beförderer von Wissenschaft und Kunst, vorzüglich in dem wahren Glauben, und so ist er für Deutschland mehr als irgend ein Prälat, mehr als irgend ein Orden, der wahre Hort der katholischen Kirche geworden, und hat eben dadurch den Grund zu Bayerns moralischer Größe gelegt, die weit über sein Areal und die physische Kraft der Gesammtzahl seiner Einwohner hinausreicht. Was aber Albrecht als ein Vater seines Volkes für dieses, was er für sich als das größte Heil erachtet, das mußte er vor allen Andern seinen Kindern zu Theil wer-

den lassen. Sein Hof, „in jenen Tagen der prachtvollste in ganz Deutschland, war aber zu gleicher Zeit der gebildetste und gesittetste.“ An diesem, streng im katholischen Glauben und in der Sitte, wurden Albrechts Söhne und Töchter erzogen. Was ihnen der Vater überliefert, das haben sie, insbesondere Wilhelm V. und Maria getreulich bewahrt; jener des großen Maximilians Vater, diese Ferdinands II. Mutter. So ward Albrecht nicht nur in seinen Kindern, sondern auch in seinen Enkeln groß; so ward er nicht nur für Bayern, sondern auch für Oesterreich derjenige Fürst, an dessen Glaubenstreue Gott den größten Segen geknüpft hat. Maximilian und Ferdinand verdankt aber Deutschland die Erhaltung der katholischen Kirche, Maximilian und Ferdinand dankt die Kirche die Erhaltung vieler deutscher Länder. Müssen wir nicht bloß vom nationalen, sondern gerade vom kirchlichen Standpunkte aus die Spaltung Deutschlands im Glauben beklagen, so konnte doch dieser der Nationalität nicht zum Opfer gebracht werden; aber nicht bloß der Glaube wäre ein Opfer geworden, Bayern selbst wäre, neben den mächtigen Nachbarstaaten, herabgesunken, und hätte niemals die Macht und Bedeutung, nie die moralische Größe erlangt, welche es, gestützt auf den wahren Glauben, gestützt auf seine Anhänglichkeit an die göttliche Wahrheit, die uns von dem Mittelpunkte der Einheit zugekommen ist, bis auf die Gegenwart bewahrt, ja in neuerer Zeit noch erhöhet hat.

Durch jene beiden Geschwister aber wurde mehr als durch frühere Heirathen das Band der Wittelsbacher mit den Habsburgern zur Vereinigung im Schutze der Kirche geschlossen. Wie sehr Maria erkannte, daß für ihre neue Heimath, wie sehr für ganz Oesterreich das Heil von Bayern zu erwarten sei, das zeigte sie darin, daß sie es bewirkte, daß ihr Sohn Ferdinand die bayerische Hochschule zu Ingolstadt bezog. Um diese Zeit schrieb sie an ihren Bruder: „Da du den Ferdinand mit Verlangen erwartest, so hoffe ich zu Gott, er sei nun

schon angekommen, und hoffe auch, er werde sich nach Deinem Gefallen verhalten; thut er es nicht, so bitte ich Dich um Gotteswillen, übersieh ihm Nichts, denn er ist furchtsam; wenn er Ernst wird sehen, wird er schon folgen. Ich bitte Dich auch, laß mich wissen, wie Dich gedünkt, daß er ist und was Du für ein Herz zu ihm hast; schreibe mir aber die rechte Wahrheit und Nichts zu Liebe, und laß auch mich wissen, wie Dir sein Hofmeister gefällt; mich gedünkt er ein gar feiner Mann zu seyn, gar sorgfältig und fleißig. Auch wie Dir der Präceptor gefällt; er ist ein guter Mann. Ich befehle Dir halt Herrn und Diener in sonderheit."

In Bayern erhielt nun Ferdinand seine weitere religiöse und wissenschaftliche Ausbildung, und zu Ingolstadt war es, wo er die innigste Freundschaft mit unserm großen Churfürsten schloß. Doch die beste Schule hatte Ferdinand von seiner bayrischen Mutter empfangen; diese war es auch, die dem Unmündigen, nachdem er in seinem dreizehnten Jahre seinen Vater verlor, so wie später noch zur Seite stand, und in seinem empfänglichen Herzen den Glauben an unsere heilige Kirche, und alle christlichen Tugenden nährte. Sie starb einen herrlichen Tod; sie ist nicht canonisirt, doch wenn Gott ihr, wie nach ihrem irdischen Leben zu erwarten, die Krone des ewigen Lebens gegeben, so ist ja auch sie unter denen, die wir an dem Tage aller Heiligen anrufen; möge sie auch für Bayern bitten!

Doch hören wir, was von ihr berichtet wird:

Auf einer Wanderung durch Steiermark theilte mir einst der Geistliche eines kleinen Städtchens zur augenblicklichen Verkürzung müssiger Stunden eine Handschrift von sechsundfünfzig Folioseiten mit. Dieselbe führte den Titel: „Fürstlicher Tugendspiegel, vorgestellt in dem tugendvollen, heiligmäßigen Lebenswandel der durchlauchtigsten, gottseligsten Fürstin und Frauen Maria, Erzherzogin von Oesterreich &c., gebornen Pfalzgräfin bei Rhein, Herzogin in Ober- und Nieder-Bayern und dieser innerösterreichischen Landen glorwürdigsten Landes-

fürstin, auch mildreichsten Stifterin allhiesigen Clarissen-Klosters zu aller Heiligen." Unter der Zueignung an die Aebtissin dieses Klosters steht als Verfasser unterschrieben: „Franz Jacob Ludwig, Burger und Buchbinder" (zu Grätz). Einem beigelegten Blatt zufolge, mit der Unterschrift, P. Angelus Englmayr, St. Theol. Lector, sieht man, daß die Schrift im Jahre 1729 verfaßt wurde und für den Druck bestimmt war, was durch das am Ende beigefügte Imprimatur des Sigismund Busch, S. J. Acad. Graecens Cancell. (Herausgeber der diplomataria Sacr. Styriae) bestätigt wird. Warum die ertheilte Bewilligung nicht benützt wurde, ist unbekannt; nur dessen konnte mein freundlicher Wirth mich versichern, daß das Schriftchen niemals sei gedruckt worden.

Weder Titel noch Autor der Schrift hatten anfangs für mich Reizes genug, dieser besondere Aufmerksamkeit zu schenken; einige dynastische Vorliebe jedoch, die sich, bei der eigenen, an die Herkunft der besprochenen Fürstin, und hiezu der Zwang, ohnedieß eine Stunde zwecklos zubringen zu müssen, wurden zuletzt doch zu Beweggründe, dieselbe zu durchlaufen. Das war ursprüngliche Absicht, die aber unwillkürlich in ein Durchlesen sich verwandelte. Denn die Schrift stellte mir in schlichter, aber das unverkennbare Gepräge der Wahrhaftigkeit an sich tragender Schilderung eine Fürstin dar, von der mir, wie vermuthlich noch hundert anderen, eben nicht gerade Unwissenden bisher weiter nichts bekannt war, als daß sie gelebt habe und die Mutter Kaiser Ferdinands des Zweiten gewesen sei. Ich fand unendlich mehr, als ich vermuthete; ich wurde näher mit einer Frau bekannt, die ohne Uebertreibung eine der seltensten Zierden ihres Geschlechts und ihres Standes genannt werden darf; ich vernahm in Bezug auf ihre Ueberzeugungen, Gesinnungen und Lebensgewohnheiten eine Menge Einzelnheiten, die in ihrer innern Verbindung und vermöge des Grundes, in welchem sie alle wurzelten, diejenige, in der sie alle sich vereinigen über das Maß, welches wir an vorzügliche fürstliche Frauen anzulegen gewohnt sind, oder womit wir uns

gemeinhin befriedigt erklären, weit hinausgehen. Sichtbar hat sich der Verfasser darauf beschränkt, die christkatholische Fürstin, die fromme Frau, die glaubenseifrige Klosterstifterin in's Licht zu setzen; Anderes, was vielleicht nicht minder Berücksichtigung verdient hätte, zu übergehen. Denn die Art und Weise, wie jenes geschieht, gibt der Vermuthung Raum, daß dieselbe auch in manchen andern Beziehungen nicht minder ausgezeichnet dürfte gewesen seyn. Wenn ich einige der wesentlichen Züge zur Bezeichnung und Gesinnung der Lebensweise dieser Fürstin aus der erwähnten Schrift heraushebe, so hoffe ich damit manchem Leser dieser Blätter einen Dienst zu erweisen, indem es immer willkommen seyn muß, nähere Kenntniß solcher Individualitäten zu erhalten, an deren Beschauung nicht nur die Zeit, in welcher dieselben lebten, sondern jede Zeit ihre Lust haben könnte und haben sollte.

Unser „Bürger und Buchbinder" zu Grätz findet eine geheimnißvolle Andeutung des Wirkens der Erzherzogin sowohl in ihrem Geburtstag als in ihrem Namen. Jener sei auf Mariä Verkündigung gefallen, auf den Tag, an welchem man der Menschwerdung Christi und der Erlösung aus der Blindheit der Abgötterei gedenkt; dieser, Maria, bedeute im Hebräischen eine Erleuchterin, indem sie sowohl Viele aus der Finsterniß des damals herrschenden Irrglaubens zum Licht der katholischen Wahrheit berufen, als durch ihre Kinder die ganze Welt erleuchtet habe, selbst aber ihren Zeitgenossen ein Licht geworden sei. Durch öftere Beichte und wöchentlichen Empfang des Altarssacraments sei sie in steter Gemeinschaft mit Gott verblieben, deßwegen so tüchtiger gewesen, durch weise Räthe Land und Leute vor dem Untergang zu bewahren. Das habe sich vornehmlich bei dem bedrohlichen Ausbruch der ungarischen Rebellion im Jahre 1605 gezeigt, wo in Grätz alles zur Flucht sich rüstete. Freundlich und ernstlich wären die Einflußreichen zur Rettung und Beschirmung des Vaterlandes ermahnt worden. Damit der Anblick der Erzherzogin das Volk ermuthige, die Gedanken an Flucht verscheuche, sei sie täglich ausgefah-

ren, habe deßwegen noch häufiger als sonst die Kranken besucht.

Diese Starkmüthigkeit sei auch von ihrem Gemahl anerkannt worden, da er auf dem Todbette seine unmündigen Kinder mit den Worten aufgerichtet hatte: „Ich weiß, daß eure Frau Mutter im Rathe weise und verständig ist; sie wird hinfort eure Beschützerin seyn. Seyd ihr gehorsam, vertraut ihren Räthen, sie wird euch nichts Unbedachtes sagen." Dessen habe sich Jeder überzeugen können, der sie um Hülfe und Trost angegangen; denn lange Erfahrung und helle Einsicht hätten ihr die Fähigkeit verliehen, leicht vorherzusagen, was aus diesem oder jenem erfolgen werde. Am liebsten habe sie ihren Rath Armen und Bedrängten ertheilt; doch eben so gern als Rath und Hülfe, worin sie, damit ja der Trost werkthätig sei, keine Kosten gespart. „Im Almosen geben", sagt der Verfasser der Handschrift, „hatte unsere mitleidigste Erzherzogin kein schalkhaftes, sondern ein aufrichtiges und einfältiges Auge. Sie war eine ächte barmherzige Samaritanerin, die nicht darauf sah, ob der Bettler oder die Bettlerin ihres Glaubens Genosse oder nicht, ob gesund oder krank sei; sie ließ es dabei bewenden, daß sie um Gottes willen angesprochen wurde, daß der Ansprechende ein Mensch und ihr Nächster sei; denn diese weise Frau wußte, daß der allmächtige Gott den guten Willen des Gebers einen unwürdigen Empfänger nicht entgelten läßt. Sie hielt sich an das alte Sprichwort der Deutschen: „Almosen geben macht nicht arm, Kirchen gehen versäumt nicht."

Deßwegen sah sie sich öfters von Armen, von hülfeflehenden Menschen dergestalt umringt, daß sie nicht fortgehen, nicht in den Wagen ein- oder von demselben absteigen konnte. Nicht allein zeigte sie hierob [illegible] Unwille, sondern freute sich dessen innerlich. Aus Jedermanns Hand nahm sie Bittschriften an, hörte die Beschwerden der Leute, tröstete sie, sprach ihnen freundlich zu. Gleich einer andern Landgräfin Elisabeth von Hessen kochte sie den Armen, speiste und tränkte sie dieselben, machte sie ihnen die Betten zurecht, „und verrichtete mit

eigenen Händen solche Werke, darob wohl manches Bauernweib einen Abscheu gehabt hätte." Einst wollte sie in dem Spital Kranke besuchen, aber die Spitalmeisterin sagte zu ihr: „Gehen E. D. nicht hinein, es ist da ein gar übler Geruch!" Sogleich versetzte die Erzherzogin: „was übler Geruch? deine und meine Sünden stinken vor Gott weit mehr!" Sie ließ sich von den Kranken die schmerzhaften Stellen weisen, indem sie fragte: „wo thuts wehe?" Andern sagte sie: „laß mich deine Hand sehen!" legte dann Geld hinein mit den Worten: „sag nichts davon, damit es die Andern nicht inne werden"; dennoch ließ sie hernach durch ihren Kammerdiener auch diesen ausspenden. Wußte sie, daß in Rechtsfällen arme Wittwen oder Weisen keinen Vertreter hatten, so bat sie den Gemahl, später ihren Sohn, er möchte sich der Bedrängten annehmen.

Die Armen und Kranken lagen ihr so sehr am Herzen, daß sie einst einem neubestellten Spitalmeister sagte: „Himmel und Hölle lege ich dir auf dein Gewissen. Gibst du den Kranken, was Wir gegeben und verwendet haben, so wirst du den Himmel gewinnen; solltest du aber untreu seyn, dann hast du sicher die Hölle zu gewarten." — Oftmal fuhr sie zu gebährenden, auch andern kranken und nothleidenden Frauen, oder zu armen Weibern. Wenn sich bei den erstern die Befreiung von der Leibesbürde verzog, so blieb sie, und ruhte lieber auf Stroh, doch so, daß sie die Gebährende stets im Auge hatte. Zu solchen nahm sie gewöhnlich ein von Holz geschnitztes Bild der heiligen Jungfrau mit. Einst begab es sich, daß die Erzherzogin zu einer lutherischen Frau kam, deren äußerst schwere Niederkunft ihren und des Kindes Tod befürchten ließ. Die Fürstin versicherte dieselb[illegible] wenn sie die seligste Jungfrau anrufen wollte, dann w[illegible] wohl geholfen werden. Die Frau befolgte den Rath, geba[illegible]auf leicht und ohne Gefahr, wurde auch hiedurch zur Rückkehr in die Kirche bewogen. Die Erzherzogin schenkte in der Folge das Bild dem von ihr gestifteten Clarissenkloster, von wo es öfters zu kreissenden Weibern verlangt wurde.

Beim Austheilen von Almosen bemerkte ihr eines Tages der Obersthofmeister, diese und jene Person habe bereits etwas erhalten. „Gebt ihnen nochmals", erwiederte die Erzherzogin, „wir geben es ja doch Gott in den Armen." Diese sollten sie selbst nach dem Ableben nicht vermissen; deßhalb verordnete sie, daß in ihrem Kloster eine jährliche Austheilung geschehe. Eben so bedachte sie die armen Klöster der Stadt Grätz. Viele Kirchen und Altäre wurden von ihr mit Kelchen, Monstranzen und andern Kirchenzierden versehen.

Damals war Steiermark durch Religionsspaltung bis in sein innerstes Mark zerrissen. Der Erzherzog war aufrichtig der katholischen Kirche zugethan, seine Gemahlin war es mit der Wärme und Innigkeit, deren nur ein weibliches Gemüth fähig ist. Die unkirchliche Partei zeichnete sich aus durch die unermüdlichste Strebsamkeit, immer weitern Boden zu gewinnen. Die stete Gefahr, von den Türken angefallen zu werden, die Nothwendigkeit, auf die Gränzhut außerordentliche Hülfsmittel verwenden, und diese von den Landständen verlangen zu müssen, gab derselben eine jährlich wiederkehrende Handhabe, dem Fürsten größere Nachsicht abtrotzen zu können. Daß unter seinen Räthen mehrere zu dieser Partei gehörten, erleichterte die Entwürfe derselben. Doch in Allem, was die Festigung, Reinigung und Wirksamkeit der katholischen Kirche erzielen konnte, fand er an der Gemahlin die entschlossenste Rathgeberin, die unverdrossenste Gehülfin. Einst wollte er durch das Zureden unkatholischer Räthe sich bewegen lassen, einen Prediger*, den sie ihm hoch zu rühmen wußten, anzuhören. Die Erzherzogin vernahm dieses; wie denn der Gemahl die Treppe hinabstieg, trat sie unter das Burgthor, den Erzherzog Ferdinand an der Hand führend, ein kleineres Kind auf den Arm. Dieser Anblick überraschte den Erzherzog und er fragte die Gemahlin, was Sie vor habe? „Ewer Liebden", sagte sie, „wollen Sich in die lutherische Predigt begeben; ich aber will mit meinen Kindern in mein Vaterland zurückkehren." Der Erzherzog um-

armte sie hierauf, und der Besuch der lutherischen Predigt war aufgegeben.

Nach Karls frühzeitigem Ableben nahm Maria unter den Regierungsgeschäften derjenigen, welche auf das Kirchenwesen Bezug hatten, am ernstlichsten sich an. Den Rathssitzungen, in welchen dergleichen verhandelt wurde, wohnte sie gewöhnlich selbst bei. Allein, weil sowohl ein großer Theil der Landstände als auch der Stadtrath von Grätz der Neuerung zugethan, auch zu befürchten war, diese möchten die Unterthanen gegen die Regentin aufstiften, mußte sie Manches geschehen lassen, was sie lieber verhindert hätte. „Unterdessen", sagt unsere Schrift, „that sie doch, so viel sie konnte; sie half den Abgefallenen auf, stärkte die Wankelmüthigen, sorgte, daß das Uebel nicht ärger wurde, wenn sie auch Manchem wider ihren Willen durch die Finger sehen und da schweigen mußte, wo sie lieber gesprochen hätte."

Sie wurde getröstet, als sie ihren Sohn von gleichem Eifer zur Herstellung der katholischen Kirche beseelt, als Landesherr mit größerer Wirksamkeit ausgestattet sah. „Oefters", sagt der Verfasser ferner, „habe Ferdinand sich verlauten lassen, er wollte lieber sammt Gemahlin und Kindern an dem unbedeutendsten Ort sein Brod erbetteln, selbst eher in Stücke sich hauen lassen, als zugeben, daß Gott oder seiner Kirche Schmach zugefügt werde; ja er wäre bereit, für jeden Glaubensartikel alle Marter, sogar den Tod zu erdulden."

Als Ferdinand im J. 1598 die Reformation in Steiermark und in seinen andern Landschaften begonnen hatte, ließ er die lutherische Kirche, welche die Landstände während einer Abwesenheit seines Vaters in Spanien hatte bauen lassen, sammt der dabei stehenden Schule schließen. Dazu hielt er sich in seiner Eigenschaft als Landesherr berechtigt; daß er des Gebäudes selbst sich bemächtigen dürfte, kam ihm, damals, bei ganz andern Begriffen über Eigenthumsrechte als heutzutage, nicht zu Sinn; es blieb seinen rechtmäßigen Besitzern — den Landständen. Die Erzherzogin aber, längst schon Willens, ein Cla-

rissenkloster zu stiften, und selbst in dasselbe einzutreten, machte jenen den Antrag, ihr den Bau käuflich zu überlassen. Die Landstände gaben ihr Kirche und Haus als Geschenk. Ungeachtet die Verwandlung in ein Kloster größere Auslagen erforderte, als wenn es neu wäre gebaut worden, setzte Maria doch großen Werth darauf, daß nach katholischer Weise eben da das Lob Gottes erschalle, wo bisher eine ganz andere Lehre verkündet ward. Sie ließ die ersten Bewohnerinnen ihres Klosters von St. Jacob am Anger zu München nach Grätz kommen. Am 10. November 1602 trafen fünf Schwestern und eben so viele Novizinnen dort ein. Die Erzherzogin bezeugte über die Erfüllung ihres heißesten Wunsches so große Freude, daß sie selbst für die Ankommenden die Betten richtete, den Tisch deckte und hierauf mit ihnen speiste.

Fortan fand sie alle ihre Erholung nur in diesem Kloster. Sie hielt sich bisweilen sammt ihren Töchtern ganze Tage in demselben auf, trug dann das Ordensgewand, und half den Schwestern im Chor und in dem Arbeitszimmer. Sie führte das Ordensgewand in einer verschlossenen Lade auf allen ihren Reisen mit. Nur ihre geheime Kammerfrau wußte darum; aber jedesmal bei dem Abpacken fragte sie am allerersten nach dieser Lade, in der eine Erklärung lag, daß im Fall unerwarteten Ablebens sie in diesem Kleide wolle beerdigt werden. Sie verordnete, daß im besagten Kloster zum Seelentrost ihres verstorbenen Gemahls jeden Freitag eine Messe von dem bittern Leiden und Sterben Jesu Christi solle gehalten, und unter derselben von den Schwestern fünf Vater Unser und fünf Ave Maria gebetet werden. Von ihrem Sohn erwarb sie für dasselbe die urkundliche Versicherung, daß es fort und fort seines und aller seiner Nachkommen Schutzes sich erfreuen soll.

Ihre aufrichtige Liebe zu Christo und seiner Kirche führte sie wie in den Beichtstuhl und an die Communionbank zu allen Bittgängen und zu jeder Art Gottesdienst. In dem warmen Verlangen, es möchten alle Christen von gleicher Sehn-

sucht zu den Heilmitteln erfüllt werden, ließ sie bisweilen an hohen Festtagen bei den Geistlichen Nachfrage halten über die Zahl der Beichtenden und Communicirenden, auch in den Kirchen nachsehen, ob das Volk zu dem Gottesdienst sich einfinde; „denn sie wünschte, daß nicht allein sie Gott lobe, sondern sein Name von allen Andern geheiligt, geehrt und gepriesen werde.“ Für sich selbst begnügte sie sich nicht immer mit dem bloßen Anhören der Predigten, sondern solche, „an denen ihre Seele eine besondere Stärke, Trost, Freude und Andacht empfunden“, erbat sie sich geschrieben, damit sie dieselben öfter lesen oder hören könnte. Kein geistliches Büchlein kam zum Vorschein, daß sie nicht dasselbe sich verschafft hätte. Dergleichen mußten während der Tafel oder unter der Arbeit vorgelesen werden, auf die Jagd oder zu ihren Erholungen sie begleiten. Ein besonderes Verlangen hatte sie nach Reliquien, welche sie ihre Kleinode, Perlen, Schmuck und Edelsteine nannte, und mit dergleichen auch zierte. Man konnte mit nichts so sehr sie erfreuen, wie mit dem Stück eines heiligen Leibes, oder des Gewandes, was im Leben einen solchen bekleidet hatte; und keine Kosten waren ihr zu groß, um dergleichen Reste würdig zu umgeben.

Hatte sie mit einem Geistlichen zu verkehren, so vergaß sie niemals, ihn zu ersuchen, daß er ihrer im Gebete wolle eingedenk seyn. Ihre heimlichen Almosen, damit Gottes Gnade und Schutz für sie und ihr Haus erfleht werde, gingen durch alle Länder. Sie pflegte des Morgens um drei Uhr aufzustehen und mit Gebet und Betrachtung den Tag zu beginnen, worauf sie in ihrer Kapelle drei Messen hörte, denen ihre Kinder und Kammerfrauen beiwohnen mußten. Jeder Abend wurde wieder unter Andachten geschlossen, darin David gleich, welcher gesprochen: „Morgens und Abends und um Mittag will ich, Herr! dein Lob verkündigen, und du wirst meine Stimme hören.“ Konnte sie Krankheits halber das Bett nicht verlassen, so ließ sie sich ein Tischlein mit Wachskerzen und den Gebetbüchern an dasselbe bringen, um ihrer Andacht den-

noch zu pflegen, was auch häufig geschah, wenn in ihrem Kloster zur Mette geläutet wurde. Befand sie sich in diesem, so stand sie vor Mitternacht auf und ging mit den Frauen in den Chor. Kehrte sie dann aus diesem zurück und die Kammerdienerin war nicht alsbald zur Hand, so trug sie die Laterne selbst, duldete auch nicht, daß eine Klosterfrau ihr leuchte; „im Kloster", sagte sie, „bin ich eine Schwester, wie jede andere."

Die Verhältnisse gestatteten die Erfüllung ihres Wunsches, bleibend in demselben leben zu können, nicht; dagegen freute sie sich jeder Zeit, die sie darin zubringen konnte; dann theilte sie Fasten, Disciplin und alle Werke der Demuth mit den Frauen. Obwohl sie sich zwei Zimmer hatte einrichten lassen, schlief sie doch in dem gemeinen Schlafhaus in einer Novizen-Celle, vor welcher ein Täflein hing mit der Aufschrift: „1603. Schwester Maria, Erzherzogin." Zu Haus trug sie unter ihrer Kleidung den groben Gürtel der Bruderschaft des heiligen Franz und grobe Armbänder. Ihre Kammerfrau, die Gräfin von Wildenstein, entdeckte einst die Bußwerkzeuge und bemerkte der Erzherzogin: „E. D. leben zu streng, thun zu viel Gutes." Sie aber gab ihr zur Antwort: einer Sünderin zieme es nicht anders; verbot ihr nebenbei, hievon gegen irgend Jemand Erwähnung zu thun.

Wie sie aber den Ausspruch des weisen Predigers würdigte, daß Alles seine Zeit habe, so beschränkte sie sich weder an ihren Hof, noch in dem Kloster auf Gebet und erbauliche Reden, sondern in Gemeinschaft mit ihren Töchtern und Kammerfrauen lag sie dem Sticken und Nähen ob; denn nichts haßte sie so, wie den Mü[illegible]gang. Unser Autor vergleicht sie daher jenem starken Weibe [illegible]s, „welches Wolle und Flachs suchte, auch mit de[illegible] ihrer Hände arbeitete, und ihr Brod nicht müssig aß."

An ernsten Prüfungen, an schweren Heimsuchungen fehlte es ihr nicht. Die erste und schwerste war das frühzeitige Hinscheiden des Gemahls, der sie, der Niederkunft nahe, mit zwölf min-

derjährigen Kindern, einem Nachfolger von dreizehn Jahren hinterließ. Drei Jahre später erfolgte ein Einfall der Türken in ihr Land, welcher solchen Schrecken verbreitete, daß in Laibach schon viele Leute die Flucht ergriffen. Im folgenden Jahre setzte die Uebergabe von Raab sie mit allen österreichischen Landen in Schrecken. Nachher verlor sie zwei erwachsene Töchter, deren die Eine eben im Begriffe war, mit dem König von Spanien vermählt zu werden. Die Scheidung der Erzherzogin Maria Christiana von dem Fürsten von Siebenbürgen mußte ihr ebenfalls Kummer bereiten. Einige schwere Krankheiten setzten ihre Geduld und Gottergebenheit auf die Probe. Dieselbe bewährte sich auf's herrlichste. Niemand je hat ein ungeduldiges Wort von ihr gehört. Wohl sagte sie bisweilen: „Mein Gott, wie schmerzt mich dieses! Welchen Kummer macht es mir! Wie betrübt ist mein Herz! Ich glaube, es hat sich ganz in mir aufgelöst; man wird es nach meinen Tod kaum mehr finden, so mancherlei Bekümmernisse hat es zu erdulden gehabt!"

Viele Zeit brachte die Erzherzogin auf Reisen und Wallfahrten zu. Erst begleitete sie ihre Tochter Anna nach Polen, dann Maria Christiana nach Siebenbürgen, die Erzherzogin Margaretha nach Spanien; dann ging sie abermals nach Polen zur Beisetzung ihrer ältesten Tochter und sechs Jahre später nochmals, um dem König die Zweitjüngste als Gemahlin zuzuführen. Darauf brachte sie zwei andere Töchter in das Kloster zu Hall bei Innsbruck, und kurz vor der beabsichtigten Reise nach Florenz mit der letzten Tochter rief sie der Herr von hinnen. Die Gnadenörter Mariazell, Altötting, Straßengel, Ferniz, haben sie öfters, selbst Loreto einmal, gesehen. Alle Samstage ging sie nach Straßgang, zu Maria Elend genannt, hinaus. Sie ließ sich in alle Bruderschaften aufnehmen, fand sich zu allen kirchlichen Feierlichkeiten ein, weckte durch ihre Andacht die Andacht bei Andern. Was bei diesen das Beispiel, das wirkten bei jenen ihre Reden und Ermahnungen, in denen immer große Klugheit und tiefe Weisheit sich offen-

barte und die häufig in Staunen setzten. Mit gewinnender Sanftmuth wußte sie die Menschen auf ihre Gebrechen aufmerksam zu machen, eines Jeden Eigenthümlichkeit aufzufassen, womit sie unbeschreiblich viel Gutes erzielte, solches auch niemals unterließ, wie immer Gelegenheit dazu sich darbot.

Von ihrer Thätigkeit wird uns folgende Schilderung gemacht. Obwohl sie eine mächtige Frau war, hat sie gewiß ihr Brod nicht in Muße gegessen, sondern mit ihren Fingern die Spindel ergriffen und dessen nie sich geschämt. Jeden Montag machte sie die Eintheilung der Woche, so daß auch nicht eine halbe Viertelstunde in Unthätigkeit verstreichen konnte. Entweder las oder schrieb sie, dieses oft viele Stunden, manchmal schon vor Tagesanbruch, nicht selten bis tief in die Nacht hinein, so daß dafür gehalten wurde, es hätten viele Canzler und Secretäre nicht so viel schreiben können, wie diese arbeitsame Fürstin für ihr durchlauchtigstes Haus gethan hat, und das bis in ihren Tod. War das Schreiben beendigt, so nähte, klöppelte oder strickte sie, dictirte auch wohl zwischen ein Briefe, oder gab Audienz, oder ließ sich vorlesen. Konnte sie bei dem Anhören von Vorträgen nichts anderes thun, so wand sie doch Seide oder Zwirn. Auf Reisen mußten stets Bücher und Arbeitsgeräthe in den Wagen oder Sänften sich befinden; zu gleicher Weise zog sie auch die Erzherzoginnen und alle Frauen ihrer Umgebung an, unter deren Mitwirken sie manche schöne Arbeit für Kirchen verfertigte.

Diese mannigfaltigen Blüthen der herrlichsten Tugenden wurden durch die Demuth zum duftenden Kranz verbunden. — Als einst Jemand aus Schmeichelei der Erzherzogin sagte: sie befleiße sich so vieler guter Werke, daß es den Geistlichen nicht an Stoff gebrechen könne, um sie nach ihrem Tode zu loben, versetzte sie: „Das gewiß nicht; denn ich wüßte nicht, was an uns sich loben ließe, als daß ich eine gute Arbeiterin im Sticken gewesen sei.“ Ihr Leichenprediger Balthasar Nympsch durfte in der Trauerrede auf die Fürstin mit vollstem Recht ausrufen: „Sage mir, vernünftiger Mensch! ist es nicht eine

Demuth, wenn eine große, in der ganzen Welt berühmte Fürstin allerlei Bettlern zu Tisch dienet, ihnen die Speisen selbst anrichtet und aufwartet? Das ist oft durch das ganze Jahr von J. D. geschehen. Sage mir, ist es nicht eine seltene Demuth, nächtlicher Weile bei gebährenden Weibern, nicht allein vornehmen Frauen, sondern bei armen Einwohnerinnen und Bürgerinnen sich finden lassen? Das hat sie, wie Jedermann weiß, oft und viel gethan. Ist es nicht eine lobenswerthe Demuth, allerlei Kranke, viele Arme und Preßhafte besuchen, manche Stunde an ihrem Bett zu sitzen; bei armen Spitalern, trotz üblen Geruchs, sich einfinden, dabei seyn, wenn man sie schneidet, die Schäden öffnet, sie verbinden, ihnen Speise und Trank in den Mund geben, sie selbst heben, tragen, legen, im Bett rücken, ihnen dieses richten helfen? Daß dieses von J. D. oft geschehen, war ich Augenzeuge. Jedermann gab sie bereitwillig Audienz, sprach freundlich zu einem Jeden, bot auch dem elendesten Menschen die Hand. Bei allem dem sich für eine große Sünderin halten, von guten Worten nichts wissen wollen, auch nicht wollen, daß andere davon wissen, das darf doch wohl Demuth genannt werden. Ja noch mehr, wäre es nach ihrem Willen gegangen, so hätte man sie nach dem Tode halten müssen gleich der ärmsten Bettlerin von der Straße. Sie vertauschte die fürstliche Begräbniß im Domstift zu Seccau an eine unbedeutende Stelle in der Kutte unter ihren Schwestern in der Clausur ihres Klosters, wohin sie bei nächtlicher Weile ohne besondere Begleitung sollte gebracht werden, so daß gemeine Leute, welche die Demuth der Dienerinnen Gottes nicht begreifen können, beinahe Anstoß daran genommen hätten. Neben solcher Demuth aber war in den Reden und Geberden dieser hohen Frau eine solche Majestät wahrzunehmen, daß zu der Liebe ihrer Kinder und der vornehmsten Potentaten, deren Ehrerbietung sich gesellte, da konnte mit dem heil. Bernhard gesagt werden: „es ist nichts Großes, wenn ein unbedeutender, geringer Mensch demüthig ist; eine seltene und große Tugend

aber ist die Demuth, wenn sie an denen sich zeigt, die in hohen Ehren und Würden stehen."

Da die Erzherzogin durch festen Glauben und alle Gnadenmittel, welche die Kirche darbietet, während ihres ganzen Lebens auf den Tod sich bereitete, und täglich um eine selige Sterbstunde flehte, war sie jeden Augenblick bereit, dem Ruf ihres Herrn zu folgen. Oft sagte sie: „Ich weiß, daß ich nicht lange mehr leben, sondern bald sterben werde." Vierzehn Tage vor ihrem Tode, am 15. April 1608, sah sie von dem Kreuzgang ihres geliebten Klosters herunter, wie eben die Marmorsteine zu ihrem Grabe von Seccau ankamen. Im ersten Augenblicke erblaßte sie zwar, sagte aber im Hinausgehen zu den begleitenden Schwestern: „Ich weiß, ihr lieben Kinder, daß Ihr mich nicht lange mehr haben werdet; Ihr werdet sehen, daß ich Euch bald sterbe." Am Tage des heiligen Georg beichtete sie noch und empfing die heilige Communion bei bester Gesundheit, so daß sie am folgenden Tag an der gewöhnlichen Prozession nach St. Peter außerhalb der Stadt Theil nehmen und dem ganzen Gottesdienst beiwohnen konnte. Doch wurde bemerkt, daß unter diesem ihre Gesichtsfarbe sich verändere. Nach der Rückkehr mußte sie sich zu Bett legen. Am 28. Abends ließ sie den Beichtvater ihres Klosters rufen, der ihr Vertrauen zur Herstellung einsprechen wollte, indem er bemerkte: sie habe ja schon schwerere Krankheiten durchgemacht. Mit heiterem Blick gab sie ihm zur Antwort: „Lieber Pater! Gott ist mein Zeuge, wie festiglich ich glaube, daß Er mir wieder zur Gesundheit verhelfe, ja selbst, wenn ich schon gestorben wäre, mich wieder lebendig machen könnte. Aber ich verlange abzuscheiden, um zu meinem göttlichen Bräutigam zu kommen; ich habe mich meinem Gott schon ganz aufgeopfert. Alles Freudige, was mir auf dieser Erde noch zu Theil werden könnte, würde mir fortan zum Schmerz; denn nichts kann mich von Gott abhalten, zu ihm allein steht mein Verlangen. Damit ich desto ungehinderter zu ihm kommen möge, bitte ich, Ihr wollet mich dem Orden der heiligen Clara ganz einverleiben

und zur Profeß aufnehmen, wie ich mir längst schon vorgesetzt habe, in jenen einzutreten und der Welt vollkommlich abzusagen.“ Es war auch wirklich ihr Wille, wenn sie von Florenz zurückgekommen seyn würde, diesen Vorsatz auszuführen.

Der Beichtvater konnte aber, weil in diesem Augenblicke keine Zeugen zugegen gewesen wären, ihrem Wunsch nicht willfahren; auch war kein Vorbote des nahen Todes wahrzunehmen, welcher Eile empfohlen hätte. Damit aber wuchs das Verlangen der Erzherzogin, indem sie wiederholte: zuverlässig würde sie nicht wieder gesund werden. Um Mitternacht des gleichen Tages verlangte sie die letzte Oelung, und sagte: „Jetzt ist es Zeit, daß ich die Gelübde für den Orden der heiligen Clara ausspreche.“ Es wurde abermals verschoben, doch unter Zusicherung, daß ihr solle willfahrt werden, sobald sie die Oelung werde erhalten haben. Bald nachher erschien der apostolische Nuntius an ihrem Bette, um ihr diese zu ertheilen. Da erneuerte sie ihren Wunsch zum dritten Mal. Man band ihr nun die Hände mit der Stola und mit der vernehmlichen Stimme sprach sie die Worte der Profession nach. Fortan wollte sie allein bleiben und ruhen, auch an zeitliche Dingen nicht mehr erinnert werden. Nachher hörte man sie öfters die Worte sprechen: „die Seele Christi heilige mich, der Leib Christi bewahre mich, das Blut Christi tränke mich, das Wasser aus seinen Wunden wasche mich, das Leiden Christi stärke mich! O gütigster Jesu erhöre mich, in deine heiligsten Wunden verbirg ich mich! O Herr hilf mir, daß ich nimmer geschieden werde von dir!“

Wenige Stunden, nachdem sie die letzte Oelung empfangen, sollte ihre Ahnung und ihre Sehnsucht erfüllt werden. Am 29. April Vormittags ein Viertel nach neun Uhr verschied sie, in einem Alter von 57 Jahren, in eben dem Augenblick, in welchem nach einem, ihrer Herstellung wegen veranstalteten Bittgang der apostolische Nuntius vor dem Altar das allerheiligste Sacrament emporhob.

Kaum dieser Hinscheid ruchbar wurde, befiel alle Ein-

wohner von Grätz große Trauer. Die Armen und Nothleidenden jammerten durch die Straßen und schrien laut: „Ach Gott, du hast uns unsere gütigste und barmherzigste Mutter genommen.“ Noch am gleichen Abend um neun Uhr wurde, dem Verlangen der Entschlafenen gemäß, ihr Leichnam nach dem Clarissenkloster gebracht, und von den Schwestern weinend in das Capitelhaus getragen, wo ihr die Haare abgeschnitten und das Ordenskleid angezogen wurde. Weil das Grab so schnell nicht konnte vollendet werden, blieb er bis zum vierten September in dem obern Chor stehen.

Der schlichte und redliche Verfasser dieses „Tugendspiegels“ schließt seine kurze Darstellung des Wesens der Erzherzogin mit den Worten: „Wann nun Salomon abermals fragen sollte: wer wird ein starkes Weib finden? so können wir mit wahrem Grund recht und billig antworten: der durchlauchtigste Erzherzog Carl habe dasselbe gefunden, da er die durchlauchtigste Frau Maria zur Ehe erhalten, welche, wie wir gesehen, stark und unüberwindlich, eifrig und beständig im Gottesdienst, in Andacht und Verfechtung des heiligen, alleinseligmachenden römisch-katholischen Glaubens, das ganze Land Steyer, Kärnthen und Crain von den Irrthümern Lutheri gereinigt hat; dürfte wohl auch Oesterreich, Böhmen, Mähren und Ungarn dazu nennen, denn ja der heilige Glaube, welcher durch Ferdinandum II., römischen Kaiser, in diesen Reichen emporgehoben und erweitert worden, wie bekannt, dem Glauben und Eifer dieser seiner gottseligen Frau Mutter zuzuschreiben ist. Ihr gebührt wahrhaftig das Lob der Debora, „„daß durch sie das Uebrige von dem Volke erhalten worden, und der Herr in den Starken (nämlich in Ihr und in ihrem Sohne Ferdinand) bestritten habe.““ Daß desselben wir Steyermärker und sammt uns auch andere bei dem wahren Glauben erhalten, in diesem geboren und erzogen, auch in den sichern Port der ewigen Seligkeit gesetzt worden, haben wir, nächst Gott, allein zuzuschreiben und zu verdanken, dieser beiden höchsten Personen aposto-

lischem Religionseifer, deren schuldigstes Lob und dankbare Gedächtniß verbleiben soll bei allen Geschlechtern in Ewigkeit."

Indem ich das Wesentlichste aus der Schrift des „Burgers und Buchbinders" heraushob, und es hier größtentheils mit seinen eigenen Worten mittheile, glaube ich mir den Dank wackerer Bayern und redlicher Oesterreicher zu verdienen, weil damit das Andenken an eine Fürstin erneuert wird, die den ersteren vermöge ihrer Herkunft, den anderen kraft ihrer Wirksamkeit zugehört, in beiden Ländern aber kaum noch dem Namen nach bekannt seyn dürfte. Anbei stieg in mir der Gedanke auf, ob nicht die dürftigen Notizen des Grätzers durch reichhaltigere Materialien sich erweitern ließen; ob es nicht möglich wäre, ein Bild dieser Fürstin nach ihrer allseitigen Wirksamkeit herzustellen? Denn gerade die Schlußbemerkung des Verfassers deutet darauf hin, daß diese nicht auf gottesdienstliche Uebungen, auf Werke der Frömmigkeit und der christlichen Liebe sich beschränkt, sondern sie einen eben so bemerkenswerthen Einfluß auf die Gestaltung ihres Landes müsse geübt haben; so daß eine ausführlichere Schilderung derselben, dafern zu einer solchen der Stoff noch vorhanden seyn sollte, ohne Zweifel ein verdankenswerthes Unternehmen seyn möchte. Die Laune des Schicksals hat uns über manche minder wichtige Personen der Vergangenheit oft hinreichende Nachrichten aufbewahrt, die Betriebsamkeit der Nachwelt hat dieselben in mannigfacher Richtung verarbeitet; sollte jene Laune gegen Bedeutendere in der Weise sich gewendet haben, um es unmöglich zu machen, deren vollständiges Bild auszuführen? Wer weiß, ob nicht mit einem solchen Versuch zugleich Manches, was die Geschichtsfabrikation seit zwei Jahrhunderten an Maria's Sohn, Ferdinand, angeheftet hat, in ein ganz anderes Licht träte?

XII.

Literatur.

Kirchenlexicon oder Encyclopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften. Herausgegeben unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten katholischen Gelehrten Deutschlands von Heinrich Joseph Wetzer, Doctor der Philosophie und Theologie und ord. Professor der orientalischen Philologie an der Universität zu Freiburg im Breisgau, und Benedict Welte, Doctor der Theologie und ord. Professor an der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen. Erster Band, zwölf Hefte in sich schließend. 1846.

Seit dem großen Bayleschen Lexicon ist vielfach der Versuch gemacht worden, die Wissenschaft nicht sowohl in Form eines Ganzen, als nach ihren einzelnen Theilen und den Bedürfnissen des Momentes den Massen zugänglich zu machen. Daß damit am leichtesten es möglich werde, sie nach einem bestimmten Standpunkte zu behandeln, ihr unter dem Scheine der Formlosigkeit ein willkührliches Gepräge zu geben, mußte diese Methode besonders in jenen Zeiten empfehlen, wo man es sich zur Aufgabe macht, die Welt zu dekatholisiren. Wer sich erinnert, welche Masse von seichtem Wissen, von oberflächlichen Kenntnissen, von verkehrten Ansichten, von willführlich construirten Thatsachen unsere Conversationslexica in das Volk zu schleudern pflegen, wird den Ver-

such begreiflich finden, auch dasjenige in ähnlicher Form zu behandeln, was zur Wissenschaft der katholischen Religion und Kirche gehört, und dadurch diese selbst von der wissenschaftlichen Seite aus denjenigen zugänglicher zu machen, welche, bethört von der falschen Ansicht einer Unmöglichkeit der Versöhnung der Anforderungen der Wissenschaft mit dem positiven und geoffenbarten Glauben, das Recht zu haben meinen, in wissenschaftlichen Dingen einem vollständigen Akatholicismus zu huldigen. Wer die Angriffe bedenkt, die seit geraumer Zeit von mancher Seite und unter verschiedener Form gegen die Kirche gerichtet werden, wird zu seinem großen Staunen ersehen haben, welche verkehrte Ansichten über die wichtigsten Lebensäußerungen auf dem katholischen Gebiete hiebei vorherrschten, und wie sehr auf diese rein willkührlichen Annahmen hin man sich berechtigt glaubt, wider diejenigen zu eifern, welche, nicht zufrieden mit einer solchen Annahme, zuerst den Grund untersuchten, auf welchen sie bauten, und dann, nachdem sie denselben gelegt, ein neues Gebäude darauf aufzuführen suchten. Es ist jetzt, wo Jeder seine Meinung feststellt, und daran um so ängstlicher festhält, je mehr Alles sich im Wirbel zu drehen beginnt, nicht zu erwarten, daß die heutige Zeit, welche sich factisch so schwer gegen das Princip verfehlte, das sie theoretisch so großartig im Munde führte: der Liebe und der Freiheit, so leicht zur Einsicht ihrer Inconsequenz kommen werde. Um so mehr Pflicht ist es für alle wissenschaftlichen Katholiken mit vereinten Kräften, ohne Rücksicht auf individuelle Meinungsverschiedenheiten, sich des vielfach entrissenen wissenschaftlichen Bodens zu bemeistern. Schon in dieser Beziehung ist die Gründung eines Lexicons, an welchem so viele achtbare Männer Antheil nehmen, und in welchem ein Princip, eine geistige Einheit als alle individuelle Verschiedenheit bewältigend vorherrscht, eine wahre Wohlthat für das wissenschaftliche Leben der Katholiken in Deutschland. Es findet unter Männern des verschiedensten Wirkungskreises, der entferntesten Orte eine geistige Annäherung statt, die alle die Verpflichtung auf sich genommen haben, „die Einheit und Einigkeit des Katholicismus dadurch zu erweisen, daß die positiv katholisch-theologische Wissenschaft nur nach der Lehre und dem Geiste der katholischen Kirche und in vollkommner Uebereinstimmung damit dargelegt, alles

andere aber so, wie es an sich ist, und dann im Verhältnisse zur Lehre und dem Geiste der katholischen Kirche betrachtet werden soll." Von einer Seite war wohl zu bedauern, daß sich die Kräfte in zwei Unternehmungen theilten, wir meinen die am Rheine, noch mehr aber, daß dieß Veranlassungen zu widerwärtigen Streitigkeiten wurde, die wir hier lieber mit Stillschweigen übergehen. Beide Unternehmungen können neben einander bestehen, an beiden arbeiten achtungswerthe Männer, beide verfolgen gleiche Endzwecke, warum sollte die Rivalität eine gehässige Wendung nehmen? Den Freiburgern ist namentlich eine Unterstützung zu Theil geworden, wie vielleicht selten einem Unternehmen, das durch ein rasches Voranschreiten die Zeit der Mitarbeiter nothwendig sehr in Anspruch nimmt. Jedes neue Heft hat eine nicht unbedeutende Vermehrung der Mitarbeiter, nicht bloß dem Namen, sondern auch der That nach, nachzuweisen, und das Ganze empfing dadurch eine Mannigfaltigkeit der Auffassungsweise, eine Abwechslung des Styls und der Behandlung, welche dasselbe auf das Aeußerste empfehlen. Gewiß ist es ein außerordentlicher Gewinn für solche Unternehmungen, wenn Männer, welche Monographien geschrieben haben, die Redaction von Artikeln über den Gegenstand derselben übernehmen, und gerade dieses ist bei dem Freiburger Lexicon besonders häufig der Fall. Es kann zwar nicht anders seyn, als daß dem Bedürfnisse des Einen der eine Artikel zu groß, und dem des Andern derselbe zu kurz seyn mag; nicht minder mag bei einzelnen Buchstaben die bibliographische Vollständigkeit Manches zu wünschen übrig lassen; allein das Fehlende kann leicht unter einem andern Buchstaben nachgetragen werden, und was die Behandlungsweise betrifft, so möchte dem Leser eher eine zu große Gründlichkeit willkommen seyn, als das Gegentheil, zumal da der Styl seine im Allgemeinen richtige Mitte zwischen dem bloß Populären und der eigentlichen Gelehrtensprache hält. Auch darf man nie vergessen, daß ein Kirchenlexicon kein Conversationslexicon ist und auch nicht seyn soll. Der Umfang und die Würde des Gegenstandes, wie der Kreis von Lesern, für den dasselbe berechnet ist, ertragen nicht eine niedere, sondern nur eine edle Diction, wie denn auch der ernsteste Gegenstand die anziehende Form nicht verschmäht. Die meisten Mitarbeiter haben die Literatur der behan-

delten Gegenstände beigefügt. Es wäre zu wünschen, daß dieß von Allen geschehe, indem dadurch das weitere und ausführliche Studium wesentlich bereichert wird. In das Einzelne einzugehen und die hervorragendsten Artikel besonders hervorzuheben, widerstreitet dem Umfang dieser Blätter; es ist auch nicht nöthig, da das Lexicon unter so vielen Personen verbreitet, und durch seine innere Güte sich selbst empfehlend, eine Empfehlung durchaus nicht bedarf, und eine Kritik zu üben, wie bei einem Werke, das sich über die biblischen, systematischen und historischen Wissenschaften, wie über die Symbolik erstreckt, keinen Beruf fühlen. Es sind nicht Dilettanten und nicht Artikelfabrikanten, die da mitreden, sondern Männer von Fach, die diesem gewachsen sind und verlangen können, daß auch nur wieder Männer von Fach über ihre Erzeugnisse richten. Es ist auch nicht eine bloße Fraction, die hier auftritt, sondern es ist eine Reihe von Männern aus allen Gegenden Deutschlands, wenn auch vorherrschend Süddeutschlands, Geistliche und Weltliche, Kloster- und Weltpriester, die, ohne sich persönlich zu kennen, durch die Einheit des Planes und Endzweckes mit einander verbunden sind, um diejenigen, welche der Wissenschaft zugänglich sind, für den katholischen Standpunkt zu gewinnen, und die Fabel zu vernichten, als huldige das katholische Bewußtseyn nicht auch der freudigsten wissenschaftlichen Forschung. Das möglichste Gedeihen ist diesen vereinten Arbeiten zu wünschen, die Zeit drängt zu solchen Unternehmungen. —

XIII.

Weltlauf.

Unsere deutschen Liberalen, wie sich dieß gegenwärtig wieder augenscheinlich in der Judenemancipationsfrage gezeigt hat, möchten sich die Vortheile zweier sich entgegengesetzter Systeme gar zu gerne aneignen. Handelt es sich um die staatsbürgerlichen Rechte, z. B. um die Ansprüche auf Aemter, dann soll der Staat keine Religion kennen, das Gesetz soll alsdann nach dem berühmten französischen Ausdruck atheistisch seyn. Ob der Regierungsrath oder der Minister ein Christ oder ein Jude, ein Katholik oder ein deutsch-katholischer Sectirer ist, darauf soll keine Rücksicht genommen werden. Ist aber der Jude oder das Kind einer halb christlichen, halb jüdischen Mischehe zum Range eines Regierungsrathes oder eines Ministers hinangestiegen: dann soll er, den Niemand um seine religiösen Ansichten oder Ueberzeugungen gefragt hat, nun seiner Seits die omnipotente Majestät des bureaukratischen Staates vertretend, berechtigt seyn, z. B. über die katholische Kirche das jus circa sacra in einer Weise auszuüben, daß nicht nur die weltliche und profan-wissenschaftliche, sondern die ganze religöse Erziehung des Volkes wie des Clerus dergestalt unter seiner Aufsicht steht und in seinen Händen liegt, daß jeder Schornsteinfeger-Junge sein Staatsexamen machen muß, will er sein

Handwerk ausüben. Auf der einen Seite also die unbedingteste Freiheit zu Gunsten des Antichristenthums, der Sectirerei, des Unglaubens und des Indifferentismus, auf der andern dagegen die in's Allereinzelnste gehende Ueberwachung und Beherrschung des religiösen Lebens. Man sieht, der sogenannte Liberalismus, der solche Widersprüche verdauen kann, hat einen guten Magen. Man könnte sich in Deutschland darüber wundern, wenn wir nicht längst durch die Vorgänge der Schweiz gegen alle Verwunderung gründlich abgehärtet worden wären. Dieselben Leute, die heute der unbedingtesten Gewissensfreiheit huldigen, die dem äußersten Unglauben die gleichen Rechte mit den bestehenden Confessionen eingeräumt wissen wollen, handelt es sich um die Aufhebung eines aargau'schen Klosters oder um Maßregeln gegen die sogenannten Ultramontanen oder Jesuiten, dann finden sie, die Vertreter und Anführer der Freischaaren, es nicht einmal nöthig, die ersten Grundsätze des Völkerrechtes zu achten; für die Gegner gibt es keine Gewissensfreiheit, keine Preßfreiheit, keine Lehrfreiheit; mit Waffengewalt darf man sie aus ihren Cantonen vertreiben, trotz aller Cantonal-Souveränetät; ihre Verbrechen sind so klar, daß es keiner Untersuchung und keines Urtheilsspruches bedarf, was doch sonst dem gemeinsten Verbrecher nicht verweigert wird; sie sollen schweigen und fort, parce que tel est notre bon plaisir. Inzwischen hat die Ausführung dieser frommen Wünsche der kleinen Tyrannen vor der Hand noch gute Wege in der Schweiz.

XIV.

Forschungen eines deutschen Reisenden in Jerusalem.

XI.

Die christlichen Protectoren des heiligen Grabes.

Wir können unmöglich mit einer Unglücksprophezie über die Zukunft Jerusalems abschließen, und in ihrem bisherigen Geschicke allein das Walten der rächenden Vorsehung anerkennen, ohne eine Aussicht auf die Gnade und Erbarmung des ewigen Richters offen zu lassen, der wohl auch auf die heilige Friedensstadt, wo das gottmenschliche Versöhnungsopfer dargebracht wurde, sein Antlitz noch hernieder neigen wird. Keine Weissagung im religiösen wie im politischen Gebiete mag in gänzlicher Trostlosigkeit sich erschöpfen; ein bleibendes Verhängniß hienieden ohne eine mögliche Aenderung zum Bessern befriedigt nicht einmal die Anforderungen unseres sittlichen Gefühles, und das Gemüth oder das moralische Gewissen, das doch auch eine höhere Mitgabe ist, setzt sich über die kaltverständigste Auseinandersetzung der düsteren Gegenwart hinweg in eine Zeit, wo noch die glänzendsten Hoffnungen sich verwirklichen dürften. So wahr dieses ist, eben so schwer wird es dem, der sich über die jetzige Lage der religiösen Hauptstadt des Orients genügend orientirt hat, Antwort zu geben, wie dem Unheile an der

heiligen Stätte abzuhelfen sei? Wohl möchten viele erwidern, du, der du ernstliche Aufforderungen erlassen konntest, der Ehre des heiligen Grabes sich anzunehmen, und die Gottesstadt Sion unter christlichen Schutz zu stellen, gib nun auch in deinen Rathschlägen die Mittel und Wege an die Hand, wie sich dieß zum Vortheile der Christenheit, ohne Beeinträchtigung der Sonderinteressen, füglich auf politischem oder rein diplomatischem Wege bewerkstelligen lasse?

Im ersten Augenblicke scheint der Wunsch so natürlich, man möchte Jerusalem zur christlichen Bundesstadt, also mit dem angränzenden Bezirke von Bethlehem und dem etwas entfernteren Nazaret gewissermaßen zum Freistaate erheben, und diesen unter das Protectorat der abendländischen Mächte stellen, wie dazu bei der Schlichtung der syrischen Angelegenheiten der Augenblick vortheilhaft genug war. Aber an der Stelle, wo einst Salomons Tempel gestanden, erhebt sich seit zwölf Jahrhunderten die herrliche Moschee Omars, neben jener zu Mekka und Damaskus das größte Heiligthum des Islam und ein Mittelpunkt ihrer Religion. Nimmermehr werden die Muhammedaner willfährig die Centralstätte ihres Cultus durch Diplomatie sich aus der Hand spielen lassen, nachdem die europäischen Mächte versäumt haben, sie als Preis der Eroberung Syriens aus den Händen Mehemet Ali's zurückzubehalten. Nimmer wird, gegenüber der religiösen Gleichgültigkeit der Christenheit, der ernste Moslem freiwillig nachgeben, und gleichsam in die Lage des Besiegten eintretend, sich fügen, daß seine Tausende, die im Umkreis der großen Moschee el-Harâm wohnen, mit ihrer Religionsübung künftighin bloß mehr die Geduldeten seien, während die Siegesbedingungen bei der ersten Eroberung der heiligen Stadt durch den obigen Chalifen das umgekehrte Verhältniß begründeten, ja diese erste Grundlage des Friedens seitdem nur zu oft verlassen und Duldung und Berechtigung der unterdrückten Christen von der Willkühr der Stärkeren abhängig gemacht waren. Wie man es immer betrachten mag, würde bei der Ausführung der obigen Stipulation die ganze muhammedanische Bevölkerung, welche fast die Hälfte der Einwohnerschaft ausmacht, und dazu wohl auch die mehreren tausend

Juden nach wie vor dem Pascha untergeben, und damit mittelbar oder unmittelbar der Pforte tributpflichtig bleiben müssen.

Wer übernähme aber nun in der projectirten Freistadt das Protectorat und den obrigkeitlichen Schutz der Christen, die der Hauptmasse nach in Griechen und Lateiner zerfallen, obwohl die Schismatiker den abendländischen Christen an der Zahl um's Vierfache überlegen sind, und mit Hülfe der herbeiströmenden Pilger nach der schlauen Einrichtung ihrer Papas unter dem politischen Einfluß einer großen nordischen Macht von Jahr zu Jahr übermächtiger und übermüthiger werden? Vielleicht ein Conseil, gebildet aus den Gesandten der zunächst betheiligten europäischen Staaten: von Frankreich, England, Oesterreich und Preußen, Rußland und Sardinien, in Verbindung offenbar mit einem päpstlichen Legaten oder dem jeweiligen Custode der Terra Santa. Aber aus der Mitte dieser Bevollmächtigten hätte der Eine die große Mehrzahl, die Uebrigen aber unverhältnißmäßig wenige als ihre Glaubensbrüder zu repräsentiren, und darum dürften schon von vorneherein von einer Seite her der Errichtung eines gemeinschaftlichen Tribunales Hindernisse in den Weg gelegt werden, indem die Schismatiker, ihrer größeren Anzahl und ihres kaiserlichen Schirmherrn sich wohl bewußt, bei ihren empörenden Uebergriffen in die althergebrachten Rechte der Lateiner auf die Sanctuarien, nicht so leicht sich den Maßregeln und Richtersprüchen der gehaßten Franken unterwerfen würden. Käme ein solcher christlicher Bundestag für den Orient zu Stande, dann müßte ihm auch die Requisition militärischer Kräfte von wem anders, als von Seite des jeweiligen Pascha's, im Einvernehmen mit der Pforte, frei stehen. Bringt man aber die gewöhnlichen diplomatischen Verwickelungen, die nationalen Sympathien und Antipathien und daraus fließenden unausgesetzten Zerwürfnisse eines so zusammengesetzten Collegiums in Anschlag, und zieht man die tägliche Erfahrung im Fache der Friedenspolitik zu Rathe, die den Orientalen nicht ohne großen Schein der Wahrheit in die Meinung versetzt: alles Unheil und religiöse wie politische Störungen kämen allein von dem Einfluße der Fremden her — dann wird nach all den problematischen Anstrengungen Europas zu Si-

cherung der heiligen Stätten und zur Verbesserung der Stellung der dortigen Christen ihre Lage im günstigsten Falle so schlimm wie jetzt bleiben, wo die Katholiken weit einfacher der alleinigen Discretion des Pascha unterworfen sind. Wozu auch ein solches modernes Synedrium, wenn die Mitglieder desselben, durch widerstreitende Interessen geleitet, nach dem gang und geben machiavellistischem Principe voraussichtlich keine weitere Aufgabe sich setzen würden, als daß einer die Schritte des anderen mit Argusaugen beobachte, hemme und lähme, und dadurch alles Thun zunichte werde?

Europa selbst ist nicht mehr in der Lage, wie vor fünf Jahrhunderten, die Zeiten des römischen Kaiserthumes deutscher Nation sind vorüber; neben die einem einzeigen geistigen Oberhaupte gehorchende Kirche sind die von ihr getrennten Confessionen getreten, die ihren eigenen gesonderten Weg, nach Zerreißung des gemeinsamen Bandes, gehen; und wie man es in den höheren Regionen bald nicht mehr der Mühe werth findet, eine Stadt, die kein Theater und keinen Casino aufweist, auch nur im Vorbeigehen zu besuchen, so scheinen die Politiker die allgemeine Zumuthung beinahe für eine Beleidigung ihrer Würde zu halten, noch an das heilige Sion zu denken, sollte gleich die Lage der abendländischen Christen daselbst unter den zunehmenden Verfolgungen der Griechen, der Erbfeinde aller Franken seit den Kreuzzügen her, in Bälde so unleidlich werden, wie die der von ihren Glaubensbrüdern in Europa schmählich verlassenen Maroniten unter den Händen der Drusen. Das Kreuz ist all den modernen Heiden eine Thorheit und ein Aergerniß zugleich, und es handelt sich in ihren Augen ja nicht mehr darum, das heilige Grab des Gottmenschen zu befreien, sondern es gilt ihnen doch großentheils nur mehr für die Grabstätte eines der erleuchtetsten Menschen kaukasischer Race, mit Namen Jesus. Und nicht einmal dieses, sondern seit sich der Zweifel selbst an die Persönlichkeit des göttlichen Erlösers gewagt hat, kann es nicht mehr Wunder nehmen, wenn die Masse der gebildeten und mit dem Jahrhundert fortgeschrittenen Europäer mit oberflächlicher Geringschätzung auf die heilige Grabeskirche hinblicken, und sich achselzuckend sagen, daß dieß vielleicht nicht einmal der Ort sei, wo der, den die Welt bisher

als Christus verehrte, zur ewigen Ruhe bestattet worden war. Haben doch die Kreuzzüge, in welchen unsere Vorväter die edelste Begeisterung und ganz andere Kräfte zur Befreiung des heiligen Landes aufgewendet haben, als es deren jetzt bedürfte, für die Zeitgenossen, denen jedes höhere Ziel aus den Augen gerückt ist, für den zahlreichen „Saamen Voltaire's“ und unseres Strauß kein anderes Verdienst, als daß sie in's Kapitel der menschlichen Thorheiten eingetragen und höchstens dazu gut erachtet werden, Torquato Tasso zu unsterblichen Gesängen seines „befreiten Jerusalems“ Anlaß gegeben zu haben.

Bei der Mißstimmung zwischen den verschiedenen Staaten und der Kirche, bei der Entfremdung der Politik von der christlichen Religion im allgemeinen schiene vielleicht die Erhaltung des Status quo noch wünschenswerth, also daß, da von der vereinten Diplomatie für die Regulirung des Orientes wie bisher nichts Gutes oder Besseres zu hoffen scheint, wenigstens das Protectorat des allerchristlichsten Königes fortwähre, und das Cabinet der Tuillerien, wie bisher dem Namen nach, fortan sich in der That der morgenländischen Katholiken annehme, und so ohne Neuerung wie ohne Reibung allmählig zur Ordnung eingelenkt werde, bis günstigere Zeiten eine weitere Besitznahme der Europäer der heiligen Orten und der von ihnen erbauten Heiligthümern in Aussicht stellen. Das scheint einfach, fürwahr! aber die Erfahrung lehrt, daß der Rath, es beim Alten zu lassen, noch allzeit der verderblichste gewesen, so wie daß mit bloßen Wünschen nichts ausgerichtet werde, und so dürfte auch hier der jetzige Stand der Dinge ein Stillstand seyn, der einen enormen Rückschritt für die Verwaltung der christlichen Angelegenheiten Palästinas nach sich ziehen muß. Es ist eine schöne Sache um die Nationalität, aber so wie sie sich zu engherzig im Gebiete der Religion geltend macht und wir annäherungsweise das System einer engherzigen deutschen und gallikanischen Kirche entwickelt sehen, hebt sich die Universalität oder Katholicität der Kirche selber auf, und der Glaube wird zum Spielzeug der Politik. Das Beispiel Frankreichs in der Erfassung seiner kirchlichen Bestimmung zeigt aber noch am entschiedensten, daß nur das italische Volk jene universale Aufgabe, ohne politische Nebenzwecke die Genossenschaft der Christ-

gläubigen zu binden und zu einigen, und das große Ganze der Kirche zu organisiren und zusammenzuhalten, gewachsen sei. Von Frankreich, das sich des Protectorats über die Christen des Orients rühmt, meldeten kürzlich die öffentlichen Blätter zum nicht geringen Erstaunen aller, welche mit der religiösen Verwilderung seiner obersten administrativen Organe, so wie mit den Sonn- und Feiertagswerken seiner niederen Bevölkerung nicht näher vertraut sind, die empörende Thatsache, daß die Provinz Algier in den ersten Jahren nach der Eroberung ohne allen und jeden Gottesdienst gelassen und die gesammte christliche Armee systematisch in Glauben und Sitten von der Regierung vernachläßigt ward, damit nicht die Franzosen durch die Ausübung ihrer Christenpflichten den Ungläubigen einen Anstoß geben möchten. Erst nach drei Jahren, als die Araber mit Verachtung auf die Gottlosigkeit dieses Volkes hinsahen, und Abdelkadr selber einem Officiere höheren Ranges zum Vorwurfe machte, daß die Franzosen nicht einmal zu beten wüßten, und man sich deßhalb keines Vertrauens zu ihren Worten versehen könne, erst dann ließe man sich herbei, eine überflüssige Moschee in eine Kapelle für den katholischen Cultus umzuwandeln und einen apostolischen Vicar zu ernennen, dessen Amt indeß prekär und mehr nur nominell blieb. Lange Zeit war die ganze Seelsorge nur einigen wenigen zerstreuten Priestern anvertraut, indeß die Soldaten zu Tausenden in den Feldlagern und Lazaretten ohne geistliche Hülfe dahinstarben. Ungeachtet dieses feige und indifferente Preisgeben des Evangeliums gegenüber dem Coran, den Haß und die Geringschätzung der religiöser gestimmten Muhammedaner gegen die Eindringlinge nur zu vermehren diente, hatte Algier noch nach acht Jahren, als es bereits von hunderttausend französischen Kriegern und Colonisten überschwemmt war, erst eine katholische Kirche mit einem einzigen Abbé, der noch dazu ohne die nothdürftigsten gottesdienstlichen Ornamente blieb, und die Regierung beeilte sich wohl, ganz unnütz, und bloß um den Eingebornen zu schmeicheln, in Philippeville auf eigene Kosten eine Moschee zu erbauen, die bis auf diese Stunde leer geblieben ist, überließ es aber auf der andern Seite dem freien Antriebe der Legionäre, sich nothdürftige Kapellen zu errichten; und als später auf den vereinten Wunsch und Antrag der Bevölkerung die Schwestern vom Orden des heiligen Vincenz sich der Spitäler annahmen,

wurde ihnen unter dem Vorwande der Toleranz und Cultusfreiheit durch die Civilbehörden, im Einvernehmen mit dem Kriegsministerium, ausdrücklich eingeschärft, keine Crucifixe in den Krankensälen blicken zu lassen, nicht laut zu beten, noch überhaupt äußere religiöse Uebungen sich zu erlauben, damit der Zukunft der Colonie kein Nachtheil daraus erwachse.

So versteht die französische Regierung die Religion im eigenen Lande, und wie ihre indifferenten Mitglieder decretiren, sollen alle ihre religiösen Stiftungen allein ihrem Zwecke dienen, und eine dem entsprechende politische Färbung tragen. Selbst die französischen Institute in Syrien weigerten sich, das Protectorat ihrer Regierung anzuerkennen, und auf dieser Garantie soll nun der kirchliche Zustand des Orients beruhen, nachdem kürzlich die Maroniten wegen ihrer Anhänglichkeit an den römischen Stuhl das Opfer des Vertrauens auf französischen Schutz geworden sind! Mit dieser Niederlage — ich spreche aus Erfahrung — ist die Achtung vor jenem christlichen Protectorat unter den Katholiken des heiligen Landes wie auf einen Schlag vernichtet worden. Freilich tragen dazu in den Augen der Hüter des heiligen Grabes noch mehr gewisse Persönlichkeiten bei, die, gesandt um die Ehre ihrer Nation aufrecht zu erhalten und zu repräsentiren, vielleicht den Grundsatz prätendirend, daß die Moral ihre Breitegrade habe, und man im Lande des Islam eben auch als Moslem leben müsse, in der Centralstadt des christlichen Orients die ärgerlichste Haremswirthschaft führen. Solch ein Mann kann doch unmöglich, einer scandalisirten Bevölkerung gegenüber, sich als Defensor des heiligen Grabes oder als advocatus ecclesiae geriren, und sorgt besser für sein eigenes Interesse, wenn er, als ein echter Zögling der voltairischen Schule und der französischen Akademie, die katholische Sache im gelobten Lande verräth, und sich an die schismatischen Griechen verkauft. So ist denn endlich das Ereigniß eingetreten, das längst schon unabwendbar schien, und hier nach den jüngsten Mittheilungen der Ordensväter von Jerusalem, vom 21. April dieses Jahres, zur öffentlichen Kunde kommen muß.

„Die Väter des heiligen Landes und damit alle ihnen anbefohlenen Katholiken haben sich nunmehr faktisch und entschieden dem französischen Schutze

entzogen, und sich gegenwärtig, bis der Herr anderweitige Vorsehung trifft, nothgedrungen unter die alleinige Protection des Pascha und der türkischen Regierung gestellt. A Domino factum est istud, et est mirabile in oculis nostris. Da nach den Ereignissen an den vorjährigen Ostern, wo die heilige Grabkirche durch die Insulte der Schismatiker zum förmlichen Schlachtfelde geworden war, sich bestimmt erwiesen hat, daß der Gesandte des Herrn von Guizot, obwohl unterrichtet von den Umtrieben der Schismatiker, doch dem Ausbruche der empörenden Unordnungen nicht nur nicht vorbeugte, sondern als der Pascha Willens war, zum Schutze der Katholiken oder wenigstens zur Vorsichtsmaßregel, damit die herkömmliche Prozession am Charfreitage nicht pöbelhaft unterbrochen würde, Militär zu unserer Feierlichkeit zur Kirche zu senden, und diesen seinen Entschluß dem Consul zu wissen machte, sich dem Vorhaben sogar widersetzte, und von da an alle Versuche, ihn zu einer Vermittlung oder zu einem versöhnenden Schritte im Interesse seines fränkischen Glaubensgenossen, als überflüssig und rein unmöglich sich erwiesen: so war damit der diplomatische Verkehr ein für allemal abgebrochen, und der Reverendissimo Custode in den Fall versetzt, ohne allen Schutz sich und die Seinen, die Vertreter der europäischen Christenheit in der Hut der Sanctuarien, dem Fanatismus der Griechen bloß zu stellen *), oder sich ohne weitere indirekte Verhandlungen der Discretion des Pascha zu empfehlen."

„Als man noch im Januar dieses Jahres, da es zwischen den Unserigen und den Griechen zu Bethlehem zu Unordnungen kam, den Schutz des Consuls angerufen hatte, zeigte es sich, wie Freund er uns sei, da er auf diese Aufforderung hin einen Dragoman zu den dortigen Griechen und Armeniern sandte, diese über die Vorfälle zu befragen, und auf ihre verschmitzte Aussage, es sei gar nichts vorgefallen, sondern alles nur Erdichtung der Franken, die Klage als nicht begründet zurückwies, während doch mehrere unserer Leute von dem eben so ignoranten als fanatisch empörten Griechenpöbel thätlich mißhandelt worden waren."

*) Was jüngst auf der Insel Tinos in dieser Weise vorgefallen ist, hat die Postzeitung vor wenig Wochen (Beilage vom 9. Juli 1847) ausführlich zur Melde gebracht.

„Dieß Benehmen von Seite des Consuls der gebildetsten Nation bei diesem und vielen ähnlichen Vorgängen, die ich Kürze halber übergehen muß, wird Ihnen ganz unglaublich und unbegreiflich vorkommen, wenn ich Sie nicht über das eigentliche Motiv all der diplomatischen Feindseligkeiten und Intriguen aufkläre. Es handelt sich nämlich um den Antrag an den französischen Botschafter zu Constantinopel, die dem Schutze des allerchristlichsten Königs von Frankreich empfohlenen Ordensmänner, die der heilige Franziskus selber in Jerusalem angepflanzt hatte, wo sie seit einem halben Jahrtausend zum Schutze des heiligen Grabes unter Martern und blutigen Verfolgungen treu und ohne Unterbrechung ausgeharrt haben, eigenmächtig und gewaltthätig von den geweihten Stätten zu verdrängen, und durch französische Lazaristen zu ersetzen. Dazu stimmt schon lange, daß in allen Klöstern des gelobten Landes nicht ein einziger Franzose sich findet, damit sich die für ihr Nationalinteresse wirksamen Kräfte nicht separiren. Jener Schritt indeß hatte zur Folge, daß auch die letzten Anhänger des Consuls und seiner Nation von ihm abfielen, und da sich im Gegentheile der Pascha uns und den Katholiken überhaupt in allen Vorkommnissen, wo man seines Schutzes und seiner Hülfe benöthigt war, überaus ergeben und willfährig zeigt, so wendete man sich jetzt mit gänzlicher Umgehung des Consulates unmittelbar an ihn.“

XII.

Die jüngsten Ereignisse und das Verhalten der hohen Pforte zu dem römischen Stuhle. Deutschlands Aufgabe und vermittelnder Beruf in Bezug auf Jerusalem und das heilige Grab.

Die Mittheilungen aus Jerusalem fahren in ihrem Klagebericht fort: „unsere Vorstände haben auf dem ersten Fastensamstag, an dem zuerst die Katholiken, dann die Griechen und zuletzt die Armenier mit den Kopten vereiniget, alle mit

ihren geistlichen Würdeträgern und der gesammten Priesterschaft feierlich in die heilige Grabkirche eintreten sollten, die herkömmlichen Insulte bei der Ueberfüllung der Kirche voraussehend, den Pascha angefleht, mit Beiziehung einiger weniger Mannschaft den feierlichen Umgang zu den Sanctuarien ungestört begehen zu dürfen — was derselbe nicht bloß leistete, sondern noch mehr that, als man begehrte und billig wünschen konnte; denn er sandte nicht nur fünfzehn Mann in Waffen zur Prozession, sondern beauftragte sie, die Conventualen von ihrem Kloster San Salvator bis zur heiligen Grabkirche zu begleiten, und bis zu ihrer Rückkehr nach dem Kloster am Sonntag nach Beendigung der Festivitäten dort zu verbleiben, um ihnen allen gewünschten Beistand zu leisten; ja, er beorderte noch überdieß zur Prozessionszeit fünfundsiebenzig Mann, anscheinend unbewaffnet, die aber unter ihren Röcken, nach türkischer Weise, mit Peitschen sich versehen mußten."

„So gingen wir denn mit ängstlicher Besorgniß dem größten Kirchenfesttage des Jahres, den heurigen Ostern entgegen, nachdem schon vier Wochen vorher verlautete, daß der angeblich zu unserem Schutze in so weite Ferne abgeordnete Consul auch in diesem Jahre wieder mit den griechischen Patriarchen in Einverständniß getreten sei, auch diesem bei seiner Besorgniß, der Pascha möchte militärische Maßregeln vorkehren, die Abstellung eines solchen Ansinnens zugesagt habe, so daß voraussichtlich die heiligen Functionen der Katholiken in der Osterwoche wieder durch die Ausbreitung ihres goldgestickten farbigen Teppichs gehindert werden sollten. Dazu verbreiteten sich noch Gerüchte von der Drohung der Griechen, alle Franken an diesem Tage aus dem Wege zu räumen, welches Stadtgerede mehr als die Hälfte der lateinischen Christen, vor allem das Frauengeschlecht abhielt, der Charfreitagsfeierlichkeit beizuwohnen, und die Armenier, von denen doch an zweitausend Pilger in der Stadt waren, und die sonst mit so vieler Erbauung unseren Ceremonien beigewohnt waren, veranlaßte, gänzlich davon wegzubleiben, um nicht in die bedrohlichen Händel verwickelt und dem Angriff der Fanatiker mit ausgesetzt zu seyn, und ihre Kirchenabtheilung blieb, was bisher unerhört war, diesen Tag über geschlossen. Was wir Franken, von Europa im Stiche gelassen, an Kirchen und Heiligthümern seit dem Laufe eines Jahrhunderts eingebüßt haben, ist der katholischen Welt in

offener Schilderung vorgehalten worden *); nun aber mußten wir, um wenigstens das Anrecht zu den Functionen in unserer heiligen Grabkirche aufrecht zu erhalten, und gegen die ärgerlichen Auftritte des aufgeregten Griechenpöbels uns sicher zu stellen, in dessen Augen wir nicht einmal für Christen gelten, selbst mit Umgehung unseres Consuls, sogar die Vertheidigung von Seite des Glaubensfeindes in Anspruch nehmen."

„Zu dem Zwecke verfügte sich der Pascha persönlich zum griechischen Patriarchen, und ermahnte ihn nachdrücklich Sorge zu tragen, daß von seinen Untergebenen und den Pilgern keine Unordnungen ausgingen, indem er ihm schließlich bemerkte, wie er ihn für alle schlimme Vorgänge verantwortlich mache, und im Falle gewaltthätiger Störungen sogar in der Kirche ergreifen und zur gebührenden Strafe ziehen lassen müßte. Am Charfreitage selbst ließ er, ohne daß früher etwas kund geworden war, so viel Militär gegen die heilige Grabkirche vorrücken, daß der Vorplatz derselben fast erfüllt war. Als man gegen eilf Uhr Mittags die Pforten öffnete, rückten zuerst zwischen hundert oder zweihundert Mann ein, und stellten sich im Säulengange zwischen der Magdalenen- und Gefängnißkapelle auf, um die unzähligen Nichtkatholiken in gewisser Entfernung zu halten, damit die Lateiner ohne Gedränge den kirchlichen Tagzeiten von drei bis fünf Uhr Nachmittags vor dem heiligen Grabe beiwohnen konnten, und dieselbe Mannschaft begleitete auch des Nachts die Prozession zu beiden Seiten, die von sieben bis eilf Uhr währte. Das übrige Militär bildete zwei Linien, die von den Eingangsthoren durch die ganze Länge des Vorhofes standen. Jetzt ward der Eintritt in den heiligen Grabtempel gestattet, aber jeder Eintretende mußte zwischen beiden Colonnen hindurchpassiren, und sich, mit Ausnahme der Europäer, strenge visitiren lassen. Alles, was einer Waffe gleich sah, wurde confiscirt, und diese Visitation, welche bis in die Nacht fortdauerte, lieferte eine Menge Pistolen, Messer und Stöcke in die Hände der Türken, zum Beweise, wie nothwendig die Vorsicht gewesen war. Gegen sieben Uhr Abends, bevor die Prozession ihren Anfang nahm, rückte noch weitere hinreichende Mannschaft ein, und stellte sich in drei Abtheilungen an die drei Thore der griechischen

*) Siehe histor.-polit. Blätter unter dem 1. und 16. Juli 1848.

Kirche, welche die Schismatiker durch Einfangung des ganzen Schiffes des heiligen Grabtempels mittels einer Mauer für sich abgeschlossen und in Anspruch genommen haben, und die heute von Einheimischen und Pilgern überfüllt war, und sperrten für die Zeit unserer ganzen Prozession allen Aus- und Eintritt. Ebenso räumten sie den Calvarienberg vor unserer Ankunft, indem sie die wegen ihrer eifersüchtigen Umtriebe ihnen wie dem Pascha ebenso gründlich verhaßten Griechen durch die zwei Thüren in die Gänge ihres Klosters zurückdrängten, die Gänge sammt den Treppen besetzten und den Zug gleich hinter den Europäern schloßen, worauf der Pascha selbst, von sieben bis acht Offizieren begleitet, dahin kam."

„Nachdem diese Anordnungen alle getroffen waren, und die erste Predigt in italienischer Sprache vor der Geißlungssäule gehalten war, wurde gegen halb acht Uhr Abends die gewiß für jedes Christenherz ergreifende Prozession von unserer Kapelle aus eröffnet. Alle Conventualen und europäischen Pilger erhielten vom Convente aus große Kerzen. Voraus zogen zwölf Chorknaben, darauf folgte ein Priester mit einem schweren Crucifixe, begleitet von sechs Laienbrüdern, die auf sechs großen silbernen Leuchtern lange Kerzen trugen. Daran schloßen sich die Conventualen und endlich der Padre Reverendissimo in Pontifikalkleidung mit sieben Ministern, alle in überaus schönen, reich und geschmackvoll mit Gold gestickten schwarzen Sammt-Ornaten, einem Geschenke des sardinischen Hofes. Hinter ihnen traten die Consuln einher, darauf kamen die übrigen Europäer, dann die levantinischen Pilgrime und endlich die Eingebornen. Man stimmte das große Miserere an, das langsam und in Pausen von einem Verse zum andern gesungen wurde, während welchen die dem Kreuze vorausziehenden Knaben immer je eine Strophe vom Stabatmater sangen."

„So zog man hin zum Calvarienberge bis an die Stelle, wo Christus am Kreuze hing. Unterwegs hielt der Zug zuerst bei der Kapelle der Kleidervertheilung an, wo eine Predigt in griechischer, sodann bei der Kapelle der Dornkrönung, wo eine andere Predigt in slavischer Sprache gehalten wurde. Auf dem Calvarienberge an der Stätte, wo unser Heiland an's Kreuz geheftet worden, erweckte ein Vortrag in französischer Zunge die ergreifende Erinnerung an das, was vor achtzehn Jahrhunderten

hier vorgegangen war. Angekommen an dem Platze der Kreuzerhöhung, stellte der Priester das Crucifix an dem Orte, und in der Oeffnung an der Seite des Altars auf, wo Jesus einst am Holze hing und sein Leben unter den Händen der Peiniger ließ. Dieses Geheimniß unserer Erlösung durch den Tod des Gesalbten feierte eine Predigt in italienischer Sprache, und darnach wurde die Kreuzabnahme celebrirt. Ich kann es nicht beschreiben, welchen Eindruck all dieses, und besonders das Zurückschlagen der Nägel, das Herabsinken der Hände, die am Crucifixe abgegliedert sind, sodann die Abnahme des Leichnams und dessen Einhüllung in Tücher auf jeden Anwesenden machen. Drei Priester ließen nämlich den Gekreuzigten mittels eines weißen Tuches langsam vom Kreuzholze herab in ein anderes, dazu bereit gehaltenes Linnen, wickelten ihn in dasselbe ein, und die Prozession wurde nun wieder, wie sie begonnen, bis zum Salbungssteine fortgesetzt, nur war das vorangetragene Kreuz, das Zeichen unserer Erlösung, vom Bild des Gottmenschen leer, das jetzt von vier Priestern unmittelbar hinter dem Reverendissimus in seiner Leinwandumhüllung einhergetragen und auf den Salbstein niedergelegt wurde. Hier knieten der ehrwürdigste Vater und der Assistent vor dem Frohnleichnam auf die Erde, schlugen das weiße Tuch auseinander, und balsamirten ihn mit den in silbernen Gefäßen von den Leviten mitgebrachten Spezereien ein, worauf eine Predigt in arabischer Sprache statt fand, nach deren Beendigung die Prozession bis zum heiligen Grab ihren Fortgang hatte. Die Priester trugen das Bild Jesu in das heilige Grab hinein, und legten ihn so, eingeschlagen in Linnen, auf den Stein, wo einst der Frohnleichnam gelegen war. Der Reverendissimus und der Presbyter assistens nebst zwei Leviten gingen darauf gebückt hinein, und beteten vor dem Herrn an, schloßen, hervorgekommen, die Thüre hinter sich zu, worauf an der gottgeheiligten Stätte noch zwei Predigten, eine in spanischer, und die letzte in deutscher Sprache gehalten wurden, dann die Prozession schweigend bis zu unserer Seitenkirche, an dem Platze, wo Christus der Magdalena und seiner Mutter im Garten erschienen seyn soll, sich zurück bewegte und langsam auflöste."

„So fand der feierliche Umgang am Gedächtnißtage, da unsere Erlösung vollbracht ward, heuer wieder, wie alljährlich, an Ort und Stelle in Jerusalem statt. Aber wie man von der rechten

Seite des Calvarienberges, vom Orte der Kreuzannaglung, zur Linken ziehen wollte, wo das Kreuz gestanden, fand man den Raum wieder durch den goldenen Teppich belegt und eingenommen, wodurch die Griechen, Neuerung und Feindseligkeit suchend, den Ort ausschließlich für sich occupiren wollen *). Die Prozession mußte demnach anhalten, und unser Dragoman, schon vorher hievon unterrichtet, rief nun im Namen der Katholiken den unweit davon stehenden Pascha gegen dieses Benehmen der Griechen auf, das der uralten Berechtigung stracks zuwider lief. Der Pascha richtete auf diesen Anruf hin an den nicht weit davon stehenden griechischen Procurator das Wort: ob sie deßhalb einen Ferman hätten? was derselbe trotzig dahin beantwortete, daß man einen solchen nicht für nöthig halte, indem besagter Teppich bisher unberührt an der Stelle gelegen, und erst vorigen Jahres die Wegnahme bestimmt gefordert und erreicht worden sei. Darauf fragte der Pascha unseren Dragoman, ob die Wegnahme wirklich zur Abhaltung der Feierlichkeiten, resp. die Vollendung der Prozession bis dahin nothwendig sei? und nachdem der Dragoman es entschieden erklärt hatte, befahl er dem Procurator die Entfernung desselben, und trat auf dessen Weigerung selbst zum Altare hin, mit der Aeußerung: „Weil ihr euch weigert, ihn wegzuschaffen, die Ruhe und Ordnung dieß aber erfordert, so will ich im Namen des Sultan ihn wegnehmen.“ Darauf schlug er den Teppich

*) Viele, die die Folge dieser Anmaßungen nicht aus der Erfahrung kennen, mögen diesen Anlaß vielleicht zu geringfügig finden, und meinen, man könnte das Ganze umgehen und übersehen, ohne deßhalb Aufsehens zu machen. Aber wir fragen: um was drehen sich die gewöhnlichen diplomatischen Verwickelungen, z. B. die jüngste Irrung zwischen Griechenland und der Pforte? um ein einziges Wort, wegen dessen es beinahe zum Kriege kommen sollte! Man erinnere sich doch, wie durch den Streit des bayerischen und venetianischen Gesandten um die Ehre des Vortrittes das Concilium von Trient eine förmliche Unterbrechung erlitt, und der westphälische Friede um ein Jahrzehent verzögert wurde, weil die Botschafter sich über die Einnahme der Stühle nicht vereinigen konnten. Diese Formalitäten bestehen aber in dem ceremoniellen Oriente noch in ungeschwächter Kraft. So hat ja das Mandat des vorigen Sultan, den Turban gegen das Faß zu vertauschen, beinahe einen Reichsaufruhr veranlaßt.

zusammen, warf ihn, ohne ein Wort weiter zu sagen, dem Procurator vor die Füße, und entfernte sich mit seinen Offizieren, indeß die Ceremonien am Altare der Kreuzigung ihren Anfang nehmen, und sofort ohne die mindeste Störung vollendet werden konnten."

„Diese und mehrere ähnliche Ereignisse, ohne Beiziehung und Zuthun des französischen Consuls, der sich fortwährend gegen unsere Insicherheitnahme sträubte, im alleinigen Einvernehmen mit dem Pascha geschlichtet, zeigen zur Genüge, daß die Väter des heiligen Landes, den ehrwürdigsten Custode an der Spitze, das Protectorat des Ministers Guizot nicht mehr anerkennen, vielmehr vorziehen, unter der türkischen Landesregierung Schutz zu suchen, die die gewünschte Hülfe nicht nur bisher nie verweigerte, sondern noch dazu ausdrücklich und öffentlich ihres ferneren Schutzes uns versicherte."

„So hat der Pascha nach der am ersten Fastensamstage nachgesuchten Hülfe ohne weiteres Begehren auch an den nachfolgenden kirchlichen Functionstagen uns die voraussichtlich benöthigte Unterstützung gewährt, ja am zweiten Samstage erschien, in Begleitung der Wachsoldaten, ein Offizier ersten Ranges im Convente von San Salvator, wandte sich an den Pater Reverendissimus und seine Umgebung von Conventualen, die eben zur heiligen Grabkirche ziehen wollten, und erklärte unter anderm, daß er nicht nur vom Pascha, sondern vom Großherrn selber beauftragt sei, ihnen, die sich von jeher treuergeben gegen die Regierung gezeigt hätten, allen Schutz und jede mögliche Hülfe angedeihen zu lassen, und sie dieses Schutzes auch mündlich zu versichern. Ferner erklärte der Pascha am Charfreitage auf dem Calvarienberge, vor der Wegnahme des Teppiches, daß er diese Sicherheitsmaßregeln nicht bloß aus eigenem Antriebe getroffen habe, sondern hauptsächlich darum, weil ihn der Sultan strenge dafür verantwortlich gemacht habe, im Falle es Unannehmlichkeiten für die Franken absetzen sollte."

„So wie die Zusicherung dieses Regierungsschutzes offiziell gemacht war, fehlte nur wenig, daß nicht auch öffentlich die Verzichtleistung auf den französischen Schutz ausgesprochen wurde. Denn an eben dem Charfreitage, wo man sich selbst der Einsprache gegen den Pascha von Seite unseres gegenwärtigen Consuls

versah, hatte man für diesen Fall unserem Dragoman den vom Kapitel in französischer, italienischer und arabischer Sprache schriftlich verfaßten Protest gegen jede Widerrede des Consuls eingehändigt, damit er denselben nöthigenfalls vorlese und dem Pascha überreiche. Die Publication unterblieb jedoch, weil der Consul nichts gegen das Verfahren des Pascha einwandte."

„So weit ist man bereits nothgedrungen gekommen, und wir hoffen mit Zuversicht auf Den, Der uns einstweilen unsere früheren Gegner zu Beschützern gegen unsere seyn sollenden Freunde und Gönner umgewandelt hat, daß auf bestem Wege noch der letzte Schritt zur gänzlichen Trennung der Katholiken vom bisherigen Consulate erfolgen, und Gott eine andere katholische Macht, einen christlichen Protector, der es in der That und in der Wahrheit ist, uns erwecken werde. Man spricht hier: der heilige Vater, Pius IX., wolle selbst eine Nuntiatur in Constantinopel errichten, und durch dieselbe das Fürwort für die Christen des Orients führen. Auch soll der Großherr nicht müde, dem römischen Hofe alle Freundschaftsversicherungen zu ertheilen, bereitwillig hiezu die Hand bieten. Möchte diese Nachricht sich bestätigen, oder doch der jetzige Pascha, von dem man seit seinem kurzen Hierseyn beständig hört, er werde in Bälde wieder seine Versetzung finden, wenigstens so lange sein Verbleiben haben, bis wir des Schutzes eines andern katholischen Machthabers inskünftige gewiß sind. Schon die wenigen kräftigen Auftritte zu unseren Gunsten scheinen ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben; denn die Griechen lassen nun nichts mehr verlauten von der Wegnahme dieser oder jener Sanctuarien, sie erwiedern seit Ostern meine ihnen gebotenen Grüße, was früher zum Minder einmal geschah, ja nachdem ich nun schon seit Mitte Februars mich in der heiligen Grabkirche mit ihnen zusammen befinde, so habe ich jetzt seit Ostern schon einigemal mich mit denselben in friedliches Gespräch einlassen können, was mir früher, trotz aller Versuche zur Annäherung, nicht gelungen ist. Wie herzlich verlangt es uns inzwischen aller im Gebete an dieser heiligsten Gotteshütte zu gedenken, die sich unser in der Ferne annehmen!"

Dieß ist die jüngste Mittheilung, auf welche bald eine weitere Zuschrift folgen wird. Was bleibt aber nun zu rathen und zu thun? Da das heilige Grab und dessen Hüter ungeachtet des

momentanen Schutzes und der Begünstigung von Seite der türkischen Landesbehörden doch in der That aller Garantie für die Zukunft entbehren, wer wird im Interesse der abendländischen Christenheit sich ihrer annehmen, und die weltliche Vertheidigung der mit so ungeheuren Anstrengungen Europas vor Jahrhunderten errungenen Sanctuarien fortführen? Da von einem diplomatischen Conseil nichts zu erwarten steht, ja, denkwürdig genug! nach der letzten Friedensstiftung der europäischen Mächte in Syrien in Folge der Austreibung der Aegyptier zum Vortheil der dortigen Christen nicht nur nichts geschah, sondern der Zustand Palestinas sich seitdem ganz erstaunlich verschlimmert hat; da ferner das bisherige Protectorat mehr nominell als sachlich gewesen ist, und die rein politischen Absichten des Cabinets der Tuillerien dabei dem Gesammtzwecke der katholischen Christenheit keineswegs förderlich erschienen, so werden wir uns allerdings in eine frühere Zeit zurückversetzen müssen, wo das gelobte Land der politischen Idee nach wesentlich zum christlichen Reichsverband gehörte, wo noch der Kaiser als oberster Schirmherr der Christenheit und der Papst als Oberhirt aller Gläubigen galt, wo noch die gesammte europäische Staatsordnung ihr unerschütterliches Fundament in dem Glauben an die Göttlichkeit des Christenthums hatte, und die daraus entspringende Gerechtigkeit den Hauptfactor der Politik bildete, und erwägen wir, wie weit das christliche Wesen allenthalben zurückgegangen, seitdem diese Basis verlassen wurde, so werden wir für unseren Vorschlag Glauben finden, daß nur eine Annäherung an jene früheren Verhältnisse, nicht aber in der Ueberantwortung an eine principienlose Herrschaft oder an ein System von halb heidnischen Gewalten ein Heil für Palästina ersprießen möge. Auf den Schritten, die Rom in dieser Sache thun wird, und auf dem Zuthun der Nachfolger der christlichen deutschen Kaiser beruht noch die meiste Hoffnung, nicht auf den Projecten einer doppelzüngigen Diplomatie oder auf der Kunstschöpfung eines modernen Christianismus, der in dem Tempelchen auf Sion in Bälde seinen Einzug halten soll. Es muß eine Regeneration im Principe seyn, und darum auch das Alterthum und die Meinung für sich haben. Die priesterliche Autorität geht dem Orientalen über alles, und der Glaube an die alte Kaisermacht dürfte auch nicht vollends erloschen seyn.

Mögen diese beiden, die priesterliche und weltliche Gewalt, ihre würdigen, thatkräftigen Vertreter in der heiligen Bundesstadt finden, um sich der erloschenen Schutzherrschaft der verwaisten morgenländischen Christenheit anzunehmen. Damit aber das in Aussicht gestellte Protectorat, geübt im Namen der deutschen Nation, nicht bloß auf dem Papiere stehen bleibe, sondern das ganze Unternehmen Hand und Fuß gewinne und auf eine feste Grundlage sich stütze, müssen vor allem noch mehrere katholische Institute, rein christliche Immunitäten in der heiligen Stadt Wurzel schlagen, und in Mitte einer großentheils muhammedanischen oder doch andersgläubigen Bevölkerung begründet werden. Ein Werk heilsam und wohlthätig, und dem treugläubigen allgemeinen Bedürfnisse und dringenden Verlangen entsprechend wäre zum Beispiel, wenn das Hospital der Johanniter unter irgend einer neueren Form wieder auflebe. An diese für das gemeine Wohl, für die Mehrung des Ansehens unserer heiligen Religion und die Versöhnung oder Annäherung aller Parteien so wichtige Gründung würde dann von selber eine Schule für arabischen und italienischen oder deutschen Sprachunterricht sich anschließen, und dieß um so leichter, als das Italienische jetzt schon ein paar tausend Zungen in Jerusalem geläufig ist, deutsch aber, wenn auch ein gebrochener Dialekt, außer den vielen anwesenden Fremden, namentlich der eingebürgerten Judenschaft, mundfertig ist. Das Uebrige würde sich nach dem Spruche: kömmt Zeit, kömmt Rath! für die weitere Folge ergeben. Die Ausführung bliebe der Tüchtigkeit und praktischen Gewandtheit der Männer überlassen, denen diese ehrenvolle und christliche Aufgabe anvertraut werden soll, woran es gewiß im Augenblicke bei uns so wenig fehlt, als an eifrigen deutschen Missionären, deren jüngst sechs Patres nach Jerusalem abgegangen sind. Die Mittel würden vielleicht die Missionsvereine und jährliche Sammlungen der freien Stiftungen, wie jene für eine ewige Messe am heiligen Grabe, beischaffen. Unfehlbar müßten in Bälde alle Gemüther für das schöne religiöse und zugleich patriotische Werk sich begeistern. Gott gebe zu dem Vorschlage seinen Segen!

XV.

Joseph Freiherr von Giovanelli.

Bruchstücke zur Geschichte und Charakteristik Tirols.

Zweites Fragment.

Wir haben die Bemühungen der tirolischen Abgeordneten geschildert, wie sie sich keinen Schritt verdrießen ließen, das sehnlichst verfolgte Ziel zu erreichen. Es wurde ihnen nun wirklich die Gnade zu Theil, ihre Bitten dem Monarchen selbst, unter dessen Fahnen sie so manchen harten Kampf in den Tagen des Unglücks mit unerschütterlicher Treue gestritten, jetzt nach dem errungenen Siege noch einmal an's Herz zu legen.

Die Audienz erfolgte am 10. August zu Gutenbrunn, wo der Kaiser sich damals aufhielt, und der Inhalt der Unterredung, welcher von den Bauern getreulich aufgeschrieben und in Tirol aufbewahrt wurde, ist zu charakteristisch, als daß wir befürchten dürften, durch dessen Mittheilung unsere Leser zu langweilen. Es folgt also hier eine wörtliche Abschrift, nur mit Beseitigung der den Sinn verdunkelnden Sprachfehler und Provinzialismen.

Lutz. Wir wurden von den deutschen Gemeinden des italienischen Tirols an Eure Majestät abgeordnet, im Namen

aller dieser Gemeinden uns zu Füßen zu legen, und die allerhöchste Huld und Gnade anzuflehen. Wir wissen zwar, daß Eure Majestät zu erlauben geruhten, daß eine Deputation sich an das allerhöchste Hoflager Eurer Majestät verfüge, und hat man uns versichert, daß Eure Majestät befohlen haben, daß die Vertreter des Bauernstandes sollen gewählt werden; um so auffallender mußte es allen Gemeinden von Süd-Tirol seyn, daß aus ihren Gegenden kein Bauer weder erwählt noch ernannt worden.

Kaiser. Es sind ja vier Bauern dabei.

L. Ich bitte um Vergebung, vom südlichen Tirol finden wir keinen einzigen vom Bauernstand, welches sehr auffallend war; wir stehen in Gefahr und wissen nicht, was mit uns geschehe.

K. Gut geht's mit euch, es kann euch nichts Böses geschehen.

L. Die Bauern vom Bayrisch-Tirol, diesen ist unsere provisorische Lage unbekannt, und sind nicht fähig, unsere Angelegenheiten an Tag zu geben.

K. Dieses weiß ich schon selbst, was ihr gelitten habt.

L. Wir haben bei den früheren feindlichen Einfällen niemals einen solchen Druck erlitten, als wie unter der provisorischen Regierung, indem wir 1809 in zehn Monaten zweiundvierzig Steuer-Termine bezahlten, und jetzt bei der provisorischen Regierung 1813 in zehn Monaten etliche sechszig Termine mit Einschluß der indirecten Abgabe.

K. Ja, das ist die Ursache, weil die ganze Armee durch Tirol gezogen; große Spitäler haben müssen verpflegt werden; ich habe befohlen, daß das Land die Armee verpflegen soll.

L. Eure Majestät, wenn sie es befohlen haben, sind wir auch bereitwillig, unsere Kleider auszuziehen und hinzugeben; wir sind überzeugt, daß es der Wille unsers gnädigsten Monarchen nicht war. Euer Majestät, es ist uns bekannt, daß wir große Verräthereien erlitten haben, daß wir für das schlimmste Volk in der ganzen Monarchie gehalten werden.

K. Sie halten einen Jeden, den man in das Land schickt, für einen Verräther. Hätte ich einen andern Commissär geschickt, so würdet ihr ihn auch für einen Verräther halten, eben diese Untugend haben die Tiroler, daß sie einen Jeden für einen Verräther halten. Ich werde selbst in das Land kommen, zu sehen, was recht und unrecht ist.

L. Eure Majestät! das ist unser einziger Wunsch und Bitte, daß Eure Majestät einen solchen Commissär mit sich nehmen, welcher das Land kennt, und das Zutrauen hat, einen, der unparteiisch denkt.

K. Einen solchen werde ich mitnehmen; aber die Tiroler sollen sich es aus dem Kopfe reißen, daß sie nicht Jeden für einen Verräther halten.

L. Eure Majestät! wir bitten noch unterthänigst um unsere alte Verfassung; ein Körper ohne seine vollkommenen Glieder kann ja nicht bestehen.

K. Das werden wir erst sehen, was zu thun ist.

L. Eure Majestät, wenn wir nicht unsere alte Verfassung erhalten, so ist Tirol keine Gränzfestung mehr, wir sind zu Allem unfähig und müssen zu Grund gehen.

K. Nein, ich versichere euch, es wird euch schon gut gehen: denn wenn es euch nicht gut geht, geht es auch mir nicht gut; aber ihr sollt auch den Kopf brechen und eure Verrathriecherei aufgeben. Warum seyd ihr nicht früher gekommen?

L. Eure Majestät! wir hatten die ganze Veranstaltung, aber wir haben vom Hrn. Landes-Chef keine Päſſe erhalten. Wir haben vom Geistlichen-, vom Ritter-, Bürger- und Bauernstand Einige erwählt, gleichsam die alten Landstände.

K. Es gibt ja keinen Landstand mehr; die französische Regierung hat sie aufgehoben.

L. Eure Majestät, wir wünschen, daß diese Stände wieder zu Stande kommen; denn ein Volk ohne Führer kann nicht gut geleitet werden.

K. Das ist richtig.

L. Eure Majestät! wir sind überzeugt wegen unserer Bittvorstellungen, daß wir keine oder abschlägige Antwort erhalten.

K. Ihr solltet solche Sachen gar nicht denken.

L. Eure Majestät, wir sind überzeugt, und eben deßwegen, daß wir für das Tragen der Feuergewehre, welche uns anvertraut worden sind, von Jahr zu Jahr unser so geliebtes Haus Oesterreich zu vertheidigen, eine große Steuer bezahlen müssen.

K. Nahm Anstand zu antworten, endlich sprach er: die Gesetze werden so seyn.

L. Also auf diese Weise sind wir unfähig, Eure Majestät „zu vertheidigen." Wir bitten unterthänig, daß wir nicht ohne Trost nach Hause kommen.

K. Gehet nur mit diesem Trost nach Hause: ich werde nach Tirol kommen, und es wird euch gut gehen.

L. Eure Majestät werden erlauben, unsere Vorstellung sammt der Vollmacht zu Füßen zu legen.

K. Durchliest die Unterschriften der Letzteren.

L. Eure Majestät, wir sind traurig, und gehen mit Furcht nach Hause.

K. Warum denn, mein Freund?

L. Weil unser Hr. Landes-Chef schon früher aussagte: diejenigen, welche ohne Bewilligung eine Deputation veranstalten, wird er arretiren lassen; das wäre uns doch nicht lieb, indem wir nichts anderes verlangen und wünschen, als nur das allgemeine Beste.

K. Ich bin überzeugt, daß ihr nichts Anderes wünscht, aber ihr könnt zur Verantwortung gezogen werden, ich habe es in allen meinen Ländern befohlen, daß ohne Bewilligung keine Deputation abgehen soll.

L. Eure Majestät, lieber vierzehn Tage Arrest, als nicht den Zutritt zu unserm allergnädigsten Landesvater zu haben.

K. Wendete sich um und lachte: Es geschieht euch nichts.

L. Eure Majestät, noch eine Bitte wegen unserer Franziskaner und Kapuziner, daß sie die hohe Erlaubniß erhalten, ihre Klöster wieder in Besitz zu nehmen.

K. Sind sie nicht verkauft?

L. Nein, Eure Majestät, nur ein Kapuzinerkloster ist um einen schlechten Preis verkauft. Dieses sind Gutthäter bereitwillig wieder einzulösen und alle Uebrigen sind noch vorhanden, und von den geeigneten Patern besetzt.

K. Ja, diese werden sie sicher behalten.

Damit wurde die Deputation entlassen.

Es begreift sich, daß die braven Deputirten bei diesem allerhöchsten Bescheide sich eben nicht beruhigen konnten; sie legten daher durch Giovanelli's Vermittlung in besonderen Bittschriften die Gegenstände ihres Ansuchens noch dem Fürsten Metternich und dem Polizeipräsidenten an's Herz, letzterem nach ihrer Rückkehr, mit dem Bemerken: sie seien nach ihrer Ankunft in der Heimath unter verschiedenem Vorwand und durch verschiedene Menschen in die Kanzlei des Vicekreisamts zu Bozen beschieden, und da Stunden lang verhört und befragt worden über allerlei Sachen, nur nicht über den Inhalt ihrer (dem Kaiser überreichten) Vorstellung, den sie allerdings zu beweisen im Stande gewesen wären: sie müßten daher Se. Excellenz bitten, sie gegen die Folgen allenfallsiger weiterer inquisitorischer Maßregeln in Schutz zu nehmen. Dieses ist denn auch geschehen; aber im Uebrigen erfolgte nichts, was die Sache nach ihren Wünschen entschieden hätte. Indessen hatte sechs Tage, nachdem Lutz dem Kaiser die Gesinnungen der südtirolischen Bauern so treuherzig vorgetragen, zu Besenbey, wohin das Hoflager verlegt worden, jene andere Deputation beim Kaiser Zutritt, und auch sie stellte einstimmig die Bitte um Wiederherstellung der alten Verfassung. Eine gleichfalls von Giovanelli verfaßte Druckschrift, die von dieser Deputation dem Grafen Lazanzky überreicht wurde, sucht den Erfolg ihres Gesuches durch den Nachweis zu sichern, daß die Wiederherstellung der alten Verfassung eben so sehr in des Kaisers als des Landes Interesse liege, während die gegentheilige Entschließung nur geringen Vortheil bringen würde.

Es hieß darin unter Anderm in Bezug auf die Conscrip-

tion, die höchstens ein Paar Bataillons Linientruppen mehr gewähren würde, als das Land durch freiwillige Werbung nach dem frühern System zur Armee stellte: „Würden ein Paar Bataillons mehr bei der österreichischen Armee wohl solche Resultate geliefert haben, wie das tirolische Aufgebot gegen Catinat, Vendome, Max Emanuel in der älteren, gegen Jourdan, le Courbe und den Herzog von Danzig in der neuesten Zeit? — Tirol ist von jeher der Stützpunkt aller Bewegungen gegen Deutschland und Italien: der Eingeborne als ein kräftiger und geübter Jäger mit einer glühenden Liebe für sein Vaterland und seinen Fürsten, hat den Willen und die Kraft, seine Gebirge zu vertheidigen. Nie konnten es reguläre Truppen im Lande selbst gegen die eingebornen Landleute aufnehmen. — Man nehme diesen Alpensöhnen ihre alten Freiheiten und Rechte, und schwäche so ihre Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und das Land wird seine militärische Wichtigkeit verlieren; denn nicht bloß die Felsen sind es, die Tirol zur sichersten Gränzfestung der österreichischen Monarchie machen, sondern noch viel mehr als diese der treue und muthige Sinn ihrer Bewohner." Diese Worte waren den Tirolern gewiß aus dem Herzen geschrieben, die überzeugt sind, daß ihre Treue und ihre Stutzen die beste Landesfestung seien. Je mehr indessen die Tiroler auf ihre alte Verfassung sich erpicht zeigten, desto mehr befestigte sich, scheint es, auf der andern Seite der Entschluß, sie ihnen nicht wieder zu gewähren. Daher konnte es unmöglich von günstiger Wirkung seyn, als am 8. September — auf wessen Betrieb? ist aus unsern Behelfen nicht zu ersehen, aber offenbar veranlaßt durch die Aeußerungen des Kaisers zu Guttenbrunn am 10. August — zu Mauls bei Sterzing eine Zusammenkunft statt fand, gebildet aus Deputirten des Landgerichts und der Stadt Meran, der Landgerichte Innsbruck, Steinach, Rattenberg, Sarnthal, Hall, Schwaz und Mühlbach, des gesammten Oberinnthals, des Landgerichts Enneberg und der Bezirke von Bozen, Karneid, Völs, Kastelruth, Deutschenoven, Jenesien, Terlan, Ritten,

Latzfons, Feldthurns, Altenburg, Kaltern, Tramin, Neumarkt, Auer, Kurtatsch, Margreid, Salurn u. a. Sie waren sämmtlich beauftragt und bevollmächtigt, in der Versammlung die nöthigen Schritte zur Erzielung folgender drei Punkte zu beantragen und zu beschließen, nämlich: 1) Wiederherstellung der alten Landesverfassung; 2) Bewilligung der Erbhuldigung mittels eines offenen (d. h. allgemeinen) Landtags; 3) Ernennung eines Prinzen des kaiserlichen Hauses zum Landesgouverneur; sie beschloßen aber einfach eine Bittschrift, welche zu diesem Ende von Giovanelli vorbereitet gewesen und durch einen seiner Vertrauten vorgeschlagen worden zu seyn scheint, und worin sie lediglich 1) um Absendung eines unparteiischen Mannes zur Prüfung der gegen das Land obwaltenden Bedenken, 2) um Gewährung dessen, was sie mit ihrem Blute verdient, dessen sie sich nicht unwerth gemacht, und was Se. Majestät selbst früher in Aussicht gestellt hätten — ihrer alten Verfassung; 3) um baldige Aufhebung des provisorischen Zustandes baten, der besonders auf dem südlichen Theile des Landes schwer laste. In dieser Eingabe wurde noch einmal Alles hervorgehoben, und in kräftiger, freimüthiger Sprache nichts gespart, um das Rechtsgefühl der österreichischen Staatsmänner für ihr Gesuch zu gewinnen. Es wurde der traktatmäßigen Uebergabe des Landes mit seiner Verfassung an Oesterreich 1363 Erwähnung gethan, so wie der Rechtsverhältnisse bei der Uebergabe an Bayern 1805, dann an die späteren Ereignisse und an die k. k. Verheißungen erinnert. — Schließlich heißt es: „Eure Majestät haben uns zum Oefteren allerhöchst selbst und durch allerhöchst dero Stellvertreter zu erklären geruht, daß wir unserer Verfassung werth sind, daß sie uns Allen mit Recht theuer sei, daß wir sie nicht umsonst erhalten und stets muthig vertheidigt haben; — wir haben uns in der neuesten Zeit derselben nicht unwürdig gemacht; — wir kennen die Pflichten gegen den besten und gerechtesten der Fürsten, gegen unsern angebeteten Vater Franz; wir nähren in uns das tröstliche Bewußtseyn, sie erfüllt zu haben. Wir wissen auch, daß wir

an unsere Kinder und Kindeskinder das wohlerworbene Erbe unserer Väter, so viel an uns ist, unverletzt und ganz zu überliefern verpflichtet sind."

Giovanelli verließ noch in demselben Monat September die kaiserliche Hauptstadt und kehrte mit seiner Familie nach Bozen zurück. „Mehr als Tirol für das Kleinod seiner alten Verfassung gethan hat, kann kein Land thun", diese Worte der ofterwähnten Immediateingabe vom 23. Juni 1814 konnte er sich jetzt, wenn auch nicht zum Troste, so doch zu seiner eigenen Beruhigung wiederholen, und wie sehr er auch den Wankelmuth und die Unzuverlässigkeit der Politik erfahren hatte, das durfte er damals nicht erwarten, daß Tiroler einst sich finden würden, die ihn als einen Feind der Freiheit und des Vaterlandes, als den schlauen Mittelsmann einer dem Lande verhaßten Politik bezeichnen, und durch fremde Federn vor Europa anschwärzen würden. Wir richten nicht über Oesterreichs Politik; wir sind überzeugt, daß der verehrte Kaiser Franz wahrhaftig und aufrichtig nur das Beste beabsichtigte, als er im Jahre 1816 die tirolische Verfassung in der Art modificirte, daß die Landesvertreter seine Regierung zwar mit ihrem Rathe unterstützen, aber nie durch ihren Willen hemmen konnten; allein auch Giovanelli handelte redlich und aufrichtig, und wenn er, nach wie vor, dem Kaiserhaus ergeben blieb, so folgt nicht, daß er seinem Vaterlande den Rücken kehrte. Im Gegentheile, auch darin bewies er sich als ein echter Tiroler; denn diejenigen verrechnen sich gewaltig und verkennen völlig den Charakter dieses Volkes, die da glauben, aus der Mißstimmung über vereitelte patriotische Wünsche und über den Gang der Ereignisse großen Vortheil ziehen zu können für ihre pseudoliberalen Tendenzen. Ihr Gewissen schon, wenn sie es zu fragen gewohnt wären, würde ihnen sagen, daß ihr Freiheitsgelüsten, welches, wie jedes ihrer Worte verräth, in der Religionsverachtung und im Hasse gegen die Kirche wurzelt, auf der weiten Welt nichts gemein hat mit der Freiheitsliebe und dem Unabhängigkeitssinn der Tiroler. Vergebens jam-

mern sie dem Volke vor über die ihm angeblich aufgezwungene Verdüsterung, über die Verbannung von Tanz und Gesang und das Mißgönnen jeder unschuldigen Freude; ihre beweglichen Klagen rühren das Volk wenig, und vermögen es nicht irre zu machen an der Kirche, die seit Jahrhunderten Leid und Freude mit ihm getheilt, und als treue Behüterin aller der Güter sich bewährt hat, die allein seine Mühsale versüßen und seinem Leben in den stillen Alpenthälern, auf den einsamen Höhen und am Rande der reißenden Wildbäche, unter tausend Gefahren und Bedrängnissen, Bedeutung und Reiz geben können. Es weiß, was ihm frommt, und wenn es wirklich, wie sie sagen, wovon aber ein gewöhnliches Auge nichts wahrnimmt, von sonst üblichen, unschuldigen Vergnügungen sich abkehrte, so geschähe es sicher nur, weil es fürchtete, daß jene Herren, die sich um die Fröhlichkeit so bekümmert zeigen, ihren Sinn hineinbringen und sie ihm vergiften möchten. Diesem frommen Volke ist der den Pseudoliberalismus unserer Tage charakterisirende Haß aller Autorität als solcher eben so fremd, wie der speichelleckerische Servilismus: es mißbilligt, was zu mißbilligen, es beklagt, was zu beklagen, tadelt, was zu tadeln ist; aber was aus Irrthum oder Schwäche geschieht, schreibt es nicht dem bösen Willen zu, das Recht ist ihm selbst in seinem Mißbrauch noch heilig und die Christenpflicht des wechselseitigen Duldens und Ertragens wendet es auch auf seine Häupter und Regenten an. So that auch Giovanelli. Weil sein Bemühen gescheitert, sein Rath nicht befolgt, seine Stimme nicht gehört worden, wurde er nicht ein Feind des Kaisers und verkannte nicht die Heiligkeit der Bande, die er selbst so oft, als durch Natur und Geschichte gegründet, nothwendig und unzerstörbar geschildert hatte. Er verdiente daher eben so sehr die Achtung und Anerkennung der Regierung, wie das Vertrauen seiner Landsleute.

Der Kaiser hat zwar bei der Wiederherstellung der tirolischen Verfassung im Jahre 1816 sich das Recht der Besteurung und die Bestimmung des Steuerquantums nach den

Staatsbedürfnissen vorbehalten und alle ständischen Beschlüsse, wenn sie nicht auf bloße Vorstellungen oder Bitten des Landes gerichtet sind, von seiner Genehmigung abhängig erklärt; aber er hat dem Lande seine vollständige Repräsentation, mit zweckmäßiger Assimilirung der hinzu gekommenen Gebiete, ganz im Geiste der alten Freiheitsbriefe und Privilegien gelassen, und den Ständen die Evidenthaltung, Repartirung und Erhebung der auf den Grund und Boden gelegten Steuern und der damit im Zusammenhange stehenden Leistungen übertragen, auch durch die Anordnung jährlicher Congresse des großen Ausschusses der vier Stände und einer dieselben in der Zwischenzeit der Congreßsitzungen vertretenden sogenannten perennirenden Activität, so wie durch den Vorbehalt offener Landtage für außerordentliche Fälle, den Ständen ein corporatives Leben und eine stete Einwirkung auf die Landesverwaltung, überhaupt eine moralische Bedeutung vergönnt, die als ein kostbares Erbstück der guten alten Zeit und als ein gesunder Keim künftiger Entwicklung noch immer dankbarer Anerkennung werth sind. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die Mitglieder des jährlich sich versammelnden Congresses jährlich auch ihre Instruction von ihren Committenten zu empfangen, und denselben über ihre Stimmführung Rechenschaft zu geben haben, mithin allen an der Nationalrepräsentation Betheiligten ein unmittelbarer Einfluß dabei gesichert ist, den sie in andern deutschen Staaten nur zu oft schmerzlich vermissen. Freilich hat von Anfang an der Geist der Bureaukratie und der Fiscalität diese letzteren Vorzüge dem Lande häufig neutralisirt; aber das ist eine allgemeine Krankheit unserer Zeit, und gerade in dem wie immer ungleichen Kampfe gegen diese zerstörenden Elemente des modernen Staatslebens war unser Giovanelli wahrhaft groß und bewunderungswürdig.

Bei der ersten Constituirung der Landschaft durch das fast einstimmige Votum seiner Standesgenossen als Verordneter des Herren- und Ritterstandes in den Congreß berufen, war er von Anfang an darauf bedacht, den Ständen ihre alten Rechte,

so weit sie nicht durch die neuen Gesetze ausdrücklich außer Kraft gesetzt worden, zu wahren; den ständischen Repräsentanten, zumal denen des Bürger- und Bauernstandes, ihre Unabhängigkeit und den Gemeinden ihren rechtmäßigen Einfluß auf deren Stimmführung zu sichern, dem Lande seine Eigenthümlichkeit und seinen selbstständigen Haushalt zu erhalten, es gegen das Uniformirungs- und Aussaugungssystem bureaukratischer Theorien in Schutz zu nehmen, und alle Mittel zur Emporbringung seiner Bildungsanstalten, so wie seiner Boden-Cultur und seines Handels mit unermüdlicher Sorgfalt aufzusuchen und geltend zu machen. Dabei kam ihm seine Sachkenntniß, seine genaue Bekanntschaft mit der Geschichte und den Zuständen des Landes eben so sehr, als das gerechte Vertrauen seiner Collegen aus allen Ständen und der wohlbegründete Ruf unerschütterlicher, über allen Zweifel erhobener Anhänglichkeit an das österreichische Regentenhaus zu Statten. Kein Wunder daher, daß er, mit der Gabe des mündlichen und schriftlichen Vortrages überdieß in nicht gewöhnlichem Maße ausgestattet, auf die Berathungen des Congresses einen überwiegenden, fast zu sagen unwiderstehlichen Einfluß übte, und dessen Entscheidungen in den Augen der Regierung selbst eine Bedeutung lieh, die sie ihnen sonst freiwillig einzuräumen nicht gar sehr geneigt war. So ist denn, wenn auch nicht Alles, doch manches Uebel abgewendet, manches Gute erzielt worden, was man als Frucht der ständischen Verfassung zu preisen hat, und woran unserm Giovanelli ein Hauptverdienst unbestreitbar gebührt. Auf Anregung und Betrieb der Stände wurde die Universität in Innsbruck und die theresianische Ritterakademie daselbst, diese mit acht ständischen Stiftungsplätzen, wieder hergestellt, das theologische Studium in Trient und Brixen wieder organisirt, ein Taubstummeninstitut und das Nationalmuseum in Innsbruck errichtet. Es wurden zwei medicinische, zwei polytechnische und zwei Kunststipendien zur Bildung junger Tiroler gegründet, eine Landwirthschaftsgesellschaft errichtet, für die Förderung der Obstbaumzucht durch Prämien,

der Pferdezucht durch Errichtung von Beschälstationen, der Viehzucht durch Ermässigung der Salzpreise und einen Limitosalzbetrag von jährlich 114000 Zentnern gesorgt. Die Boden-Cultur wurde durch Austrocknung des Glurnser-Mooses erweitert; eine Brandversicherungs-Anstalt unter ständischer Leitung wurde in's Leben gerufen. Dem Lande wurde sein Grundsteuersystem erhalten, und durch eine verbesserte Steuereinhebungs- und Executionsordnung, durch sorgfältig angelegte sogenannte Transportbücher, durch Vorschüsse und Nachlässe zu Gunsten der durch Wasser oder Feuer beschädigten Steuerpflichtigen u. s. w. die Last auf alle nur mögliche Weise erleichtert. Das Militärwesen wurde auf seiner alten Grundlage erhalten, dabei aber sowohl durch verbesserte Einrichtungen bezüglich der Ergänzung des Landesschützen-Regiments, durch Ermunterung des Schützenwesens und durch die Sorge für höheren militärischen Unterricht, als auch zweckmäßige Regulirung der seit 1823 den Ständen übertragenen Marschconcurrenzen wesentlich verbessert.

Die größten Wohlthaten verdankt das Land seinen Ständen in der Regulierung seiner Finanzverhältnisse. Durch ihr Bemühen wurde die Vermischung seiner Landesschuld mit der allgemeinen österreichischen Staatsschuld abgewendet, die Anerkennung derselben als einer ständisch-ärarialischen und unangesehen der unter fremder Zwischenregierung erfolgten Herabsetzungen, ihre Zurückführung auf den ursprünglichen Nominalbetrag, ja selbst die theilweise nachträgliche Berichtigung der Zinsen für die verflossene Epoche bewirkt. An der Liquidirung des gesammten Schuldenwesens, so wie der Forderung tirolischer Unterthanen an Frankreich und Bayern nahmen die Stände einen thätigen und erfolgreichen Antheil. Durch sie wurde die Rückzahlung des sogenannten Hormaierschen Zwangs- und freiwilligen Anlehens vom Jahre 1809, sammt Zinsen und die Vergütung der vom selben Jahre herrührenden Landesdefensionskosten aller Art, ja selbst die Tilgung der ältern Marschconcurrenzschuld bewirkt. Durch ihre Mitwirkung wurde in

Innsbruck ein Zwangsarbeitshaus errichtet, [illegible] das Land ein Bedürfniß war; ihrer rastlosen Ve[illegible] und ihren Opfern verdankt endlich das Land die zum gr[illegible] Theil aus dem Ertrag des den Ständen zugestandenen Getreideaufschlages (Approvisionirungsfond) erbauten prachtvollen Straßen, die es in allen Richtungen durchziehen, und für seinen Transitohandel von so großer Bedeutung sind. Das sind die intellectuellen und materiellen Vortheile, die unter Giovanellis wesentlicher Mitwirkung dem Lande Tirol durch seine Stände zu Theil wurden. Die Uebel, die abgewendet, die oft erfolglosen Kämpfe, die gekämpft wurden, alle zu nennen und zu schildern, würde uns zu weit führen. Wir beschränken uns auf die Erwähnung, daß Giovanelli namentlich gegen die Gleichstellung Tirols mit den übrigen österreichischen Provinzen in Ansehung der Accise, des Stempels, des Tabakmonopols, der Personal- und indirekten Abgaben überhaupt, und gegen die auf den wichtigen Transitohandel so empfindlich drückende Einverleibung Tirols in den österreichischen Mauthverband mit allen Kräften sich gewehrt hat. Die in letzterer Beziehung von ihm verfaßten Denkschriften über die tirolischen Handelsverhältnisse sind der interessantesten Belehrung voll. In Handelssachen war er eine im Lande und besonders in seiner Vaterstadt allgemein geachtete Autorität. Mit besserem Erfolg, als gegen die Einführung der österreichischen Mauthordnung, hat er gegen die Einführung des österreichischen Grundbuches gewirkt, wodurch, ohne wesentlichen Vortheil für die Zukunft, eine namenlose Verwirrung in allen Besitz- und Eigenthumsverhältnissen der Gegenwart herbeigeführt worden wäre. Seine umfassende, über diesen Gegenstand im Jahre 1834 dem Landesgouverneur und dem Congreß vorgelegte Arbeit ist ein Meisterstück von Umsicht und juristischem Scharfsinn. Schade, daß die Gränzen unserer Aufgabe uns ein näheres Eingehen darauf nicht gestatten!

Bekanntlich waren es aber nicht die Interessen, von denen wir bisher gesprochen, die unsern Giovanelli am meisten am Herzen lagen; wichtiger und werther noch waren ihm die

geistigen u[illegible]ttlichen. Da ging er nun freilich als echter Tiroler un[illegible]n mit der Weisheit der Alten genährter Katholik von ganz andern Ansichten aus, als jene kleine Minorität (brouillons nennen dergleichen Leute die Franzosen), die sich irgendwo den Titel das junge Tirol angemaßt haben und die in der Regeneration ihres Vaterlandes so gründlich zu Werke gehen möchten, daß sie es gerne, wenn es anginge, wieder zum alten Heidenthum zurück bringen würden. Er war der Meinung, daß der Mensch weder frei noch glücklich seyn könne, ohne vor Allem Herr über sich selbst zu seyn; daß er aber dieß nur seyn könne, in so ferne er sich fest im Bunde halte mit der ewigen Wahrheit, um in und mit ihr erhaben zu stehen über dem Wechsel der innern Affecte und der äußern Schicksale. Diese ewige unwandelbare Wahrheit, welche die von den Wahngebilden des Heidenthums umgebenen großen Geister Griechenlands und Roms in dem blassen, unsichern Wiederschein der menschlichen Vernunft zu suchen genöthigt waren, umfaßte er mit inbrünstiger Liebe in der Lehre und im Wirken der katholischen Kirche. Denn sein Geist war zu gesund und zu tief, um einen Augenblick zu wanken in der Ueberzeugung, daß die Wahrheit, das allgemeine Lebenselement und Verbindungsmittel der Geister, der ewige Träger alles Existirenden, vor Allem und von Ewigkeit her lebendig, d. h. sich selbst bewußt und sich selbst bethätigend, also ein persönliches Wesen seyn müsse, das in allem Seienden sich fort und fort offenbaren, und an der lebendigen Einheit und Uebereinstimmung seiner Offenbarungen als das Lebendige, sich selbst Gleiche und Unsterbliche erkannt werden müsse. Er konnte daher nicht anders, als ein großes Unglück darin erblicken, wenn sein Volk, in der Einheit des katholischen Lebens und Bewußtseyns bisher gesund und kräftig, etwa auch hineingezogen werden sollte in das entnervende Wirrsal der religiösen Sectirerei. Leute, welche alle Gräuel der Reformation und der Revolution, die politische Vernichtung des eigenen Vaterlandes, die blutige Vertilgung ganzer Klassen der Gesellschaft gering anschlagen als

Preis dessen, was sie die Emancipation des Geistes und des individuellen Willens nennen, und von denen Manche vielleicht noch größere Opfer nicht scheuen würden, um endlich auch zur Emancipation des Fleisches zu gelangen, solche haben wiederholt die giftigsten Anklagen gegen Giovanelli geschleudert wegen seines Votums auf Entfernung der, vom Geiste und vom Leben ihres Vaterlandes abtrünnigen Zillerthaler-Inclinanten. So gering achten sie die hohen Güter, um deren Erhaltung es sich hier handelte, in Vergleich mit den Scheingütern, deren Aussicht ihren Ansichten schmeichelte.

Nicht vom Seelenheile ist heute mehr die Rede von Seite des Indifferentismus gegen die katholische Kirche; auch nicht vom Seelenheile jener Zillerthaler; sondern nur von der Freiheit. Diese Freiheit aber, die Freiheit des Gewissens, besteht als Thatsache für jeden Einzelnen, so bald man ihn nicht nöthigt, zu bekennen und zu üben, was er nicht glaubt und nicht für heilsam hält; und in dieser Weise hätten auch die Zillerthaler-Inclinanten sich ihrer erfreuen mögen; als ein Recht, einen bestimmten Glauben äußerlich, namentlich als Grundlage gesellschaftlicher Verbindung und politischer Achtung und Autorität geltend zu machen, wie sie es begehrten und anstrebten, besteht sie nirgend, außer auf dem Grunde besonderer Gesetze oder Verträge. Solche Gesetze und Verträge waren aber und sind in Tirol nicht vorhanden zu Gunsten der fraglichen Inclinanten. Das Toleranz-Patent Josephs II. ist in Tirol nicht publicirt, und wäre es publicirt gewesen, so konnten es diese Inclinanten, so wenig wie die deutsche Bundesacte, für sich anrufen, weil sie sich zu keiner der im Reiche vormals anerkannten Confessionen bekennen, sondern, nach Art der heutigen sogenannten Deutschkatholiken, geradezu die Regellosigkeit selbst zu ihrem Bekenntnisse machen wollten. — Das Recht sprach also nicht für jene Zillerthaler. Noch weniger die Politik. Sie waren in dem der Agitation ungewohnten Tirol ein bedenklicher Gährungsstoff: sie verlegten sich mit Macht und List auf Proselytenmacherei: denn sie bildeten sich ein, wenn sie bis

zu einer gewissen Zahl erst angewachsen wären, dann müßte man ihnen die Bildung eigener Gemeinden gestatten: sie streuten, wo sie hinkamen, durch ihre Schmähungen auf Geistlichkeit und Kirche, den Samen des Aergernisses und der Zwietracht aus: sie predigten mit Wort und Beispiel Ungehorsam und Widerspänstigkeit, und suchten fremde Begriffe und fremde Sympathien, fremde Einflüsse der bedenklichsten Art zu verpflanzen in das einige Tirol. Die von Seite ihres Vertreters bei den Ständen geschehene Abläugnung des Notorischen, nämlich der durch die Berichte geistlicher und weltlicher Behörden nicht bloß, sondern auch durch die von den katholischen Gemeinden des Zillerthals in ihren Bitten um Abhilfe beim Kaiser und bei den Ständen außer Zweifel gestellten Aergernisse, Religionsstörungen und Umtriebe der Inclinanten war dahin gerichtet, um durch den Antrag auf neue Untersuchung ꝛc. lediglich Zeit zu gewinnen. Der Redner selbst hatte dabei ein so unsicheres Bewußtseyn und fühlte sich so verlassen von der nationalen Gesinnung, daß er in der folgenden Sitzung seine Opposition aufgab und seine Rede aus dem Protokolle zurücknahm, so daß nur noch des einstimmig (also mit seinem Beitritt) gefaßten Beschlusses auf Entfernung der Inclinanten darin Meldung gethan werden durfte. Das Princip des Rechtes und der Politik, wovon die andern Congreßmitglieder ausgegangen waren, ward ohnehin von jener Seite nie in Abrede gestellt. Sprach aber nicht die Politik für die Inclinanten und gegen die Anwendung des im westphälischen Frieden anerkannten und in Tirol in Uebung gebliebenen Rechtes der Ausweisung der Sectirer, so sprach noch weniger dafür das Interesse der Sittlichkeit und der Volksveredlung; denn die Lebensweise der Inclinanten zeigte nur zu deutlich, wie sie den Glauben, und zwar ihren Glauben, wie sie aus der heiligen Schrift ihn sich herauslasen, für allein nothwendig, die Werke dagegen für höchst gleichgültig hielten. Was wir hier sagen, können wir mit den Acten belegen. Und nun fragen wir: konnte ein Patriot, wie Giovanelli, schwanken zwischen den sentimentalen Bedenklichkei-

ten und den entschiedenen Vernunft- und Rechtsgründen, die auf der andern Seite standen? Er sagte ganz einfach: „Die Religion ist ein Geschenk Gottes. Ich kann nicht verlangen, daß mein Nachbar in seinem Glauben mit mir übereinstimme, wohl aber, daß er mich nicht störe und beunruhige, wo ich im verfassungsmäßigen Besitze dieses Rechtes bin, wenn ich meinen Glauben als Katholik durch Werke an den Tag lege. Dieses Verlangen ist gerecht und unterliegt durchaus nicht dem Vorwurfe einer Intoleranz. Wohl aber ist im eigentlichen Sinne intolerant und ein Verletzer meiner und der Rechte der Gesellschaft derjenige, der sich anmaßt, mich in der Ausübung meiner Pflichten gegen mich selbst und gegen meine Angehörigen, worüber ich einst Gott werde Rechenschaft geben müssen, durch Wort und That zu stören, die Meinigen zu verführen, und durch Verhöhnung der Religion und Beschimpfung ihrer Diener zum Abfall zu verleiten." Und so stimmte er für die beantragte Maßregel der Ausweisung in Gemäßheit der kaiserlichen Entschließung vom 2. April 1834, jedoch mit dem Beisatze, daß die Maßregeln der Strenge möglichst nur auf die Häupter der Secte beschränkt, und diesen bei ihrer Uebersiedlung (in solche Gegenden der österreichischen Staaten, wo bereits protestantische Gemeinden vorhanden) durch Erlassung der Abfahrtgelder, Geldunterstützung für die Armen u. dgl. alle möglichen Erleichterungen gewährt werden möchten. Was könnte aus der Freiheit in einem Lande werden, wo der Sectirerei Thor und Thüre geöffnet und die höchsten Interessen dem Spiele der Parteien preisgegeben sind, und diese dann stets bereit sind, Alles zu billigen, zu Allem die Hand zu bieten, um nur, eine auf Kosten der anderen, zu herrschen und die Gewalt zu ihrem Vortheil auszubeuten?

So wenig wir uns übrigens bedacht haben, in Sachen der Zillerthaler-Inclinanten auf Giovanelli's und seiner Collegen Seite zu treten, so verzichten wir doch darauf, ihn und sie wegen der im Jahre 1838 beantragten Berufung der Jesuiten zur Uebernahme des Theresianum und des Gymnasium

in Innsbruck und wegen der nachmaligen Gründung eines Convicts zu Gunsten dieses Ordens zu rechtfertigen. Dieses aber nicht etwa, wie Einer glauben könnte, deßwegen, weil auch wir zu den Gegnern des Ordens gehören; sondern deßwegen, weil eine oft wiederholte Erfahrung uns belehrt hat, daß alles Reden in dieser Sache rein vergeblich ist. Man trifft meist nur entschiedene Anhänger, die einer Befestigung ihrer Gesinnung nicht bedürfen, oder blinde Widersacher der Jesuiten, die durch keinerlei Demonstrationen zu bekehren sind. Solche aber, die eines selbstständigen Urtheiles noch fähig sind, konnte Giovanelli im Angesichte des Knäuels von Lügen und Entstellungen, womit die Jesuitenfrage umsponnen worden, lediglich auf die Betrachtung der hervorragendsten Stimmführer verweisen, die für, und derer, die gegen die Jesuiten waren. Sehe Jeder, konnte er sagen, mit wem er es halten wolle? ob mit den größten und frömmsten Päpsten, mit den erleuchtetsten und tugendhaftesten Fürsten, mit den gründlichsten und achtbarsten Geschichtschreibern, — oder mit den verblendetsten Parteimenschen und den giftigsten Widersachern der Kirche, von den spitzfindigen Jansenisten und den Zeloten des Pariser-Parlaments an bis auf Pombal und Aranda, Voltaire und Condorcet, den ehrsamen Eugene-Süe, das junge Deutschland und die radikale Schweiz? — Wer nun, es stets mit dem Besten zu halten, sich angelegen seyn läßt, dem mögen die Jesuiten auch unsern Giovanelli als einen Zeugen zu Gunsten ihrer Sache nennen. Den Ständen von Tirol aber sind wir die Bemerkung schuldig, daß sie nicht etwa blindlings von Giovanelli sich haben hinreißen lassen, sondern ihren Beschluß, im Angesichte des Zustandes des Theresianums, welches nicht einen einzigen Kostgeld zahlenden Zögling, und selbst zu den Freiplätzen nur eine geringe Zahl von Competenten aufzuweisen hatte, wesentlich auf die Erklärung des Prälaten von Wiltau selbst gefaßt haben, „daß das Stift Wilten bei der Uebernahme der Leitung des Theresianums alle Schwierigkeiten, welche einem entsprechenden Erfolge sich entgegenstellten,

allerdings vorausgesehen, und sich der Uebernahme dieser Leitung nur einstweilen und versuchsweise auf dringendes Ersuchen Sr. Excellenz des damaligen Landesgouverneurs Graf v. Wilczek und in der Erwägung unterzogen habe, daß sonst die Wiederherstellung eines so nützlichen vaterländischen Instituts vielleicht noch mehrere Jahre wäre hinausgeschoben worden. Nach seiner Ueberzeugung, die er mit Verläugnung jeder persönlichen Rücksicht stets ausgesprochen, und hohen und höchsten Orts bei jeder Gelegenheit stets geltend zu machen gesucht habe, passe für das Theresianum, in so ferne es nicht bloß eine Unterrichts-, sondern zugleich eine Erziehungs-Anstalt seyn solle, keine andere Corporation, als der Orden der Jesuiten." Ein mit so edler Selbstverläugnung abgelegtes, so hohe Unbefangenheit beurkundendes Zeugniß hätte wohl selbst auf einen Gegner der Jesuiten Eindruck machen können. Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, hier die Vertheidigung der Jesuiten in Ansehung der Art und Weise, wie sie das Theresianum geleitet haben, zu übernehmen. Noch weniger wird Jemand erwarten, daß wir auf die boshaften, aus erbärmlichen Klatschereien geschöpften Insinuationen eingehen, die in einem bekannten Reisewerk über Tirol wider sie vorgebracht worden. Diese werden zu ihres Gleichen registrirt werden im Buche der Geschichte, oder vielmehr sie werden mit vielen ihres Gleichen untergehen im Strome der Vergessenheit. Kein Mensch, der eines guten Willens ist, wird sich dadurch beirren lassen. Für andere, als solche, haben aber auch wir nicht geschrieben. Unser Giovanelli, wenn gleich das Theresianum auch in der Folge noch ihm Manches zu wünschen übrig ließ, hat es nie bereut, die Berufung der Jesuiten beantragt zu haben. Hätte er erlebt, wie in der neuesten Zeit in der Schweiz ihre Freunde und ihre Feinde, beide in ihrer Art, sich bewährt haben, so hätte er ohne Zweifel noch mehr zu seinem Antrage sich Glück gewünscht. Er aber starb am 14. September 1845. Um einigermaßen einen Begriff davon zu geben, wie tief und allgemein er betrauert wurde und täglich noch in seinem Vaterlande

vermißt wird, müßten wir berichten, was er auch als Merkantilkanzler in Bozen und als Vorstand des dortigen Gymnasiums geleistet, was er in weiten Kreisen durch seine Correspondenzen, wie in der nächsten Umgebung seiner Freunde und Verwandten als Helfer und Rathgeber, Tröster, Beschützer und Führer so Vieler gewirkt, deren Liebe und Vertrauen er nie getäuscht, nie unbefriedigt gelassen hat. Dazu gebricht uns leider die Zeit und auch der Raum in diesen Blättern. Was wir von ihm gesagt, ist gewiß das Mindere; das Edelste und Kostbarste, sein Herz, vermag ohnehin keine Feder zu schildern. War er übrigens gleich der Besten Einer in seinem Lande, so war doch und ist auch das Land seiner werth, und zählt, Gott Lob! der Sinnesverwandten noch Viele.

XVI.

Clemens XIV. und die Jesuiten.

Die historisch-politischen Blätter haben mit der ihnen gewohnten Freimüthigkeit und Consequenz, wie auch die Allgemeine Zeitung sie anerkennt, mehrmals die Verhältnisse der Jesuiten besprochen. Haben uns nahe befreundete Personen in Frankreich in Folge unserer Auffassung der polnischen Angelegenheiten sich in einen schroffen Gegensatz wider uns gestellt, und müssen wir nicht selten in französischen Blättern einen herben Spott über unsere Anhänglichkeit an das Princip des Königthums vernehmen, so haben uns jene Bemerkungen über die Gesellschaft Jesu einem sehr bittern Angriff in einer Broschüre, die ein Mitglied derselben zu ihrem Autor haben soll, ausgesetzt. Wir haben diesen Angriff ruhig hingenommen und auf denselben

nicht geantwortet; nicht, weil wir nicht zu antworten gewußt hätten, sondern weil wir es nicht für angemessen erachtet, und weil wir den Gegnern der Jesuiten nicht die Freude gegönnt haben, einen Streit zwischen diesen und uns vor dem Publikum verhandelt zu sehen. Zu allen Zeiten haben wir die von dem heiligen Ignatius gestiftete Gesellschaft Jesu als ein Institut betrachtet, welches der Kirche die größten Dienste geleistet hat, und dessen Aufhebung zum Mindesten in der Form nicht gerechtfertigt werden kann. Wir glauben diese Ansicht um so unverholener aussprechen zu dürfen, als Papst Pius VII. durch die Wiederherstellung des Ordens der Jesuiten dieß selbst deutlich ausgedrückt hat. Er hat damit die Geschichte der Menschheit um einen Act schon hier auf Erden gewirkter Gerechtigkeit bereichert.

Die göttliche Vorsehung, welche zur Prüfung und Strafe für Viele es zuläßt, daß durch Menschen Unrecht geschieht, gewährt zwar nicht immer, aber doch oft den in ihrem Rechte Gekränkten die Restitution. In Folge einer fluchwürdigen Rebellion hatte das Haus Stuart die englische Königskrone eingebüßt, Karl II. bestieg von Neuem den Thron seiner Väter. Der durch die vier Stadien der Unsittlichkeit, des Spottes, der falschen Philosophie und des Blutdurstes hindurchgelaufene Unglaube — wie Tocqueville sich ausdrückt — hatte das Haupt Ludwigs XVI. auf dem Schaffotte fallen gemacht, und doch wurde Ludwig XVIII. die Krone Frankreichs abermals zu Theil. Ein mächtiges Bollwerk gegen den Geist des Umsturzes mußte, bevor der Sohn des heiligen Ludwig die verhängnißvolle Treppe hinaufstieg, durchbrochen seyn; dieß war der Orden der Jesuiten. Compulsus feci! compulsus feci! rief in seinem tiefsten Seelenschmerze der wahrhaft unglückliche Papst aus, der sich zu der Aufhebung des Ordens die Hand hatte führen lassen. — Wir stehen ab von jedem weiteren und auch nicht passenden Vergleiche jener tragischen Ereignisse mit dieser Begebenheit. Karl I. büßte für seines Vaters und die eigene Thorheit, Ludwig XVI. für die Sünden seiner Ahnen;

die Stuarts verloren abermals den Thron, und Karl X. starb, seiner Herrschaft beraubt, im Exil. Mögen so manche Vorwürfe, die man der Gesellschaft Jesu damals gemacht hat, gegründet seyn: mag man an vielen Mitgliedern eine Eitelkeit auf hohe Bildung tadeln, mag man einen gewissen Ordensstolz auf die berühmten Prediger, die gelehrten Theologen, die Beichtväter von Königen, die Erzieher von Prinzen mißbilligen; mag man die große Entfernung, in welche die Jesuiten von andern Orden, wo nach ihrer Ansicht die hinlängliche Erziehung mangelte, sich stellten, verwerflich finden; mag man die Mißachtung als dem Geiste des Christenthums nicht entsprechend bezeichnen, mit welcher sie Unwissenheit und Mangel an Disciplin behandelten; mag man sie der Eifersucht gegen diejenigen zeihen, welche, ebenfalls Männer von Verdienst, sich ihren theologischen Systemen entgegenstellten; mag man ihnen mit Recht einzelne gewagte, ja sogar, von dem Einen oder Andern unter ihnen aufgestellte, gefährliche Meinungen zum Vorwurfe machen, und sie in einigen Entscheidungen über Fragen der Moral zu lax befinden — die sie übrigens auf den ersten Wink der Kirche aufgaben — so sind dieß Alles noch nicht Dinge, welche die Vernichtung der Gesellschaft forderten. (Vergl. Le Oui et Le Non ou lettres sur la Procédure, faite contre les Jésuites au Château Saint-Ange. Paris 1777, p. 403). Andrerseits wird, wie wir hoffen, ihre Restitution nicht wie bei jenen Königsfamilien bloß eine vorübergehende Genugthuung, sondern die Veranlassung dazu seyn, daß sie im wahren Geiste des heiligen Ignatius zum Wohle der Kirche wirke.

Wenn zuvor bemerkt wurde, den Jesuiten sei durch Papst Clemens XIV. ein Unrecht zugefügt worden, so glauben wir, auch ohne Bezug auf jenen Act Pius VII., damit in keinerlei Hinsicht der Autorität des heiligen Stuhles zu nahe getreten zu seyn. Auf diesem Gebiete hat noch Niemand die Unfehlbarkeit der Päpste behauptet, und wenn man andere Nachfolger Petri mit Fug und Recht großer Verbrechen zeihet, so darf man Clemens XIV. — ohne im Uebrigen das harte Ur-

theil, welches so oft über ihn gefällt wird, unbedingt zu unterschreiben — doch nicht in jener Beziehung ganz freisprechen. Wir erkennen es vollkommen an, daß auch die ungeeigneten Maßregeln schlechter und schwacher Päpste, indem sie von Gott zugelassen wurden, durch die göttliche Weisheit in der Oekonomie der Weltordnung doch wiederum so verwendet werden, daß auch sie zum Heile dienen. Die moralische Verantwortlichkeit an sich wird dadurch nicht, wohl aber durch die Reue — deren Wohlthat Gott unstreitig auch Clemens XIV. gegönnt hat — hinweggenommen.

Während in dem Getobe der Leidenschaften zu jener Zeit, als es sich um die Aufhebung der Jesuiten handelte und diese dann vollbracht war, Clemens XIV. von den Einen zu den Sternen emporgehoben, von den Andern in den Koth hinabgezogen wurde, so hat sich doch allmählig in einer gründlicheren und unbefangeneren Geschichtsforschung das Urtheil vielfältig berichtigt. Eine große Anzahl protestantischer Schriftsteller räumt das Unrecht, welches den Jesuiten in Folge von Neid, Haß und Intriguen zugefügt ward, ohne Rückhalt ein, und sie haben hierin einen großen König, Friedrich II. von Preußen, zu ihrem Vorgänger. Schon im Jahre 1770, als die Aufhebung durch den Papst noch nicht vor sich gegangen war, sondern erst die Vertreibung der Jesuiten aus mehreren Ländern Statt gefunden hatte, schrieb er an d'Alembert: „Wenn man den Sturz der Jesuiten als einen Sieg der Philosophie geltend machen wollte, so kann ich beweisen, daß Eitelkeit, geheime Rachsucht, Kabalen und vornehmlich Eigennutz Alles gemacht habe." Andererseits erfuhr aber das Verfahren des Papstes die maßlosesten Angriffe, insonderheit in der Schrift: Memoria cattolica da presentarsi a sua Santità. Opera postuma *). Cosmopoli. 1780. Ist diese Arbeit einem Jesuiten zu-

*) Die Schrift führte das Motto: *Daniel* XIII. 43. 44.: **Tu scis quoniam falsum testimonium tulerunt contra me: et ecce morior, cum nihil horum fecerim, quae isti malitiose composuerunt adversum me. Exaudivit autem Dominus vocem ejus.**

zuschreiben, so macht dieser von der ruhigen Haltung und dem im strengsten Gehorsame sich hingebenden Benehmen seiner Ordensbrüder damaliger Zeit eine seltene Ausnahme. Ihr Inhalt war aber von der Art, daß selbst der milde und den Jesuiten geneigte Papst Pius VI. sich genöthigt sah, sie als continens propositiones piarum aurium offensivas, scandalosas, temerarias, erroneas, seditiosas, de haeresi suspectas et ad schisma tendentes (Bullar. Roman. contin. Tom VI. n. 319. p. 332) zu verdammen und öffentlich durch Henkershand verbrennen zu lassen.

Im gegenwärtigen Augenblicke sind außer der unparteiischen Berücksichtigung, welche dieser Gegenstand in Menzels neuerer Geschichte der Deutschen (Bd. 12. Abth. 1. Kap. 3 u. 4) gefunden hat, zwei neue Arbeiten von katholischen Schriftstellern über jenen merkwürdigen Zeitpunkt der Geschichte erschienen. Die eine rührt her von dem Geschichtschreiber des Jesuitenordens, Crétineau-Joly, und führt den Titel: „Clément XIV. et les Jésuites (Paris; mit einer aus Rom datirten Vorrede)“, die andere von dem Verfasser der römischen Briefe unter dem Titel: „Ganganelli — Papst Clemens XIV. — seine Briefe und seine Zeit.“ Diese ist in Berlin gedruckt und dem königl. bayer. Gesandten beim heiligen Stuhle, Grafen Spaur, dedicirt. Gleich der äußeren gefälligen Ausstattung, welche diese Schrift durch ihren Verleger erhalten hat, bewegt sie sich selbst in angenehmer Form; wir treffen in ihr einen Autor, der über die historischen Thatsachen ein unbefangenes, und auf eine feste innere moralische Basis begründetes Urtheil fällt. In einer gedrängten Kürze hat derselbe innerhalb des Raumes von vierundsiebenzig Seiten (— den übrigen Theil des Buches füllen die mit lehrreichen Noten versehenen Briefe Ganganellis —) den Kampf des Jansenismus gegen die Jesuiten, ihre Vertreibung aus Portugall und den bourbonischen Reichen, eine Charakterschilderung des Papstes, der ihre Aufhebung vollzog und den Hergang dieses Ereignisses dargestellt. Wir glauben, daß dieses Buch in allen Kreisen die verdiente Anerken-

nung finden wird, und wenn wir auch nicht in jedem Punkte mit der Auffassungsweise des Verfassers übereinstimmen, so können wir uns doch nur freuen, wenn sein Buch auch in der Berichtigung vieler Ansichten seine guten Früchte trägt.

Mit dem Verfasser der römischen Briefe kommt in dem Berichte über den thatsächlichen Bestand Crétineau-Joly meistens überein; beide weichen von den früheren Schilderungen vielfach ab; Crétineau-Joly preist sich glücklich, eine große Zahl bisher noch nicht bekannter Documente, vorzüglich das Conclave von 1769 betreffend, haben benutzen zu können; außerdem standen ihm andere Actenstücke über die Aufhebung der Jesuiten, insbesondere die Correspondenz des Cardinals Malvezzi zu Gebote. Diese würden, wenn sie anders ächt sind, freilich ein ganz andres Licht auf die damaligen Verhältnisse werfen, und an dasselbe so manche Personen noch deutlicher hervortreten, die bisher noch in einem gewissen Halbdunkel gestanden haben, insonderheit die Spanier Azpuru, Almada, Azara, Monino (nachmals Graf von Florida-Blanca), Joachim von Osma, der Beichtvater König Karls III., überhaupt aber der überwiegende spanische Einfluß völlig klar werden. Auch der deutsche Autor weiset darauf hin, daß nicht der Cardinal Bernis, der freilich in gewisser Weise durch den dem Papste an Karl III. abgenöthigten Brief zuletzt den Ausschlag gab, sondern vorzüglich der Spanier de Solis den Knoten geschnürt habe, an welchem das Netz, womit man Clemens XIV. umstrickt hatte, seinen eigentlichen innern Zusammenhang erhielt, und rechtzeitig zugezogen werden konnte. Dieß führt Crétineau-Joly, auf seine Urkunden gestützt, in einer sehr gehässigen und ungeziemenden Weise weitläuftiger aus. Seine Sprache ist nicht die ruhige und gehaltene unseres Landsmannes, sondern es drückt sich in seinem Buche die ganze Lebhaftigkeit des französischen Charakters aus. Er erklärt, durch das Gewicht der Wahrheit und durch seine Gefühle für dieselbe zu der Herausgabe dieser Schrift genöthigt worden zu seyn. Mehrere Kirchenfürsten hätten ihn

gebeten, den Schleier, der über jene Verhältnisse ausgebreitet war, nicht zu lüften, und sogar mit Thränen habe ihn der Pater General im Namen seines Ordens und der Ehre des heiligen Stuhles darum ersucht, die Veröffentlichung dieser Schrift zu unterlassen, allein sein Entschluß habe dadurch nicht geändert werden können. Er geht in seiner Vermessenheit so weit, daß er das Conclave geradezu der Simonie beschuldigt, wie er denn überhaupt in seinen Ausdrücken sich nicht zu mäßigen weiß. Es wäre daher wohl zu wünschen gewesen, daß er sein Buch vorher noch einer strengen Censur unterworfen hätte, statt sich nachher einer solchen auszusetzen. Dabei können wir jedoch auch einen andern Wunsch nicht unterdrücken, den nämlich, daß der französische Autor sich hätte geneigt finden lassen, etwas näher anzugeben, wo er denn eigentlich die Documente, mit welchen er, wie er sich ausdrückt, das Mysterium iniquitatis aufdeckt, her habe. Wir haben uns einmal, wenigstens in Deutschland, zu sehr daran gewöhnt, daß die diplomatische Genauigkeit nicht bloß durch Fac-Similia, wie deren der Autor mehrere gibt, sondern auch durch die Bezeichnung der Schränke und Nummern, in welchen und unter denen die Documente aufbewahrt werden, an den Tag gelegt wird. So lange dieß nicht geschieht, entbehren alle jene Angaben doch noch immer der völligen Glaubwürdigkeit.

In der Ungunst seines Urtheils über Clemens XIV. kennt Crétineau kein Maß; indessen, wenn auch der Beweis gelingt, daß Clemens XIV. nicht der Held war, wozu man ihn oft gemacht hat, so kann dadurch die Auctorität des heiligen Stuhles keinen Eintrag erleiden. Clemens XIV. war ein schwacher Mensch, wie es deren so manche und noch schwächere gab (wir wollen nicht sagen schlechtere, weil Clemens in diese Kategorie durchaus nicht gehört), welche auf dem Stuhle Petri gesessen haben. Clemens XIV. mangelte es an der Weisheit seines vorletzten und an der Festigkeit seines unmittelbaren Vorgängers; er glich weder Benedict XIV. noch Clemens XIII., war aber dabei ein Mann von vielen nicht zu verkennenden achtungswerthen Ei-

genschaften; ein bestimmter, allerdings bedauernswerther Zug seines Charakters, wir werden ihn nachher hervorheben, der durch sein Leben hindurchgeht, hat ihm in der Stunde, wo es Entschlossenheit galt, die Kraft gelähmt.

Der Aufhebung der Jesuiten war unter der Regierung Clemens XIII. ihre Vertreibung aus Portugall, Frankreich, Spanien, Neapel und Parma vorangegangen. In jenem nicht-bourbonischen Reiche war es besonders, wie der Verfasser der römischen Briefe es sehr richtig bezeichnet, der reformirende Despotismus jener Zeit, welcher sich vorzüglich in dem Minister Pombal personificirte, der die Jesuiten zum Sturze brachte. Der Mordanfall auf König Joseph, an welchem der Orden, auch dem erwähnten Verfasser zufolge, völlig unschuldig war — nur Ranke läßt noch ein Streiflicht in dieser Beziehung auf die Jesuiten fallen — wurde zu diesem Zwecke ausgebeutet, und ein ganz scheusliches Verfahren gegen dieselben eingeleitet; sie hatten fortan in Portugall und in dessen transatlantischen Besitzungen keine bleibende Stätte mehr. In Frankreich hatten die Jesuiten in Folge ihres langwierigen Streites mit den Jansenisten, aus welchem sie zwar als Sieger hervorgingen, die Popularität, die sich ihren Gegnern zuwendete, völlig eingebüßt. Wider sie traten die Parlamente, denen der Handel des P. Lavalette sehr erwünscht kam, in die Schranken; doch wurden sie durch den ihnen persönlich nicht abgeneigten König Ludwig XV. gehalten. Freilich eine schwache Stütze, die ihnen bekanntlich dadurch entzogen wurde, daß sie sich nicht dazu verstehen wollten, die Madame de Pompadour zu absolviren. Weil sie hier die ihnen so oft zum Vorwurfe gemachte Nachsicht nicht anwenden wollten, verklagte die Maitresse sie beim heiligen Stuhle. Die Rache derselben fand aber einen kräftigen Verbündeten an dem Herzog von Choiseul, und durch königliches Decret wurde auf die Anklage des Parlaments ihre Aufhebung, weil sie Simonie, Blasphemie, Sacrilegium, Zauberei, Astrologie, jede Art von Irreligiösität, Meineid, falsches Zeugniß, Bestechung der Richter, Raub, Vatermord, Tod-

schlag, Selbstmord und Königsmord gelehrt, in Frankreich bewerkstelligt. Man staunt ob dieser schändlichen Lügen und doch wird man unwillkührlich daran erinnert, daß man den Christen zur Heidenzeit gleiche Vorwürfe gemacht; das moderne Heidenthum der Philosophie wollte wenigstens in Betreff deren, die es als seine entschiedensten Gegner kannte, nicht zurückbleiben.

Von ganz besonderem Nachtheile für die Jesuiten war aber die Gestaltung der Dinge in Spanien. König Karl III. war ihnen eifrig ergeben; sie erschienen bei der sogenannten Hut-Emeute, vor welcher er nach Aranjuez flüchtete, als seine rettenden Engel, indem es ihnen durch ihren Zuspruch gelang, das empörte Volk zu beschwichtigen. Plötzlich verwandelt sich ihr königlicher Freund in den unversöhnlichsten Feind, der nun auf einmal die entgegengesetzte Richtung einschlug *). Es waltet über die plötzliche Sinnesänderung des Königs ein Geheimniß ob, indessen hat die Vermuthung die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß die lügnerischen Feinde der Jesuiten dem Könige den Gedanken beigebracht haben, sie hielten ihn für illegitim und hätten sich gegen ihn verschworen, um seinen Bruder auf den Thron zu erheben; sie wurden als die Anstifter der Hut-Emeute dargestellt, und in der Unterdrückung derselben der dem Könige gefahrvolle Einfluß des Ordens auf das Volk um so plausibler gemacht. So gelang es dieser Partei der Encyklopädisten, ihrem Fürsten mit der Furcht vor Verschwörungen beizukommen, sie hatte ihn seither in ihren Händen, und Karl III. war das Werkzeug der Gesinnungsgenossen Pombals geworden. Mit dem Könige aber wendeten ihnen viele ihrer bisherigen Freunde den Rücken, und arbeiteten an ihrem Sturze mit; Karl aber vereinigte sich mit dem neapolitanischen Minister Tanucci, der ebenfalls jenem reformirenden Despotismus huldigte, und dieser brachte, was jene in Spanien, in Neapel, eigentlich wider den Willen seines Königs Ferdinand, zu Stande; aus beiden Reichen wurden die Jesuiten vertrieben.

*) Eine getreue Schilderung seines Charakters ist oben Bd. 4. S. 705 u. ff. gegeben worden.

Allein damit war den Feinden derselben noch keineswegs genügt, sondern nur die völlige Aufhebung und Vernichtung des Ordens konnte den Haß derselben befriedigen. Bei Lebzeiten des damaligen Papstes Clemens XIII. (Rezzonico) war keine Hoffnung dazu vorhanden, sein Tod aber bot die Gelegenheit dazu, einen Mann auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, der wirklich das Werkzeug dazu geworden ist. Dieser Mann war der Cardinal Ganganelli, Franciskanerordens, damals der einzige Mönch in dem gesammten Cardinalscollegium. Der Sohn eines Arztes, war er im Jahre 1705 in Sant Arcangelo bei Rimini geboren; seinen Vater verlor er früh, trat mit achtzehn Jahren in den Orden, erwarb sich als Lehrer der Theologie einigen Ruf, kam alsbald nach Benedicts XIV. Erwählung nach Rom, wurde hier Regens des Collegiums von S. Bonaventura, als welcher er im Jahre 1743 eine große Lobrede auf die Jesuiten hielt, und erhielt auf den Vorschlag des Jesuitengenerals, Lorenz Ricci, im Jahre 1759 den Purpur. Er galt für einen eifrigen Freund und Gönner der Jesuiten, bei denen er auch seinen ersten Unterricht empfangen hatte, ja die Zuneigung für dieselben wurde sogar dahin bezeichnet, er sei ein Jesuit ohne Jesuitenkleid. Wie geschah es, daß dieser Mann in der Absicht auf den heiligen Stuhl erhoben wurde, damit er die Jesuiten aufhöbe? wie geschah es, daß er sie aufhob? —

Aus seinen Briefen, deren Echtheit zwar von Vielen bezweifelt wird, in welchen aber, wie wir mit dem deutschen Biographen gern annehmen, das Apocryphe sich leicht herauskennen läßt, gibt uns dieser eine Schilderung des Charakters Ganganelli's. Darnach erscheint er als „ein Geist von eigenthümlicher Feinheit im Auffassen und Construiren“, als „ein Gemüth voll Enthusiasmus für das Gute und Schöne und voll innerer Harmonie, ein Herz voll Reinheit, voll Empfänglichkeit und warmer Liebe.“ Er hatte eine große Vorliebe für das Studium der Kirchenväter, namentlich des heiligen Augustinus, der ihm immer „schöner erscheint, je genauer er ihn

kennen lernt." „Zu ihm, zu den Vätern überhaupt muß man die Theologie Studirenden führen: diese Schule bringt sie nicht auf Irrwege; sie lehrt sie vom Christenthum nur auf eine würdige Weise reden." „Die Kirche ist ihm das All: durch die Identität, die sie in der Menschen Glauben, Hoffen, Lieben legt, bildet sie gleichsam nur Einen Erwählten im Beten und Handeln; immer mächtig in Wort und Werk fand sie stets den thätigsten Beistand, blieb sie immer rein, indem sie die Rebellen ausschied, die sie zu verderben drohten. Wie Gott mit dem Worte und dem Geiste die Kirche geschaffen, so werden wir sie dann erst vollkommen erkennen, wenn wir im Schooße Gottes uns befinden werden. Der Geist aber der Kirche in ihrer Offenbarung auf Erden kann kein anderer seyn, als der Geist Jesu Christi selber, der Geist der Geduld, der Sanftmuth, des Friedens, der Demuth, der Gerechtigkeit, der Entsagung, der Kraft und der Wahrheit." „Vom Priesterthum, dem Episcopat, dem Papstthum, hat er die erhabenste Vorstellung. Das Priesterthum ist das Licht der göttlichen Weisheit auf Erden; die Bischofswürde hat auf unsere ganze Ehrfurcht Anspruch; sei es, daß wir auf ihren Ursprung durch Jesum Christum blicken oder auf ihre wunderbare Erfolge. Doch wie sie erhaben ist, sind auch ernst ihre Pflichten, die der Apostel Paulus geschildert hat. Vermessenheit aber liegt im raschen Aburtheilen über den Statthalter Christi: nolite tangere christos meos, et in prophetis meis malignari. Und Rom ist und bleibt Centrum der Wahrheit und Einheit." Dabei hatte er eine gewisse Scheu vor der Mystik, und dieß ist „eine etwas auffallende Erscheinung, blickt man auf seine sonst poetische Natur." Auch ist es seine Ansicht nicht, „daß es des Menschen höchste Aufgabe sei, in der mystischen Betrachtung Gottes sein Leben hinzubringen, betend und singend das Kommen der Weisheit und die Heiligung zu erwarten, sein Wirken ohne Rückäußerung auf die Menschheit auf diesen Kreis der Selbstbeachtung zu beschränken." „Deßhalb zieht er die Orden vor, welche das thätige Leben Martha's mit dem beschaulichen Le-

den Maria's verbinden." Mit seinen Vorstellungen über die Religion stimmen auch seine Ansichten von dem Einklange der Wissenschaften und Künste zusammen. „Alles leitet er auf Gott als Urquell und höchstes Ziel zurück." „Die Harmonie, die einen Grundzug in Ganganelli's Wesen bildet, sieht er in Gottes sämmtlichen Werken." Vor den Wissenschaften hegt er die größte Verehrung. Zwar sagt er es wiederholt, „er sei kein Gelehrter: statt in die Wissenschaft sich zu vertiefen, habe er sie nur gekostet; er habe nie die Möglichkeit gekannt, dem Vollgenuß eines eindringlichen Studiums sich hinzugeben. Aber wie reich und mannigfaltig sind die Kenntnisse des Franziskanerbruders!" „Rechnet man dazu, daß Ganganelli heiteren Gemüthes, äußerst einfach, anspruchslos, Jedem zugänglich, mit Reisenden verschiedener Nationen bald bekannt, mittheilend, wohlthätig war — so braucht man sich nicht zu wundern über die Popularität, die er, Mitglied eines populären Ordens, erlangte."

So stellt uns der Verfasser der römischen Briefe den Papst Clemens XIV. dar, und wir erkennen diese Schilderung im Ganzen ebenfalls als richtig an, und bezweifeln nicht, daß Ganganelli in der That eine liebenswürdige und anziehende Persönlichkeit gewesen sei. Wir haben absichtlich diese Züge hervorgehoben, um dadurch dem Urtheile, welches wir über ihn zu fällen uns veranlaßt finden, im Voraus eine gerechte Milderung beizumischen. Wenn wir aber denselben Mann von heiterer Gemüthsart, bald nachdem er den päpstlichen Stuhl bestiegen, in der düstersten Schwermuth erblicken, wenn wir wahrnehmen, wie ihn die Schmerzen seiner Seele fast bis zum Wahnsinn bringen, wenn das Sprachrohr der Geschichte noch jetzt seinen Ruf: Compulsus feci! zu unsern Ohren bringen macht, so können wir den Gedanken nicht abweisen: daß diese Seele sich irgendwie hat schwach finden lassen. Wir können der Frage nicht entgehen, was sie dazu geführt. Daß die Aufhebung des Jesuitenordens seine Seele quälte, ist eine unläugbare Thatsache, und wir können nur, mit völliger Anerkennung des Rechtes des Pap-

stes, einen jeden Orden aufzuheben, annehmen, daß dennoch die Ausübung dieses Rechtes seine Seele mit Gewissensscrupeln erfüllt habe. Wir sind von ihm überzeugt, daß er den Jesuiten von jeher wohlgewollt hat; das Lob, welches er ihnen gespendet hat, ist wahr und aufrichtig gemeint gewesen; wir glauben ferner, daß er selbst niemals die Aufhebung derselben gewollt, und sich mit der Hoffnung getäuscht habe, er werde sie durch eine scheinbare Abneigung und Härte gegen sie halten könne. Man hat ihn gezwungen, sie aufzuheben, und er hat sich zwingen lassen, Und warum hat er dieß gethan? — „Der arme Franciskanerbruder im Kloster der heiligen Apostel soll geträumt haben, er sehe sich an als Sixtus V.“ Wir behaupten nicht, daß Träume den Sinn des Menschen verrathen, aber, wenn man die Geschichte Clemens XIV. vor seiner Erwählung zum Papste, und insbesondere sein Verhalten während des Conclaves, aus welchem er als Nachfolger Petri hervorging, genau betrachtet, so scheint sich der Ehrgeiz als ein durch seinen Charakter hindurchgehender Zug deutlich zu offenbaren *). Er scheint gewollt zu haben, Papst zu werden, und wenn dem so war, so hat er die ganze für ihn viel zu schwere Bürde des Amtes auf sich nehmen müssen, nicht ahnend, daß diese ihn, im entscheidenden Augenblicke, wo es darauf ankam, eine große Kraft zu zeigen, niederdrücken würde. Man würde zu weit gehen, wenn man behauptete, er habe, um zu dem Papstthum zu gelangen, Jemanden absichtlich getäuscht. Er gehörte nicht zu der Partei der Zelanti, aber seine Gesinnungen waren auch den Cardinälen dieser Färbung nicht bedenklich; er ist, wie das so häufig da, wo sich Parteien gegenüberstehen, geschieht, schon deßhalb gewählt worden, weil er sich zu keiner derselben mit Entschiedenheit hielt. Dieß als den sicher-

*) So zeichnet ihn, freilich in stets grellen Farben, auch *S. Priest*, **histoire de la chûte des Jésuites chap. 3, p. 110 et suiv.**, der als ein entschiedener Gegner der Jesuiten in dieser Hinsicht wohl als unpartheiisch betrachtet werden kann.

sten Weg zur Tiare erkennend, ließ er es bei einer gewissen Zurückgezogenheit — worin ihm ebenfalls das Beispiel Sixtus V. dienen konnte — doch nicht an einzelnen Aeußerungen fehlen, durch welche er jede von beiden Parteien in einer günstigen Meinung für ihn bestätigte. Daß vorzugsweise aber der noch verschlossenere Spanier, Cardinal de Solis seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl befördert hat, möchte kaum einen Zweifel unterliegen. Man behauptet, daß er ihm ein Billet an seinen König herausgelockt habe, worin Ganganelli seine Ueberzeugung erklärte, daß ein Papst, in Uebereinstimmung mit den Canones, die Gesellschaft Jesu aufheben könne. Diese vielfach behauptete Thatsache ist nicht erwiesen, wenn sie es aber auch wäre, so läge in einer solchen Erklärung über ein richtiges Princip, die auch ein Clemens XIII. und jeder Papst mit gutem Gewissen ablegen konnte, noch nicht ein simonistisches Versprechen. Die Spanier hielten aber auf jeden Fall Ganganelli für den ihren Absichten entsprechenden Mann, und wußten den anfänglich etwas verblüfften Cardinal de Bernis auf einmal auf das Lebhafteste für jenen zu interessiren.

Ganganelli ward gewählt. „Nun deckte das Triregnum sein Haupt! Doch welche Zeit der Demüthigung, der Bedrängniß, der Gewissensangst sollte sein Pontificat seyn!“ (Gang. S. 65.) Die kurze Regierung Clemens XIV., der die anfänglich nicht unverdiente Popularität sehr bald einbüßte, war zum großen Theile ein fortdauernder Kampf, um sich der dringenden Zumuthungen, die an ihn gemacht wurden, zu erwehren. Anfänglich schienen die Dinge sich auch nicht so nachtheilig zu gestalten; der zum Gesandten am römischen Hofe ernannte Cardinal Bernis schloß sich nahe an ihn an, und schien selbst die Wünsche des Papstes in sich aufgenommen zu haben; die Furcht indessen, seinen Posten zu verlieren, da er die Unzufriedenheit Karls III. und des Herzogs von Choiseul auf sich lud, brachte ihn dahin, von dem Papste ein Versprechen in einem Briefe an den König von Spanien in Beziehung auf die Aufhebung der Jesuiten zu erwirken. Noch einmal schien

der Tod ihrer von Rache erfüllten Feindin, der Madame de Pompadour, und der damit verbundene Sturz Choiseuls den Jesuiten einige Hoffnung der Erhaltung zu gewähren. Die Nachfolgerin der Maitresse, Madame du Bary, that den Jesuiten die Ehre an, sich nicht für sie bei dem ihnen nicht abgeneigten Ludwig XV. zu interessiren, und somit ließ sich das französische Cabinet durch das spanische um so leichter dazu bestimmen, vereint von dem Papste die Aufhebung der Jesuiten zu begehren. Der unglückliche Mann begann nun, um jene zu beruhigen, eine Verfolgung gegen den Orden, bei welcher besonders der Cardinal Malvezzi sich hervorthat. Allein das Alles half nichts. „Am 21. Juli 1773“ — wie der deutsche Biograph Ganganelli's die Ereignisse kurz zusammenfaßt — „läuteten die Glocken zur Verkündigung der Octave vor dem Feste des heiligen Ignatius. Clemens XIV. hörte das Geläute auf dem benachbarten Quirinalischen Hügel, und frug nach der Veranlassung. Als er sie vernommen, erwiederte er: Ihr irrt; die Glocken im Gesu läuten nicht für die Heiligen, sondern für Todten. Das Breve Dominus ac redemptor noster, durch welches die Aufhebung der Gesellschaft Jesu verkündet ward, ist von demselben Tage. Am Abende des 16ten Augusts wurde es publicirt.“ „Als er das Breve unterzeichnete, hatte er gesagt: Questa soppressione mi darà la morte. Nun spiegelte seine erhitzte Fantasie ihm ohne Unterlaß diesen Tod vor. Gnade! Gnade! rief er, in seinen Gemächern umherirrend — Compulsus feci! Compulsus feci! Seine Vernunft soll auf Wochen ganz entschwunden seyn *). Welch trauriges Schicksal für einen so edlen Geist!“ (Gang. S. 70.)

Ja wohl ein trauriges Schicksal für einen so edlen Geist, für einen Mann, der, in andern weniger gefahrvollen Zeiten, vielleicht eine der Kirche sehr ersprießliche Regierung geführt haben würde.

*) Der Cardinal Pacca theilt in seinem Berichte über seine beiden Reisen in Frankreich eine in dieser Beziehung merkwürdige Aeußerung Papst Pius VII. mit. *Crétineau-Joly*, Clément XIV. p. 332 et 333.

Jetzt starb er nach wenigen Jahren, man kann wohl mit Recht sagen: um der Jesuiten willen, nicht aber durch sie. Daß diese ihn vergiftet haben sollen, ist ein Gerücht, das freilich damals verbreitet wurde; sowohl Crétineau als der Verfasser der römischen Briefe weisen dasselbe dahin, wo es hingehört, in das Reich der Märchen; nur S. Priest hat noch in die Ueberschrift des vierten Kapitels seiner Geschichte des Sturzes der Jesuiten die Worte aufgenommen: Clément XIV. meurt empoisonné. Schon Friedrich der Große erkannte zur Genüge die Abgeschmacktheit der Fabel. Dem Tode des Papstes gingen aber noch merkwürdige, ja wunderbare Dinge voran. Es ist ein historisches Factum, daß ihm in seinen letzten Stunden der ziemlich weit entfernte heilige Alphonsus von Liguori dennoch persönlich beigestanden hat. Dieses höchst merkwürdige Beispiel der Bilocotion hat selbst zur Basis bei der Heiligsprechung des Bischofs von St. Agatha gedient, und es ist Jedermann bekannt, daß kein gerichtlicher Prozeß mit einer so großen Strenge in Betreff des Beweisverfahrens geführt wird, als der der Canonisation. Auf diese Weise mit Gott versöhnt, widerstand Clemens XIV. der Versuchung, mit welcher der Cardinal Malvezzi sich ihm nahte: er möge die eilf Cardinäle, die er in Petto habe, namhaft machen. Die zu Ernennenden waren sämmtlich im Interesse der bourbonischen Höfe für jene Würde bestimmt. Wider alles Erwarten sagte Clemens XIV.: „Ich kann und ich darf nicht, der Herr wird über meine Gründe richten!" Malvezzi ließ nicht nach, und Clemens rief: „Nein, Nein! ich gehe in die Ewigkeit, und ich weiß warum."

Man verließ sein Bett; ein Diener schritt durch sein Zimmer, hörte den Papst schwer athmen, trocknete ihm den Todesschweiß vom Antlitz; in diesem Augenblicke verschied er, jener deckte ihm das Tuch über das Gesicht *). Selbst Crétineau sagt bei dieser Gelegenheit von ihm: „er hauchte auf eine heilige Weise seinen Geist aus."

Ehe wir jedoch von den beiden Werken, die uns die Le-

*) Beruht auf einer mündlichen Nachricht.

bensgeschichte Clemens XIV. dargeboten haben, Abschied nehmen, möge noch auf die Schlußworte derselben hingewiesen werden. Das deutsche Buch enthält eine ausdrücklich als solche bezeichnete und zwar sehr passende Hinweisung auf die Gegenwart. Es verletzt uns aber tief, in Crétineau's Werk ebenfalls eine Anspielung auf die Jetztzeit, jedoch ganz anderer Art vermuthen zu müssen*). In jenem heißt es: „Es ist geradezu ein Absurdum, wenn man, wo neuerdings von Jesuiten und Jesuitismus die Rede ist, die Jesuiten hinstellen will, wie die Provinciales mit Recht oder Unrecht, mit Wahrheit oder Lüge, sie schildern. Die Jesuiten Pascals waren es wahrlich nicht, gegen welche Madame de Pompadour sich mit Choiseul verbündete. Wären sie gewesen, wie sie geschildert worden, sie hätten ohne Zweifel den Sturm abzuwenden gewußt, der sie zu Boden riß. Die Opposition aber, die sich allerwärts gegen sie erhebt und, zu Zeiten mit schreiender Ungerechtigkeit, selbst dem Guten, Glänzenden, Glorreichen in den thatenvollen Annalen der von Ignaz Loyola gestifteten Gesellschaft jede Anerkennung versagt — eine Opposition, welche nicht selten die fernliegendsten Dinge mit einander vermengt und, wie vor hundert Jahren, auch heute oft eben so sehr gegen den Katholicismus gerichtet ist, wie gegen den Orden — findet wohl ihre Erklärung in jenen Erscheinungen und Gründen, die hier nur in der Kürze angedeutet werden konnten. Manche Leute suchen aber, bei der Beurtheilung der neueren Zustände, überhaupt nur nach irgend einem Schiboleth, und diesen Zweck erfüllt ihnen, besser denn sonst etwas, der Name der Jesuiten.“ Auch diesen Aeußerungen des geehrten Verfassers können wir nur beistimmen und der darin enthaltenen Ansicht eine große Verbreitung wünschen. Endlich bemerkt er: „Lorenz Ganganelli ist nur ein Werkzeug gewesen, Das in's Werk zu setzen, wovon er mehr eine äußere als innere Nothwendigkeit erkannte, was er aber nicht abzuwenden vermochte.“ Wir scheiden von un-

*) Vergl. Allg. Ztg. Num. 208.

sern Autor mit aufrichtigem Danke für den Genuß, welchen uns seine Arbeit gewährt hat.

Höchst beleidigend hat uns aber der Schluß des Buches von Crétineau-Joly geschienen. Er läßt sich nämlich dahin vernehmen: „Gäbe der Himmel, daß die katholische Welt niemals mehr unter der verderblichen Nachgiebigkeit eines Papstes zu seufzen hätte. Möchten wir niemals mehr auf dem apostolischen Stuhle Päpste sehen, deren Herz weiter, als ihr Kopf, und welche von sich meinten, dazu bestimmt zu seyn, die Gerechtigkeit und den Frieden triumphiren zu machen, während die Feinde des römischen Stuhles sie von Schmeichelei zu Schmeichelei zu einem mit Blumen bedeckten Abgrunde hintreiben."

Sollte die Nachricht, daß dieß Buch in den Index gesetzt sei, sich bewahrheiten, so scheint dieß Urtheil über dasselbe vollkommen gerechtfertigt zu seyn. Es ist in der That eine große Anmaßung, nach dem Urtheile, welches der Autor über Clemens XIV. gefällt, eine Anspielung auf einen Papst zu machen, der durch alle Maßregeln, die von ihm ausgegangen sind, nur auf das Deutlichste zu verstehen gegeben hat, wie sehr er die Uebel unserer Zeit, insbesondere in der Verwaltung des Kirchenstaates, kenne, und wie eifrig er darnach trachte, ihnen abzuhelfen.

Wir wünschten in dieser Beziehung zur Berichtigung mancher Ansichten, es wären auch andere Zeitungen dem Beispiele der Karlsruher und der Augsburger Postzeitung in der Aufnahme eines Artikels aus den „katholischen Blättern aus Tirol" gefolgt. An dem Schlusse desselben heißt es:

„Ein fremder Gesandter, der in einem Nachbarstaate eine außerordentliche Mission seines Hofes vollbracht, und beim heil. Vater auf seiner Durchreise eine Audienz begehrt hatte, gehörte zu Denen, welche die Besorgniß theilen, daß die allzugroße Güte des Papstes dem Kirchenstaat große Gefahren bereiten dürfte, und hatte sich vorgenommen, demselben deßhalb offen seine Meinung mitzutheilen. Als er nun vor dem heil. Vater stand, und auf dessen Frage, was man in jenem Lande von dem Stande der Dinge in Rom halte, antwortete er, man sei an jenem Hofe nicht ohne Besorgniß wegen der Beweggründe, aus denen mehrfache Beschlüsse

hervorgegangen seyn möchten, und wegen der Folgen, welche dieselben nach sich ziehen könnten, so erhob sich der heil. Vater mit unbeschreiblicher Würde, zeigte auf das vor ihm stehende Kruzifix, und antwortete: „„Ecce principium et finis! Man thut mir Unrecht, wenn man meint, daß ich mich von der liberalen Partei in meinen Entschließungen bestimmen lasse; denn ich folge nur den Eingebungen Desjenigen, dessen Bild Sie hier erblicken. Was habe ich gethan, um jenes Urtheil zu rechtfertigen? Welche Verordnung habe ich erlassen, die nicht als eine nothwendige Verbesserung gerechtfertigt werden muß?““

„Wenn eine Persönlichkeit zu großen Hoffnungen berechtigt, so ist es die von Pius IX., dem Gott gerade jene Gaben in reicher Fülle ertheilt zu haben scheint, die zu dem großen Mittlergeschäft gefordert werden, das demselben in unserer bewegten Zeit übertragen ist.“

XVII.

Zeichen der Zeit.

Jüngst brachte der „fränkische Merkur“ vom 7. Juli einen Artikel aus der Schweiz, der nicht ohne Grund in der Presse des Inlandes wie des Auslandes Aufsehen erregte. Auch die Karlsruher Zeitung theilte ihn mit der Bemerkung mit: man könne den Radikalen daraus in die Karten sehen, welches ihre Endabsichten seien. Der Artikel lautet wörtlich wie folgt:

„Aus der Schweiz, 1. Juli. Man fabelt in vielen Blättern des In- und Auslandes von einem Freischaarenzug, der von der Bärengesellschaft in Bern gegen den Canton Freiburg unternommen werden solle. Die Radikalen sind ihres baldigen Sieges durch ihre reguläre Truppenmacht so gewiß, daß sie die Zeit dieses Kampfes ruhig abwarten werden, da es ohnehin eine gewagte Sache wäre, nach Freiburg (Bezirk Murten) zu ziehen, wo eine größtentheils fanatische und gere-

gelte Miliz ungeregelte Freischaaren, selbst bei größter Tapferkeit, leicht zurückdrängen dürfte. Die Regierung von Bern würde übrigens eine solche Bewegung unterdrücken, da sie bei der jetzigen Lage der Dinge der guten Sache mehr schaden, als nützen könnte. Die ganze Schweiz ist zum Kampfe gerüstet, und wahrlich dieser bewaffnete Frieden macht einen gewaltigen Eindruck. Ein Volk ist nie größer, als wenn es sich nach jahrelangen Zänkereien und Streiten endlich zum Bürgerkrieg entschließt. Es ist ein blutiger Kampf vor der Thüre, vielleicht donnern schon morgen die Kanonen und heute merkt man nichts von einer Soldateska! Man ficht für eine Idee — wenigstens ist dieß bei uns, den Radikalen, der Fall; die Jesuitenkantone fechten für ihre Herren und Meister, in und außer der Schweiz. Denn ich kann denen nicht Unrecht geben, welche in dem bevorstehenden Kampfe einen Kampf der Schweiz mit dem reactionären Ausland sehen; das Ausland hat eben nach fünfundzwanzigjährigen Bemühungen jene Kantone für sich gewonnen. — Die Offiziere wissen das wohl, die Soldaten fechten unter einer falschen Fahne und ahnen es kaum, daß das Oberkommando ganz wo anders als in Luzern sei. Die armen Betrogenen rüsten sich für die Religion, und kämpfen für das Wohlbehagen der Jesuiten und ihrer reactionären Protectoren! Sie sind tapfer, das ist nicht zu läugnen, und lassen vermuthen, daß der Kampf ein blutiger werde. Auch das ist gut.

> Das Blut, was wir im Bürgerkrieg vergießen,
> Wird durch Europa's matte Adern fließen." (!)

Wer die blutlechzende Sprache dieses Artikels liest, der wird, wenn er überhaupt noch eines Urtheils fähig ist, sich gestehen müssen, daß sie des radikalsten Blattes der Schweiz vollkommen würdig wäre. „Ein Volk ist nie größer, als wenn es sich nach jahrelangen Zänkereien und Streiten endlich zum Bürgerkrieg entschließt", so lautet die Rede dieses Blutapostels. Wenn es wahr ist, daß

Nero, als Rom in lichten Flammen stand, während das Wehgeschrei und das Gewimmer von Hunderttausenden aus dem Flammenmeere in der Tiefe verzweiflungsvoll zum Himmel erscholl, auf seinem Pallaste saß und dazu die Zither spielte: so konnte er für sein infernales Spiel gewiß keine passenderen Worte als diese des fränkischen Merkurs erwählen. Das ist also der Sieg des Rechtes, des Lichtes und der Freiheit in dieser Zeit, daß Feuer und Schwert, daß Mord und Brand und Blut als Wohlthaten der Menschheit ausgerufen werden, und in dem Kampfe um geistige Güter entscheiden sollen; und von dieser Lehre aufgeklärter Brutalität, die den blutdürstigen Karaiben zur Ehre gereichen würde, spricht man, als handle es sich um ein Glas Wasser, das einen müden Pilger auffrischen soll: je wilder der Kampf wird, je mehr Bürgerblut vergossen wird, um so besser heult die Hyäne, denn:

„Das Blut, das wir im Bürgerkrieg vergießen,
Wird durch Europa's matte Adern fließen."

Das Blut, das in dem feindlichen Schweizerthale von diesen Blutvergießern vergossen wird, das Feuer, das sie dort anzünden, soll nur das Signalfeuer auf den Berghöhen seyn, und Brand und Blut sollen bald die Runde durch Europa machen, gehen die Dinge nach ihrem Wunsch. Charakteristisch ist es überdieß noch, daß Leute dieser radikalen Gesinnung, denen es so leicht wird, Blut zu vergießen, „damit es frisch durch Europa's matte Adern fließe," gerade diejenigen sind, die die lauteste Anklage über blutige, tyrannische Grausamkeit erheben, wenn einer ihrer Freischaarenzüge mißlingt, und die mitten im Frieden überfallene Obrigkeit eines Landes die Friedensbrecher und Anstifter des Bürgerkrieges nun vor die Gerichte stellt, damit sie von Gesetzen, die kein Ansehen der Person kennen, den Lohn ihrer Verbrechen empfangen. Haben die Dinge diese Wendung genommen, dann soll auf einmal Alles mit dem Rosenwasser des Verzeihens und Vergessens übergossen und gut gemacht werden; und wehe der Regierung, die es wagt, der Gerechtigkeit gegen diese „Privile-

girten" ihren freien Lauf zu lassen. Die gehässigen Anfeindungen und Verläumdungen, mit denen Luzern überschüttet wurde, so wie die Vorwürfe gegen Freiburg, sind noch in frischem Gedächtniß. Man sieht, dieser Radikalism ist nur liberal mit fremdem Blut, er will es nur vergießen, ohne das seine zu wagen.

Was aber wird zur Beschönigung jener barbarischen Heilmethode durch Krieg und Blut aufgeführt: „Man ficht", sagt diese radikale Posaunenstimme „für eine Idee" (also für eine Idee mit Kanonen und Morgensternen), „wenigstens ist dieß bei uns, den Radikalen" (sehr offen gesprochen), der Fall; die Jesuitenkantone fechten für ihre Herren und Meister, in und außer der Schweiz. Denn ich kann denen nicht so Unrecht geben, welche in dem bevorstehenden Kampfe einen Kampf der Schweiz mit dem reactionären Ausland sehen; das Ausland hat eben nach fünfundzwanzigjährigen Bemühungen jene Kantone für sich gewonnen." Also nicht um die Klöster von Aargau, nicht um die Jesuiten handelt es sich eigentlich in diesem Kampfe, sondern als Herr Ochsenbein an der Spitze der Freischaaren gegen Luzern rückte, da war es nicht eigentlich auf Luzern abgesehen, sondern es galt den Kampf gegen „das reactionaire Ausland", und der Einfall, der unter den Augen der schweizerischen Behörden gegen Piemont vorbereitet wurde, war auch nur gegen dieß „reactionaire Ausland" gerichtet, und die Brandbriefe, die über Baden und nach Deutschland aus der Fabrik von Heinzen fort und fort geschleudert werden zur Aufwiegelung der deutschen Bundesstaaten, haben auch nur die Alles heiligende und rechtfertigende löbliche Absicht, daß sie im Interesse des Fortschrittes gegen „das reactionaire Ausland" gerichtet sind, welches einen Theil der Kantone für sich gewonnen; so kämpft die Schweiz, damit auch uns Deutschen die größte aller Wohlthaten zu Theil werde, die einem Volke werden kann: daß wir uns nämlich nach jahrelangen Zänke-

kereien und Streiten in einem recht blutigen Bürgerkrieg einander erwürgen. Uns scheint dagegen: wir Deutsche, Katholiken wie Protestanten, Conservative wie Liberale, wir solten das entsetzliche Elend unseres dreißigjährigen Bürgerkrieges und die Schrecken der französischen Revolution noch in allzu frischem Gedächtniß haben, als daß wir nicht Alles aufbieten sollten, das furchtbarste aller Unglücke, das eines religiös-politischen Bürgerkrieges von unserem Vaterlande abzuwenden. Wir zweifeln daher auch nicht, daß eine solche Sprache von Allen, die es mit unserem Vaterlande wohl meinen, mit verdientem Abscheu vernommen wird; und statt der Censur einen Vorwurf zu machen, danken wir ihr, daß sie einen solchen Artikel passiren ließ; denn reißende Bestien sind nie weniger gefährlich, als wenn sie mit fletschenden Zähnen und blutigem Rachen unter uns gehen, weil alsdann Jeder weiß, wessen er sich von ihnen zu versehen hat. Allein betroffen hat es uns, daß die Allgemeine, sie, die erst neulich wieder mit ihrer eigenthümlichen Feinheit und Unparteilichkeit den Restauratoren des mittelalterlichen christlichen Staates den Vorwurf gemacht, daß sie das Vaterland an den Abgrund des Religionskrieges gebracht hätten (s. Allg. Ztg. Beil. Nr. 207 vom 26. Juli), keine Worte fand, eine solche Ungebür, die der Würde der vaterländischen Presse zu nahe tritt, nach Verdienst zu würdigen und mit Entschiedenheit zurückzuweisen.

Statt dessen thut uns (Allg. Nr. 204) einer ihrer eidgenössischen Correspondenten, Bern 17. Juli, sehr ausführlich alle Gefahren und Fatalitäten dar, die ein Bürgerkrieg in der Schweiz haben würde, schließt aber dennoch zum Beweis seiner Freisinnigkeit mit den Worten: „Obschon wir dem Kampfe gegen die Abkömmlinge der alten Eid- und Bundesbrüder aus den Urkantonen nicht mit so freudigem Muthe entgegengehen werden, wie einem Kampfe gegen ungerechte Angriffe von Seite des Auslandes, ob wir auch, wenn die Ereignisse der Schlachten dieses nothwendig machen sollten, nur

mit schmerzlichen Gefühlen das Commandowort „„Feuer““ gegen unsere **verirrten** Brüder aussprechen würden, werden wir doch pflichtgetreu dem Gebote der Regierung folgen u. s. w.“ Fragen wir nun aber, worin bestehen denn eigentlich die Verirrungen dieser „verirrten Brüder“, gegen die dieser das Commandowort Feuer! aussprechen wird, in nichts Anderem, als weil die Urkantone, die zur Wahrung ihrer Rechte und Freiheiten den Bund frei geschlossen haben, sich nicht von der Zwingherrschaft radikaler und irreligiöser Tyrannen und Freischaarenanführer knechten lassen wollen, weil sie die Herstellung widerrechtlich unterdrückter Klöster, deren Aufrechthaltung alljährlich vom Bund beschworen wird, verlangen, und weil sie unter dem Schutz einer demokratischen Verfassung, die Jeden zum Stimmen berechtigt, die Erziehung ihrer Kinder denen überlassen wollen, die ihr Vertrauen besitzen, und nicht solchen, die dem Christenthume den Untergang geschworen, und auf's neue den alten babylonischen Thurm gesetzloser Anarchie in allen göttlichen und menschlichen Dingen aufführen möchten. Die rechtliche Seite dieses Kampfes gänzlich zu Gunsten einer schweizerischen Volkseinheit umgehend, läßt ein anderer freisinniger und die schweizerische Freisinnigkeit preisender Correspondent in hyperbolischer Weise am Schluße seiner Betrachtung (Allg. Ztg. Beilage Nr. 205) sich also vernehmen: „Die Uebereinstimmung je der Besten in Deutschland, namentlich der deutschen Freisinnigen mit den Freisinnigen der Schweiz ist von uns, die wir auf dem gleichen volksthümlichen Grund stehen, als eine so unbezweifelbare Wahrheit erschaut, daß wir sie einmal auszusprechen für heilige Pflicht halten. Deutsche freisinnige Männer unterstützt uns freisinnige Eidgenossen; laßt den Hauch eures Geistes liebend auch über unsere Gefilde strömen. Wir veredeln uns so Beide gegenseitig, und bauen so an dem gemeinschaftlichen Dome, der den Kölner wie der blaue Himmel einen Maulwurfshügel überragt.“ Wir haben oben gesehen, in welcher Weise der Artikel

des fränkischen Merkurs diesen Bund der Freisinnigkeit und seinen Kampf gegen das reactionäre Ausland verstand, und wie es den Bürgerkrieg zum Fundament des großen Wunderbaues machen möchte, nach der Weise alter, heidnischer Molochslehre, die die geschlachteten Kinder in den Grund ihrer Tempel legte.

Wohlthuend gegen diesen Galimathias der Hochweisen und Feingebildeten sind uns die einfachen Worte eines Emmenthaler Bauern erschienen. „Ich war", so wird der protestantischen eidgenössischen Zeitung unter dem 11. Juli aus dem Oberaargau geschrieben, „letzthin im Emmethal. Allenthalben (wie in unserer Gegend) fragte man mich mit ängstlicher Miene und Stimme: Gibt es Krieg?" (Man sieht, die Leute, die an Ort und Stelle mit ihrer Haut zahlen sollen, denken anders, als der liberale fränkische Merkur über die große Wohlthat eines Bürgerkriegs.) „Auf meine Antwort, daß Dieses allerdings zu befürchten sei, waren Alle, selbst junge Bursche, äußerst betroffen. „„Was"" — sagten sie — „„nach einem solchen Theurungsjahre, bei dem gegenwärtigen nie erhörten Geldmangel, wozu noch die Staatssteuer kommen wird, soll man Haus und Heim verlassen, unsere Nachbarn, die selbst auch nichts Vorräthiges haben, mit den Waffen in der Hand heimsuchen, und inzwischen zu Hause die Feldarbeit liegen lassen oder vielleicht noch „„frömds Volch"" füttern? Das wird öppe nit sy! Dieses ist die allgemeine Sprache, mit Ausnahme von wenigen Hetzern. Man frage auch, warum man denn eigentlich die „„Ländler"" bekriegen wolle? Wenn sie für's Teufels Gewalt ihre Jesuiten haben wollen, so solle man sie ihnen doch lassen; man beneide sie nicht darum. Ein alter, kernhafter Emmenthaler Bauer bemerkte dann, die Jesuitensache sei nur so ein „„G'stürm""; es stecke ganz etwas Anderes dahinter, nämlich die Wiedereinführung der „„Helvetik"" mit ihren buntgefiederten und schön besoldeten Ministern, Directoren, Senatoren, Richtern &c. Einige hochstrebende Leute haben ihren Ehrgeiz mit einer kantonalen Präsidenten- oder Regierungsraths-Stelle noch nicht befriedigt: sie wollen auf der eidgenös-

fischen Leiter noch einige „„Steigel““ weiter hinauf. Andere Herren dann hätten an 3500 Franken jährlich nicht genug, um ihre kostbare Haushaltung daraus zu bestreiten, und noch überdies alte Schulden abzuzahlen. Kurz, der ganze Jesuitenlärm gehe, wie bei der Berner Revolution im Jahre 1846, auf eine Stellenjägerei aus.“

„Ich glaube, dieser Mann hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Da unsern Führern und Treibern diese Volksstimmung (denn sie äußert sich im ganzen Kanton auf die gleiche Weise) wohl bekannt ist, so müssen sie natürlich zu allen erdenklichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, um das „„dumme Volk““, wie sie sich ausdrücken, dem entschiedenen Fortschritt, d. h. dem Bürgerkrieg entgegenzujagen, und es in fortwährender Agitation zu erhalten. Daher die fulminanten Hetzartikel gegen Sonderbund, Jesuiten ꝛc. in allen radikalen Blättern; daher die erlogenen Correspondenzen aus den Kantonen Luzern und Freiburg im „„Berner Verfassungsfreunde““ (dem Organ des Bundespräsidenten), nach welchem man glauben sollte, die dortigen Regierungen könnten kaum mehr acht Tage am Leben bleiben. So wird fort und fort geblasen, bis die lange, sorgfältig gehegte Gluth in volle Flammen ausbricht. Aber alsdann? .... Wenn bei einem Aufgebot die Truppen über ihre Cantonsmarken gezogen sind und auf entschiedenen Widerstand stoßen, ja, dann werden sie fragen: „„Für was sind wir eigentlich in's Feld gezogen? War unsere Freiheit oder unsere Unabhängigkeit wirklich gefährdet?““ ... Wir warnen, während es noch Zeit ist!“ So weit die eidgenössische Zeitung.

Welcher Geist sich übrigens hinter dem „G'stürm“ auf die Jesuiten berge, und welche Segnungen die Verbindung deutscher und schweizerischer Radikalen und Communisten auch uns zu bringen verspricht, das konnte Jeder an den jüngst gemeldeten meuchelmörderischen Anfällen auf Geistliche im Klettgau sehen; bübische Schandthaten, die Hand in Hand mit der Verbreitung brandstifterischer Flugblätter im Badischen gehen, und leider ihre Vorbilder in Vorgängen der Schweiz haben,

Niemand darf sich übrigens hierüber wundern: es ist dieß nur eine Anwendung und Uebertragung der politischen Ansichten auf das bürgerliche Leben; wer, allem Völkerrecht zum Trotz, einen Freischaarenzug, der mit Feuer und Schwert den Frieden bricht, billigt, der darf noch weniger vor einem solchen meuchelmörderischen Angriff des Einzelnen erschrecken, ist es ja doch nur der Freischaarenzug des Einzelnen gegen den Einzelnen, der allmählig die Segnungen des Bürgerkrieges auch uns zu bringen verspricht „zur Auffrischung des matten Blutes in den Adern von Europa.“

Wir sprachen oben von den unablässigen Anfeindungen der Schweizer Regierungen, wenn sie nicht Vergeben und Vergessen statt der Gerechtigkeit zu ihrem einzigen Gesetz machen. Ein Correspondent der Allgemeinen hat wieder jüngst (Beil. Nr. 208, 27. Juli) einen Beweis davon gegeben. Er erzählt, wie das tyrannische Luzern von den Fremden geflohen sei, wozu „die brutale Wegweisung eines Sachsen und eines Liefländers, welche der Luzerner Polizei durchaus keinen gerechten Grund zu solchem Verfahren gegeben“, nicht wenig beigetragen. Schon unter dem 14. Juni gab die Staatszeitung der katholischen Schweiz folgende Auflärung über diesen „Polizeiterrorismus Siegewart Müllers“, wie ihn die radikalen Freunde der Allgemeinen nennen:

„Ein neues Verbrechen der Luzerner Polizei macht die radikale Lügenrunde. Der langen Lüge liegt folgendes Wahre zu Grunde. Im Gasthof zum „„Schwanen““ befanden sich allerdings ein Russe und ein Sachse, die sich für Rentiers ausgaben. Es waren aber zwei Kürschnergesellen, die sich in der Stadt und deren Umgebung herumtrieben, und mit ihren Baronentiteln die Huld bekannter Baronessen zu gewinnen wußten. Nachdem die Polizei ihre Verhältnisse erfahren, ließ sie die hohen Reisenden durch deren Gastwirth anfragen, nach welcher Stadt sie ihre Wanderbücher visirt zu haben wünschten. Sollten sie indessen vorziehen, sich noch länger in Luzern aufhalten zu können, so möchten sie sich gefälligst um die gesetzliche Aufenthaltskarte umsehen. Die noblen Reisenden verstanden den Wink, und kehrten unserer Stadt ohne Einspruch den Rücken. Reclamationen wurden erst erhoben, als sie schon fort waren, aber nicht von den beiden Kürschnern, sondern von Demjenigen, welcher in die Neue Zürcher Zeitung wieder eine neue Lüge niederlegen wollte.“

XVIII.

Joseph Freiherr von Giovanelli.

Bruchstücke zur Geschichte und Charakteristik Tirols.

Drittes Fragment.

Ein erster Referent, dem schriftliche Erinnerungen zu Gebote standen, hat aus ihnen in zwei Fragmenten dieser Blätter einen Theil der öffentlichen Thätigkeit des Freiherrn von Giovanelli uns geschildert; ein Zweiter, der den Verewigten seit dem Jahre 1829 persönlich gekannt, und von da an bis zu seinem Tode seines Vertrauens und seiner Freundschaft sich erfreute, ergreift nun das Wort, um in einem dritten den Eindruck wieder hervorzurufen, den diese Persönlichkeit in ihm gewirkt; damit in diesen Bruchstücken, nachdem neben dem Historischen auch das Charakteristische sein Recht gefunden, ein einigermaßen durch seine Naturwahrheit treffendes Bild des wackern Mannes den Zeitgenossen erhalten werde.

Der Freiherr gehörte eigentlich, wie der Name verräth, im Blute dem italienischen Stamme an; aber sein Geschlecht, schon früh in Deutschland eingewandert, hatte sich ganz und gar von der Landesart aneignen lassen. In den Geistern des Weines, den die Sonne in jedem Land durch ihren Strahl entbunden, hat die Art dieses Landes ihren sprechendsten Na-

turausdruck gefunden; aber diese Mundarten, in denen die Oertlichkeiten uns anlallen, übersetzen sich leicht Eine in die Andere; wird die Rebe, das Organ in dem sie sich bereiten, von Ort zu Ort verpflanzt. Auch die Süße des italienischen Weines, wenn bei jeder Traubenblüthe mit dem Marke des deutschen Gewächses aufgefüllt, wird im Verlaufe der Zeit in die deutsche Natur gewandelt; und so mag der junge brescianische oder bergomascische Most, alljährlich mit Solchem von Trient, Caltern oder Bozen aufgefrischt, in späteren Jahren leicht die Natur von Eisack und Etsch gewinnen. Das war mit dem nach Tirol verpflanzten Stock geschehen; er hatte ganz und gar deutschtiroler Art und Wesen angenommen; in einem solchen Grade, daß die Fragmente mit vollstem Rechte gesagt: er könne als der natürliche Repräsentant dieser Art und dieses Wesens gelten; so zwar, daß die italienisch-ursprüngliche Färbung seines Blutes beinahe ganz erloschen war, und dafür jene völlige Concordanz in Leib und Seele mit der neuen Heimath sich ausgestimmt.

Tirol bildet einen Theil des Berggürtels, den die Erdkräfte in einer Art von poetischer Laune über der Prosa der Ebene, zwischen dem europäischen Norden und Süden, aufgeworfen. Aus festem Urgestein gewebt, hat es auf gesichertem Grunde seine hohen Gipfel zum Himmel hinaufgehoben; im Süden sind seine runden, prallen Porphyre aus dem Geklippe aufgestiegen; nebenan haben seine scharf gezackten Dolomite sich zur Höhe aufgegipfelt; rund um aber umhüllend die colossalen Dämme des Urmeers mit ihren Conchylienlagern, im Kalke ausgewirkt, sich angelegt: und so ist die wohl gefügte und gevestete Felseninsel aus den Fluthen aufgestiegen; und überall die Höhe suchend, hat sie dort in perennirende Schneefelder, mit Gletschern besäumt, sich eingekleidet, die wie in Morgen- und Abendröthe eines höheren Lichtes erblühen.

Die Einwohner solcher Inseln, wenn sie lange genug in ihnen sich angesiedelt, um ihre Natur sich anzueignen, und von ihr sich aneignen zu lassen, werden in ihren Anlagen und

in ihrem ganzen Naturell schon an sich in einer inneren, geheimen Concordanz mit dem Boden, der sie getragen, gestimmt erscheinen. Was ihre Erde in sich noch verschwiegen als ein tiefes Geheimniß bewahrt, das verlautbart sich, aus seinem Bann gelöst, im Leben; die Naturelemente bewegen sich zu einer Klangfigur in ihm, aus dieser klingt dann der Ton hervor, der die schweigende Tiefe zum Worte bringt; und was sie verborgen gehalten, nun in's Geistige übersetzt, im Leben offenbart. In dunkeln Instincten und sich selber unbewußten Trieben und Anlagen vollbringt sich der Verkehr zwischen beiden Sphären, der natürlichen und der geistigen; und die Uebertragung aus dem alten Lapidarstyl der Elementenwelt in das menschliche Idiom, erwirkt sich wie im Hellschlaf unter der Umhüllung der Nacht. So wie das alte, wilde Urgestein daher refractair, feuerfest und am Stahle feuergebend ist; so ist auch das Leben der Aborigener des Gebürges, seiner Anlage nach, mit solcher elastischen Schnellkraft ausgestattet; überall auf freie Selbstständigkeit gestellt, und jeden äußern Anprall mit kühnem Trotz unbewußt durch Rückschnellung abweisend; während die nur mühsam überwältigte Gegenwirkung der Materie die Lebenskräfte zu beharrlichem Fleiße, bis zur äußersten Hartnäckigkeit und Sprödigkeit, stählt und steigert. Das innere ethische Gefüge solcher Völkerschaften wird daher auch Etwas von dem Gefüge seiner Felsen an sich tragen; wie der Knochen dem Muskel seine gesicherte Haltung gibt, so auch wird eine instinctartige Unbeugsamkeit des sittlichen Princips, geleitet durch einen unbestechbaren Wahrheitssinn, dem Charakter jene straffe Haltung geben, die nicht erworben, sondern angestammt, überall unberufen zur Stelle ist. Die Berge eines solchen Landes steigen nicht etwa, wie Nebel der Tiefe gehoben durch die Sonnenwärme, als Wolken zur Höhe auf, um dort in flüchtigem Vorüberfahren auf kurze Zeit nur Gastrecht zu genießen, und dann wieder zur Erde zurückzukehren; sondern auf breitem Grunde erheben sich diese Massen prall und fest zur Höhe auf; ihre Gipfel, unverrückbare Landmarken

des festen Erdbodens, in die Lüfte tragend, nehmen sie dort die Rechte des Indigenats in Anspruch, und sonnen sich als Eingeborne im höheren Lichte. So auch ist es um den religiösen Sinn der Bergbewohner beschaffen; er ist ihnen nicht von außen erworben und angeflogen, sondern er ist als ein Naturinstinct unzertrennlich ihrem Naturelle eingewachsen; er hat mit ihm das Licht der Welt erblickt, und ist mit ihm groß geworden; sie haben ihn nicht, sondern werden von ihm gehabt; sie grübeln nicht viel an ihm herum, sondern lassen ihn gewähren.

Der Frhr. v. Giovanelli war nun in diesem Sinne ein vollkommener Tiroler; unter den Vielen, die in diesem Lande mit solchem Stempel ausgeprägt erscheinen Einer, in dessen gutgemischtem Metalle in ganzer Schärfe, dieß sein Gepräge sich ausgedrückt. Aus so vielen hohen Firnen, Steinkuppen, reich bewaldeten Bergeshäuptern und begrünten Hügeln ist diese hochragende Landmarke, und das Volk, das sie bewohnt, gefügt; er aber war in der Mitte dieses Gedränges als einer der Ecksteine hingestellt, an den sich Vieles anlehnte, und der Vieles trug. Der Bau dieser Steinsäule war auf den Felsengrund einer in ihrer Unerschütterlichkeit nimmer wankenden Sittlichkeit gelegt; darüber hatte das naturwüchsige Talent, mit allen Instincten, Neigungen, Trieben und Anhänglichkeiten, in der Erde seiner Heimath wurzelnd, durch die Waldregion sich fruchtbar ausgebreitet; der Kernstamm aber im Gipfel durchbrach wieder die Waldesgrüne, und sonnte sich im Lichte seines Glaubens, dessen er, wie er selbst gesagt, als einer Gabe Gottes sich erfreute. So war er, durch alle Gebiete hindurch, ein treuer Sohn seines Landes, dessen Abbild durch alle Gebiete des Daseyns sich in ihm spiegelte. Dieser geheimnißvolle Naturzusammenhang hat besonders durch sein rührendes Verlangen nach dem Bergleben sich kund gethan, und durch die Sehnsucht, die ihn immerfort nach den Höhen seines Landes zog, wohin er jedesmal nach seinen Mühsalen flüchtete, und die ihn dann wieder, neu gekräftigt und gestärkt, der Tiefe

zurückgegeben. Wie alle Menschen, die in diese Zeit hineingeschlungen, an allen ihren Leiden und Freuden Theil zu nehmen sich gezwungen sehen, in einem Strudel von Gemüthsbewegungen fortgetrieben; daneben von den Sorgen, und den Frohndiensten, die das Leben fordert, vielfach in Anspruch genommen; beinahe außer Stand gesetzt, irgend etwas zu thun von Allem, wohin ihn seine eigentliche innere Neigung trieb; vielmehr immer aus sich gewaltsam herausgerissen: hatte er ein unablässiges Verlangen nach der Ruhe, Sammlung und Einkehr in sich selber, die ihm die Höhen seiner Berge in den wenigen, ruhigen Tagen der Sommerfrische boten. Ueber Bozen steigen nämlich seine plastisch gerundeten Porphyrberge bis zur Höhe von 4000 Fuß heran; oben auf leicht gewellten Flächen des Ritten wieder theilweise größere Alpenhöhen tragend, und das eigentliche Tiroler Bergleben hegend. Dort haben die Leute der Tiefe neben dem Ritten auch Klobenstein erbaut, das in seiner romantischen Lage unter Bäumen und Gebüschen, an den Werkeltagen des Jahres von den Menschen verlassen, in seiner Einsamkeit wie ein orientalisches Zauberschloß aus tausend und einer Nacht sich ansieht; an den Feiertagen des Juli und Augusts aber sich plötzlich mit einer Bevölkerung von unten herauf erfüllt, die ihrer Sorgen und Mühen eine Zeitlang sich entschlagend, unter der leichteren Atmosphäre wie entpuppt und beflügelt, eines leichteren Lebens sich erfreut. Dahin zog es ihn in all den Lebensmühen, die ihn suchten, oder die er selbst sich aufgelegt; dort in seinem stillen Hause, umgeben von der ganzen Pracht und Herrlichkeit der Bergnatur, knüpften sich immer von neuem die geheimnißvollen Bande, die ihn mit dieser Natur einigten; er wechselte mit ihr Rede und Gegenrede, und immer kehrte er, durch diesen Zuspruch gestärkt, wieder zu seinem Tagewerk zurück. Es war seine größte Freude, Freunden, die ihn dort besuchten, ein Führer zu seyn in dieser überraschend neuen Bergwelt; und etwa von der Hornspitze herab unter wunderbar heiterem und glänzendem Himmel, alle Gränzpfeiler von Tirol nach Osten, Süden und Westen: den Groß-

glockner, die Marmolate und Vedettaspitze, den Monte Baldo, die Eisberge von Judicarien, den Orteles zu begrüßen, und das Graubündnergebürg seine Schnee und Eis bedeckten Gipfel emporheben zu sehen. Es war ihm ein bitterer Verdruß, daß der Anfang der Ferien mit dem Ende der Sommerfrische zusammenfallend, es nicht gestatten wollte, daß er diesen Liebesdienst auch dem Referenten leistete.

So mit allen Wurzeln seines Daseyns mit seinem Volke und seiner Heimath verschlungen, war er vor vielen Andern berufen, ein Organ dieses Volkes zu seyn. Auch seine Lebenserfahrung hatte ihn dazu tüchtig gemacht; denn nicht umsonst hatte er in der merkwürdigen Zeit gelebt, die die Gesellschaft und alle gesellschaftlichen Verhältnisse bis zum tiefsten Grunde durchsichtig gemacht; also daß ein Hellsehender sie leichter als je früher in allen diesen Tiefen durchschauen mochte. Er war aber hellsehend in diesen Dingen, und zwar in der natürlichen, kerngesunden Einfalt seines Geistes; die, statt ganz zuwider der Liebhaberei der Zeit, in Allem nur sich selber, und alle ihre vorgefaßten Meinungen und Fantaseien zu schauen, vielmehr die Dinge selbst immer vor ihre aufmerksame Betrachtung rückte, und sie nun, unbeirrt durch die vorlaute Einsprache einer alles vorweg wissenden Kritik, nahm, wie sie sich geben, und den Eindruck auch im Ausdruck ungekränkt bewahrte. So waren alle seine Urtheile, durchaus aus der Seele der Gegenstände gefaßt, scharf und treffend, wahr und mit der Sache selbst sich deckend und zusammenfallend; und man sah ihnen an, daß sie aus einem penetranten, durch nichts bestechbaren Geiste hervorgegangen; der irren konnte, aber nie in strafbarer Weise, durch irgend eine Selbsttäuschung geflissentlich zur Irrung mitgewirkt. Dabei kam ihm eine, selbst bis auf Kleinigkeiten gehende Wahrheitsliebe zu Hülfe; die ihm nie gestatten wollte, auch selbst in geringfügigen Dingen, dem, was sich einmal in der Wirklichkeit befinde, einen Eintrag zu thun, oder thun zu lassen. Als die Thatsachen, die sich um die Maria von Mörl in Tirol zugetragen, bekannt zu werden angefangen; hatten die deutschen

katholischen Zeitschriften, in keineswegs übler Gesinnung, Wahres und Falsches durcheinander mischend, ihn als Gewährsmann aufgeführt; und ihm Dinge in den Mund gelegt, die, zwar ganz unschuldig an sich, von ihm ausgesagt seyn sollten; die aber, weil sie unwahr waren, er nicht gesagt haben konnte. Er hat sich nun verbunden gefühlt, dagegen Einspruch zu thun; denn, äußert er, was man von einem in Deutschland unbekannten Menschen sagen möge, sei ihm zwar völlig gleichgültig; aber in seiner Heimath, wo sein Name nicht unbekannt geblieben, und der ekstatische Zustand der frommen Marie die Theilnahme Vieler in Anspruch nehme; möge er nicht gern für einen Lügner gelten, und da jene Blätter vielfach in Tirol gelesen würden, fremde Entstellungen der Wahrheit auf seine Rechnung nehmen. An meinem eigenen Berichte über die Ekstatische, im zweiten Bande der Mystik, hatte er nur Kleinigkeiten auszusetzen; aber indem er sie mir bezeichnete, bemerkte er zu Seite 494: „mein Name wird dort mit besonderem Nachdrucke angeführt; das ist mir aber gar nicht lieb; auch ist es der Wahrheit nicht angemessen. Denn es ist bei uns nirgend ein Abgang an Leuten, welche mit Vorbedacht eben keine Unwahrheit sagen wollen, und folglich eben so viel Glauben verdienen, als ich.“ Der für jeden Schein einer Unwahrheit so leicht Verletzliche wies, wie man sieht, doch auch in der Anerkennung dieser Wahrheitsliebe jeden Verdacht von Ausschließlichkeit ab. Was er als factisch erzählte, schien daher bisweilen zu umständlich; aber man ehrte im Manne die Gesinnung, die sich mühte, dem vorliegenden Gegenstande in seiner ganzen Wahrheit gerecht zu werden, und die Aufmerksamkeit ermüdete nicht. Seine Beredsamkeit, besonders wenn eine Entrüstung über irgend eine handgreifliche Ungerechtigkeit sie befeuerte, ging wie eine Ader glühend geschmolzenen Metalles aus seinem Munde; aber seine Erfolge verdankt er in diesem Lande doch noch weniger dieser Naturgabe, als vielmehr der Ueberzeugung der Hörenden von der Verläßlichkeit und Wahrhaftigkeit des Mannes in allen Beziehungen.

Die große Glocke von St. Pauls, am Wege von Bozen nach Kaltern hat die Inschrift:

Anna Maria heiß ich,
Alle Wetter weiß ich,
Alle Wetter vertreib ich,
Zu St. Pauls bleib ich!

Diese Inschrift könnte man auch mit geändertem Namen seinem öffentlichen Leben geben. Von seiner Warte Tirol sah er alle Wetter heranziehen; verstand, woher sie kommen, und wohin ihr Zug gerichtet war; und wenn seine Stimme, wie die der Glocke, sie nicht alle beschworen, so wußte er doch, daß wenn diese Stürme auch einmal einem andern Gesetze als dem geistigen gehorchen, sie doch selbst in ihrem Widerstreben dem Machtgebot des höhern Willens nicht entrinnen. Die Stelle in der Windrose, von der durch all seine Lebensdauer diese Stürme aufgestiegen, und die, wohin sie diesen ihren Zug genommen; hat sich schon in jener denkwürdigen Audienz festgestellt; die damals die Bauern, der wachsamen Hut ihres Landes-Chefs sich entziehend, bei Kaiser Franz in Gutenbrunn gehabt. Dieser Kaiser hat die ganze schwere Last seiner Zeit getragen, indem er, von Natur ganz und gar auf den Frieden gestellt, doch von Anfang an in jenen blutigen, langdauernden Kampf mit der Revolution sich verwickelt gesehen; und er hat ihn, wenn auch nicht immer mit Erfolg, doch immer mit Beharrlichkeit und darum immer mit Ehre durchgemacht. In seinem Verlaufe hat die Zeit ihm alle ihre Künste vorgemacht; vom starrsten Mechanism an, den er vorgefunden, haben alle genialen Seiltänzersprünge sich ihm feindlich oder freundlich producirt; alle sind ihm zum Nachtheile ausgeschlagen: nur dem gesund gebliebenen Menschenverstand wurde zuletzt der Sieg verliehen. Die Folge ist gewesen: daß sich eine souveräne Verachtung aller und jeder überschwänglichen Künste im kalblütig Zuschauenden eingestellt; und dieser nichts gelten ließ, als was als gemeinmenschlich durch seine mässige Haltung, einer durch vielfache Wechsel gewitzigten Lebenserfahrung sich empfahl;

alles Transcendente aber mit einer instinctartigen Scheu von sich wies. Der Aufstand von Tirol aber hatte einen so ganz aus allen Fugen und ausgelaufenen Geleisen heraustretenden Charakter; er hatte so unvorbereitet die in ihrem Gedankenkreise befangene Zeit überrascht; er hatte so herb in die zeitgültigen Systeme eingeschnitten: daß der Verdacht ganz nahe lag, es sei dort nur wieder eine der Kapriolen der Zeit losgegangen, die mit Schimpf und Schmach enden würde. Die Tiroler hatten indessen sich bewährt, der Schimpf hatte anderwärts Unterkunft gefunden, die Landschaft aber mit Ehre den unglücklichen Kampf bestanden: es wurde wenigstens klar, in diesen Bergen habe sich ein anderer Geist, als der Kobold des Tags, verspätet.

Jetzt, nachdem die Ruhe einigermaßen zurückgekehrt, traten die Bauern des Freiherrn dem Kaiser unter die Augen. Man würde sich täuschen, wenn man glaubte, was sie dort geredet, habe ihr Zubläser ihnen mühsam eingelernt. Er that nichts, als mit seiner weiter reichenden Einsicht sie auf alle, möglicherweise eintretenden Incidentpunkte gefaßt zu machen; damit sie nicht, von ihnen überrascht, durch vorbrechenden Ungestüm sich und ihre Sache compromittiren möchten; sonst hatte er sie ohne Furcht ihrem Mutterwitze überlassen. Und diese Bauern haben, wenn auch unbeholfen, in diesem ihren Mutterdialecte ihr Wort gethan; aller Freimuth des Bergvolkes bricht, unter der Haltung des Respectes vor der Person, an die ihre Rede gerichtet war, hervor; auch der hartnäckig beharrliche Sinn thut sich in der immer wiederkehrenden Betonung der Wichtigkeit, die die Wiederherstellung der *alten Verfassung* für sie und ihre Heimath habe, sattsam kund; während ihr religiöser Sinn sich in der Bitte für die Wiederherstellung der Klöster ausspricht. Dieser Volksrhetorik gegenüber erscheint der Kaiser im Beginne ablehnend; er will sich nicht so leichten Kaufes dem Andringen dieser natürlichen Beredsamkeit hingeben; aber Auge gegen Auge kann er sich nicht verbergen, daß hier andere Geisteskinder, als die wohlbekannten verhaßten Schwätzer ihm

gegenüber stehen; die ungeheuchelte Liebe zu seinem Hause ist nicht zu verkennen; die eigene verwandte Saite beginnt auch in ihm zu tönen; sein Herz wird gewonnen, und die Redner werden mit dem Versprechen, er werde sie selbst heimsuchen, in ihre Heimath entlassen.

In den schriftlichen Eingaben, die der Freiherr abgefaßt, wird auf das Nähere der in Frage stehenden Sachen eingegangen. Hier hat er durchaus in den rechten historischen Standpunkt sich versetzt, und von ihm aus die Lage der Dinge hell beleuchtet. Das romantische Bergland, dem die Natur knapp ihre Gaben für das Bedürfniß seiner Einwohner zugemessen, ist glücklicher Weise eine zugewandte Provinz einer reichen und mächtigen Monarchie; und dieser Gebietstheil mag für seine Leistungen in der Gesammtheit wieder ausgleichende Hülfe für seine Bedürfnisse finden. Diese Leistungen knüpfen sich an die geographische Lage, so wie die physikalische Beschaffenheit, und die Stimmungen, Instincte und Sympathien seiner Völker und den Charakter seiner Bewohner; sie sind also unmittelbar durch seine Natur bestimmt. Dadurch also wird seine militärisch-politische Wirksamkeit als eine bleibende für alle Zeit bedingt; und Oesterreich, das ihrer bedarf, ist berufen, sie vor Allem zu hegen und zu pflegen, und sie auf die nutzbarste Weise für den Bestand des Ganzen zu leiten und zu verwenden. Die nutzbarste Weise aber war schon in alter Zeit gefunden, und ging von seiner Verfassung aus; die, die Freiheit des Bergvolkes ehrend, es als Ausnahme von der Regel gelten ließ; und im Abgabenwesen die alte Form der ungezwungenen Bete, im Kriegswesen aber den Heerbann aufrecht hielt; mit gezwungenen Leistungen in Fiscalitäten und Conscriptionen aber diese Naturkinder am Bergsaume des Landes verschonte. Das war allerdings ein Hall, den die Natur der Oertlichkeit schon dumpf ausgetönt; der dann im Innern seiner Bewohner zum helleren Laute sich umgebildet, und jetzt im Munde ihres Sprechers in verständlicher Rede sich artikulirt; und dem die ganze Geschichte seiner Heimath als Gewährleisterin sich beigesellte. Aber einige

Billigkeit wird es auch begreiflich finden, warum die Vertreter des gemeinen Wesens und der Gesammtheit der Monarchie vor diesen Naturstimmen zurückgefahren, und sich des andringenden Zuspruchs zu erwehren suchten. Was zunächst die Wehrverfassung betrifft, so fand sich Oesterreich vorzüglich durch die Natur seines Landes begünstigt; indem sie drei große Kriegsburgen in ihm aufgeworfen, zur Abwehr der Gefahren, die es von verschiedenen Weltgegenden her bedräuen: Tirol, für das, was feindlich vom Süden und Westen andringt; Böhmen, für die Gefahren, die von Norden herüber drohen; endlich Siebenbürgen für das, was von Osten heranzieht. Als Deutschland noch ein geschlossenes Ganze bildete, waren alle diese Gefahren eben nicht dringend; als in neuerer Zeit aber die Zwietracht den Verband erst gelockert und dann ganz zerrissen, da war zuerst Tirol an die Stelle der Schweiz eingetreten; dann hatte Böhmen seine bedeutende Stellung geltend gemacht; während Siebenbürgen die Seinige erst in der Zukunft wieder einnehmen wird. Tirol hat allerdings durch seine kerndeutsche Bevölkerung den ersten Rang; aber da nun Oesterreich nur in loser Verbindung mit dem Reiche sich gehalten, haben sich alle seine Bevölkerungen verhältnißmäßig der Gleichheit an Geltung genährt; und die Slaven in Böhmen und die Wlachen in Siebenbürgen können die gleichen Ansprüche wie die Tiroler erheben; aber ein slavischer und wlachischer Heerbann mußte, wenigstens im Anheben der neuen Ordnung, Vielen bedenklich erscheinen.

Stärkeren Widerspruch mußten die tirolischen Ideen von Seite der herrschenden politischen Ansichten erfahren. Ehemals, als man die Herrschaft als die durch die Nothwendigkeit begründete Einheit anerkannte, diese aber die Selbstständigkeit des individuellen Charakters ehrte; suchte man das Gemeinwohl noch in der Harmonie aller dieser Selbstständigkeiten, gehalten in jener Einheit: etwa wie die Gesundheit des Leibes in der Consonanz aller seiner unabhängigen Lebensverrichtungen erblüht; anderen Uebeln der Zeit ließ man

die Sorge, daß die Bäume in ihrem Uebermuthe nicht in den Himmel wüchsen. Als aber das Polizeiliche in allen Gewalten jede Eigenthümlichkeit überwachsen, gebeugt und gebrochen hatte; da wurde die neue Macht als das im Gutbefinden des Herrschers Erstgegebene gesetzt, das in jenen an ihrem Eigenwillen gebundenen Gliedern sich nur entfaltet, und in ihren Functionen verwirklicht hat; eine Praxis, die in kürzester Formel fiscalisch von der Ministerbank eines constitutionellen Staates sich ausgesprochen: der Staat macht zuerst sein Budget, und gestattet dann den Privaten, aus dem, was übrig bleibt, auch das Ihrige einzurichten. Nun galt es nicht ferner mehr, jene Harmonie des Qualitativen als das Gemeinbeste zu suchen; sondern das Quantitative, das die exacten Wissenschaften durch Maß, Zahl und Gewicht beherrschte, begann auch in der Gesellschaft sich geltend zu machen; und im Wirbel der Geschäfte, die nun heranrauschten, suchten die Regierungen nach einem Aequivalente, das sie jener Harmonie substituiren könnten, und fanden es in der Symmetrie. Längst schon hatten alle Künste auf das Symmetrische sich gestellt; die Bildenden hatten die Räumlichkeiten in Pyramidalgruppen vertheilt; die Redenden aber die abgezogenen Zahlenbegriffe, oder die algebraischen Ausdrücke zusammengeordnet, und sie nun in Aequationen gegeneinander zum Gleichgewichte abgewogen. So hat die moderne Baukunst unsere Wohnungen militärisch eingerichtet; in drei oder vier Gliedern; scharf nach der Schnur abgemessen, sind die kleineren Fensteröffnungen übereinander aufgestellt; in der Mitte zwischen den beiden Thoren, als Flügelmänner an den beiden Enden aufgerichtet, öffnet sich die Thüre, um als die Inhaberin des Regimentes seine Haltung und regelrechte Ordnung in ihrer gleichgezählten Schwebe zu erhalten. Alle diese Bauwerke sind wieder in geradlinigten Zeilen zu Straßen aufgestellt; die entweder vom Pallast strahlenförmig ihren Ausgang nehmend, oder senkrecht in Verticalen auf den Fluß gerichtet, und wieder in Parallelen mit diesen Senkrechten, sich in rechten Winkeln

kreuzend, die moderne Stadt sofort in Quadrate theilen; also daß sie zum Schachbrett wird, auf dem die Bewohner wie Figuren gezogen und geschlagen werden. Diese Städte sind abermal, wie in Amerika, in viereckten Provinzen aufgestellt, und werden auch durch geradeaus, durch alle Schwierigkeiten gebrochene Eisenbahnlinien verbunden, auf denen der Dampf, in eitler Anstrengung sich in seiner Unbehülflichkeit müht, es der geflügelten Electricität im nebenlaufenden Telegraphen, nachzuthun, aber doch die Last geradeaus, wie das Pulver die Kugel im Laufe zum Ziele treibt. Die Bequemlichkeit und leichte Uebersicht, die diese Ordnung gewährt, war zu sehr in die Augen fallend; als daß wir sie nicht auch in die Gesellschaft und in ihre Formen aufgenommen hätten. Im Kriegswesen wurde sie zuerst eingeführt; alle Evolutionen sind auf dieses Princip berechnet, und es zeigte sich vollkommen ausreichend, so lange die kriegführenden Theile in ihren conventionellen Kriegen sich beiderseits zu ihm bekannt. Als aber im Revolutionskrieg die Franzosen zwar klüglich die äußere Form erhalten, innerlich aber unbemerkt sie mit dem andern Princip belebt; haben sie so lange den Sieg an ihre Adler gebunden, bis die Deutschen das Geheimniß sich gemerkt, und es ihnen nachgethan. Diesen Militärsystemen mußte bald alle bürgerliche Geschäftsbetreibung es nachthun; saignez à droite purgéz à gauche! wurde bald die Formel für die Heilung aller Uebelstände. Selbst die neuen Verfassungen sind auf jenem Grundsatze aufgebaut; die Menschen werden als Zahlwurzeln abstract, und möglich farblos und ohne alles Eigenschaftliche genommen; sie senken sich wie mechanische Niederschläge, und die Ziffern werden mit der Nummer bezeichnet, die ihre Stelle im Decimalsystem der Repräsentation bestimmt. Diese Nummern summiren sich wieder in die größeren und kleineren Massen in der Nagelfluhe, die in ihren Schichten, Majoritäten und Minoritäten von einander subtrahirt, die herrschende Stimmenmehrheit bedingt. Dieß Decimalsystem, immer in gleicher Vorschreitung seine Flötze übereinander bauend, läuft

zuletzt in eine Spitze aus, die neben am Comma steht; die einzige Einheit, die unfehlbar und unverantwortlich, allem Maß gibt, und Werth und Geltung. Denn alle menschliche Fehle wird von ihr der nächsten Decas zur Verantwortung zugeschoben; und verfährt diese nun in ernsten Dingen gewissenhaft, dann wird sie um eine Zehner oder eine Hunderte depotencirt; wenn nicht aber von den unteren Decimalen absorbirt.

Von Frankreich ist die Initiative zu diesem Systeme ausgegangen, und sie haben es auch dort bis zur Spitze hingetrieben. Die Andern haben es nur nachgeahmt, denn eine mathematische Wahrheit, die in ihm ist, hat es in diesem mathematischen Volke in der Entwicklung der Zeiten mit entfaltet; und nur die schroffe Uebertreibung in's Abstracte hat es im Marke seiner Verzweigungen ausgehöhlt. Auch die österreichische Monarchie hat, was ihr der Geist der Zeiten dargeboten, nicht abgewiesen; sie ist mitgegangen, so weit es ihr dienlich schien. Aber in Tirol hat sich die alte Weise zähe conservirt; in diesen alten Bauernzahlen, auf Kerbhölzern eingeschnitten, haben sich die alten Ueberlieferungen, nachdem sie im Leben in Farblosigkeit verschossen waren, wieder aufgefrischt; und der Heerbann dieser semperfreien Bauerschaft des Reiches, hat mit Ehre gestanden, neben der scharfgezüchteten Soldateska des neuen Systemes. In deren gepflügte, geegte und reinlich gejätete ebene Felder rückte nun das scharfkantige Bergland mit allen seinen Schroffen und Ecken ein; es war begreiflich, daß alle Hände das Ungefüge abzuwehren suchten. Tirol konnte der Monarchie nicht zumuthen, daß sie nach ihm sich umgestalte; viel natürlicher war die Zumuthung von ihrer Seite, ihre eigenen Formen sich gefallen zu lassen. Aber der treuherzige Sinn der Bauern hatte dem Sinne des Kaisers zugesagt, und ihre treue Anhänglichkeit sein Herz gewonnen; so gestattete er zuletzt, was aus seinem Gesichtspunkte irgend zu gestatten war: sein praktischer Blick hat das Recht der Besteurung, nach den Staatsbedürfnissen abgemessen, und die Genehmigung aller normgebenden Beschlüsse des Landtags sich

vorbehalten; nebenbei aber hat er das corporative Leben der alten Verfassung möglichst geschont, und also seinen Nachfolgern und seinem Volke zu jeder heilsamen Entwicklung freien Raum gelassen.

Das Versagte mochte einen Stachel zurücklassen, das Gewährte aber mußte zur Dankbarkeit auffordern; auch das mißgestimmte Tirol blieb daher dem Kaiserhaus ergeben; und Giovanelli, der in Allem als ein ganzer Tiroler sich fühlte, wirkte und redete und schrieb im gleichen Sinne; immer mit sich gleichbleibender Tüchtigkeit auf den Kern der Sache eingehend; seine Briefe, Eingebungen des Augenblickes, sind dessen ein redend Zeugniß. So schrieb er dem Referenten unter dem 16. Juni 1831: „In Innsbruck war ich heuer ziemlich beschäftigt; unsere landständische Versammlung ging glücklich und sehr anständig vorüber. Viele Interessen des Landes wurden mit Kraft und Gründlichkeit besprochen, und gelangten im Tone ehrfurchtsvoller Bitten an den Thron. Gott sei gedankt, daß unser Volk von dem Rausche dieser Zeit nicht ergriffen ist! Wohl gibt es auch Gebrechen bei uns, aber nur auf dem angedeuteten Wege kann und soll geholfen werden. Viel besser ist es noch Unrecht leiden, als Unrecht thun, und man soll durch Belzebub, den Obersten der Teufel, den Teufel nicht austreiben: das thut aber ihr und eure Kinder, kann man mit voller Wahrheit den Constitutionsfabrikanten und Volksführern unserer Zeit zurufen. Uebrigens ist der Finger des Herrn nicht verkürzt, und es wird in einem fort Gericht gehalten nach Recht und Gerechtigkeit.“ Unter dem 23. Juli 1832 setzte er schon trüber hinzu: „Gerne würde ich Ihnen über die segenreichen Wirkungen unseres ständischen Treibens in Innsbruck etwas erzählen; aber ich kann vor der Hand nichts anders sagen, als daß wir auf Hoffnungen verwiesen sind, welche sich wahrscheinlich um so gewisser realisiren werden, je prosaischer und phlegmatischer man sich dieselben gestaltet hat. Die ungemeine Güte und das unverkennbare Wohlwollen unsers Kaisers, seine Herablassung und Freundlichkeit, seine große Kenntniß und

richtige Beurtheilung von Personen und Sachen, sein redlicher guter Wille hat ihm neuerlich die Herzen aller derer gewonnen, die sich ihm zu nähern Gelegenheit hatten. Aber das System hat bei uns, wie überall, sein Netz, nicht bloß über die Unterthanen, sondern auch über die Regenten geworfen, so daß die Ersteren meist freier sich bewegen können, als die Letzteren. Ungeachtet ich das Uebel vollen Umfangs anerkenne, so bin ich doch von allen Anwandlungen übler Laune darüber ganz geheilt, seit ich die Wege betreten sehe, auf welchen man nun die Völker zum Glücke führen will. Gott lob! daß bei uns Niemanden nach solchem Glücke gelüstet." Im Jahre 1833 waren aber die Papiere wieder stark gefallen, er schrieb unter dem 23. März: „Von allen vorjährigen Vorstellungen ist noch nichts erledigt; das System schlägt immer tiefere Wurzeln, und die Revolution von oben herunter geht ihren langsamen und ungestörten Weg fort. So bei uns, unter der Herrschaft eines gerechten, verständigen, christlich gesinnten, und von allen seinen Unterthanen mit vollstem Rechte geliebten und verehrten Herren; für den auch ich noch immer bereit wäre, wie im Jahre 1809, Alles daran zu setzen. Wie wird es anderwärts aussehen?" Im Jahre 1838 kam des regierenden Kaisers Majestät nach Tirol; darüber ließ ein Brief vom 2. September also sich vernehmen: „Was sich in diesen Tagen in Innsbruck, Bozen, Meran 2c. zugetragen, werden Sie aus den Zeitungen vernommen haben; die Allgemeine war aber durch ihre Correspondenten schlecht bedient, und lieferte meistens nur dann ein treues Bild, wenn der Artikel schon aus dem Tiroler Boten ausging. Für mich gab es in Innsbruck ein geplagtes Leben; jedoch mitunter nicht ohne innere Satisfaction. Beinahe das halbe Volk war in diesen Tagen in Bewegung, aber im ganzen Lande ist nicht ein Exceß vorgefallen. Die, die um den Kaiser sind, hatten daher Gelegenheit, dieß eben so mannhafte als wohlgesittete Volk zu sehen, und sich von seiner Gesinnung zu überzeugen. Es fand kein ge-

machter Jubel statt, kein bezahltes Hurrah; die Polizei hatte überall nichts zu thun, weder aufzuregen noch zu dämpfen; und als am Huldigungstage und den folgenden die kaiserliche Burg, und auch die inneren Gemächer derselben dem Volke geöffnet wurden, während der Hof eben ausgefahren war, strömten viele Tausende durch alle Zimmer; ohne daß man irgend eine besondere Wache oder Aufsicht nöthig fand. Wo sich immer der Kaiser oder die Kaiserin oder die Erzherzoge zeigten, wurden sie von freudigen Massen umdrängt, und mit Jubel empfangen. Unsere Bauern wissen nicht, was das Wort Legitimität bedeutet; aber sie haben denen, welche gelehrt darüber zu sprechen und zu schreiben wissen, eine Lection gehalten; was es sagen wolle, wenn das Vertrauen und die Liebe zu einem väterlich gesinnten Fürstenhause vom Vater auf den Sohn und Enkel übergeht. Während der Festlichkeiten in Innsbruck kamen auch Landesangelegenheiten zur Sprache, und mehrere noch unerledigte Bitten der Stände. Wir fanden überall ein geneigtes Ohr, und nebst vielen Zusicherungen, denen der gute Gott, der die Herzen der Menschen lenkt, einen guten Erfolg sichern wolle! auch manche Gewährung."

Das war die Gesinnung eines Mannes, der, potens in opere et sermone coram deo et hominibus, wie er hier geredet, so auch handelte. Das schmucke Fähnlein unserer politischen Maultrommelschläger fand eine solche Denkungsart, die, am Kern vorübergehend, mit der Schaale sich zu begnügen schien, freilich zwar höchst servil; er aber erwiederte: zieh hin, du Heldenschaar, und erobere dir das Fehlende! und fuhr fort, im engeren Kreise nach dem Erreichbaren zu streben. Das Nachtheilige strebte er nach Möglichkeit von seiner Heimath abzuwehren; dem Guten aber die Wege offen zu halten, auf denen es einziehen könnte. Wo die Zeit das Widersprechende zusammenzuhalten versuchte, half er zerstreuen; wo sie das Einige zu zerstreuen sich bemühte, sammelte er emsig, und

hielt das Gesammelte zu Rathe, um so die Eigenthümlichkeit des Volkes möglichst lang zu sichern. Als z. B. die Inclinanten des Zillerthales, die Vorläufer der späteren Dissidenten des Nordens, sich im tiefsten Grunde des Glaubens von ihren Mitgenossen abgespalten, war er der Meinung derjenigen, die da glaubten: es sei als das mindere Uebel dem Lande heilsam, wenn sie auch aus der räumlichen Gemeinschaft des Beisammenwohnens mit den geistig Getrennten in allem Glimpfe schieden; wie auch die Dissidenten der Reformation sich sogar im andern Welttheil eigene Hütten gebaut, und dort den rechten Boden gefunden. Die lange verzögerte Angelegenheit der Jesuiten war auch bei Gelegenheit der Anwesenheit des Kaisers in Innsbruck zum Durchbruche gekommen; das dortige Theresianum und Gymnasium sollte ehestens der Societät übergeben werden. Auch der Fürst Metternich hatte damals gegen eine ständische Deputation, bei welcher auch Giovanelli zugegen war, entschieden darüber sich ausgesprochen: „Es sei zeitgemäß, auf die christliche Erziehung der Jugend alles Ernstes zu denken. Von allen Ordensvereinen habe die wiederauflebende Societät der Jesuiten ihre Regel und Disciplin am gewissenhaftesten beibehalten, und ihre ratio studiorum sei noch durch keinen neuen Studienplan übertroffen worden. Was aber den Lärm betrifft, den die Liberalen in Büchern und Sudelblättern dagegen erheben, so ist es seit dreißig Jahren meine unabänderliche Maxime gewesen, auf das Feldgeschrei im Lager des Feindes zu horchen: was der Feind nicht will, das will ich." Die Meinung des Staatskanzlers über die Jesuiten war auch von je die des Freiherrn gewesen; und was er als die ihn leitende Maxime, ihren liberalen Widersachern gegenüber, ausgesprochen, hatte auch volle Billigung von seiner Seite gefunden. Er kannte die ehrenvolle Rolle, die die Jesuiten im siebenzehnten Jahrhunderte überall und also auch in Tirol gespielt, und er glaubte: „es sei nicht leicht zu sagen, wie viel Gutes ihnen dieß Land verdanke. Er that daher Alles, was in seinem Ver-

mögen stand, um ihre Rückkehr und ihre Wiedereinsetzung zu fördern, und er freute sich dessen, was er dazu beigetragen." Unter dem 13. September 1843 schrieb er mir: „Ueber unsere Jesuiten in Innsbruck wird nun seit einem Jahre, Gott Lob! wacker geschimpft und gelogen. So ist's recht! Nun habe ich erst die volle Ueberzeugung, daß wir damit ein Gott gefälliges Werk gegründet haben; denn würde nicht gelästert, so wäre dieß der klare Beweis, daß der Teufel dabei neutral geblieben. Bei einem wahrhaft guten Werke aber hat der Teufel, seit die Welt steht, sich noch nie in einem Zustand indifferenter Neutralität erhalten." Als darüber im folgenden Jahre ein Zeitungsstreit sich erhob, ließ er unter dem 30. September nachträglich unter Anderem also sich vernehmen: „Was Sie in den Zeitungen über Tirol zu lesen bekommen, muß Ihnen größtentheils unverständlich seyn; weil beide Parteien die Personen oft nur andeuten, ohne sie zu nennen; und weil alle Aufsätze Anspielungen auf Sachen enthalten, die im Lande nur den Wohlunterrichteten, im Auslande aber Niemand bekannt sind. Es möchte sich ein junges Tirol etabliren, und die leichten Gesellen, denen diese Velleität einwohnt, haben den Muth bekommen, sich öffentlich auszusprechen; seit in unbegreiflicher Verblendung ihnen die sogenannten historischen Vorlesungen vom 8. und 13. März gehalten wurden. Das benutzte die Partei, um als zweiter Thersites den antijesuitischen Schlachtruf zu erheben. Es wurde darüber viel hin und her geredet, bis zuletzt die Augsburger Postzeitung die Knute ergriff, und das leichte Volk in mehreren Aufsätzen, ohne Rücksicht der Person, durchkarbatschte. All das billige ich aber gar nicht; die Stimmen, die sich aus beiden feindlichen Heereslagern erhoben, haben mich schmerzlich berührt. Ich habe gegen Alles, selbst in guter Absicht vorgebrachte Zeitungsgeträtsch und Geklatsch, einen gründlichen Abscheu und Ekel; habe selbst weder direct noch indirect daran Theil genommen, im ganzen Handel nur einen alten Freund verloren, und bin um einen guten

Theil jenes Vertrauens, das ich auf den Menschen setzte, ärmer geworden. Maledictus, qui confidit in homine!" Er unterschied, ehrend und abweisend, also zwischen Freund und Feind; aber das Forum, an das die Polemik die Streitfrage gebracht hatte, war seiner Gewissenhaftigkeit nicht genehm; denn die Kampfrichter, vor denen man die Sache anhängig gemacht, schienen ihm nicht gehörig über ihren innern Verhalt instruirt.

Inzwischen der Gegensatz, der spaltend in allen Lebensfragen der Zeit zu Tage tritt, und der auch in Tirol sich ausgesäet, hatte in allen diesen Ereignissen Nahrung gefunden, und sich immer tiefer entwickelt. Es waren die Eigenthümlichkeiten des Landes und die Ansprüche der Gesammtmonarchie, das Concrete und Abstracte, die an diesem Gegensatze betheiligt waren; der einmal gesetzt, seiner Natur nach sich immer weiter und klaffender aufthun mußte. Das letztere Element, noch begünstigt durch den Geist der Zeit, gewann dadurch eben so natürlich immer weiteren Spielraum für seine Wirksamkeit; sein Vorwiegen wurde mehr und mehr fühlbar, und zog immer größere Gebiete in seinen Bereich. Alles aber, was die gesellschaftlichen Verhältnisse betrifft, ist wie die Gesellschaft selber perennirend; während der persönliche Mensch in ihr vergänglich, und in den Wechsel der Sterblichkeit verschlungen, ihrer Wandelbarkeit unterliegt. Der Frhr. v. Giovanelli, der in all seinem Leben immer auf der Seite seines Landes sich gehalten, konnte keine Ausnahme machen; er mußte dieß sein Leben in den Kämpfen, die diese Stellung mit sich brachte, verzehren. So lange die Jugend vorhielt, wurden die Beschwerden und die Gemüthsbewegungen, die solcher Beruf mit sich führt, wenig geachtet; als aber mit zunehmendem Alter diese Erschütterungen immer öfter wiederkehrten, die Beschwerden sich mehrten, und dafür die Hoffnungen sich minderten; da begann das vielfach durchstürmte Herz zu kränkeln, und in seinem organischen Gewebe sich aufzulockern. Was sonst ohne

Eindruck vorübergegangen, fing nun an, tiefer in die wunde Stelle einzuschneiden; er erwehrte sich tapfer des eindringenden Uebels, aber selbst der Sieg erweiterte den Schaden, und das Uebel fing an, bedenklich zu werden. Unter dem 30. September 1844 schrieb er mir: „Im Mai bin ich, geistig und körperlich angegriffen, von Innsbruck zurückgekehrt, wo mich Verdruß und Kränkung aller Art überwältigt haben; weil ich alle Widerwärtigkeit in mich hineinfresse, und sie doch nicht verdauen mochte. Es hat mir weder an Muth, noch an Gelegenheit gefehlt, dagegen auszuschlagen wie ein junger, noch ungebändigter Hengst; allein der Verstand und die höhere Rücksicht, welche ich der von mir vertretenen Sache schuldig bin, hat mich belehrt: daß Vieles, was erst in der Folge Erledigung finden kann, vor der Hand kaltblütig hingenommen und ertragen werden müsse. Die Folge dieser mir ungewohnten Selbstbezähmung war eine Anhäufung von Schleim und Galle, die Resultate des letzten Kongresses, welche ich mit mir nach Hause trug. Wenige Tage nach meiner Heimkehr wurde ich krank; zum Unwohlseyn gesellte sich die leidige Grippe, welche mich mehrere Tage hindurch an's Bett und Zimmer fesselte; und während der Reconvalescenz war ich Wochen hindurch an Geist und Körper so herabgestimmt, daß ich ohne ungeheure Anstrengung keinen Brief schreiben, und keine Stiege ersteigen konnte. Der Arzt fand kein Mittel mehr, als Luftänderung, und schickte mich bereits am 17ten Juni auf den Berg. Nach Verlauf von wenigen Tagen fühlte ich mich schon so gestärkt, daß ich in die Stadt auf kurze Zeit zurückkehren, meine dringendsten Geschäfte in Ordnung bringen, und endlich am 30. Juni wieder die geliebte Höhe definitiv besteigen konnte; wo ich, wie gesagt, mit meiner Frau die vollständige Restauration der angegriffenen Lebenskräfte wieder gefunden habe. „Noch einmal hatte der Berggeist seine Heilwirkung geäußert, leibliche Gesundheit hatte er wieder hergestellt; aber den Keim des Todes, der einmal Wurzel gegriffen, vermochte er wohl zu verhüllen, aber nicht

ihn auszurotten. Noch einmal ging er im folgenden Jahre auf den Kongreß in Innsbruck; bestand, was er ihm von Arbeiten bieten mochte, mit scheinbarer Gesundheit; und kehrte, fortdauernd ihrer sich erfreuend, nach Bozen zurück. Von dort hat er mir den letzten Brief am 29. Juni 1845 geschrieben. Mit gewohnter Freundlichkeit ladet er darin auf den Herbst und die Traubenkur mich ein, mir für das Fragment aus der Völkertafel, das ich ihm gesendet, dankend. An ihr habe ich schon, sagt er, in seinem Hörtenberg gearbeitet; auch ein Theil der Mystik habe diese Gegend zum Geburtsorte. Auch Schubert habe ihm erzählt: der nach seinem Urtheile gelungenste Abschnitt in der zweiten Auflage seiner Geschichte der Seele, sei in Mitte der Weinlauben im Bozener Boden, zur Welt gekommen. Darum solle ich schon im Interesse meiner Arbeiten auf eine Ferienreise nach Bozen bedacht seyn. „Was mich betrifft", setzt er hinzu, „so hätte ich wohl Veranlassung über mancherlei mich zu ärgern, aber die Aerzte haben mir alles Aergern streng untersagt; — in der That nutzt es auch nichts, und man macht damit die Schufte nicht besser, und die Narren nicht gescheidter. — Es fehlt überall an Kraft und Einsicht von oben herab; und es gibt unter denen, welche zur Lenkung des Schicksals der Völker berufen sind, vielleicht kaum Einen, der die Zeit in allen ihren Erscheinungen begriffen hätte. Ich muß leider abbrechen, weil ich morgen auf den Berg ziehe, und noch früher Vieles zu ordnen habe; sonst hätte ich noch allerlei zu sagen, besonders über unsere Jungtiroler, die nun aargauisch seyn möchten, und über das Verhalten unserer Vorgesetzten ihnen gegenüber! Doch Basta! ich fange darüber lieber gar nicht an. Gott befohlen!" Das waren seine letzten Worte, die er zu mir geredet, wie die früher Angeführten die Summe aller Lebenserfahrung eines Mannes von ernster Gesinnung in gegenwärtiger Zeit befassend; hätte ich ahnden können, was bevor stand, ich hätte sicher seiner Aufforderung Folge geleistet. Seine Wiederherstellung war nur

täuschend; der Tod hatte im Verborgenen, mit Emsigkeit unterhöhlend, sein Werk fortgesetzt. Auf einer Fahrt nach Kaltern erkrankte er abermal, um nicht wieder zu genesen. Die Todesengel förderten die Arbeit mit rascher Eile; mit Hast schlugen seine letzten Stunden aus; am 14. September erlosch dieß rege Leben, im letzten Kampfe die Schmerzen durch Besinnungslosigkeit verhüllend, in Mitte seiner trostlosen Familie; und der Mund verstummte auf immer, von dem so oft das beredte Wort für seine Heimath ausgegangen.

So hat dieser Ehrenmann gelebt, und so ist er gestorben; alle, die sein Wesen und sein Thun näher gekannt, haben ihn im Herzen geehrt und hochgehalten. Darum aber, weil er Vielen werth gewesen, mußte er auch Andern Anstoß geben, und ihnen zum Steine werden, der ihnen im Wege lag. Das ist so in der Ordnung; wo irgend eine ausgezeichnete Eigenschaft in uninteressirtem Sinne sich den Menschen hilfreich bietet, sollte man theoretisch glauben, sie würden angezogen und etwa gerührt; in der Wirklichkeit aber geschieht in der Regel das Gegentheil, sie werden abgestoßen und fahren in ihr Gehäuse zurück. Das geschah ihm schon in der Jugend, und die Fragmente erzählen: wie damals, als er die von seinem Vater zu Stande gebrachte Unterwerfungsacte mit Lebensgefahr nach Trient getragen, die wildaufgeregten Bauern auch ihn für einen Verräther gehalten, und er zweimal, wie durch Wunder, ihrer blinden Zornwuth entronnen. Solche Verrathriecherei ist es denn auch gewesen, die der Kaiser Franz in der Folge den Bauern, als eine ihnen anhängende endemische Krankheit vorgeworfen. Das ist ein Uebel, bei einem Bergvolke im Zustande der Aufregung leicht erklärlich. Gespannten Auges und gezogenen Hahnes am Stutzen, schleichen alsdann diese Hirten, die sich in Kriegsleute umgewandelt, auf ihren Höhen; fassen Alles, was ihnen begegnet, scharf in's Auge, und finden sich nur allzu geneigt, überall auf Seite des Feindes, und

selbst des unbekannten Freundes, Gefahr ahndend und Hinterlist, auf geglaubte Verräther zu fahnden. Geht die Aufregung dann vorüber, und wird es wieder Frieden in den Gemüthern, dann bleibt die Gewohnheit doch zurück; der Spürsinn von außen zurückgetreten, wirft sich dann auf's Innere, belauert sich gegenseitig, sucht Triebfedern und Motive mit schlauem Scharfsinn zu ergründen; und so bildet sich dann jener Klatsch, der überall den Frieden der Gesellschaft stört. Diese Plage der gegenseitig sich beklatschenden Menschheit kannte der Frhr. v. Giovanelli sehr wohl; aber er achtete die Schnackenstiche dieses Schnackes nicht. Mehr Aergerniß nahm er an der Entwicklung, die diese im Aasgeruch duftende Blüthe in unsern Tagen gewonnen. In der Bereitung all der prickelnden und juckenden Schärfigkeiten, die in ihr schon unter der Erde beginnt, wird noch mit einer Art Bewußtlosigkeit verfahren; was weiß auch selbst die Schlange, die an dieser Wurzel nagt, von dem Tode, den ihr Giftzahn brütet, und den sie dann, unbekümmert um die Wirkung, dem gebissenen Glied einflößt? Aber in unsern Tagen ist neuerdings die Wurzel, in einem raschen Säcularschusse zu Tage tretend, zum Baum geworden; und dieser hat, nun seiner selbstbewußt, den Schädigungen, die von ihm den Ausgang nehmen, den Charakter vorbedachter Bosheit aufgedrückt. Aus der brandigten Auflösung der modernen Gesellschaft aufgesproßt, athmen diese Gewächse die Verneinung, die sie geboren, in der Form der Lüge aus; und diese Lüge, die Trägerin des Miasma, hat ganz Europa wie ein Heerrauch überzogen; und sie vermehrt sich fort und fort durch Ansteckung, indem sie in dem Gesunden wieder dieselbe Zersetzung weckt, aus der sie selbst hervorgegangen. Sie fabeln, die Aqua toffana werde aus dem Schaum eines zu todt gepeitschten Menschen bereitet; so scheint hier das Uebel aus dem Krampfe einer zu tode geängstigten Zeit entstanden; es hat sich also zuerst in Frankreich nach seinen Revolutionen an der jeune France gezeigt; dann auch der hoffnungsvollen Jugend der umstehenden

Völker mitgetheilt. Das junge Tirol hatte auch zur Theilnahme sich herbeigemacht, und einen Gegenstand suchend, an dem es seine Milchzähne zu üben vermochte, in seinem alten Vertreter einen zweckdienlichen Gegenstand gefunden. Aber es war zu spät gekommen, der Freiherr war darüber weggestorben, und lag ruhig in seinem Grabe. Darum hat es einstweilen an Beda Weber seine Kraft geübt, der längst sein höchstes Mißfallen sich zugezogen, und neuerdings durch die Wahl zum Akademiker in Wien seine Strafbarkeit gemehrt. Darum wurde gegen ihn zuerst das ganze schwere Geschütz der Partei aufgestellt, und mit Bosheiten und Verläumdungen geladen, gegen ihn gelöst; nachdem man, wie es schien, diesen lasterhaften Verbrecher zu Schanden geschossen, wurde auch an's Grab des Gestorbenen gezogen. Dort haben sie ihm in ihrer Weise die letzte Ehre angethan, mit Posaunenbegleitung das dies irae absingend; der Selige aber hat sich wie bisher ganz gleichgiltig gegen die Huldigung gezeigt; der Lebende aber war sehr gerührt über das laute Lebehoch, das sie ihm gebracht; und wird sich bemühen, durch sein künftiges Benehmen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die sie in ihn gesetzt. Den Ueberlebenden aber ist zu rathen, wieder nach alter Sitte Eisengitter am Eingange der Friedhöfe zu legen; um künftig den unreinen Thieren mit gespaltenen Klauen den Eingang zu wehren, damit sie die Ruhe der Todten nicht ferner stören mögen.

J. v. Görres.

XIX.

Ueber die Krönung und Salbung der Könige, und die Weihe des Schwertes bei den germanischen Völkern.

Vor Kurzem haben wir bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung der Erzherzogin Maria von Oesterreich (Heft II. S. 103) des Umstandes gedacht, daß die Geschichte mehrere Beispiele davon aufzuweisen habe, daß durch Fürstinnen ausnehmend viel für die Verbreitung der christlichen Religion geschehen sei. Die Kirche hat von jeher die wichtige Stellung, welche die Fürstinnen in dieser Beziehung einnahmen, anerkannt. Insonderheit spricht sich dieß auch in einem sehr alten Krönungsformular aus, welches den die Krönung einer Königin vollziehenden Erzbischof, wenn er ihr den Ring an den Finger steckt, folgende Worte sagen läßt: „Empfange das Zeichen des Glaubens an die heilige Dreieinigkeit, damit du vermögest alle häretische Schlechtigkeit zu meiden, und die barbarischen Völker mit der dir verliehenen Tugendkraft zur Erkenntniß der Wahrheit herbeizurufen.“ Ueberhaupt enthalten die Formulare für die Krönung der Königinnen, mehr noch die für die Könige, eine überaus schöne und erhabene Auffassung der hohen Bedeutung der kö-

niglichen Würde, so wie von ihrer Stellung zu Gott und seiner Kirche, daß es nicht uninteressant seyn dürfte, Einiges hiervon unsern Lesern mitzutheilen.

Die Kirche, welche von dem Grundsatze des göttlichen Rechtes der Könige ausgeht, hat von jeher dieselben auch ohne Krönung und Salbung anerkannt. Beispiele der ersteren sowohl, als der Wiederholung des alttestamentarischen Gebrauches der letzteren finden sich, so weit wir bestimmte Nachrichten darüber haben, seit dem fünften Jahrhunderte vor. Eine sehr verunglückte Deutung des Ursprunges dieser Krönungsceremonien, und insbesondere der Salbung der Könige, will denselben daraus herleiten, daß Usurpatoren des Thrones auf diesem Wege sich den Schein der Legitimität hätten verschaffen wollen. Allein, wenn es auch richtig ist, daß Phokas der erste Kaiser war, von dem wir die bestimmte Nachricht haben, daß er sich habe salben lassen, so wissen wir doch, daß bereits Theodosius der Jüngere gekrönt worden sei, so wie auch, daß schon die irischen und britischen Könige des fünften Jahrhunderts die Salbung empfangen haben. Es ist daher im höchsten Grade wahrscheinlich, daß auch schon die Kaiser seit Theodosius auf eben diese Weise die Krone erhalten haben. Eben so hat man auch gemeint, unter den angelsächsischen Fürsten habe zuerst der Usurpator des northumbrischen Reiches Eardulf sich salben lassen, während zuverläßig dieß schon von Egferth von Mercia beobachtet worden ist *). Eines der ältesten Beispiele der Königskrönung und Salbung unter den Germanen ist die des tapfern westgothischen Königs Wamba im Jahre 672; es ist bekannt, wie er in seiner ihm durch Gift

*) Vergl. Lingard, Alterthümer der angelsächsischen Kirche. In's Deutsche übersetzt von F. H. in Rom. (Breslau 1847) S. 306 u. ff. Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf diese sehr wohlgelungene Uebersetzung jenes ausgezeichneten Werkes aufmerksam zu machen; sie eröffnet für den der englischen Sprache Unkundigen den Zutritt zu einem großen Schatze von Gelehrsamkeit.

bereiteten Krankheit durch Uebernahme der öffentlichen Kirchenbuße den Thron verlor und die Geistesgröße hatte, um sein Vaterland vor einem Bürgerkriege zu bewahren, zu Gunsten Erwigs nämlich darauf zu verzichten. Dieser ließ sich alsbald feierlich krönen, welcher Gebrauch seither stets von den Königen Spaniens beobachtet worden ist. In Britanien findet sich in dem Pontificale Egberts, des Erzbischofs von York, welches dem achten Jahrhunderte angehört, ein Rituale für die Krönung der angelsächsischen Könige. Was Frankreich anbetrifft, so scheint man sich, während der Zeiten der Merowinger, mit der altgermanischen Sitte, den neuen König auf einem Schilde zu erheben und ihn dem Volke zu zeigen, begnügt zu haben; völlig gewiß ist erst die Krönung Pippins, die an ihm von dem heiligen Bonifacius, und nachmals zugleich an ihm und seinen Söhnen von Papst Stephan II. vollzogen wurde. Seither blieb die Krönung für alle aus der karolingischen Monarchie hervorgehenden Reiche in allgemeiner Uebung, und es darf daher als eine merkwürdige Ausnahme bezeichnet werden, daß Heinrich der Sachse, der sich nicht als einen Nachfolger der Karolinger betrachtet wissen wollte, auch nicht zum Empfange der Krönung sich verstand.

Die Königskrönung läßt sich passend mit der bischöflichen Ordination vergleichen. Durch diesen kirchlichen Act, bestehend in Segnungen und Gebeten, in der Salbung mit Oel, als dem Symbole der Gnade und der alle Gebrechen und Wunden heilenden Kraft Gottes, und in der Ueberreichung verschiedener auf die königliche Würde bezüglichen Symbole, wird diese und mit ihr das ganze Reich in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes christianisirt und geheiligt; daher bezeichnet man im weiteren Sinne die Königskrönung sogar mit dem Ausdrucke Sacrament, ohne jedoch, wie dieß im Oriente geschah, sie wirklich als ein achtes Sacrament zu betrachten. Durch diese Handlung wird es deutlich kund gegeben, daß die königliche Gewalt von Gott und nicht vom Volke komme; sie

ist nicht so sehr die Anerkennung eines entstehenden, als vielmehr die Heiligung eines selbst in den Wahlreichen schon bestehenden Rechtes. Sie zeigt dem Könige die Erhabenheit seiner Würde, aber auch die Größe seiner Pflichten, sie zeigt jedoch nicht minder dem Volke, wie es den von Gott Erwählten durch Gehorsam zu ehren, und was es von Dem zu erwarten habe, der die ersten Augenblicke seiner Thronbesteigung dazu verwendet, um laut und öffentlich vor aller Welt sich als den Diener Gottes und den Sohn der Kirche zu bekennen und dazu benützt, um mit feierlichem Gelübde zu versprechen, in Gerechtigkeit sein Reich zu regieren.

Sind zwar die Ritualien, die man bei der Krönung anwendete, nach Verschiedenheit der Länder und Zeiten verschieden, so stimmen sie doch der Hauptsache nach überein. Es findet sich daher auch alles Wesentliche, ja selbst die uralten, hiebei gebräuchlich gewordenen Gebete, in dem noch jetzt üblichen Pontificale Romanum wieder. „Erhaben ist diese Spendung“, sagt der heilige Petrus Damiani, weil sie eine erhabene Gewalt bewirkt. Denn wenn ein Geblüt von solchem Adel, sei es durch Geburt oder Wahl für den Thron bestimmt, zum König erwählt wird, dann wird der geistliche und weltliche Adel, des ganzen Reiches Kraft, zusammengerufen. Hier steht die ruhmvolle Genossenschaft der Primaten, Metropoliten und Bischöfe, dort der achtbare Adel der Herzoge, Grafen und Castellane. Inmitten schreitet einher der Mensch, der über Menschen herrschen soll, umringt von ansehnlicher Schaar. Dann wird er zum Altare des höchsten Fürsten geführt, um des Reiches Beginn von Dem zu empfangen, durch welchen die Könige herrschen.“ Hier am Altare des Herrn redet der die Krönung vollziehende Primas oder Erzbischof den in seinem ritterlichen Schmucke hinzutretenden Fürsten an, und macht ihn auf die schweren Pflichten, die er zu übernehmen im Begriffe steht. Oefters geschah dieß fragweise, indem der zu Krönende dabei zugleich einstweilen ohne Eid die Erfüllung bestimmter

Obliegenheiten gegen Kirche und Volk versprach. Nachdem dieses geschehen, wird der Krönungseid abgelegt, worauf nicht selten, besonders in den Wahlreichen, aber auch in andern, der versammelte geistliche und weltliche Adel nebst dem Clerus und dem Volke durch die Frage: ob man diesen Fürsten zum Könige haben und ihm gehorchen wolle? zur Acclamation aufgefordert wurde. Die Leistung des Eides geschieht knieend, wobei die Schwörfinger auf das Evangelienbuch gelegt werden. Eine sehr alte, sowohl in England als in Frankreich gebräuchliche Formel läßt den Fürsten Dreierlei in folgenden Worten versprechen: „erstens, daß die Kirche Gottes und das ganze christliche Volk unter meiner Regierung wahren Frieden genießen sollen. Zweitens, daß ich jede Art von Raub und Ungerechtigkeit Jedermann, ohne Unterschied des Standes, verbieten will. Drittens, daß ich befehlen will, in allen Urtheilen Unpartheilichkeit mit Barmherzigkeit zu verbinden, damit der allgütige und allgnädige Gott durch seine ewige Barmherzigkeit uns Allen vergebe. Amen." Der Eid im Pontificale Romanum hingegen lautet, in Uebereinstimmung mit andern Krönungsformularen, folgendermaßen: „Ich, mit Gottes Zustimmung, künftiger König, bekenne und verspreche vor Gott und seinen Engeln, fortan der Kirche Gottes und dem mir untergebenen Volke Gesetz, Gerechtigkeit und Frieden nach meinem Können und Kennen (pro posse et nosse) zu wirken und zu bewahren, mit gebührender Rücksicht auf Gottes Barmherzigkeit, wie ich nach dem Rathe meiner Getreuen am besten dazu im Stande seyn werde; den Bischöfen der Kirchen Gottes die gebührende und canonische Ehre zu erweisen, und unverletzt zu bewahren, was von Kaisern und Königen den Kirchen verliehen und wiedergegeben ist; den Aebten, Grafen und meinen Vasallen die entsprechende Ehre nach dem Rathe meiner Getreuen zu bezeigen. So helfe mir Gott und diese heiligen Evangelien." Außerdem war es in einigen Reichen, z. B. in England Sitte, daß der Eid des Königs noch schriftlich auf dem Altare niedergelegt wurde. Auf den Schwur folgen mehrere Benedictionen des Königs, die theils wäh-

rend, theils nach der Litanei zu allen Heiligen gesprochen werden, dann die Salbung. Diese geschieht mit dem auch bei der Priesterweihe gebräuchlichen Oleum Catechumenorum, und zwar an verschiedenen Stellen des Armes unter einer Reihenfolge darauf bezüglicher Gebete. Hiervon gab es jedoch einige mit den Canones nicht übereinstimmende Ausnahmen, indem die Könige von Frankeich auch mit Chrisam, und gleich ihnen die Könige von England auf dem Haupte, der Brust und dem Arme gesalbt wurden, womit nach der Erklärung des heiligen Thomas Becket der Ruhm, die Heiligkeit und die Kraft des Königthums ausgedrückt werden soll. Nach vollzogener Salbung, und nachdem der zu Krönende die königlichen Gewänder angethan, beginnt die Messe und wird bis zum Graduale fortgesetzt, dann aber die Uebergabe der Symbole der königlichen Gewalt vorgenommen. Zuerst überreicht der Consecrator das auf dem Altar liegende Schwert mit den Worten: „Empfange aus den zwar unwürdigen, aber doch an Stelle und durch die Auctorität der Apostel geweihten Hände der Bischöfe das Dir königlich verliehene Schwert, und sei dessen eingedenk, was der Prophet prophezeiete, indem er sprach: „„Gürte dein Schwert um Deine Lende, Allmächtigster!"" damit Du durch dasselbe die Macht der Billigkeit ausübest, den Druck der Schlechtigkeit kräftig zerstörst, und die heilige Kirche Gottes und die Gläubigen vertheidigst und beschützest, nicht minder die im Glauben Falschen als wie Feinde des christlichen Namens verabscheuest und vernichtest; Wittwen und Waisen mit Milde hilfst und sie vertheidigst, das Verlassene wieder aufrichtest, das Aufgerichtete bewahrst, das Unrecht rächest und das Wohlgeordnete bekräftigst, auf daß Du also handelnd durch den Triumph der Tugenden ruhmvoll und durch den Dienst der Gerechtigkeit erhaben, dereinst ohne Ende mit dem Erlöser der Welt, dessen Vorbild in Deinem Namen liegt, zu herrschen würdig werden mögest. Der mit dem Vater und dem heiligen Geiste Gott lebet und regieret in Ewigkeit. Amen!" Mit dem Schwerte umgürtet, entblößt der König dasselbe und schwingt es kraftvoll

über dem Haupte, worauf ihm dann der Ring, als das Zeichen des Bundes mit dem christlichen Glauben, an den Finger gesteckt wird. Hierauf folgt die eigentliche Krönung mit den Worten: „Empfange die Krone des Reiches, welche von den zwar unwürdigen Händen der Bischöfe auf Dein Haupt gesetzt wird; wolle sie dahin verstehen, daß sie den Ruhm der Heiligkeit und Kraft ausdrücklich bezeichne, und wisse, daß Du durch sie auch an unserem Dienste theilhaftig wirst, so daß, wie wir als die Hirten und Leiter der Seelen in dem Innern anzusehen sind, so auch Du im Aeußern der wahre Diener Gottes, der kräftige Vertheidiger der Kirche Christi gegen alle Widerwärtigkeiten, und der tüchtige Vollführer und gedeihliche Lenker des Reiches seyn mögest, welches Dir von Gott verliehen, und durch die von uns an Stelle der Apostel vollzogene Spendung der Benediction und unter der Fürbitte aller Heiligen Deiner Leitung übergeben ist; auf daß Du unter den ruhmvollen Streitern, mit den Edelsteinen der Tugenden geschmückt und mit dem Preise der ewigen Glückseligkeit gekrönt, mit dem Erlöser und Heilande, unserm Herrn Jesus Christus, dessen Namen Du trägst und dessen Stelle Du vertrittst, ohne Ende der Glorie genießest; Der da lebet und regieret Gott mit Gott dem Vater in Einigkeit des heiligen Geistes in alle Ewigkeit. Amen!" Alsdann wird dem Könige das Scepter in die rechte, der königliche Stab in die linke Hand gegeben. In Frankreich war es Sitte, ihm auch eine elfenbeinerne Hand, als Symbol der Gerechtigkeit, zu überreichen; schon Hugo Capet wird auf manchen Siegeln mit derselben abgebildet. Ein anderes, ebenfalls häufiges Symbol der umfassenden Herrschaft war der Reichsapfel, dessen jedoch das Pontificale Romanum nicht gedenkt. Nach Empfang dieser Symbole wird der König, ihm das Schwert voraustragend, in Prozession nach seinem königlichen Sitze hin begleitet, wo er nunmehr von dem Erzbischof feierlich inthronisirt wird. Dieser erhebt dann seine Stimme und ruft durch die Hallen des Domes: „Vivat Rex in aeternum" und der Chor stimmt, um Gott für die Wohlthat

zu danken, daß dem Volke wieder eine natürliche, schützende und wohlthätige, Gottes Gesetz unterworfene, und zur Handhabung von Recht und Gerechtigkeit eingeweihte Macht gegeben sei, das Te Deum laudamus an. Darnach wird die Messe fortgesetzt; die Lection wird schon in den ältesten Krönungsordnungen aus den im Leviticus enthaltenen Segensworten über die, welche Gottes Willen thun, genommen, das Evangelium, während dessen Verlesung der König die Krone vom Haupte nimmt, nach älterem Gebrauche, aus Matthäus von Christi Antwort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist"; in späterer Zeit hat man das Evangelium aber von der Anbetung der heiligen drei Könige dazu gewählt. Während des Offertoriums schreitet der König zum Altare hin und bringt seine Opfergabe dar. Unter der Messe empfängt er dann mit entblößtem Haupte die heilige Communion, nach mehreren Krönungsformularen unter beiderlei, nach dem Pontificale Romanorum nur unter einer Gestalt, worauf dann von dem Erzbischofe die allgemeine Benediction ertheilt wird.

Durch die auf die angegebene Weise vollzogene Krönung wird das Band zwischen dem Könige und seinem Volke besiegelt und es knüpfen sich hieran die wichtigsten Folgen an. Der König, welcher von Gott die Krone aus der Hand der Kirche empfangen hatte, stellte sich dadurch selbst in ein näheres und innigeres Verhältniß zu ihr. Es war daher um so natürlicher, daß wenn zwischen dem Könige und seinem Volke über die gegenseitigen Rechte und Pflichten Streit entstand, die Kirche, welche jene Ehe durch die Krönung gleichsam wie durch eine Trauung eingesegnet hatte, darum befragt wurde, wie der Streit zu schlichten sei, oder auch ohne eine solche Aufforderung wegen der aus demselben entspringenden Gefahr der Seelen sich um die Versöhnung und Ausgleichung bemühte. Die Geschichte bietet viele Beispiele der Art dar, in welchen die Kirche theils über schwierige Gewissensfragen, die aus den beschwornen Eiden hervorgingen, entschied, theils durch ihren Ausspruch die Fürsten gegen Anmaßungen des Adels und des

Volkes, und dieses gegen die Willkür und Despotie der Fürsten in Schutz genommen hat.

Das Grundprincip, welches in der Königskrönung sich ausspricht, ist das: es soll das weltliche Schwert zur Ehre Gottes geführt werden. Daraus ist es aber auch erklärlich, warum die Kirche nicht bloß die königliche Würde in dieser Weise heiligte, sondern dem germanischen Ritterthume überhaupt die Weihe des Christenthumes gab. Sie schloß sich hiebei gewiß an den alten Gebrauch an, daß auch im Heidenthume die Waffen auf den Altären der Götter zum Kampfe der Religion geweiht wurden. Um so mehr mußte es einem christlichen Streiter als ein Bedürfniß erscheinen, sein Schwert aus den Händen der Kirche Gottes zu empfangen. Demgemäß wurde bereits frühzeitig, und zwar vorzüglich in England, die Wehrhaftmachung der Jünglinge, die sogenannte Schwertleite, von kirchlichen Feierlichkeiten begleitet. Dasselbe findet sich denn auch häufig nicht bloß in den geistlichen Ritterorden, sondern überhaupt bei der Verleihung der Ritterwürde wieder. Wenn auch der Ritterschlag durch die Fürsten üblich blieb, so war doch in dem Eide des Ritters, ja in der gesammten ritterlichen Sitte die Pflicht des Streites für die Kirche, die Hauptseite des christlichen Ritterthums geworden. Ein interessantes Beispiel und zugleich hinlängliche Belehrung über diesen Gegenstand bietet die Ertheilung der Ritterwürde an den als Knappen zum Könige der Deutschen gewählten Grafen Wilhelm von Holland. Bevor dieser das ritterliche Gelübde ablegte, stellte ihm der päpstliche Legat Petrus Caputius „das Joch der ritterlichen Regel" vor, in welcher unter den ersten Punkten sich folgende befinden: „daß Du mit frommer Erinnerung an das Leiden unsers Herrn täglich die Messe hören willst; für den katholischen Glauben kühn Deinen Leib wagen, die heilige Kirche und ihre Diener von allen Widersachern befreien, Wittwen, Unmündige und Waisen in ihren Nöthen beistehen, ungerechte Kriege meiden wollest u. s. w." Als hierauf Wilhelm den Eid geleistet hatte, schlug ihn der König von Böhmen zum Ritter, mit den Wor-

ten: „Zur Ehre des allmächtigen Gottes weihe ich Dich zum Ritter und nehme Dich gern in unsere Genossenschaft auf, aber gedenke, daß der Erlöser der Welt vor dem hohen Priester Annas für Dich geschlagen und vor dem Landpfleger Pilatus verspottet, gegeißelt und mit Dornen gekrönt, vor dem Könige Herodes mit dem Purpur bekleidet und verlacht, und vor dem ganzen Volke nackt und verwundet, am Kreuze aufgehängt worden ist; seiner Beschimpfung, ermuntere ich Dich, sei eingedenk, sein Kreuz, rathe ich Dir, nimm auf Dich, seinen Tod, mahne ich Dich, räche!"

So mußte Wilhelm von Holland vor seiner Krönung noch erst zu der Meisterwürde des Ritterthumes emporsteigen, denn als König hatte er unter den Rittern der Erste zu seyn. Aber nicht bloß der erste Ritter, der Erste im ganzen Reiche, über alle Bischöfe und Fürsten; alle Priester, Grafen und Herren sollte als ihre Obrigkeit der König seyn. Zu jener Ehre, zu diesem Amte weihte die Kirche ihn ein; sie heiligte in seiner Person die ganze weltliche Ordnung, und durchdrang sie mit dem Geiste des Christenthums. Unsere Fürsten sind Christen, die Unterthanen sind Christen und doch ist jener Geist aus dem Staatenleben entwichen; an ihn, nicht an sie, waren jene Formen geknüpft, und darum haben auch sie aufgehört. Für unsere Zustände völlig unbrauchbar, ist in ihnen doch die Fülle des christlichen Staatsrechtes enthalten.

XX.

Literatur.

P. Peter Singer's metaphysische Blicke in die Tonwelt, nebst einem dadurch veranlaßten neuen System der Tonwissenschaft. Herausgegeben von Georg Phillips. München, 1847.

Wir haben vor einiger Zeit von dem Pansymphonikon, einem neuen musikalischen Instrumente, welches der P. Peter Singer zu Salzburg erfunden hat, einen kurzen Bericht erstattet. Schon damals erwähnten wir des Werkes, das wir hier zur Anzeige bringen, indem so eben die „metaphysischen Blicke in die Tonwelt", in Commission der literarisch-artistischen Anstalt, dahier erschienen sind.

Der Verfasser geht bei seinem Werke von der Betrachtung aus, daß die Tonwelt eine nicht geringe Zahl von Geheimnissen in sich trage, welche bisher zu enträthseln nicht gelungen sei, obschon man den Versuch dazu in der Anfertigung verschiedener Systeme gemacht habe. Da aber die Tonwelt selbst etwas für den Menschen durchaus Objectives ist, so wäre das richtige System in ihr selbst zu suchen, und nicht in sie hineinzutragen. Als etwas Objectives ist aber die Tonwelt den

Menschen von Gott gegeben, nicht von dem Menschen gemacht. Von Gott gegeben, muß aber gerade die Tonwelt, die wesentlich aus Harmonien besteht, selbst in der größten Harmonie mit der Harmonie der gesammten Schöpfung Gottes stehen. Wie also erklären sich die höchst auffallenden Erscheinungen, daß es durchaus nicht zulässig ist, bei Instrumenten jeden Ton vollkommen rein zu stimmen; z. B. wollte man in C dur das E völlig rein stimmen, so würde es durchaus nicht als Quinte zu A dur passen. Wie erklärt sich ferner die räthselhafte Eigenthümlichkeit der Molltonarten, daß sie beim Hinabsteigen die ihr angehörenden Töne beibehält, beim Hinaufsteigen aber zwei dieser Skala ganz fremde Töne in sich aufnimmt? Wie erklären sich überhaupt die den Dur-Tonarten verwandten Moll-Tonarten? Für alle diese Räthsel gibt uns der Verfasser, auf die höchsten Gesetze der göttlichen Ordnung zurückgehend, sehr einfache Principien, indem sich in der ganzen Tonwelt die Allheit Gottes abspiegelt. Die Grundharmonie der ganzen Schöpfung ist die Dreieinigkeit, die der Musik der dreieinige harmonische Dreiklang, der bei vollkommenern Instrumenten schon dann gehört wird, wenn nur der erste Ton angeschlagen wird. In der Dreieinigkeit ist aber eine Person leidend geworden, die zweite; eben so wandelt sich in jenem Accord der zweite Ton leidend um, und dadurch entsteht die Molltonart. Wird diese hinabsteigend angegeben, so ist sie ihrer Natur conform; hinaufsteigend aber drückt sich in ihr die vollendete Erlösung des zum Himmel aufsteigenden Erlösers aus. Dem dreieinigen harmonischen Accorde sind außerdem noch zwei andere, als Hülfsaccorde untergeordnet; der eine ebenfalls mit ihm übereinstimmend, der Septimenaccord auf der Oberdominante, nimmt nur einen Ton, die kleine Septime hinzu, ruht aber doch nur in dem Uebergange in der Rückkehr zum Grundaccorde; der andere, der Quintsextenaccord, auf der Unterdominante, der ebenfalls das Bild der Urharmonie in sich trägt, hat aber noch einen andern Ton, die Sext, und sucht ebenfalls die Ruhe in dem Grundaccord. Diese Hülfsaccorde bezeichnen, jener die



englische, dieser die menschliche Natur. Jene Erscheinung aber, daß die Töne nicht durchaus rein gestimmt werden können, verräth selbst und erklärt sich daraus, daß es eine Urharmonie gebe, welche für uns eine Mißstimmung erfahren hat, in welcher auch selbst der Mollaccord ursprünglich keine reine Existenz gehabt hat.

Ob es möglich sei, in so kurzen Abrissen die Grundprincipien des Verfassers völlig klar und überzeugend zu entwickeln, müssen wir dahingestellt seyn lassen, und in dieser Beziehung auf das Buch selbst verweisen. Allein wir müssen insbesondere in dieser Hinsicht folgenden Punkt noch hervorheben. Es könnte leicht Jemand auf den Gedanken kommen, dieß seien sehr nutzlose Vergleiche, und besten Falles mystische Spielereien. Allein nichts weniger als das; das auf diesem Wege gefundene, in der Tonwelt selbst liegende System zeigt sich zugleich als ungemein praktisch und einfach für die Erlernung der Musik überhaupt. Dieses System zerfällt in zwei Abschnitte, in die Tonlehre und in die Tonverbindungslehre, und läßt sich kurz auf folgende Sätze zurückführen:

Das oberste Princip der Tonkunst, die Hauptaufgabe derselben ist: die mannigfaltigsten Töne nach den von dem Schöpfer in die Tonwelt gelegten Normen zur Einheit und Melodie zu verbinden. Die mannigfaltigen — quantitativ und relativ verschiedenen Töne sind die Materialien der Tonkunst, ihr Körper; die Einigung derselben nach den Naturgesetzen ist ihre Seele. Hieraus entsteht dann jene große Harmonie der mannigfaltigen Harmonien und Melodien in ihren verschiedenen nächsten Beziehungen unter sich und in ihren letzten Beziehungen zu ihrem Endzweck. Die Tonlehre hat es nur mit der umfassenden Kenntniß der musikalischen Materialien, die Ton-Verbindungslehre mit der zweckmäßigen Bearbeitung derselben zu thun; jene erforscht die Töne an und für sich, ihre Natur und verschiedenen Eigenschaften, diese ihre gesetzmäßige Verbindungen zu ihren nächsten und letzten Zwecken. Sie zerfällt wie-

derum in zwei Theile, nämlich: die gesetzmäßige gleichzeitige, oder successive Verbindung mehrerer Töne mit einander, Harmonie- und Melodielehre.

In dem ganzen Werke spricht sich nun der Meister seines Faches, ein durchaus gewiegter Musiker, namentlich Kenner der Orgel aus. Das ganze System ist so einfach, klar und faßlich, daß das Buch nicht etwa bloß den eigentlichen Männern vom Fach, sondern für Jeden von Interesse seyn wird, der Neigung dazu hat, einen tiefern Blick in die Tonwelt zu thun, der ihm zugleich eine großartige Auffassung des Ganzen der Harmonie gewährt. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, zu bemerken, daß der Verfasser nunmehr sein neues Pansymphonikon vollendet hat, welches das zuerst verfertigte noch weit übertrifft. Fürchteten wir nicht, den ohnehin stark von Neugierigen überlaufenen, bescheidenen und liebenswürdigen Künstler noch mehr in seiner klösterlichen Ruhe zu stören, so würden wir nicht anstehen, jeden Musikliebhaber, der Salzburg besucht, auf das wunderbare an jenem verfertigten Instrument aufmerksam zu machen.

XXI.

Zeichen der Zeit.

Die politischen Meuchelmörder und die Freischaarenzüge des Radikalism. — Der Prozeß der materialistischen Communisten in Paris. — Die mordbrennerische Communisten-Literatur. — Ihre Beurtheilung in der Kölner Zeitung. — Das Kölner Blatt gegen den „retrograden" Conscience. —! Das Princip der eigensüchtigen Genußsucht und der Atheism. — Heine's Blasphemien und ihre Beurtheilung in der deutschen Presse. — Das Stiftungs-Fest des Bonner Vereins: „Wahrheit im Leben und Erkennen."

Der Tod Leu's hat der Welt bewiesen, daß jene Partei, welche vorgibt, die verderblichen Lehren der Jesuiten zu bekämpfen, wenigstens theilweise sogar den Meuchelmord als ein durch den Zweck geheiligtes Mittel ansieht; die Mordversuche im Klettgau scheinen eine weitere Anwendung dieser blutigen Lehre, die statt des Kreuzes den Dolch der Assasinen sich zum Werkzeug ihrer vorgeblichen Befreiung des Menschengeschlechts erwählt hat; Tschech endlich hat den Frevelmuth zu seinem versuchten Königsmord ohne Zweifel in der gleichen Verachtung jeglicher göttlichen und menschlichen Ordnung und Autorität geschöpft.

Im Allgemeinen könnte man alle diese Verbrechen eine deutsche Uebersetzung der vielfachen ihnen vorausgegangenen Mordversuche gegen Louis Philipp nennen, wobei ja auch

die Freiheit, wie man sie nämlich in diesem Kreise der entfesselten Verruchtheit versteht, ihren weiten Mantel über den Königsmord ausbreiten, und der Zweck das Mittel heiligen sollte.

Die Organisirung der Freischaaren in der Schweiz, war, wie wir bereits bemerkt, nichts anderes, als die Anwendung desselben Grundsatzes in größerem Maßstabe, und seine Uebertragung in's Gebiet des Völkerrechts; hier galt der Meuchelmord nicht einem Einzelnen, sei es nun dem Haupte einer Regierung oder einem hervorragenden Führer aus der Mitte der politischen Gegner, sondern er galt der Regierung und der bestehenden Ordnung der Dinge überhaupt. Ob Tausende dabei ihr Leben verloren oder nicht, das war keine Betrachtung, welche die Friedensbrecher hatte zurückhalten können.

Sehen wir in all Diesem, wie wenig diese radikale Parteiwuth, wenn es die Erreichung ihrer Absichten gilt, das Leben ihrer Mitmenschen heilig achtet, und wie sie es nicht scheuen würde, durch Ströme von Blut und über brennende Trümmer den Stuhl ihrer Tyrannei zu besteigen; so hat jüngst ein merkwürdiger Prozeß, der vor den Assisen der Seine verhandelt wurde, gezeigt, was übrigens jeder Unbefangene sich schon im voraus selbst sagen konnte, daß das Eigenthum des Einzelnen, in den Augen dieser Mordbrenner der Freiheit, gleich dem Leben nicht allein nicht heilig ist, sondern daß im Gegentheil der bestehende Besitz und alle seine Erb- und Eigenthumsrechte ihnen als ein fluchwürdiges Verbrechen an der Menschheit, als ein fortwährender Diebstahl an dem Besitzlosen erscheinen, zu dessen Rache die Jünger dieser Lehre sich mit einem infernalen Fanatism begeistern und gleichfalls jedes Verbrechen für erlaubt halten.

Man wende uns nicht ein, wir übertrieben zu Parteizwecken die Wichtigkeit jener Erscheinung; ein solches Complott irregeleiteter Handwerksleute sei etwas ganz Einzelnes, was in der Corruption einer großen Hauptstadt, wie Paris, seine natürliche Erklärung finde. Zu allen Zeiten eines bewegten Par-

teikampfes seien, und zwar oft aus dem Schooß der reinsten Bestrebungen, durch den Beitritt der menschlichen Leidenschaften, durch Mißverständniß und Uebertreibungen, ähnliche Ausgeburten hervorgegangen. Was in Frankreich sich aus der Natur der Umstände ergebe, sei eben deßhalb in Deutschland undenkbar.

Die, welche ihre Besorgnisse mit diesen und ähnlichen Gründen beschwichtigen, bitten wir, nur zu bedenken, daß jene Verbrecherbande in Paris mit ihrem atheistischen Revolutionsfanatism nichts weniger als vereinzelt dasteht. Auf ihren Zusammenhang mit den politischen Mordversuchen haben wir schon hingedeutet. Unsere Leser werden sich aber noch insbesondere erinnern, wie vor einigen Jahren in der Schweiz, namentlich in Neuschatel, gerade auch in den Kreisen des Handwerkstandes eine atheistische Propaganda zur Kenntniß der Gerichte gelangte, deren Physiognomie die auffallendste Aehnlichkeit mit den Pariser Freiheitsaposteln zeigt. Der einzige Unterschied möchte vielleicht der seyn, daß die Pariser, sich mit der Theorie nicht länger begnügend, unverweilt zur Ausführung schritten, und so auf ihrer Freibeuterei ertappt wurden. Allein wir begegnen in ihrer Mitte, was wohl zu beachten ist, auch einem Mitgliede, das eigens die Schweiz, im Interesse der Gesellschaft, bereiste, um hier ohne Zweifel eine Filialcompagnie des sogenannten materialistischen oder praktischen Communismus zu gründen, die dann ihrer Seits wieder durch das angränzende Baden und die dortigen Sinnesgenossen Deutschland propagandistisch bearbeitet, und zum Schauplatz ihrer socialen Reformen im Geiste eines universalen, legalisirten Diebssystemes gemacht hätte. Ueberdieß war die Theorie, womit sie ihr Gewissen bei Ausübung ihrer Verbrechen beschwichtigten, nicht in ihrem eigenen Kopf entsprungen, sie hatten, wie die Verhandlungen ausweisen, die Verwirrung aller Begriffe von Recht und Unrecht einer unter ihnen cursirenden Literatur zu verdanken, deren blutlechzende Schmutzprodukte, wie bekannt, von der Schweiz aus ja auch in die Gaue unseres deutschen

Vaterlandes geschleudert werden. (S. hist.-pol. Bl. Bd. IX, S. 522 u. Bd. XIX, S. 330.)

Aus diesen Gründen halten wir es im Interesse der öffentlichen Sicherheit für eine Pflicht, unsere Leser etwas näher mit den Verhandlungen jenes merkwürdigen Prozesses bekannt zu machen. Ohnehin hatten ja die überwiegend radikalen Correspondenten der Allgemeinen Zeitung bisher so viel mit der Bewachung und Beurtheilung der Politik der Sonderbundscantone zu thun, daß sie unmöglich dem Zusammenhange gewisser Bewegungen in der Schweiz mit den Brüdern vom reinsten Wasser in Paris ihre Aufmerksamkeit widmen konnten; sind ja in ihren Augen die Jesuiten (ein von der Kirche anerkannter Orden, gegen den Jedem der Gerichtsweg offen steht) der Gesellschaft eben so gefährlich, wie der schlimmste, mordbrennerische Radikalism, was sie der weit überwiegend katholischen Majorität ihrer Leser nicht oft genug sagen können.

Ein Correspondent der Allgemeinen Preußischen Zeitung faßt in einem Bericht, Paris 16. Juli, Mittel und Zweck des ganzen Unternehmens in folgenden wenigen Worten zusammen: „Vor dem Assisenhofe des Seine-Departements stehen jetzt eine Anzahl Individuen aus den untersten Schichten der Gesellschaft, zehn Arbeiter, die, den Grundsätzen des dem Materialismus huldigenden Theiles der Communisten zugethan, diese Grundsätze kurzweg durch Raub und Diebstahl praktisch durchzuführen begonnen hatten. Der Ertrag ihrer Handstreiche sollte ihnen zugleich die Mittel gewähren, zu Realisirung der Zwecke eines viel weiter gehenden, gegen die ganze bestehende Ordnung der Dinge, und zunächst gegen die Regierung gerichteten Complotts, wodurch man zum bewaffneten Aufstande in Masse gegen die königliche Autorität und dadurch zum Umsturze alles Bestehenden zu gelangen gedachte."

Die Unglücklichen, zehn an der Zahl, die sich von den Vorspiegelungen des radikalen Wahnsinnes hatten verlocken lassen, aus der Theorie zur Praxis überzugehen, gehörten sämmtlich dem Handwerkerstande an, aus dem seit lange schon

die Propaganda ihre Armee rekrutiren möchte, und dazu kein Mittel, namentlich in der Schweiz, unversucht läßt; es waren Schuster, Tischler, Zimmerleute u. s. w. Die Fraction dieser Mordbrenner hatte sich im Jahre 1841 von den übrigen Communisten getrennt, um selbstständig ihre Wege zum Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung zu gehen. Diese Diebstahlsphilosophen waren aus andern communistischen Geheimgesellschaften, namentlich den von Cabet gestifteten Ikariern, ausgetreten, weil dieselben ihnen nicht praktisch genug waren. Ihre Hauptlehre war, daß das Eigenthumsrecht ein Diebstahl an der Menschheit, ein Mißbrauch der Gewalt gegen die Schwachheit sei. Um diesen Mißbrauch abzustellen, legten sie sich auf's Stehlen, das als Pflicht dargestellt und so sehr in großem Maßstabe betrieben wurde, daß Verbündete das saubere Geschäft auch im Auslande trieben, und namentlich Einer, der den Spitznamen Factor führte, zu diesem Zwecke die Schweiz bereiste. Das Lehrsystem dieses Spitzbubenvereins stellte auch das Erbrecht als Diebstahl dar, und verdammte den Familienverband, was also auf ein thierisches Zusammenleben hinauszulaufen scheint.

Während die Pariser Gerichtsverhandlungen dieß communistische Factoreigeschäft in der Schweiz aufdeckten, demonstrirte der Fränkische Merkur seinen Lesern in seinem bekannten Blutcorrespondenzartikel aus der Schweiz vor: der dortige Kampf gelte nur den Uebergriffen des reactionären Auslandes, das die Sonderbundscantone zu seinen Zwecken nach langjähriger Bearbeitung gewonnen habe. Hält man solche Herzensergießungen mit den communistischen Artikeln der Trierer Zeitung zusammen, die Spott und Hohn gegen das Christenthum athmen, und alles Bestehende in seiner tiefsten Wurzel untergraben, so muß man sagen, das deutsche Publikum habe einen stärkeren Magen, als der Vogel Strauß, der Kieselsteine verdauen soll; daß ihn aber der Arsenik nicht angreife, davon habe ich wenigstens noch nichts gehört.

In einer der Versammlungen der Pariser Diebsreforma-

toren wurde nun beschlossen, den ganzen alten Bau der gegenwärtigen Ordnung über den Haufen zu werfen, aber nicht durch gewöhnliche Emeuten und Straßenpflaster-Revolutionen, sondern mit Benutzung der Fortschritte der neueren Wissenschaft, durch Zerstörungsmittel, welche Physik und Chemie darbieten. In einem Wirthshause an der Place Sainte-Opportune beschloß die Compagnie der Weltverbesserer, ganz Paris an mehreren Orten vermittelst einer gewissen Art von Bomben in Brand zu stecken, und dann, während Polizei und Militär mit dem Löschen beschäftigt wären, einen Angriff zu unternehmen und eine Bartholomäusnacht anzurichten. Einigen Mitgliedern der sauberen Gesellschaft erschien dieser großartige Gedanke mit gar zu vielen Schwierigkeiten verknüpft, allein sie ließen sich von den Hauptentrepreneurs dennoch eines Bessern belehren, und dem Grundsatze huldigend, daß der Zweck die Mittel heilige, wurde vorläufig beschlossen, sich durch Diebstahl so viel Geld zu verschaffen, als die Ausführung des Mordbrenner-Projectes im größten Maßstabe erfordere.

Wir sind zwar weit entfernt, zu glauben, daß alle die, welche man der Partei der Radikalen zuzählt, Beschlüsse dieser Art billigen sollten; wir zweifeln im Gegentheil nicht im geringsten, daß ihrer Viele sich mit dem größten Abscheu davon abwenden werden. Allein hiemit ist der Welt wenig gedient; ist einmal der Zauber der Heiligkeit der Gesetze, der die menschliche Gesellschaft zusammenhält und sie von den Thieren unterscheidet, gebrochen, so ist keine menschliche Macht mehr im Stande, den Strom in willkürlichen Dämmen zurückzuhalten. Als Herr Ochsenbein seine Freischaaren mitten im Frieden gegen Luzern führte, da befanden sich in Mitte dieser aus allen Weltgegenden zusammengelaufenen Rotten gewiß auch Leute, wie jener Monsieur Factor, der für die Mordbrenner-Compagnie in Paris die Schweiz bereiste; es befanden sich ohne Zweifel nicht minder Leute darunter, die, wie der Mörder Leu's, aus Parteihaß und Gewinnsucht vor keinem Verbrechen zurückgebebt wären. Konnte sich nun Herr Ochsenbein

damals einbilden, er würde Leute dieser Art, die eines Beschlusses, wie jener, Paris an vier Ecken anzuzünden und die Mittel durch Diebstahl herbeizuschaffen, fähig waren, durch seine schwache Stimme in die Schranken der Ordnung und des Gesetzes zurückweisen können; er, der eben durch jenen Freischaarenzug selbst das schreiendste Beispiel der Verachtung aller Gesetze seinem Vaterlande gegeben? — Man wird es daher auch Luzern nicht übel nehmen können, wenn es für die Zukunft bessere Garantien gegen die Wiederholung solcher Eventualitäten verlangt. Was aber soll man von dem Geiste der gegenwärtig in Bern dominirenden Faction sagen, die nicht zufrieden, den Generalissimus der Freischaaren an die Spitze ihrer Republik und als Bundespräsident an die Spitze der Eidgenossenschaft gestellt zu sehen, nun auch das Ansinnen stellte, ihn als Oberst in den eidgenössischen Kriegsstab wieder aufzunehmen, aus dem er wegen jenes Friedensbruches mit Fug und Recht, als die geringste Genugthuung für die beleidigten Mitstände, ausgestrichen ward. Doch kehren wir zu dem communistischen Complott in Paris zurück.

Es galt nun, die Bomben zu dem großen Befreiungsbrande zu verfertigen, und die Geldmittel für die nöthigen Ausgaben durch Diebstahl herbeizuschaffen. Hatte man ja denen, die noch an den alten Vorurtheilen ihrer Kindheit hingen und zaghafteren Gewissens waren, eingeschärft, daß im Lichte der neuen Morgenröthe die Nebel der alten Vorurtheile und die Furchtsamkeit der Kopfhängerei schwinden müßten, und daß das Stehlen zur Befreiung und zum Wohle der Menschheit nicht nur eine erlaubte, sondern eine preiswürdige Handlung sei. Einer der Unternehmendsten und Tollkühnsten der Genossenschaft, Eugéne Gannay, machte sich wirklich an's Werk, und fing an, sich Brandlunten aus Werg, Pulver und Terpentin zu verfertigen. Wer erinnert sich hiebei nicht der vielen Brände, die vor der Juliusrevolution an so vielen Orten in Frankreich das Land in Schrecken setzten, und deren Urheber später verborgen blieben? Eugéne Gannay war inzwi-

schen ein Neuling in seiner Kunst, er verbrannte sich selbst beim ersten Versuch, den er in seinem Zimmer anstellte, fast das ganze Gesicht. Zwei andere von der Gesellschaft, Crouzet und Gautier, welche für die Kasse der Gesellschaft ihre Operationen begannen, hatten gleichfalls Unglück, und wurden auf Diebstählen ertappt, und so kam denn das ganze Gewebe dieser neuen Spitzbüberei vor die Gerichte.

Bei den Haussuchungen wurde eine Menge jener mordbrennerischen communistischen Schriften gefunden, und die Aussagen der Angeklagten ließen keinen Zweifel darüber, daß die Unglücklichen aus dieser vergifteten Quelle ihren verbrecherischen Wahnsinn geschöpft hatten, den sie ihren Richtern als ihre Ansichten von Religion, Sittlichkeit und Recht enthüllten, und wodurch sie ihre Verbrechen nicht nur rechtfertigen, sondern heiligen wollten. Der Pariser Correspondent der Allgem. Preuß. Zeitung spricht sich hierüber in folgender Weise aus:

„Wir sehen hier ein Beispiel vor uns von den unberechenbaren schlimmen Folgen, welche die Lectüre verderblicher und jeder Moral hohnsprechender Schriften auf unwissende, und daher in ihrer Beschränktheit leicht zu verführende Leute haben können und müssen. Diese Schriften, wie Almanac démocratique von Victor Bouton, sind zum Theil allerdings von den Geschwornengerichten wiederholt verdammt, ihre Verfasser bestraft worden, aber das Unheil, das sie bereits damit angerichtet hatten, war nicht mehr zu heilen, den Unglücklichen, die kaum hinreichend diese Schriften lesen konnten, waren durch die darin enthaltenen unheilvollen Doctrinen die Köpfe verdreht, daß sie so zu sagen kaum Schwarz von Weiß, das Recht nicht mehr vom Unrecht zu unterscheiden vermögen. Es gewährt einen wahrhaft betrübenden Anblick, diese zehn schlichten Arbeiter auf die Fragen der Richter und Geschwornen über ihre Ideen in einer Sprache antworten zu sehen, die sie selbst offenbar so wenig verstehen, als der größte Theil des Publikums, das sie hört. Da hört man diese Leute vom freien Willen, von der Tugend, von allen möglichen Constitutionen, über das Daseyn Gottes, die Ehe, das Eigenthum, das Erbrecht sprechen, Begriffe, welche für sie nichts weiter sind, als

bloße Worte, über deren Bedeutung sie Aufschluß gerade in den verderblichen Schriften suchen, welche sie auf Irrwege verleitet haben. Die Schriften Cabet's, Proudhon's und zahlreiche kleinere, die ausnahmsweise aus dem Dunkel, in welchem sie geheimnißvoll von Hand zu Hand gehen, an's Tageslicht hervortreten, spielen in diesem verabscheuungswürdigen Treiben eine Hauptrolle, und eben die Enthüllungen, welche man aus der Wegnahme derselben geschöpft hat, zeigen auf's Klarste, wohin dieses ganze Thun und Treiben abzielt, während andererseits die von den Anhängern dieser gefährlichen Doktrinen bereits vollbrachten Diebstähle und die Pläne, in deren Ausführung sie glücklicherweise unterbrochen wurden, thatsächlich den Beweis liefern, wohin es führen muß und schon geführt hat. Die Zahl der in Umlauf gesetzten größeren und kleineren communistischen Flugschriften, die zum großen Theil gar nicht in den Buchhandel kommen und häufig selbst der Wachsamkeit der Polizei lange sich zu entziehen wissen, scheint sehr groß zu sein. Bei einem der Angeklagten, Namens Cossineau, der Weinwirth, Wohnungsvermiether und Maurerarbeiten-Unternehmer zugleich und dadurch in einer ganz andern Stellung ist, als seine Mitangeklagten, der sogar ein Haus besitzt und in einem gewissen Wohlstande sich befindet, bei diesem fand man auch geschriebene Schriften, unter andern ein Manuscript unter dem Titel: Fondement du droit d'égalité. Um sich eine Idee von dem krassen Unsinn des Inhalts zu machen, der mit dem äußersten Cynismus sich eint, genügt die Anführung einer Stelle, wie der folgenden: „„Ueberall sieht man nur Gaunerstreiche und Todtschlag; eine Handvoll großer Diebe und Millionen Bestohlener. Das Erbrecht ist eine Immoralität; das Erbrecht ist unfreiwillig ein Diebstahl; das Erbrecht führt unvermeidlich zum Morde."" Man will zwar einen Unterschied machen zwischen den zwei Fractionen der Communisten, von denen die eine durch Ueberredung ihren Grundsätzen Eingang zu verschaffen sucht, die andere aber kurzweg mit Gewalt dieselben durchzusetzen bereit ist. Der Unterschied ist aber nur mehr scheinbar als wirklich, denn die Einen wie die Anderen bekennen sich zu dem Grundprinzip des Communismus, welches schon darum, weil es die absolute Verneinung des Eigenthumsrechts ist, nothwendig endlich zu dem Aeußersten führen muß, auf welches die jetzt hier vor den Assisen stehenden Materialisten wirklich gekom-

men sind: auf gewaltsamen Diebstahl. Einer der Angeklagten, Namens Gautier, antwortete auf die Frage, wie er sich habe verleiten lassen können, solche Handlungen zu begehen, die Lektüre von Proudhon's Werk über das Eigenthum sei die Ursache. In demselben werde als Grundsatz aufgestellt, daß das Eigenthum, wie es organisirt sei, nur ein Raub zum Nachtheile der Menschheit, der der Mißbrauch der Stärke gegen die Schwäche. Er sei daher zu dem Glauben verleitet worden, der Diebstahl rechtfertige sich von selbst, wenn man, wie er, den Ertrag desselben nicht zu seiner persönlichen Bereicherung, sondern nur dazu verwende, um zu dem Zwecke zu gelangen, den die Materialisten sich vorstecken, nämlich zur „„Wiedergeburt der ganzen Gesellschaft."" Jeder Kommentar zu solchen Thatsachen wäre überflüssig."

Solche Erfahrungen sollten, wie uns bedünkt, hinreichen, Jeden, der es mit seinem Vaterlande gut meint, etwas nachdenklich über den Einfluß jener mordbrennerischen Communistenliteratur zu machen, die man auch nach Deutschland hinüber schmuggeln möchte. Allein unsere Liberalen lesen nicht selten dergleichen fliegende Blätter vollendeter Gottlosigkeit bei Rehbraten und Champagner mit lächelnder Miene, als ob sie selbst nicht im Entferntesten dabei betheiligt wären, und das Feuer, das ihr Leichtsinn selbst schürrt, Respect vor ihren aufgeklärten liberalen Häusern haben würde.

Die Enthüllungen der Pariser Assisen waren indessen doch eine gar zu starke Dosis; die Verschwornen hatten die Phrasen gar zu wörtlich verstanden, sie waren bei der Ausführung allzu derb zu Werk gegangen, und dieß veranlaßte selbst die Kölner Zeitung, die sonst, wie bekannt, in allen Dingen, also auch in Sachen des Communismns, ein weites, lichtfreundliches Gewissen zeigt, zu folgenden erbaulichen Betrachtungen, die gewiß Niemand ohne Rührung gerade in diesem Blatte lesen wird.

„„Das Eigenthum ist ein Diebstahl — also stehlen wir."" Das ist der Sinn des Communisten-Processes, der gegenwärtig hier in Paris verhandelt wird. Die Angeklagten behaupten zwar, daß sie nur stehlen wollten, um ein Capital von 6000 oder 15,000 Frs.

zusammen zu bringen und damit eine Revolution zu machen. Wir haben keine Gründe, diese „„menschenfreundliche““, hochpatriotische Absicht in Abrede zu stellen. Nur einer der Angeklagten war logischer und verlangte von den Diebstählen einfach seinen Antheil; dieser war nicht auf der theoretischen Höhe seiner Mitverschworenen angekommen. Trotz dieser Höhe aber wird es dennoch nicht ganz klar, wozu die 6000 oder die 15,000 Frs. verwendet werden sollten, und noch weniger klar, wozu die gestohlenen Sachen verwendet wurden. Somit bleibt also der Communismus und die gesellschaftliche Revolution im Zustande der Theorie — während der Diebstahl in Praxis übergeht. Die Theorie würde nicht verhindern, daß ihre Opfer auf der Bahn, die sie betreten, sicher ganz gewöhnliche Diebe geworden wären, Diebe nur mit Keckheit, mit mehr Gewalt und offenbarer Verachtung alles dessen, was die Gesellschaft in Schranken hält. Die ganze Theorie des Communismus ist in Frankreich — ich weiß nicht, was sie in Deutschland ist — nur ein wild gewordenes Haschen nach Gütern, die man nicht besitzt, die man nicht durch Arbeit zu erringen hat und die man durch einen Handstreich erlangen möchte. Ob dieser Handstreich nun Revolution oder Diebstahl heißt, darauf kommt am Ende nicht viel an. In dieser Richtung des französischen Communismus liegt aber auch, zum Glücke der Welt, das beste, untrüglichste und überall thätige Gegenmittel. Man mag sich einen Communismus immerhin als möglich denken, aber man kann ihn doch nur denken, wie der der ersten Christen war, der mit dem Aufgeben der *eigenen* Güter anfing. Zeigte sich dieser Geist irgendwo in einem Lande bei der Mehrzahl des Volkes, so würden wir an die Möglichkeit des Communismus selbst glauben. Wo aber die Communisten damit anfangen, daß sie mit Augen des Neides nach Tisch und Keller des Nachbars hinlugen, da ist der Communismus nicht möglich und wird überall zu der Logik führen, die den einen der Angeklagten veranlaßte, vorerst und vorab seinen Antheil an dem, wie er sagte, confiscirten oder, wie wir sagen, gestohlenen Eigenthume zu fordern. Und dieser Geist wird auch dafür sorgen, daß die ganze communistische Bewegung in Frankreich, wenn sie auch Unordnungen genug, Emeuten und Prozesse in Menge hervorzurufen droht, doch ohne alle größere Bedeutung, ohne Nachtheil seyn wird. Wo die Communisten ans Theilen denken, hört

der Communismus von selbst auf, und an's Theilen denken nothwendig alle, die mit der Hoffnung auf höheren materiellen Genuß ans Werk gehen. Ja, das Theilen, das Zersplittern wird unter ihnen selbst von dem Augenblicke beginnen, wo der Eine oder der Andere selbst etwas zu theilen hat. Nur die höchste Hingebung könnte dem Communismus eine Grundlage verschaffen; die einzige Grundlage, die er in Frankreich hat, ist aber die Selbstsucht, die sich gegen alles empört, was über ihr steht. Wo jedoch nur Selbstsucht im Spiele ist, da ist längerer und festerer Zusammenhalt nicht möglich. Und deßwegen schreckt uns dieses Treiben keineswegs, wenn wir auch voraussehen, daß es noch unendlich viel Unheil über die gesellschaftlichen Zustände der nächsten Zukunft herabbeschwören wird."

Wer den Inhalt jener communistischen Schriften kennt, der wird eingestehen, daß diese Darstellung ihrer Grundsätze noch die allergelindeste war, die man davon geben könnte, läuft sie ja einfach darauf hinaus, was jedes Kind schon im voraus weiß, daß eine menschliche Gesellschaft, die aus Dieben, Räubern, und nöthigenfalls auch aus Mördern besteht, auf die Dauer nicht denkbar sei. Eigensucht ist allerdings das Grundprincip dieser Bestrebungen, aber was der Kölner Referent mit Stillschweigen übergeht: es ist die vollendetste Eigensucht, wie sie nothwendig im Atheismus wurzelt; denn mit der Vernichtung des Glaubens an Gott bezieht der Mensch folgerecht Alles auf sich und seinen größtmöglichen Genuß und Vortheil, so wie auch der Unterschied von Gut und Bös, von Tugend und Laster von selbst fällt, und Aufopferung und Duldung als eine phantastische Thorheit alten Aberglaubens erscheint. Daß der Atheismus aber dieser ganzen Diebsphilosophie zum Grunde lag, wie er auch das Band der Genossenschaft im Neufchatel bildete, wird Jeder aus den folgenden Fragmenten dieser Pariser Mordbrenner- und Banditenpoesie erkennen, welche die Augsburger Postzeitung Num. 207 mittheilte. Die Proben lauten:

Citoyens, la machine ronde
N'est à personne, en vérité:
Mais tous les fruits qu'elle féconde
Sont à tout le monde
Dans la communauté,
Peuple, debout! du lugubre tocsin
N'entends-tu pas les tintemens d'alarme?
Brise tes fers, d'un glaive arme ta main,
Fonds sur les rois! au coeur plonge ton arme;
Que ton bras niveleur immole les pervers,
Qui vivent des sueurs du pauvre prolétaire.
Qu'un vaste cimétière,
Vermoulus jusqu' aux os, les montre à l'univers! *)

Eine andere Strophe gibt über die religiösen Ansichten der Genossenschaft Aufschluß.

Dieu, mot vide de sens, ou mot imaginaire,
Jadis, en te créant, l'infâme oisiveté
Crut qu'éternellement tu serais un mystère!
Raison t'a dévoilé, place à la vérité! **)

Noch wird eine in ähnlicher Weise gehaltene Paraphrase der Marseillaise mitgetheilt, in der auch Diderots berüchtigter Ausspruch: Des boyaux du dernier des prêtres, etranglons le dernier des rois vorkommt, der überhaupt die Substanz ihres Glaubensbekenntnisses zu enthalten scheint.

---

*) Bürger, die runde Maschine (die Erde) gehört wahrhaftig keinem an; sondern alle Früchte, die sie hervorbringt, gehören der ganzen Welt in der Gemeinschaft (im Communismus). Volk, erhebe dich! hörst du nicht das dumpfe Läuten der Sturmglocke? zerbrich deine Fesseln, greif zum Schwert, stürze dich auf die Könige, in's Herz stoß ihnen deine Waffe. Dein Alles gleichmachender Arm opfere die Bösen, die vom Schweiße des armen Proletariers leben. Ein weiter Leichenacker zeige sie, bis auf die Knochen faul, den Augen der Welt.

**) Gott, Wort ohne Sinn, Wort der Einbildung, weiland glaubte der schamlose Müssiggang, als er dich schuf, du würdest ewig ein Geheimniß bleiben. Vernunft hat dich entlarvt, fort, mache Platz der Wahrheit!

Aus dieser Höllenpoesie, die sich für das Erwürgen begeistert, ist leicht ersichtlich, mit welchem sanften Zuckerwasserton „die Kölnische“ solche Infamien der scheußlichsten Art behandelt, und dabei von dem deutschen Communism als einem unbekannten Wesen redet; sie, die sich erst neulich noch durch ihren heroischen Angriff auf die „retrograden“ Gesinnungen von Conscience mit Ruhm bedeckt und den glänzendsten Beweis geliefert, mit welchem Takt ihr Redacteur Zustände und Persönlichkeiten aus seiner nächsten Umgebung zu beurtheilen weiß. Wer wird nicht die Rheinländer um ein Blatt beneiden, das einen Mann, wie Conscience, mit eben so großer politischer Scharfsichtigkeit als hochherziger Freisinnigkeit dem Parteihaß preisgibt. Conscience war ja einer der Gäste Kölns zur Zeit des großen vlämischen Sängerfestes; er wird sich daher nicht beklagen, daß ihm das Hauptblatt der „heiligen“ Stadt diesen gastlichen Zuruf zur Ermunterung seiner Bestrebungen zu Gunsten des deutschen Elementes in seinem Vaterlande zugesendet. Freilich, wäre er ein Genosse irgend einer lichtfreundlichen Verbrüderung, so würde die Vertreterin des „Fortschrittes“, die Bekämpferin der „Ultramontanen“, die Lobpreiserin des „Fragmentisten“, die Verfechterin der „Judenemancipation“, ihm eine ganz andere Lobrede gehalten, und zu seinem neuen königlichen Lehramte gewiß Glück gewünscht haben.

Der Assisenhof der Seine erkannte in seinem Urtheil gegen die Communisten vier des Diebstahls, sechs des Complotts gegen die Sicherheit des Staates schuldig; aber da das Complott von keinem Ort der Ausführung begleitet war, und bei den ersteren als Angebern mildernde Umstände berücksichtigt wurden, so sind die Strafen minder streng ausgefallen: Zucht- haus- und Gefängnißstrafen in der Abstufung von sieben bis zwei Jahren.

Dieß Urtheil wird ohne Zweifel die allgemeine Zustimmung erhalten, da Jeder einsieht, daß es sich bei Verbrüderung dieser

Art um den eigenen Hals handelt. Ganz anders aber pflegt die Beurtheilung in unseren sogenannten liberalen Blättern auszufallen, wenn dieselbe Philosophie eigensüchtigen Genusses und zügelloser Wollust des emancipirten Fleisches, frisirt und parfümirt und mit Glaçehandschuhen auftritt, wenn sie die Sprache des sogenannten feinen, guten Tones spricht, die wie eine zuchtlose Dirne halb verhüllenden, halb entblößenden Tricot trägt, und nicht mit solcher derben Ehrlichkeit und Offenheit, wie jene Handwerksleute die letzten Consequenzen zieht, noch auch sich frisch mit Brandlunten und Diebsfingern an's Werk begibt. In einer Zeit, wo Rothschild einen Sitz im englischen Parlament erlangt, und der Berliner Landtag mit so zärtlicher Vorliebe und Wärme sich für die Judenemancipation ausgesprochen, hat H. Heine in Paris eine Vorrede zu einem deutschen Buche: „Sittenleben aus dem elsässischen Volksleben. Novellen von A. Weill", geschrieben, die den ganzen giftigen Haß des ungläubigen, jungen Judenthums gegen das Christenthum athmet. Damit man ja nicht übersehe, gegen wen die Pfeile seines blasphemischen Hohnes gerichtet sind, hat er im Uebermaß seiner Schamlosigkeit diese Schmähungen vom Charfreitag aus datirt. Damit man uns aber nicht der Uebertreibung anklage, wollen wir hier die Hauptstellen wörtlich folgen lassen. Der Verfasser des Buches, Zweifels ohne auch, wie Heine, ein getaufter oder ungetaufter Literat von Jungisrael und Genosse seines Hasses gegen eben jenes Christenthum, von dem sie, nicht zu Gunsten des alten jüdischen Glaubens, sondern ihres neuen Unglaubens und ihres fanatischen Indifferentism, die vollste Emancipation verlangen — H. A. Weill wird uns von H. Heine also gerühmt:

„Dieses merkwürdige Talent, oder besser gesagt, dieses Naturell beurkundet sich auch in den obigen Schriften des Hrn. Weill, namentlich in seinem jüngsten Geschichtsbuch über den Bauernkrieg und in seinen sehr interessanten, pikanten und sehr tumultuarischen Aufsätzen, wo er für die große Sache unserer Gegenwart auf's löblich tollste Partei ergreift. Hier zeigt sich unser Autor mit allen seinen socialen Tugenden ästhetischen Gebrechen, hier sehen wir

ihn in seiner vollen agitatorischen Pracht und Lebhaftigkeit; hier ist er ganz der zerrissene, europamüde u. s. w." — —

„Ja, solche Menschen sind nicht allein die Träger einer Idee, sondern sie werden selbst davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: sie sind gleichsam mit ihrem nackten Leibe festgebunden an die Idee, wie Mazeppa an seinem wilden Rosse auf den bekannten Bildern des Horaz Vernet — sie werden davon fortgeschleift durch alle fürchterliche Consequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dorngestrüppe zerfleischt ihre Glieder — die Waldesbestien schnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten. — Wo werden sie zuletzt anlangen? unter donischen Kosacken, wie auf dem Vernet'schen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückseligen Gärten, wo da wandeln jene Götter .... — Wer sind jene Götter?"

„Ich weiß nicht, wie sie heißen, jedoch die großen Dichter und Weisen aller Jahrhunderte haben sie längst verkündigt. Sie sind jetzt noch geheimnißvoll verhüllt; aber in ahndendem Traume wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, alsdann erblicke ich ... Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demuth, jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderthalb Jahrtausenden siecht, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch einsogen..... Ich darf nicht aussagen, was ich geschaut... Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn sie hören, daß weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüte und Jünglingsstolz abschlachteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten ... ich brauch wohl nicht zu sagen, wem zu gefallen! In der That, unsere Enkel werden ein Ammenmährchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpalästen sitzen um den Altar, den

sie sich selber geweiht haben, und sich von alten Menschengeschichten unterhalten, die schönen Enkel; dann erzählt vielleicht einer der Greise, daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein schauerliches Leichenmahl gefeiert ward; wo man sich einbildete, das Brod, welches man esse, sei sein Fleisch, und der Wein, den man trinke, sei sein Blut. Bei dieser Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze sichtbar erbeben auf ihren schöngelockten Häuptern; die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar streuen, um durch Wohlduft die düstern, unheimlichen Erinnerungen zu verscheuchen.

Geschrieben zu Paris am Charfreitage 1847.

H. Heine.

Wir fragen nun, ob der Grundgedanke, der sich durch diese Blasphemien hindurchzieht, ein anderer, wenn auch feiner und verblümter ausgedrückt, sei, als in jener communistischen Mordbrenner-Literatur. Ist es ja auch hier die alte, schillernde Paradiesschlange eigensüchtiger Genußsucht, welcher diese Menschen-Götter, denen christliche Demuth und Selbstbeherrschung und die heiligsten Sacramente unserer Religion ein Gräuel und ein Abscheu sind, huldigen sollen. Allein H. Heine ist ein gefeierter Dichter von Jungdeutschland, und während der Assisenhof die armen verführten Handwerksleute zum Zuchthaus verurtheilt, wird Heine von der Allgemeinen mit allen schuldigen Rücksichten behandelt; „die Kölnische" bewundert vielleicht gar sein Genie, und die Lichtfreundlichen im Norden verkünden: solche geistreiche Delikatessen dürften in der Bibliothek keines Aufgeklärten fehlen; der deutsche Buchhandel seiner Seits macht sich eine Pflicht daraus, sie zu drucken und zu verbreiten; die deutsche Presse aber, die mit der Jagd auf Ultramontane und Jesuiten allzu sehr beschäftigt ist und ihnen mit der Allgemeinen den Vorwurf macht, sie hätten das Vaterland an den Rand eines Religionskrieges gebracht, hat kein einziges Wort der Rüge gegen solche Lästerungen, noch der Warnung gegen eine sittenverderbliche Apotheose des Genusses,

woran das Heidenthum im Schlamme der Lüste und bestialischer Barbarei zu Grunde ging; oder war es vielleicht eine andere Lehre, zu der sich Nero und Caligula bekannten, als sie sich im Pfuhl ihrer Wollüste das göttliche Haupt von emancipirten Bajaderen bekränzen ließen und die Anbetung ihrer Göttlichkeit verlangten, und sprachen diese Heiden, die ihre Feste mit brennenden und gemarterten Christen verherrlichten, anders von den Mysterien des Christenthums, als dieser Dichterapostel der Fleischemancipation? Man täusche sich darüber nicht, daß dieser Unglaube, wenn man seiner Unzucht einen Freibrief gibt, sich damit begnügen werde; er wird, wie die französische Revolution schon einmal gezeigt, sogleich zur Religionsverfolgung übergehen, da Haß sein Lebenselement ist.

Ein Gegenstück zu dem communistischen Complott bildete der gleichzeitig vor der Pairskammer verhandelte Bestechungs-Prozeß von Teste und Cubières. Zeigte der eine die Verderbniß in den untern Schichten der Gesellschaft, so enthüllte der andere die Corruption in den Regionen der höchsten Würden des Staates und der Armee, des Reichthums und der liberalsten Intelligenz. Beide Prozesse vereinigt aber halten unserm Jahrhundert einen demüthigenden Spiegel vor Augen, und zeigen, wie wenig die freisinnigsten Institutionen: verantwortliche Minister, legislative Kammern, Preßfreiheit und Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens für sich allein im Stande sind, den Staat vor Veruntreuungen und den größten Gefahren zu bewahren, wenn sie nicht von der öffentlichen Religiösität und Sittlichkeit getragen werden. Denn daß gute Sitten mehr vermögen, als die besten Gesetze, haben schon die Alten eingesehen; womit übrigens keineswegs schlechten Gesetzen das Wort geredet seyn soll, im Gegentheil werden gute Sitten über kurz oder lang auch gute Gesetze herbeiführen. Ob sich übrigens Deutschland, das beiden Schauspielen beigewohnt, zu seinem Heile eine gute Lehre daraus entnehmen wird, steht dahin; jedenfalls hat es sicherlich keine Ursache, dieser Corruption gegenüber sich mit seiner Unschuld und Rein-

heit zu brüsten, nachdem es noch erst kürzlich nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Mysterien dieser Pariser Cloaken in zwanzig Uebersetzungen in alle Klassen des Volks zu verbreiten. Der Abhub, der aufgewärmte Kohl der Pariser Sudelküche wurde von seinem Heißhunger verschlungen, es machte nicht einmal Anspruch auf Originalität.

Doch kehren wir unseren Blick hinweg von diesem stinkenden Qualm einer in Fäulniß übergegangenen Bildung, wenden wir ihn erfreulicheren Erscheinungen zu.

Soll es mit unserer Zukunft besser werden, so muß sich in der Jugend ein besserer Geist entwickeln. Hierauf kömmt Alles an. Daß sich aber hier wirklich ein Umschwung vorbereitet, darauf deuten gar manche Zeichen. Gewiß eines der erfreulichern ist der Bericht, den jüngst öffentliche Blätter von der Gründung eines Vereins unter den katholischen Studirenden der Universität Bonn gegeben. Was früher vereinzelt, sich gegenseitig unbekannt blieb und gleichgültig an einander vorüberging, und in seiner Vereinzelung ohne ein fröhliches, jugendliches Zusammenleben vertrauerte und verkümmerte, das soll sich nun in brüderlicher Freundschaft und inniger Theilnahme aneinander schließen, sich gegenseitig stärken und kräftigen, sich leiten und unterstützen, rathen und zurechtweisen, ermunteren, ermuthigen, erwärmen und begeistern. Den Lügen und Truggebilden der Zeit gegenüber hat der jugendliche Verein, dem sich sogleich nahe an hundert Mitglieder anschlossen, den treffendsten Wahlspruch: „Wahrheit im Leben und Erkennen", als Bundeszeichen entgegengestellt.

Das Stiftungsfest feierte der ganze Verein Angesichts von Godesberg und dem Siebengebirg bei den Trümmern der uralten Abtei Heisterbach. Diese Trümmer selbst sind ein kostbarer Rest jener von dem Glauben begeisterten Kunst, die den nahen Kölner Dom geschaffen, dessen wachsende Strebpfeiler man hier von diesen Höhen erblickt. Auch andere Erinnerungen an jene Zeiten, da der Rhein und das blühende

Köln ein Mittelpunkt des geistigen deutschen Lebens waren, knüpfen sich an diese Trümmer. Lebte ja in diesen Mauern, durch Frömmigkeit und Wissenschaft gleich ausgezeichnet, im zwölften Jahrhunderte Cäsarius von Heisterbach, der Verfasser eines Lebens der heil. Elisabeth und des Erzbischofs Engelbert, dessen beide ersten Bücher Fr. Böhmer in seinen verdienstlichen Fontes rerum Germanicarum erst jüngst wieder mit voller Anerkennung ihrer hohen Bedeutung mitgetheilt hat. Auch manche andere Werke hat Cäsarius gleichfalls verfaßt, die einst in den Händen Aller waren. Diese Erinnerungen der Vergangenheit aber werden von dem reichsten Leben der Gegenwart eingefaßt. Die Fülle eines überreich gesegneten Jahres das Herz erfreuend und zum Danken mahnend, prangt ringsum in den schattigen Obstgärten und auf und ab in den sonnigen Rebhügeln, die sich in den Fluthen des ruhig vorübergleitenden Rheines spiegeln. Hier in diesen lachenden Gefilden wurde die Einweihung der jugendlichen Verbrüderung gefeiert. Die ganze Umgebung mußte begeisternd die Herzen der Redner und Zuhörer ergreifen. Eine frische, fröhliche Frühlingsluft weht uns von dem Siebengebirg herüber. Wir wollen darum unsern Lesern die Beschreibung der Festfeier, wie die Rhein- und Moselzeitung, die unter der neuen Redaction ein rührigeres Leben entfaltet, sie mitgetheilt, nicht vorenthalten, des Traurigen und Widerwärtigen erfahren sie ja täglich über und über genug.

Ohne Zweifel werden alle Anhänger jenes Geistes, der den Juden und Separatisten auf die Katheder, in die Ministerien und Ständeversammlungen verhelfen möchte; der die pikante Poesie der Heine'schen Lästerungen und Frivolitäten bewundert; der zu den Evangelien von Hegel, Strauß und Feuerbach schwört; der seiner Zeit Leu als Selbstmörder darstellen wollte; der jede neue Revolution in der Schweiz offen oder verdeckt als den Anbruch der ersehnten Morgenröthe, und jeden mordbrennerischen, atheistischen Revolutionsdichter als eine schmetternde Lerche des nahenden Frühlings begrüßt — sie alle werden

gewiß dem emporblühenden Verein nichts weniger als gewogen seyn, und ihn, trotz der gepriesenen Gewissensfreiheit, wo sie können, anfeinden, verläumden und verdächtigen; allein er wird sicherlich in der Gerechtigkeitsliebe und höheren Einsicht des Monarchen, der allen Confessionen seinen Schutz zugesichert, und der den religiösen, sittlichen und wissenschaftlichen Ernst, überall, wo er ihn findet, als die höchsten Güter der Menschheit gar wohl zu schätzen weiß, einen mächtigen und wohlgesinnten Schirmherrn finden, der nicht zugeben wird, daß untergeordnete Beamte den besten Bestrebungen entgegentreten, während man z. B. der Trierer Zeitung gestattet, alles Katholische und Christliche täglich mit höhnischer Gehässigkeit anzugreifen.

Wir lassen nun die Beschreibung der Feier selbst folgen, jeder Unbefangene wird daraus die Reinheit und Tadellosigkeit der Gesinnung selbst beurtheilen können. Die Rhein- und Moselzeitung berichtet Num. 147, Bonn im Juli:

„Es läßt sich nicht verkennen, daß schon längst bei der größeren Mehrzahl der katholischen Studirenden das Bedürfniß vorhanden war, sich zu einer Gemeinschaft zu verbinden, um einander fördernd, freudiger und leichter dem individuellen Berufe, wie dem Gesammtzwecke obliegen zu können. Das Gefühl eines derartigen Bedürfnisses erreichte in der jüngsten Zeit seinen Höhepunkt, und fand zuerst in einem bereits länger bestehenden kleineren Kreise eine ernstere Würdigung, so wie einen bestimmten Ausdruck. Der angeregte Gedanke erfreute sich einer wahrhaft enthusiastischen Aufnahme, und gewann bald eine äußere Gestaltung. In wenigen Tagen war, trotz vielfacher Bedenklichkeiten, der Grund zu diesem Werke des Fortschrittes gelegt, und ein bereits nahe an hundert Mitglieder zählender Verein erhob kühn sein Panier, welches den Wahlspruch trägt: „„Förderung der Wahrheit im Erkennen und Leben durch Wissenschaftlichkeit und Geselligkeit!““

„Am 5. Juli fand das Stiftungsfest der aus mehreren Einzelnvereinen bestehenden Gesammtverbrüderung Statt. Gegen Mittag bestiegen Alle, von einem Musikchore begleitet, das Dampfboot

und verließen unter Gesang und Böllerschüssen die Musenstadt. Ein herrlicher Tag begünstigte die Fahrt der begeisterten Jugend, deren Gemüthsstimmung durch Chor- und Quartettgesang erhöht ward. Nachdem sie unter munter ertönender Musik und dem abermaligen Abfeuern von Böllern in Königswinter gelandet, stiegen sie in langem Zuge den nordwestlichen Abhang des Petersberges hinan, bis sie an ihrem Bestimmungsorte, Heisterbach, anlangten, dessen zweckmässige Wahl eine besondere Anerkennung verdienen möchte. Der erhebende Eindruck, welchen das romantische Thal und die Denkmäler frommer Vorzeit auf das Gemüth ausübten, entsprach vollkommen der Stimmung der einziehenden Schaar. Nachdem sich dieselbe einige Erholung gegönnt hatte, hielt ein Mitglied des Vereins die mit dem Feuer der lebhaftesten Begeisterung gesprochene Festrede, welche um so mehr wörtlich mitgetheilt zu werden verdient, als sie dem Leser Zweck und Mittel der gemeinsam zusammengetretenen Vereine in beredten Worten auseinandersetzt:"

„„Meine Freunde! Wir haben uns verbunden zu einer Einheit des Wollens und Strebens, nicht als wollten wir etwas Neues; was ein Jeder bisher immer treu und fest gewollt, dasselbe wollen wir jetzt, nur entschiedener, weil der Gemeinschaft bewußt. Wir hassen die Lüge im Erkennen und Leben; wir wollen Wahrheit; wir streben nach Erkenntnissen, die dem Sein der Dinge, nach Gesinnungen, die dem Werthe derselben entsprechen. Je mehr wir selber der Wahrheit uns bemächtigen, desto fähiger werden wir, sie einst mit männlichem Ernste, durch kühnes Wort und demüthiges Beispiel unseren Brüdern zu verkünden. Als Mittel zu unserm nächsten Zwecke erscheinen uns wissenschaftliche und gesellige Unterhaltungen, in denen wir austauschen, was ein Jeder an Erkenntniß und an Liebe besitzen mag.""

„„Einem jeden Mitgliede eines Vereins nun liegt es ob als eine heilige Pflicht, nicht bloß selbst das bonum publicum, den Vereinszweck, zu wollen und zu fördern, sondern auch jedes andere Mitglied zu einem gleichen Wollen und zu einer gleichen Förderung anzuhalten, um auf das Recht der Theilnahme und auf alle Vortheile, welche aus dem gemeinsamen Wirken resultiren, Anspruch erheben zu können. Wir sind daher vermöge unseres Vereins einerseits und zuerst verpflichtet, die Wahrheit in unserm ei-

genen Erkennen und Leben zu fördern, dann aber auch und zunächst mitzuarbeiten, daß die übrigen Mitglieder die Wahrheit mehr und mehr erkennen und ihr gemäß leben. Das Erste aber, was wir bei der Erfüllung dieser zweiten Pflicht thun können, ist dieses, daß wir einander auf theoretische und besonders auf praktische Irrthümer aufmerksam machen. Ich komme dieser jetzt nach, nicht sowohl vorhandene Irrthümer rügend, als vielmehr gefürchteten vorbeugend. Unser Verein hat kühn begonnen; ob er sein Ziel erreicht, das hängt davon ab, wie warm und lebendig sein Zweck von den Mitgliedern ergriffen wird. Wenn es Eines ist, was unsere Brust bewegt, so müssen unsere Herzen wohl zusammenschlagen zu einer Harmonie gleich einem Gesange zwischen Bergen und unter heiligen Ruinen. — Was bewegt uns, meine Freunde? — nicht die Oberfläche der Dinge und wechselnde Ansichten, nein, das Ewige und Unsichtbare und die gewisseste Ueberzeugung. Es gilt also vor Allem eine muthige Verzichtleistung auf jeglichen Eigenwillen in unwesentlichen Dingen. Wenn wir unsere Ehre suchen, sind wir unserm Principe schon ungetreu geworden. Da darf schon keiner wegen Verschiedenheit der Ansichten — denn was sind Ansichten im Vergleich zu Ueberzeugungen; — den Beleidigten spielen, indem er sich selbst überredet, er werde getrieben von heiligem Zorne. Demuth ist hier ein großes Gut; Entsagung gewährt Genuß. An unserer Ueberzeugung, an unserm Prinzipe wollen wir festhalten, unerschütterlich, unsere Ansichten und Meinungen mögen bessere ersetzen. Sollten Einige durch Mißverständnisse oder Schwäche in Zwietracht gestanden haben, so mögen diese über dem Großen das Geringe vergessen. Ein Jeder gebe sich vertrauensvoll und in Liebe an den Andern gänzlich hin, dann wird sich ein Verhältniß unter uns gestalten, wodurch sich, wie in jenen glücklichen Zeiten, da man die Christen an ihren Sitten erkannte, die Religion mehr, denn durch unsere Worte, als eine Gabe vom Himmel erweist. Sind wir auch an den meisten Abenden in getrennten engeren Kreisen versammelt, so wollen wir uns doch immer Alle zusammenfühlen, wie in Einem Herzen; dann sind wir wahrhaft ein Verein, dann sind wir stark und mächtig, dann ist unser Zusammenleben der erkannten Wahrheit entsprechend, es ist selber wahr. Den entgegenstehenden Irrthum laßt uns meiden und fliehen, wie eine verborgene Klippe, die der erfahrene

Schiffer umfährt, wenn Kinder in den d'rüber spielenden Wellen sich schaukeln möchten. Das wird manchmal sehr schwer seyn. Aber wir müssen den Weg, den wir entschlossen angetreten, festen Ganges fortsetzen, trotz der Hindernisse, wenn nicht unser Entschluß als ein Ergebniß vorübergehender Begeisterung sich erweisen soll.""

„„Der zweite Irrthum, der besonders heute uns beschleichen könnte, würde darin bestehen, daß unsere Freude nicht mit dem Ernste unserer Aufgabe harmonirte. Ein kopfhängerisches, finsteres Wesen und trübe Mienen haben am allerwenigsten Verwandtschaft mit unserm Prinzipe: aber auch die Freude und die Heiterkeit können ihm schnurstracks entgegenstehen; und sie thun das immer, so oft der Geist keinen Antheil daran hat. Wir sahen wohl Gesellschaften, in denen unter lautestem Jubel man Brüderschaft schloß und sich umarmte, so daß Herz in Herz zu zerfließen schien. Vielleicht stand die ganze Gesellschaft in jenem Augenblicke rein auf dem Naturboden; das vom Weine aufgeregte, schneller schlagende und wogende physische Herz zerfloß in Naturseligkeit, der Geist aber schlummerte und träumte. — Sind wir uns gut, so sei es nicht bloß in dem Momente, wo unser Blut rascher kreis't; freuen wir uns, so soll der Geist auch darum wissen, er soll die Freude wollen und mit stillem Danke von Gott hinnehmen, jeden Augenblick bereit, stille zu stehen und zu verzichten. Unsere Freude sei der Ausdruck eines heitern, unbefangenen und in Gott sichern Geistes.""

„„Eintracht und Friede und Freude und Liebe wurzeln in unserm Principe und werden hinausgetrieben in das Leben als liebliche Blüthen und erquickende Frucht, wo immer dieses ein warmes Herz gefunden. Wer die Zwietracht liebt, den Frieden stört, die Freude nicht kennt und von Liebe nichts weiß, der mag unser Princip im Munde führen, in seinem Herzen wohnt es nicht. Daß es in unser Aller Herzen wohne, wollen wir heute thatsächlich darthun. Unsere Freude in der Eintracht und in der Liebe werde groß, übergroß, aber immer bleibe sie im Herrn, dann hat sie vernünftigen Grund, dann hat sie Maaß und Anmuth.""

„„Wo Brüder in Eintracht bei einander wohnen, wie lieblich ist's dort! Hier wandelten einst um einen hehren Tempel in weiten Hallen fromme Cisterzienser, die Söhne des heiligen Bern-

hards, zu jenen Tugenden ermunternd, die Einer ihrer geweihten Jünger, Cäsarius von Heisterbach, in einen duftenden Kranz der süßesten Legenden wand.""

„„Wohlan, meine Freunde, der Geist des heil. Bernhards umschwebe uns! sein Glaube, seine Milde, seine Kraft, sein Freimuth und seine Demuth mögen in uns walten immerdar!""

„Diese mit kräftiger Stimme vorgetragene Rede fand so allgemeinen, jubelnden Beifall, daß darin wohl mit Recht eine Bürgschaft der aufrichtigen und lautern Gesinnungen der Versammlung erblickt werden darf. Unmittelbar darauf folgte eine erhebende Scene, sämmtliche Vereinsmitglieder gelobten den Bund treuer Freundschaft und steter Verbrüderung. Auf allen Gesichtern erglänzte die Freude innigster Begeisterung, wie sie nur eine edle und großartige Idee einzuflößen vermag. Des Redners Worte hatten sichtlich in Aller Herzen einen kräftigen Wiederhall gefunden; denn die Freude hörte nicht auf," „„eine Freude im Herrn zu seyn."" Unter Gesängen, humoristischen Vorträgen und heiterm Umherziehen im Schatten der Baumgänge entfloh der Nachmittag. Nachdem die Versammlung sodann dem allverehrten Vater der Christenheit, Pius IX., noch ein begeistertes Lebehoch gebracht, schickte sie sich gegen 7 Uhr zum Rückzuge an, bestieg in Niederdollendorf mehrere Boote und fuhr bei lieblicher Abenddämmerung unter Musik und Gesang nach Bonn zurück.""

„So endigte diese allen Theilnehmern unvergeßliche und in jeder Beziehung freudige Feier. Es war ein Fest des Bundes vieler, durch die gemeinschaftliche, heilige Kirche wie durch den gleichen Beruf zur Pflege der Wissenschaft mit einander vereinigten Altersgenossen. Mögen sich die hier verschlungenen Bande der Freundschaft wie goldene Fäden durch das ganze Leben hindurchziehen, damit sich des Dichters Wort bewähre:"

„„Ein Herz und eine Seele
Pilgern nach dem Einen Land,
Daß des Ziels nicht Einer fehle,
Reichen Alle sich die Hand.""

XXII.

Bischof Altmann von Passau im Investitur-Streite.

Der apostolische Mann, dessen Namen die Ueberschrift genannt hat, gehört zu den Vorragendsten, zu den am meisten begnadigten und segensreich wirksamsten Erscheinungen der deutschen Kirchengeschichte.

Er war das Licht und die Stärke dieser Kirche, in sehr dunkler und geschwächter Zeit; in den hitzigsten und gewaltthätigsten Läuften eines Conflictes, der eben diese Kirche so entwürdigt und gebunden zeigt, daß in einer bestimmten Phase des Verlaufs, nach dem ausdrücklichen Zeugniß einer Quelle *), nur fünf Bischöfe Deutschlands an der katholischen Gemeinschaft fest hielten. — In seiner ungemeinen Thätigkeit und unerschütterlichen Glaubensfestigkeit half er, unter den ersten, wenn nicht der Erste, gegen den Afterpapst und die schismatischen Bestrebungen des Heinrichs IV. Streit auskämpfen für

*) Berthold von Constanz, der Continuator des Hermannus Contractus. Er nennt die Bischöfe von Würzburg, Passau, Worms, Constanz und Metz. Gebhard von Salzburg war eben gestorben.

Gregor VII., er selbst ein Gregor in Deutschland. — Unglaublich Vieles wirkte er für die gesammte Kirche Deutschlands, mehr für seine Diöcese, das Meiste für jenen Theil derselben, wo, nachdem ein Eindringling in Passau saß, die Frömmigkeit der Fürsten sein ungeschmälertes Recht und Ansehen vertheidigte: die Lande Oesterreich und Steiermark. Die Zeitgenossen hielten ihn für einen Heiligen, und Gott hat sein Grab mit zahlreichen Wundern verherrlicht. Wie kommt es, daß sein Name unter uns so wenig genannt und bekannt ist? Soll auch in Beziehung seiner von Deutschland gesagt werden können: „Ein Undankbarer verläßt denjenigen, der ihn befreit hat?“ und „der Gerechte ist gestorben, und Niemand hat es Acht?“

Es sei uns vergönnt, über die Tragweite der Ueberschrift hinaus, auch in die Jugend- und Bildungsgeschichte dieses denk- und dankwürdigen Mannes mit einigen Worten zurückzugehen. Wir bedienen uns dabei vorzüglich zweier Lebensbeschreibungen, beide ohne Zweifel von Göttweiher Mönchen, von welchen die Eine mit großer Wahrscheinlichkeit in die Jahre 1136 bis 1142, also nicht lange nach dem Tode des Seligen, die andere wohl bedeutend später, doch sicher noch vor 1300 anzusetzen kommt. Beide sind in den Bollandisten abgedruckt. Die erste, in jeder Beziehung wichtigere, war uns auch in einer alten Handschrift einzusehen vergönnt. Wir meinen ihren Verfasser, wenn wir im Verlaufe kurzweg „der Biograph“ sagen.

Der selige Altmann wurde zu Anfang des eilften Jahrhunderts in Westphalen geboren.

Die Meinung, daß er aus dem Geschlechte der Grafen v. Pütten, so wie eine andere, daß er aus jenem der Grafen von Wettin entsprossen sei, scheinen beide durch gleichzeitige, oder nächstspätere Zeugnisse wenigstens nicht bewiesen werden zu können. — Eine rührende Legende *) erzählt ein alter Bio-

*) Ein deutscher Schriftsteller hat irgend einmal bemerkt, daß Legende auf deutsch „Etwas zu lesendes“ bedeute. Wir wissen, daß Legen-

graph aus den Tagen seiner Jugend. Mit zwei anderen deutschen Jünglingen, Gebhard aus Franken und Adalbero aus Schwaben, wandelte Altmann, durstig wie seine Gefährten nach der Wissenschaft des Heils, zur würdigen Vorbereitung auf die Heiligkeit des Priesterstandes, nach der Schule zu Paris, dem Hauptsitze theologischer Gelehrsamkeit in den damaligen Zeiten. Als die Freunde eines Mittags an einer Quelle zu rasten kamen, zogen sie aus ihren Reisesäcken die verhärteten Brode, so sie mitgenommen, und tauchten sie, zur leichteren Bewältigung in die geschmacklosen Wellen. Während sie, bei dieser armseligen Hungerstillung, nichts destoweniger, wohl ihres heiligen Berufes gedenkend, fröhlich und zufrieden im Herrn waren, da geschah es, daß der Geist der Weissagung auf die Dreie niederstieg, und daß sie anfingen, von ihren zukünftigen Geschicken zu reden. Und sie prophezeiten, jeder sich ein Bisthum, die Stiftung eines frommen Klosters, und die zukünftige Ruhestätte ihrer irdischen Hüllen in ihrer eigenen Stiftung. Und es geschah, wie sie es damals vorgesehen. Der heil. Gebhard, Erzbischof von Salzburg, ruht in dem von ihm gegründeten Kloster zu Admont, im Herzogthum Steiermark; der heil. Adalbero, Bischof zu Würzburg, in der Abtei zu Lambach, im Land ob der Ens, die er gestiftet.

Von der Gründung unsers seligen Altmann, auf dem Berge von Göttweih und seiner Bestattung daselbst, werden diese Blätter noch Mehreres zu berichten haben.

Nur dürftig fließen uns die Quellen über das frühere Leben und die erste geistliche Wirksamkeit unsers Altmann. Wir

---

den keine Glaubensartikel sind, aber darum ist noch keineswegs das Wort mit: „Mährchen", oder „Fabel" synonim. — Vorliegende Legende erscheint übrigens in den alten Acten aller drei Heiligen, die ihren Gegenstand bilden, aber mit mehrfachen Varianten in Nebenumständen. Es wird uns gestattet seyn, von den abweichenden Darstellungen diejenige zu wählen, die uns am lieblichsten angesprochen hat. In der Hauptsache, der Weissagung, kommen alle überein.

finden ihn wieder als Canonicus zu Paderborn, darauf als Probst an dem Capitel zu Achen, und endlich, im Geleite der verwittweten Kaiserin Agnes, Mutter des unmündigen Heinrichs IV., 1063 zu Passau. Eine Meinung, die ihn früher auch eine zeitlang als Probst dem Capitel zu Köln vorstehen läßt, ist aus den Quellen nicht zu bewähren, wenn gleich, bei ihrem lückenhaften Zustande für jene Epoche, auch nicht zu widerlegen.

Von Passau aus machte der Selige, in Begleitung mehrerer Bischöfe, vieler Geistlichen und Ritter, eine Wallfahrt nach Jerusalem, unter zahllosen Beschwerden, Bedrängnissen und Gefahren von den Ungläubigen, die viele der Priester tödteten und mißhandelten. Nachdem die Uebriggebliebenen glücklich den Zweck ihrer Reise erfüllt, und auf der Heimkehr in einer Stadt in Ungarn, wahrscheinlich Stuhlweißenburg, wiederum auf christlichem Boden eine Zeit lang Halt machten, und von der langen Reise rastend sich im Herrn erfreuten, geschah es, daß unseren Altmann die Kunde von dem Tode des Bischofs von Passau und seine Ernennung zu dessen Nachfolger, durch die Kaiserin Agnes *), zugleich mit der Inful und dem Ringe jenes Stuhls entgegengebracht wurde.

Eine ungewöhnliche Freude der Geistlichen und des Volkes begleitete diese Wahl, und dem Seligen war bei seiner Ankunft in Deutschland noch der besondere Trost bereitet, die bischöfliche Weihe aus den Händen seines alten Freundes und Jugendgefährten, des Erzbischofs Gebhard von Salzburg, zu empfangen. (1065.)

---

*) So erzählen die Biographen des Seligen. Lambertus von Aschaffenburg sagt, richtiger, durch Verwendung der Kaiserin Agnes. In der That befand sich die Kaiserin damals nicht mehr im Besitz der Reichsverwaltung für ihren minderjährigen Sohn, Heinrich IV. Daß sie doch noch einigen Einfluß behalten, scheint obiges Factum zu bewähren, obschon sonst derselbe Lambertus ihrer nunmehrigen Zurückgezogenheit von den Geschäften gedenkt.

Die Tage seines Episcopates, dessen Stab ihm über ein Vierteljahrhundert zu führen gegeben war, sind voll der Thaten und Prüfungen, geübt und geduldet in Kraft und für die Ehre seines göttlichen Meisters und Heilandes; sie sind die Zeit seiner Vollendung und Verherrlichung vor Gott und den Menschen. Denn nicht in der Muße des Friedens, auf offenen und gesicherten Triften war ihm seine Heerde zu weiden vergönnt; sein Loos war in die harte Zeit gefallen, die voll war des Kampfes, der Gefahr und Aergernisse, wo der Wolf, der den Schafen nachstellt, zu großer Gier und Stärke herangediehen, der Schaden, den seine Verheerungen angerichtet, bereits unermeßlich, der Befürchtungen noch mehr und ärgere waren, die Heerde aber schüchtern irrte, vielen Miethlingen unter ihren Hirten preisgegeben. Noch war zwar (1065) der heranwachsende Verfolger des obersten Hirten, wie unseres Bischofs Altmann von Paßau, ein schmiegsamer, willenloser Knabe unter Führung des Erzbischofes Adalbert von Bremen und derjenigen, die mit ihm waren; aber diese Führung war eine unglückselige, für den König, wie für das Land und für die Kirche gleich verderblich, und die bösen Tage der Uebermannung der heiligen Sache durch eine rohe und fleischliche Säculargewalt, der eingedrängten und eingedrungenen Bischöfe, der Schwächung der Kirchengewalt in ihren Trägern und Werkzeugen der Unwissenheit und Entsittlichung im geistlichen Stande hatten lange schon zuvor begonnen, und bereiteten dem Seligen schon zu Anfang seines Episcopates gleichsam seine ersten Vorübungen zu dem großen Kampfe, den er zur Befreiung der Deutschen und zur Unterstützung der allgemeinen Kirche durchzukämpfen berufen und gewürdigt war.

Die Diöcese Passau gehörte an Alter, wie an Ansehen und Ausdehnung zu den vorragendsten in Deutschland. Der dortige Bischofsitz ist eine Fortsetzung der uralten norischen Metropole Lorch (Laureacum, am Fluße Ens), deren Gründung von der Sage der apostolischen Zeit angenähert wird,

und deren Bischof, der heil. Maximilian, der erste bekannte Märtyrer in den österreichischen Landen, bereits, wie es scheint, in der Valerianischen Verfolgung sein Blut für Christus verspritzte. Als die Avaren in späterer Zeit in den Gegenden unter der Ens hauseten und wüsteten, da schien der unbeträchtliche Fluß eine zu gefährdete Gränze, und der Stuhl übertrug sich über den ferneren und schirmenderen Inn an seine heutige Stelle.



Eine spätere Bulle Papst Eugen II. (von Hormayer in der Geschichte Wiens ohne Angabe der Quelle citirt) erklärt es als urkundlich gewiß, daß die alten Lorchnerbischöfe, schon zur Zeit der Römer und Gepiden, über sieben Bischöfe ihr Metropolitanrecht ausbreiteten.

Von einem Metropolitanrechte ist späterhin in Passau nicht die Rede; vielleicht weil die untergebenen Sitze in der Verheerung der Avaren und anderen Kriegsläuften untergegangen waren, vielmehr erscheint Passau selbst der Metropolitangewalt von Salzburg pflichtig *); aber sein Umfang blieb immer noch unter den deutschen Diöcesen einer der beträchtlichsten, und es begriff, außer seinem bayerischen Antheil bis an die Isar und die böhmischen Berge hin, beinahe das ganze heutige Oesterreich bis an die March, nebst einem Theile von Steiermark, so daß es von den Diöcesen Salzburg, Regensburg, Prag, Ollmütz, Gran und Raab begränzt wurde.

Auf diesem weiten Felde apostolischer Thätigkeit folgte nun der selige Altmann, in einem Alter von etwa sechszig Jahren, auf einen frommen und würdigen Vorfahr Engelbert. Aber die Ungunst der Zeit und Umstände hatte auch unter einem sorgsamen Haupte vielartiges, verderbliches Unkraut auf dem Acker der Kirche zu nähren und zu zeitigen nicht unterlassen, und unser Seliger fand, nach dem Ausdrucke seines Biographen,

*) Ein Paar Versuche zur Wiederherstellung der Metropolitangewalt unter den Bischöfen Gerhard und Piligrin, beide im zehnten Jahrhundert, blieben ohne weiteren Folgen.

die doppelte Aufgabe vor, den Dienst des Teufels zu zerstören, und den Dienst des Herrn in seinem Sprengel einzurichten. Zu Ersterem gab ihm die bis zum äußersten Aergerniß verfallene Klosterzucht und der gesunkene clerikalische Geist mancher Gegenden seiner Gerichtsbarkeit vielfache und traurige Veranlassung. Ja in nicht weniger als drei Ordenshäusern, zu St. Florian, St. Pölten und Kremsmünster, sah er sich genöthigt, die ärgerlichen Mönche und Klosterleute, sammt ihren Obern, die keiner Hoffnung zur Wiederherstellung Raum gewährten, völlig aus den Klöstern auszutreiben, und durch neue, untadeliche Ansiedler, unter ehrwürdigen Häuptern, ihre Stellen zu ersetzen.

Und so weit ging die Frechheit und der Troß jener Unwürdigen, daß die von St. Pölten sich zusammenrotteten, mit gewaffneter Hand von neuem in ihr altes Ordenshaus einbrachen, die Neugepflanzten dort vertrieben, und da sie sich zu behaupten nicht vermögend waren, aus Rache den gesammten Wein in den Kellern auslaufen ließen.

Bischof Altmann hatte die Freude, daß dieselben Klöster nachmals eben so sehr zur Frucht und Erbauung der Landbewohner wirkten, als sie diesen vordem zum Anstoße und zum Aergernisse gereicht hatten.

Aber auch durch neue Gründungen im unmittelbaren Baue zum göttlichen Dienste sorgte er, von Eifer brennend, für das verlassene, der heilsamen Lehre aus reinem, unentweihten Munde so sehr bedürftige Volk. Es kam ihm hiebei ohne Zweifel eine beträchtliche Schenkung zu Statten, die er gleich zu Anfang seines Episcopats, auf Fürbitte der beiden Kaiserinnen Agnes und Bertha, so wie des Salzburger Erzbischofes Gebhard und anderer Fürsten, von dem jungen König Heinrich erlangt hatte, von welchem Factum zwar die beiden Biographen schweigen, die aber nach den darüber vorliegenden Instrumenten (bei Bruschius, Gewold und Hansiz) keinem Zweifel unterliegt.

Die erste Stiftung Altmanns war das Kloster regulirter Chorherren zu St. Nicolaus in einer Vorstadt von Passau (1072).

Ein gottseliger Probst, Hartmann mit Namen, war ihnen vorgesetzt.

Wichtiger erscheint die zweite Stiftung, ursprünglich nach derselben Regelung, auf dem lieblichen Berge zu Göttweih in Oesterreich. Wir erwähnen dieser Stiftung, um des Zusammenhanges willen, alsogleich an dieser Stelle, wenn sie gleich von Einigen in der Zeit hinausgeschoben wird (1083), was aber dennoch, unzweifelhafter Weise, von dem nach vollendetem Bau und getroffener Einrichtung ausgefertigten Stiftungsbriefe nicht von dem Entwurfe des Seligen und dem ersten Beginne des Werkes zu fassen seyn muß. — Es wird erzählt, daß der Selige einst bei einem zufälligen Aufenthalte in Mautern, einem uralten Städtchen in Oesterreich, am rechten Donauufer, den lieben Uferstädten Stein und Krems im Angesicht, einen benachbarten Berg gewahrte, der, von dem umgebenden Gebirge gesondert, mit breitem Rücken und wohnlichem Gipfel angenehm und einladend sich vor den übrigen Häuptern erhob *).

Und da er den Ort zu einem Kloster tauglich hielt, ließ er sogleich sein Maulthier satteln, ritt unter vielen Beschwerden den ungebahnten Abhang hinan, fand seine Meinung von des Ortes Tüchtigkeit bestätigt, begann alsbald mit Fällung des dicht aufstrebenden Waldes und baute ein Gotteshaus, das er, im Momente der Wahl seines Titels, durch ein zufällig erhaltenes Geschenk bestimmt (ein andächtiges Muttergottesbild byzantinischer Kunstarbeit, das noch heut zu Tage im Stifte verwahrt wird), der Königin des Himmels und Mutter der Christgläubigen zu Ehren einweihte.

Die neue Gründung übergab er, wie St. Nicolaus, den Chorherren nach der Regel des heil. Augustin, und stattete Kirche und Kloster reichlich mit Gut und Besitzthum aus, welche Schenkungen, nach der ausdrücklichen Bemerkung der Quel-

*) Der Name des Berges ward, wie man will, schon seit der Heidenzeit Kottwich, Gottwieh, Göttweich genannt.

len, in Allodialeigenthum bestanden; ein Umstand, der bei den damals schwebenden Zeitverwicklungen, von denen bald mit Mehrerem die Rede seyn wird, der besonderen Erwähnung würdig scheint.

Die neue Stiftung blühte in Eifer und Freudigkeit zur Ehre Gottes, zum geistlichen Nutzen der Anwohner und zum großen Troste unsers Seligen, der hier noch am Abend seines Lebens, als die Stürme sich entladen hatten, von seiner bischöflichen Stadt vertrieben, unter den ihm treu anhangenden Oesterreichern hausend, unter tausend Beschwerden der Noth, des Kampfes nicht selten einen frischen Zug des Trostes und Friedens zu schöpfen herauf kam.

Denn ein großer Weltentag war wieder abgelaufen, die Kräfte reinigten sich zu einer neuen Hervorbringung, die unterirdischen Mächte hatten ihrerseits ein dunkles Werk zu Abschluß und Vollendung gebracht; was allerwärts im Verborgenen sich lange bereitet, das kam in lauten, erderschütternden Wettern zu Tage, und eine besondere That der Finsterniß sollte abermals überwunden, eine neue Verherrlichung Gottes ausgesprochen werden in dem damaligen Lauf der Geschichte.

Der Anblick der Welt und der Kirche war von den trostlosesten, deren ihre Jahrbücher gedenken; die Ungerechtigkeit hatte alles überwachsen, und sich verbreitet und ausgedehnt über die Reiche der Erde; sie war eingedrungen bis in's Erbe des Herrn, und herrschte wie eine Königin im Gefolge und unter Mitherrschaft aller andern Uebel, die den Tod in sich haben, auf unbestrittenem Throne. Die Kirche meinte sie zur Magd und Dienerin schon niedergebeugt, denn viele ihrer Gewaltträger wußte sie, in Arglist oder Unwissenheit, ihren Geboten und Entwürfen verfügbar, und wie einst in Israel, kannte kein irdisches Auge die Zahl und die Stärke derjenigen, so ihre Knie vor Baal nicht gebeugt hatten.

Der Zustand schien alle Mittel der Herstellung oder Besserung auszuschließen. In solchen Tagen ist die That Gottes am lautesten. Kein menschliches Werkzeug kann einen Theil

der Glorie auf seinen Antheil schreiben, die Kraft und das Werk des Herrn wird nicht in eitler, auf des Menschen Verdienst hinübertragender Handhabung gelähmt und gebrochen.— Darum muß die Hülfe kommen, und der Helfer weiß sein makelloses Rüstzeug zu finden unter den Getreuen.

Es war die Zeit, da Gregor VII. erhoben wurde.

In der Betrachtung der Geschicke, der Bedrängnisse und Siege des Reiches Gottes auf Erden, das heißt der katholischen Kirche ist es fast unmöglich, bei dem einzelnen Vorgange und der besonderen Erscheinung zu verweilen, ohne daß der Blick, auch unwillkürlich, abgerufen wird auf das große Allgemeine, und den zusammenhängenden Lauf der Geschichte, besonders aber auf die verwandten Begegnisse, und so zu sagen parallelen Zeitlagen, mit einem Worte, auf eine vergleichende Anschauung der physiognomischen Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der verschiedenen Epochen und Perioden. Denn das Object des Kampfes ist immer dasselbe, so ist auch die Kirche immer die nämliche, und auch die sie bestreitenden Pforten der Hölle verändern sich nicht, aber je nach den besondern Eigenthümlichkeiten der Zeiten und Völker, je nach den verschiedenen Stufen der Entwickelung des natürlichen und übernatürlichen Theiles des Menschen, sowohl im Ganzen als in einzelnen Geschlechtern gestaltet sich der Angriffspunkt und die Tactik des Feindes verschieden, und auch die Mittel und Wege der Vertheidigung ändern sich darnach. Das ist die große ganze Ehre Gottes in der Weltgeschichte, und der gewisse Trost seiner Kirche, daß der Feind alle seine Ränke und Möglichkeiten vergebens versucht, und daß auf jedem Stand, zu aller Zeit, in was immer für gegebenen Bedingungen und Weisen des Kampfes der Herr seinen Getreuen die geeigneten, und gerade jetzt zum Ziele führenden Mittel der Bewahrung nie vorenthalten wird.

Die Abwechselung liegt in den Modalitäten des Streites, der Ausgang kann für die Kirche und alle diejenigen, die sich von ihr retten lassen wollen, immer nur derselbe seyn.

Es sei uns nach dem Gesagten vergönnt, auf die der in Rede stehenden Epoche vorausgegangenen Kämpfe und Befeindungen der christlichen Kirche im Ganzen und Allgemeinen in kurzer Ueberschau zurückzublicken.

Als das Senfkörnlein zuerst in den Boden der Erde gelegt ward, da war der Boden erhärtet und gefroren, und jede menschliche Politik oder Weisheit würde dem Körnlein das unmittelbare Ersticken ohne Widerrede in Aussicht gestellt haben. Es möge uns gestattet seyn, noch einmal zu sagen, daß es wirklich so war, wie hunderttausendmal gesagt worden ist, daß nämlich die zwölf Boten Gottes allein hineintraten in eine Welt voll Heidenthum in Grundsatz und Uebung, in Leben und Gewohnheit, in Wissenschaft und Kunst, in Staat und Gesellschaft. Daß der naive alte Volksglaube, wenn das Wort zu gebrauchen erlaubt ist, aus den Gebildeten wie fast aus der Masse verschwunden war, besserte um nichts die Aussichten der neuen Prediger, denn das Geschlecht war nur um so heidnischer geworden, je mehr es sich der beschränkten Anschauungsart entwöhnt, und mit Bewußtseyn oder Wissenschaft dem heidnischen Grundgedanken von der Göttlichkeit aller Erscheinung und der entsprechenden relativen Wahrheit jeder Auffassungsweise derselben zuzuwenden gelernt hatte.

Jedenfalls war der heidnische Grundsatz, was bei heidnischen Grundsätzen immer so leicht ist, ganz und vollständig in's Leben eingewachsen, die Welt war trunken von Selbstanbetung, schwimmend im Taumel der Sinnenlust.

Diesen Selbstanbetern predigten die Apostel die Demuth und die Unterwerfung; diesen Sinnenmenschen die Abtödtung, die Selbstverläugnung und Entsagung. — Hätten dieselben zur Erwiederung und Abhaltung noch anderer Worte bedurft, als jener: „Was ist Wahrheit?“ und „Wir wollen dich hievon ein andermal hören“, so war ein geübtes, in allen Gängen und Schlupfwinkeln des menschlichen Gedankens wohl erfahrenes Sophistenheer jeden Augenblick bereit, zu ihnen zu stoßen, und mit allem Glanze griechischer Wissenschaft, mit Erschöpfung

aller Hülfsmittel jener Philosophie, vor der der Apostel warnt, den Beweis zu führen: daß Irrthum Wahrheit, und Wahrheit Irrthum sei. Ueber alles dieses aber wirkte in Gewaltvollkommenheit der grundheidnische, römische Universalstaat, der in der Göttin Roma selber sich verehrend, und die lebendige Persönlichkeit seiner Gottheit in dem jeweiligen Imperator voranstellend, mit göttlicher Macht auch göttliche Berechtigung in Anspruch nahm, und mit seinem eisernen Rechte des Unrechts seine Wege dahin fuhr. — Nach dem unveränderlichen Wesen des Geistes dieser Welt eben so tolerant gegen aller Art fremdländische, ägyptische oder babylonische Gottheiten, als intolerant und rebellisch gegen den alleinigen Gott des Himmels und der Erde und die von ihm gesetzte Kirche, faßte derselbe Staat alle seine Machtherrlichkeit und seinen Ingrimm gegen eben diese Kirche zusammen, wider welche er alle seine Proconsuln und Procuratoren mit allen Folterwerkzeugen und Schergen seines Rechts, und allen Bestien der fernen Zonen seiner Herrschaft aufbot.

Einer jener Imperatoren, Diocletian, rühmte sich nach einer vieljährigen Verfolgung, die er meistens eben so sehr auf Antrieb seiner Orakelgeister als seines Mitkaisers unternommen, und während welcher in einem einzigen Monate über achtzehn Tausend Christen unter den ausgesuchtesten Martern erlagen, daß er den Namen wie den Aberglauben der Christen vernichtet, an öffentlichen Denksteinen *).

*) Zu den Parallelklängen der rühmenden Posaune eines davongetragenen oder davonzutragenden Sieges über die Kirche, auf die uns der Verfolg der Geschichte bis auf unsern Altmann natürlich zurückführen wird, wollen wir hier, gelegenen Orts aus der vielfachen seither vernommenen, zur Genugthuung unserer Leser ein Paar der merkwürdigeren hersetzen; einen Vers, der Luther in den Mund gelegt wird: „Vivus eram pestis, moriens ero mors tua, Papa!“ und das höhnische Wort der französischen Kerkermeister Pius VII. an die Umgebungen des kranken, von Alter und Unbilden gebeugten Papstes: „Gardez bien votre Pape, car vous n'en aurez pas d'autre.“ — Aehnliche Vogelstimmen haben wir, an Raum und Zeit nach näher, laut werden hören.

Damals also war die Kirche zum ersten Male vernichtet. Und kaum ein Jahrzehend später hatte das Christenthum die römische Welt bis auf den Thron der Imperatoren überwunden, und die gebändigten Geschlechter lagen anbetend zu den Füßen des Kreuzes.

Wie es gekommen ist? — Gott hat seine Herrlichkeit sehen lassen, und ein Paar Werkzeuge, die Er berufen, haben ihm gedient.

Dieses war der erste Angriff, den man einen allseitigen nennen kann, in so ferne man die Vereinigung aller Kräfte und Richtungen einer Zeit, die deren viele und mächtige zu verwenden hat, und in welcher, wie nicht leicht wieder seither, die politische und intellectuelle Einigung aller Culturlande die Wirkung jeder einzelnen verstärkt, darunter verstehen will.

Dennoch war es nur die Summe aller Kräfte Einer Zeit, und da Eine Zeit nicht die Stärke der Menschheit weder im Guten noch im Bösen erschöpft, so können die nachfolgenden darum nicht als geringer, ja sie müssen theilweise desto gefahrvoller und intensiver geachtet werden, je mehr die christlichen Ideen alle geistigen Potenzen des Menschen erhöht und gekräftigt hatten, und die göttlichen Belehrungen oder Einrichtungen selbst von dem Feinde gewendet, und zur Waffe wider Gott und sein Heiligthum gebraucht worden waren.

Auf die Periode der Verfolgungen folgt in der Kirchengeschichte zunächst die Periode der Ketzereien, ungefähr von gleicher Dauer, aber wohl von größerem Nachhalt zum Schaden der Seelen. Nach den Rathschlüssen Gottes war die Ueberlieferung des Heils von den Hebräern zunächst an die Geister des griechischen und römischen Volkes übergegangen, deren intellectuelle Vorbereitung und Vertrautheit mit allen bisherigen philosophischen und mythischen Versuchen der Gotteserkenntniß zugleich den Triumph des Christenthums erhöhte, und die theologische Wissenschaft nach allen Seiten fest begründete und rundete.

Den Aposteln waren Kirchenväter nachgefolgt. Aber der

Feind war auch dazwischen nicht unthätig geblieben, und die eigenthümliche Geistesform der neuen Träger des Christenthums bot ihm auch Ort und Gelegenheit zu eigenthümlichen Versuchungen und Angriffen. Weniger willensstark und thatkräftig, als begriffslustig spürend und phantasievoll bildend hatte der griechische Geist (und dieser blieb als Geist immer der herrschende) alle großen Fragen des Menschen von jeher in dieser seiner Weise angegriffen und erledigt, und ihn trieb die Natur mit dem Gegenstande der göttlichen Offenbarungen in gleichem Maße vorzugehen. Zu hoffärtig, um den „Frieden des Herrn" zu begreifen, der allen Verstand übersteigt, suchte und fand er in den ewigen Geheimnissen allzuhäufig bloß eine Uebung seines begierigen, Maß und Regel der Erkenntniß nur in sich selber suchenden Verstandes; das Christenthum war ihm in den Kopf gestiegen, und ohne ihn weiterhin zu nähren und zu kräftigen, erfüllte es sein Gehirn mit Bildern und Vorstellungen, zu denen er sagen konnte: „Ihr seid Geist von meinem Geiste", und „heute habe ich euch hervorgebracht." — Was mußten die Folgen seyn, als in diese grübelnden, spitzfindigen, feinarbeitenden, rastlos wühlenden, immer formgebenden, schon in der Leere und Armuth der vorchristlichen Zeiten an Constructionen und Gedankengestaltungen unerschöpflichen Geister der ungeheure Inhalt der christlichen Wahrheiten hineinkam! Wenn der gehörige Grad von bösem Willen und Gottesverlassenheit hinzutrat, nothwendig: — die Ketzerei, und diese ist die furchtbare Geißel, welche nun die nächsten Jahrhunderte nach den Verfolgungen über der christlichen Menschheit hängt. Die Person und die Hypostase des Erlösers, sein Verhältniß zum Vater, die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur, so wie des göttlichen und menschlichen Willens in Ihm wurden nun Gegenstand nicht demüthiger Forschung oder gläubiger Betrachtung, sondern stolzer Constructionen und selbstanmaßender Erklärungen, die da Lehrer und Schüler um den Gegenstand der Erkenntniß brachten, und nur dem Geiste glichen, den sie begriff.

Der Abfall dieser Zeiten war schrecklicher, als in den Tagen der Valeriane und Diocletiane, und was die verrenkenden Schragen, die brennenden Scheiterhaufen und zerfleischenden Hacken, die Zähne der Löwen und Panther nicht zu erzielen vermocht hatten, eine massenweise Entfremdung der Geschlechter von der Quelle des Heiles, von dem Frieden der Kirche, das gelang der einschmeichelnden Rede eines Sophisten, dem die Hoffart der Herzen bezaubernden Buche eines Irrlehrers.

Mahnend an jene obigen Worte Diocletians, tönte damals eine klagende Stimme: Circumspexit mundus, et miratus est, se esse Arianum.

Die Kirche war also zum zweiten Male vernichtet.

Aber wieder über ein Kleines, und die Nebel sind verschwunden. Die Aussicht ist hell, und die Kirche dient wieder in Frieden ihrem Herrn. — Was ist geschehen? — Gott hat eine kleine Wendung der Geschichte herbeigeführt, die stolze Byzanz tritt ab von der Herrschaft der Dinge, in anderen Gegenden bringen andere Geschlechter ein reines Opfer dar; selbst auf griechischem Boden haben einige der Starken und Getreuen gestritten und gebetet, und die Ketzerei ist erlegen, sie hat kein Haar am Haupte der Kirche versehrt.

Diese abermalige große Bewährung des christlichen Volks war für den griechischen Theil desselben noch nicht abgelaufen, als der Feind zum dritten Anlaufe in dem verborgenen Arabien einen Mund der Lüge sich zum Dienste erweckte. Ismael wollte nicht Theil haben an dem Segen von Israel, es wollte einen Segen auf seine eigene Hand und einen Propheten aus seinem Stamme. — Er erschien in einem Lehrer, der durch sein negatives Auftreten gegen das bereits historisch bestehende, und die Herrschaft der Erde nach seinem Rechte begehrende Christenthum, durch die dogmatische Nichtigkeit wie durch die moralische Verworfenheit seiner Lehre, durch seine magischen Wirkungen auf Geschlechter und Völker, zusammengehalten mit der Unbedeutenheit seiner Person und seines geistigen Vermögens, durch die weltverheerenden Folgen seiner Erscheinung,

als ein auffällig dämonisch-influenzirter Charakter in der Weltgeschichte hervortritt. Diese neue Religion enthielt an Glaubenssätzen, außer dem dürren Bekenntnisse der Einheit Gottes, eigentlich gar nichts. — „Es ist nur Ein Gott, und Mahomet ist sein Prophet", lautet die kurze Confessionsformel, der kahle Symbolsatz, der dem Mahometaner, damit er ihn nicht doch vergesse, nicht ohne feindliche Beziehung gegen den Trinitätsglauben im Christenthum, alltäglich vielfach von den Giebeln seiner Minarete zugerufen wird, und den er sich noch öfter selbst wiederholt. Was aber nur immer an Trugbildung, Unzucht und Mordgelüsten die verschiedenen Formen des polytheistischen Heidenthums, bei den alten oder barbarischen Völkern bezeichnen mag, dem that es dieser neue, widerchristliche Monotheismus reichlich nach oder zuvor, der darum auch von dem richtigen Takte der altchristlichen Welt wie ein Heidenthum aufgefaßt und als solches bezeichnet wurde. Es waren wiederum Zeiten, da dem Feinde eine große Gewalt gegeben war; wie im Sturmfluge wälzte sich das neue Unheil von seiner arabischen Heimath über Syrien, Mesopotamien und Persien, dann nach Aegypten, über ganz Nord- und Westafrika bis nach Spanien hinüber. Dem christlichen Volke trat das Uebel, gleich dem antiken Heidenwesen, freilich wieder als ein äußeres, von jeder Irrlehre oder Mission im Christenthume wesentlich verschiedenes gegenüber; aber dieses Uebel pochte eben auch wieder auf äußere Gewalt, und die ersten Saracenen verfochten ihren Propheten mit noch etwas mehr, als die letzten Römer für ihre Götter aufzubieten hatten, mit Wärme und Fanatismus. Das war es eben, daß dem Widersacher ein bisher noch nicht geschehenes Meisterstück gelungen war; eine Fratze des Glaubens. Denn auf dem Grunde des blindesten Glaubens wurde das arabische, wenn auch noch so rationalistisch-trockene System der neuen Theologie vorgetragen, und demnach die Zustimmung gefordert; diesem Glauben aber ging die Idee und Pflicht der Welteroberung und Vernichtung jedes andern Glaubens so unzertrennlich zur Seite, oder vielmehr

sie war so ganz eins mit demselben, daß man den Moment der aufhörenden Ausbreitung zugleich als den Moment des ersten Ersterbens und der innerlichen Anfaulung des Islamismus bezeichnen muß. Die christliche Bevölkerung in den unterworfenen Ländern war entweder gemordet — denn das angenehmste Opfer vor dem Herrn ist, nach der Lehre dieses Glaubens, das Blut der Ungläubigen — oder geknechtet, — denn als tributpflichtigem Knechte gestattete auch der ältere Islamismus zuweilen den Christen zu leben — oder, das schlimmste, sie waren abgefallen, und hatten gleich den Schwachen in der heidnischen Verfolgung den dämonischen Gewalten ihr Opfer dargebracht. Die noch unbezwungenen Lande zitterten jeden Augenblick vor dem Anfalle des Feindes; derselbe pochte mit unabläßigen Stößen an die schwachen Thore des byzantinischen Reiches, und, seit er Spaniens mächtig war, faßte er den stolzen Gedanken, den Occident mit dem Orient zu verbinden, und, über Frankreich, Deutschland und Italien, den Byzantiner von der andern Seite anzufeinden.

Es war wieder Einer da, der wie Diocletian prahlte, und vor dem man zagen konnte, wie vor den Arianern.

Da zerrissen einige Umwälzungen den Orient, Statthalter mächtiger Gebietstrecken fielen von dem großen Khalifen ab, die spanischen Mauren brachen sich an der christlichen Heereskraft bei Poitiers oder Tours, und der Feind war, wenn nicht vernichtet, doch in den Hintergrund gedrängt, die dringendste Gefahr beseitigt, und die große Mehrzahl der europäischen Bevölkerungen diente wiederum in Frieden ihrem Gott.

Aber eben dieser Friede, der sie nach dem biblischen Ausdrucke fett gemacht hatte, und welcher, wie es mit dem menschlichen Frieden zu geschehen pflegt, auf manchen Seiten in einen falschen ausgeartet war, nährte mit den heilsamen Kräften auch die Säfte eines verderblichen Sauerteigs, mit dem Weitzen, auch das daneben wuchernde Unkraut, welches unter seinem Schutze, und von der besonderen Beschaffenheit des Bodens, der es getrieben, begünstigt, bald in erstickender Fülle

heranwuchs zur neuen Betrübniß der Kirche und zu ihrer abermaligen, furchtbaren Befehdung. Wir kommen auf den Gegenstand unseres Vorhabens zurück.

Längst abgethan war römische Weltherrschaft und byzantinischer Einfluß auf die allgemeinen Fragen und die Geschicke der Völker; den Germanen gehörte die Zeit. — Auch die christliche Lehre hatte einige Schritte weiter gethan, die deutschen Sieger hatten zu den Füßen des überwundenen Römers gesessen, und wieder eine andere Völkerart hatte die Hinterlage des heiligen Glaubens überkommen.

Von den Klugen war das Evangelium zu den einfältigen, von den Geistesscharfen zu den Willensstarken, wenn man will, von den Gesitteten zu den Rohen, gewiß aber von den Geschwächten und Ausgelebten, zu den Frischen und Markvollen übergegangen.

Denn die Griechen hatten ihre Aufgabe an dem heiligen Pfande vollendet; nach allen Seiten geschlossen und wohl begründet stand der Bau der theologischen Wissenschaft, und hatte sich den wesentlichsten und concentrirtesten Angriffsweisen und Stratagemen des Feindes fest und unersteiglich erwiesen.

Es bedurfte nicht, daß der Geist sich dermal weiter daran übte, denn seiner Uebung kann leicht zu viel werden, wenn in seinem männlichen Gange ein kindisch gebliebenes Herz und Gemüth non passibus aequis daneben herstrauchelt, und jener dergestalt seine Wege nur mit sich selber Rechnung haltend hinschlendert, und von dem Lande der Verheißung gerade so viel schon zu besitzen vermeint, als er auf seinen Wanderungen gesehen hat.

Daß dem nicht also werde, und der Besitz wirklich und wahrhaft in die Hände gelange, denen er vorbestimmt ist, des starken, rechtwollenden Herzens und gläubig fassenden und verstehenden Gemüths, führte der Gang der Weltgeschichte ein Volk dazwischen, das auf die Künste des Denkens und begrifflichen Gestaltgebens wenig abgerichtet, in Allem noch der Handlung zugewendet, mit unabgenützten geistigen Sinnen die

Heilswahrheiten einfach aufnahm, und seinem Glauben unmittelbar die frische, kräftige That hinzufügte, zum Baue für die Erde, wie für das Himmelreich. — So wurde denn, wie die Construction der christlichen Wissenschaft zunächst den Griechen, eben so jene der christlichen Gesellschaft den Deutschen überlassen, als zu welchem Berufe sie sich nach Stammesart und hergebrachter Weise, besonders aber im Erfolge vor Allen tüchtig und geschickt erwiesen haben.

Wir erwähnen hier nicht des allerdings großen, aber für die allgemeine historische Entwickelung nur vorübergehenden Unglücks, daß eine große und kräftige Zahl deutscher Völkerstämme dem arianischen Ketzerwesen verfallen sind, weil gerade diese und ohne Zweifel gerade aus diesem Grunde doch einen verhältnißmäßig baldigen Untergang fanden, und aus den constructiven Elementen der neuen, christlichen Welt ausschieden. Die übrigen aber haben eben die Welt gebaut, so wie wir sie die letzten anderthalb tausend Jahre her gehabt haben. — Die von Nicolaus Vogt zuerst gebrauchte, von ihm nachmals, wie wir hören, als ausschließlich geistiges Eigenthum in Anspruch genommene, und Anderen verwehrte Combination „christlich-germanisch" ist darum recht glücklich und bezeichnend für den Gesammtausdruck des geistlichen und weltlichen Zustandes zwischen dem Umsturze des Alterthums und den modernen Revolutionen, und werden uns desselben, ohne den Vorwurf des Plagiats zu scheuen, auch fürder oft mit aller Welt bedienen.

Im alten Römerstaate war, auch noch nach Constantin, das Christenthum doch eigentlich eine persönliche Angelegenheit der Bürger, so zu sagen eine Privatreligion geblieben; der Staat als solcher war zwar nicht, wie man ihn in neuer Zeit verlangt hat, atheistisch; stand auch nicht „als Höheres über den Confessionen" des neuen Christenglaubens und veralteten Heidenthums, aber er war so sehr aus und über diesem letzteren erbaut und aufgewachsen, in allen seinen Fasern so grundheidnisch, daß er auch bei gutem Willen nur allerlei Versuche machen konnte, sich mit dem Christenthume zu hetzen, und

dazu ein erträgliches Verhältniß zu gewinnen, oder vielmehr zu gewähren. Mit Einem Worte, die Disharmonie des öffentlichen Lebens und des christlichen Bewußtseyns kam dort nicht zur Auflösung, und Kirche und Staat blieben nicht allein, zwei (was sie, nach Ursprung und Lebensgesetz, in Wahrheit nothwendig bleiben müssen, und in welcher nothwendigen Zweiheit allein ihre eben so nothwendige Harmonie und Eintracht möglich wird), sondern entzweit, d. i. in Wirksamkeit und Richtung auseinandergehend. Anders bei den Germanen, und hiervon im nächsten Hefte.

(Fortsetzung folgt.)

XXIII.

Zeitläufte.

Wir haben seither über den großen Wendepunkt in der Entwickelung der Verfassungsangelegenheit Preußens und die Bedeutung des ersten allgemeinen Landtages zu Berlin geschwiegen, weil wir aus guten Gründen uns und unsere Stimme nicht in das erste Getümmel des deutschen Zeitungsliberalismus mischen wollten. Das Tosen und Brüllen dieses Meeres, als es von Haß und Jubel und Erwartung frisch aufgeregt war, hätte unsere friedlichen Betrachtungen doch überschrieen. Wir wollten warten, bis der Landtag als ein abgeschlossenes, unwiderrufliches Ganze und vollendetes Factum der Geschichte angehörte, um selbst über ihn, in voller Objectivität, ein freies, von der Tagesmeinung unbeirrtes Urtheil gewinnen, und an dem, was dort geschehen, die Meinung unserer Leser in Betreff dessen orientiren zu können, was menschlichem

Ansehn nach jetzt ferner in Preußen geschehen wird. Wir werden daher auf diesen Gegenstand in diesem und in späteren Artikeln mehrfach zurückkommen. Vorläufig braucht es denkenden und ehrlichen Lesern nicht noch einmal versichert zu werden, daß, wie wir auf confessionellem Gebiete nichts als Parität der Freiheit für beide Theile verlangen, unser Standpunkt in Betreff der politischen Verhältnisse, und insbesondere der Verfassungsangelegenheiten Preußens ein vollkommen partheiloser ist; sie haben dieß seit Jahren schon aus unserer ganzen Haltung gemerkt. Einem gewissen, zwar nicht rheinischen, aber zum größten Schaden der preußischen Interessen am Rhein gedruckten Blatte, welches uns unlängst noch einen „hannibalischen" Haß gegen Preußen vorgeworfen, — diesem Blatte hier wiederholt Vernunft predigen zu wollen, ist ebenfalls nicht unsere Absicht; nicht bloß deßhalb, weil die Mohrenwäsche ein nutzloses und verdrießliches Geschäft, sondern weil das berüchtigte Organ eines, nur durch unheilbare Stupidität gemilderten hündischen Servilismus auch bei unsern Gegnern zu tief verachtet ist, als daß es nicht eine Unehre wäre, sich mit ihm ferner noch in Disputat und Weiterungen einzulassen. Nicht ihm, sondern ehrenhaften Gegnern sei hier noch gelegentlich über unsere Stellung zu Preußen Folgendes bemerkt. Die historisch-politischen Blätter sind allerdings und unläugbar eine Folge des Kölner Ereignisses. Getreu der Mission, die ihnen durch die Fügung des Himmels ward, welche sie in's Leben rief, haben sie die Kirche gegen eine damals in Preußen mächtige und einflußreiche, absolutistisch-territorialistische Partei nach ihrem besten Wissen und Gewissen verfechten helfen. Aber jede ehrlich gemeinte Opposition ist durch den Mißbrauch bedingt, den sie bekämpft. Heute, nachdem die Kölner Zerwürfnisse längst historisch geworden sind; heute, nachdem Preußens Monarch mehr als einmal durch Wort und That den Beweis geliefert, daß sein Geist die Freiheit der Kirche versteht, und daß ein Gemüth, wie das seinige, fähig ist, sie ihr zu gönnen; heute, wo jeder Denkende bereits

die Ueberzeugung gewonnen, daß Friedrich Wilhelm IV. zu hoch über seinem Jahrhunderte steht, als daß altprotestantischer Territorialismus oder febronianischer Josephinismus in seinem Geiste und Herzen ein Echo hätte finden können; heute, wo sich in Folge dieser Wahrnehmung das Vertrauen der katholischen Preußen täglich fester an die Person ihres Königs, als an die letzte und einzige Säule eines irdischen Heiles und Friedens für ihre Kirche und ihren Glauben schließt, heute wäre es baarer Unverstand und grobe Verkennung des eigenen Interesse, eine Opposition fortsetzen zu wollen, die, gegen andere Verhältnisse und andere Individualitäten gerichtet, zu ihrer Zeit und an ihrem Orte eben so gerecht als nothwendig war.

Daß vielfache und grobe Mißgriffe der Diener, die sich aus alter absolutistischer Angewöhnung, Mangel an Fähigkeit: eine Idee zu verstehen, eingewurzeltem Haß gegen jeden Glauben und einer mehr scheinbaren als wirklichen Unterordnung unter den überlegenen Geist ihres jetzigen Herrn, leider! nur allzu natürlich erklären lassen, — daß diese heute noch weniger als in andern Zeitverhältnissen dem Willen und der Absicht des Monarchen zugerechnet werden dürfen, — versteht sich daneben lediglich von selbst. Aber auch die in diese Rubrik fallenden Klagen und Beschwerden, wie gerecht und zahlreich sie seyn mögen, vorzugsweise an Preußen exemplifiziren zu wollen, wäre grobe Ungerechtigkeit, und das heutige Preußen braucht auch in dieser rein praktischen Hinsicht den Vergleich mit keinem andern deutschen Lande zu scheuen. Wir haben oft genug unsere Stimme gegen Mißbräuche und Eingriffe in die Freiheit der Kirche in jenem Lande erhoben, um, ohne den Verdacht der Schmeichelei zu wecken, diese Anerkennung einer segensreichen Veränderung, die sich an die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. knüpft, hier frei und unumwunden aussprechen zu dürfen. Jede fernere Klage über Beeinträchtigungen der Interessen, welche wir verfechten, würde daher, wenn sie in Zukunft ferner noch nöthig werden sollte, nur gegen den Willen oder die Fügigkeit der Diener und Werk-

zeuge, und zu Gunsten der anerkannten Absicht und des edlen Willens des Herrschers erhoben werden können.

Ist es aber also bestellt, so kann unter uns und Denen, die unsere Gesinnung theilen, von der Täuschung nicht die Rede seyn, daß in dem sich immer offener und hitziger entzündenden Kampfe gegen die Krone und das Königthum in Preußen der natürliche Platz der Katholiken in den Reihen der Liberalen und Radikalen wäre. Dieß wäre ein großer und gefährlicher Irrthum; eben so groß und gefährlich als der entgegengesetzte Wahn: daß es das Amt und der Beruf der Katholiken sei, jeder auch rechtmäßigen oder unsere Interessen nicht verletzenden Aenderung der Verfassung oder Verwaltung entgegenzutreten, und politische Zustände und Einrichtungen aufrecht zu erhalten oder wieder herzustellen, welchen die Zeit das Urtheil der Vernichtung gesprochen hat. Weder das Eine noch das Andere! Unsere Aufgabe ist es, uns als Christen in jede politische Lage zu finden und zu schicken, in welche die Fügung Gottes uns versetzt, in allen aber unerschütterlich treu an dem Einen festzuhalten, was Noth thut. Eingedenk dessen, daß unsere Heimath nicht auf Erden ist, sind wir im Stande, die politischen Institutionen für etwas Zeitliches und Vergängliches zu halten, und dieser Glaube wird uns vor Ungeduld schützen, von der kindischen und verderblichen Neuerungssucht der Gegenwart frei erhalten, vor vielen Täuschungen dieser Zeit bewahren, wenn gleich auch wir das jedem Menschen eingepflanzte Streben nach Verbesserung seiner irdischen Lage nicht ausrotten, sondern nur auf das wahre und richtige Maß des Möglichen und Erlaubten zurückführen sollen. Von diesem Standpunkte aus dürfen wir uns denn freilich erlauben, den Werth vieler Reformen und Fortschritte zu bezweifeln, auf welche die Meinung des Tages stolz ist. Aber allen gegenwärtigen und künftigen Zuständen, Verfassungen und Institutionen gegenüber werden und müssen wir immer und unter allen Umständen eine Freiheit festhalten und fordern: die unsers Glaubens, unsers Gewissens und unsers kirchlichen, katholischen Lebens. Denn der festen

und unerschütterlichen Ueberzeugung leben wir allerdings: daß ohne diese Freiheit jede andere ein wesenloser Schein und ohne die große, sittliche Garantie, welche allein das, durch die Kirche getragene christliche Gewissen menschlichen Institutionen gewährt, jede andere, bloß papierene, eine mitleidswürdige Täuschung, jede vermeintliche Reform ein Schritt mehr gegen den Abgrund des Umsturzes und politischen Verderbens sei.

Wir haben in dem Bisherigen unsern eigenen Maßstab, den wir auch an die neuesten preußischen Verfassungsfragen legen, hoffentlich klar und bestimmt genug bezeichnet. Auf den ersten Blick zeigt sich, daß dort die nämlichen Elemente kochen und gähren, die heute überhaupt in ganz Europa in einem Kampfe auf Leben und Tod begriffen sind. Preußen hat, so wie jedes andere europäische Land, seinen Theil an dem großen geschichtlichen Processe der Zeit. Es ist nach dreißigjährigem, mehr scheinbarem als wirklichem Stillstande vor wenigen Jahren in diese Strömung eingetreten, und das große weltgeschichtliche Drama, welches alle Staaten unsers Jahrhunderts durchzuspielen die Aufgabe haben, wird auch dort, nachdem es einmal begonnnen seinen naturwüchsigen Verlauf nehmen.

Der ältere Zustand jener Länder, welche heute in ihrer Gesammtheit preußische Monarchie heißen, war derselbe wie in allen übrigen Theilen des Reichs. Eine auf corporativer Sonderung der Stände beruhende politische Verfassung, dieß Wort im Sinne des ältern Staatsrechts genommen, galt ursprünglich in allen jenen Ländertheilen. Aus dem siegreichen Kampfe der neu gegründeten königlichen Gewalt gegen diese ständischen und provinziellen Partikularitäten erwuchs die absolute preußische Monarchie, bald in vielfacher Hinsicht ein Muster und Modell des modernen, militärisch-büreaukratischen Vernunftstaates, wie ihn das vorige Jahrhundert liebte, und die gebildete Welt bis tief in die Gegenwart herein ihn wollte und erstrebte. Nachdem der große Kurfürst die Fundamente des Gebäudes gelegt, und den Widerstand der alten Stände zu brechen angefangen, der calvinistische, sparsame und ge-

walthätige Vater Friedrichs des Großen diese eigenthümliche, politische Form des preußischen Staats weiter entwickelt, den widerstrebenden ständischen Adel vollends zertreten hatte, feierte der Staatsmechanismus unter dem Sieger bei Roßbach und Leuthen den glorreichen Moment seiner höchsten Blüthe und trat dann unter seinen beiden Nachfolgern, wie es das Loos aller irdischen Bildungen in der Natur und in der Geschichte ist, trotz des ängstlichen Festhaltens an den äußern altpreußischen Formen und traditionellen Maximen in das Stadium des allmähligen Ermattens und innern Absterbens.

Erst die Schlacht bei Jena riß die Decke von einem übertünchten Grabe voll Moder und Todtengebein. Die mächtigste Säule des alten Preußens, das blinde Vertrauen des Volkes wie der Beamten auf die Kabinetsregierung und ihre Ordres, in welchen nach dem Grunddogma des dortigen Staatsglaubens jener Zeit der Geist Friedrich des Großen fortleben sollte, war durch die furchtbare Katastrophe, die den Staat aus den Schienen seiner Bahn geworfen, in seinen tiefsten Fundamenten erschüttert. Der Augenschein hatte über jegliche patriotische Fiction gesiegt. Dem Freiherrn von Stein und seinem weltklugen und wohlredenden Nachfolger wurde es bereits wenige Monate nach dem Tilsiter Frieden klar: daß Preußen, um den über kurz oder lang drohenden, letzten Kampf gegen Napoleons beginnende Universalmonarchie bestehen zu können, neuer leitender Ideen und neuer politischer Einrichtungen bedürfe. Haben sie die Aerndte gewollt, die heute den Enkeln aus ihrer damaligen Saat heranreift? Gewiß nicht. Auch dortlandes geschah, was denkende Beobachter auf jedem Blatte der Weltgeschichte lesen können. Als diejenigen, in deren Hand damals Preußens Geschicke lagen, den Staatswagen aus dem ausgefahrenen büreaukratisch-absolutistisch-monarchischen Gleise zuerst in die Wege des modernen Repräsentativstaats lenkten, waren sie sich sicherlich über die inhaltschwere Bedeutung ihrer Schritte am wenigsten klar, und ahneten nicht, wohin die neue Straße führe. Sie wollten dem Drange der Anforderungen des Mo-

mentes genügen, einen moralischen Widerstand gegen Napoleon vorbereiten, ein Volksgefühl schaffen, auf welches sich das Kabinet in seinen dereinstigen Maßregeln gegen die Franzosen stützen und berufen könne, — Alles nach dem Beispiele von Altengland, welches ja allein noch dem Eroberer von Europa Widerstand leistete. So begannen die Reformen der Jahre 1807 bis 1815. Und als die monarchische Gewalt, erweckt durch die drohenden Zeichen der Zeit und gewarnt durch Oesterreichs Ermahnungen, endlich im Jahre 1819 Stillstand gebot, war bereits so viel im Sinne der neuen Politik geschehen, daß unbedingte Rückkehr zum Alten unmöglich schien. Dafür war aber auch noch so viel vom alten Preußen übrig, daß jener neu beginnende, seltsame Mittelzustand des Widerspruches zwischen dem Alten und dem Neuen länger als zwanzig Jahre dauern konnte.

Es ist von den Gegnern des modernen Constitutionalismus in Preußen häufig behauptet worden, daß den weltberühmten, vielbesprochenen Verheißungen einer reichsständischen Verfassung die *Absicht*: ein Repräsentativsystem nach englischem und französischem Muster zu schaffen, mit nichten zum Grunde gelegen habe. Nur von deutschen Ständen und ihrer Wiederherstellung sei die Rede gewesen. Ueber die eine oder andere Bedeutung jener Gelöbnisse begann alsbald ein Kampf unter den Auslegern, den wir hier, nachdem er sich mit immer steigender Erbitterung bis in die neuesten Zeiten fortgesponnen hat, zu schlichten keineswegs beabsichtigen. Wir gestehen vielmehr aufrichtig, daß uns auf unserm parteilosen und völlig unbetheiligten Standpunkte dieser ganze, mit eben so vielem Aufwande von Scharfsinn, als gründlicher, wechselseitiger Verachtung geführte Krieg von jeher ziemlich unn[illegible], und die daran gewendete Mühe als fruchtlos vergeudet v[illegible]ekommen ist. Fragen solcher Art werden nicht durch juristische Interpretation entschieden, sondern allein vor dem Tribunal der Weltgeschichte durch das unwiderrufliche Factum. Einen andern irdischen R[illegible] gibt es da nicht, und hier hat in Wahrheit nur

der Recht, der übrig bleibt. In solchen und ähnlichen Fällen aber den Gegner überzeugen und bessern wollen, ist ein bis zum Widersinnigen nutzloses Beginnen. Hiervon abgesehen, scheint es uns keinem Zweifel unterworfen, daß weder Stein noch Hardenberg zur Zeit, als sie ihren königlichen Herrn jene indirecten und directen Versprechungen ertheilen, oder richtiger gesagt, jene Versuche machen ließen: die öffentliche Meinung zu Gunsten der Regierung zu gewinnen und die Nation für diese zu begeistern, an den Gegensatz zwischen der alten ständischen und der modernen Repräsentativverfassung auch nur von ferne gedacht haben. Jener allerdings in der Geschichte gegründete Unterschied ist erst viel später, hauptsächlich durch das Berliner Wochenblatt hervorgehoben und den Politikern zum Bewußtseyn gebracht worden; auf dem Wiener Congresse war davon noch mit keiner Sylbe die Rede. Sonach durfte also der gesammte Streit zwischen den ständischen und den constitutionellen Auslegern des königlichen Wortes von 1815 der eigentlich factischen Basis entbehren. Jede Partei kann mit gleichem Rechte oder Unrechte ihre Meinung in das königliche Gelöbniß hineinerklären.

Weit wichtiger ist die Thatsache, daß jene Reformgesetze und Versprechungen der Stein-Hardenbergischen Zeit eine liberal-constitutionelle Partei in Preußen erst geschaffen, und somit den nächsten Grund zu jenem großen historisch-politischen Processe gelegt haben, der, nachdem er seit mehreren Jahrzehnten in den Schriften geführt worden, welche die Anwälte beider Parteien wechselten, zuletzt in unsern Tagen im weißen Saale des königlichen Schloßes zu Berlin zur öffentlichen Verhandlung gedieh. Uebrigens dürfen wir, um nicht ungerecht zu seyn, nicht säumen die Bemerkung hinzuzufügen: daß unserer Ueberzeugung nach das Unterbleiben jener verhängnißvollen Versprechungen der preußischen Monarchie dieselben Krisen der Entwickelung nicht erspart haben würde, welche, weil sie in der Atmosphäre des Jahrhunderts liegen, jedes heutige europäische Staatswesen in der einen oder andern Form durchzu-

machen hat. Die Zeit des Stillstandes mußte mit der Regierung Friedrich Wilhelm III. zu Ende gehen, ohne dessen Persönlichkeit jenes Anhalten der einmal begonnenen Entwicklung gar nicht möglich gewesen wäre. Am Tage der Thronbesteigung seines Nachfolgers mußte der vertagte Proceß wieder aufgenommen werden. Also gebot es die Macht der Verhältnisse und das Gesetz der Zeit, die Individuen mochten wollen oder nicht. Beginnt also mit dem Regierungsantritte des jetzt regierenden Königs eine neue wichtige Periode der Entscheidung, so ist es nothwendig, einen Blick auf die Gesinnung und die Absichten Friedrich Wilhelms IV. zu werfen, der in so vielfachem Betracht als die selbstständig treibende und bewegende Feder so vieler Ereignisse in seinem Lande erscheint. — Dieß ist um so nothwendiger als ein neuerer Schriftsteller, Franz von Florencourt (der einzige Vertreter des heutigen deutschen Liberalismus, dem auch die Gegner seiner politischen Ueberzeugung Geist und Adel der Gesinnung zugestehen müssen), die Persönlichkeit dieses Monarchen zum Gegenstand einer umfangreichen Erörterung gemacht hat, wie wir deren, sowohl was Freimüthigkeit als Anstand der Form betrifft, in unserer deutschen politischen Literatur kaum in Beziehung auf einen bereits verstorbenen, geschweige denn auf einen lebenden Monarchen eine zweite kennen. Wir sind mit Allem, was von diesem Schriftsteller zum Lobe Friedrich Wilhelms IV. gesagt wird, vollkommen einverstanden, und freuen uns, von dieser Feder die Begeisterung des Königs für alles Große und Schöne und Merkwürdige als Grundzug seines Charakters anerkannt und gepriesen zu sehen. Wir freuen uns, daß gerade dieser Schriftsteller den edlen, jeder gleißenden Lüge unfähigen Charakter des Monarchen offen und mit richtiger Bezeichnung der wahren Sachlage gegen die heimlich knirschende Tücke eines Theiles seiner Büreaukratie vertheidigt, und wünschen mit ihm aus ganzer Seele, daß dem ritterlichen Könige die Lösung der schwierigsten aller Aufgaben gelingen möge, in dieser Sphäre jeden Heuchler zu entlarven, er sei hoch oder niedrig gestellt.

Sehr richtig, wenn gleich, ohne den höchst ehrenwerthen und achtbaren Elementen innerhalb der preußischen Beamtenwelt, Rechnung zu tragen, die sein allzu allgemeines Verdammungsurtheil nicht treffen kann, sagt Herr v. Florencourt: „Unser büreaukratischer Beamtenstand, der vor Allem in geistlose Selbstsucht versunken war, gerieth über diese neue Erscheinung auf dem Throne in nicht geringe Verlegenheit. Pflichtschuldigst suchte er auch in den Ton der Begeisterung einzustimmen, aber er konnte es, mit wenigen (?) Ausnahmen, nur zu einer lächerlichen Grimasse bringen. Heimlich mußte er sich gestehen, daß der König eine Eigenschaft besitze, die ihm gänzlich mangelte, daß von nun an sittliche Anforderungen an ihn gestellt würden, die er nicht zu erfüllen im Stande sei. Im Gefühle dieser absoluten Ohnmacht setzte sich allerdings ein heimlicher Groll bei ihm fest, er machte die Faust in der Tasche." — Unläugbar richtig setzt der Verfasser hinzu: daß die Unzufriedenheit und das heimliche Frondiren der Büreaukratie nicht durch etwaige Mängel, Fehler und Mißgriffe des Königs, sondern gerade durch dessen höhere Tugenden hervorgerufen sei, welche zu lästige Anforderungen stellten. „Man fühlte, daß der König seine eigene, kleinlich herrschsüchtige, abgerichtete, Stellen und Gehalt erjagende Büreaukratie verachtete, und solche Verachtung verzeiht kein Pöbel, am wenigsten der Beamtenpöbel, der immer noch hundert Procent Hochmuth mehr besitzt, als jeder andere. Aus diesem heimlichen Grolle erklärt sich auch, wie jetzt mit einem Male eine Menge Beamten von Unabhängigkeit des Richterstandes, von Constitution u. s. w. sprechen"; gerade so, könnte man hinzufügen, wie umgekehrt erklärte Rationalisten der christlich-religiösen Richtung des Königs durch eiligst eingelernte christliche Phrasen schmeicheln möchten, aus denen aber leider der mühsam verhüllte, antichristlich absolutistische Indifferentismus bei jedem Worte hervorgrinst. Jenes Constitutionellscheinen, sagt Hr. v. Florencourt, geschieht aus Rache, nicht aus Ueberzeugung. Ueberzeugung freilich liegt, um es hier beiläufig zu bemerken, jenem Christlichthun

eben so wenig zum Grunde, aber hier waltet sicherlich keine Rachsucht ob, sondern höchstens, gemeiner Motive zu geschweigen, die hinterlistig berechnete Absicht: dem früher offen eingestandenen Unglauben und den Zwecken der schlechten Aufklärung jetzt auf Umwegen und mit Hülfe anderer, scheinbar im entgegengesetzten Sinne wirkender Hebel zu dienen. Hoffentlich wird diese Schlauheit an dem sittlichen Ernste des Königs scheitern, dem es mit seinem religiösen Glauben tiefer Ernst ist. Eine solche Ueberzeugung vertheidigt sich selbst ohne Worte; Jeder ehrt sie, auch wer sie nicht theilt. Der tiefe Haß gegen die Restauration eines christlichen Protestantismus in Preußen beruht dagegen in den Volksmassen auf dem tiefgewurzelten und leider! nur gar zu nahe liegenden Zweifel an der Aufrichtigkeit mancher bei dieser Wiederherstellung besonders betheiligten Werkzeuge.

So richtig Hr. v. Florencourt die edle Persönlichkeit des Königs aufgefaßt, so treffend er sie geschildert hat, so wenig können wir uns mit dem einverstanden erklären, was er zur Kritik des politischen Systems dieses Monarchen sagt. Seine deßfallsigen Aeußerungen sind deßwegen von besonderm Interesse, weil er auch in dieser Beziehung nur als Echo des herrschenden Liberalismus erscheint, der in diesem Schriftsteller seinen elegantesten und beredtesten Wortführer gefunden. Er geht von dem allerdings richtigen Satze aus, daß die liberalen Weltverbesserungspläne von Friedrich Wilhelm IV. nicht getheilt werden. Denn, fährt er fort: „die Thatsache einmal zugegeben, daß wirklich ein Zwiespalt zwischen der politischen Richtung unsers Königs mit derjenigen der übrigen" (nämlich liberalen und radikalen) „Zeitgenossen obwaltet, so frage ich nochmals, worin besteht dieser Zwiespalt?" Ueber Mangel an Offenheit in dieser Beziehung können wir uns in der That nicht beklagen. Franz von Florencourt verschmäht jede Heuchelei, denn „jedenfalls ist es gut, daß man weiß, wie man mit einander steht." Der König hat bei seiner Thronbesteigung gesagt: „Ich trage meine Krone von Gott, wehe dem,

der sie anrührt.“ . Und diese Krone, wie sie der König gemeint, sei allerdings in Gefahr. „Die Zeit will sie abschaffen, und von diesem Standpunkte aus betrachtet, waren jene Worte allerdings nicht überflüssig, wie sie von Manchen gehalten werden.“ Alle Bessern und Vernünftigern im Volke seien freilich auch noch von der Nothwendigkeit eines Königthums überzeugt, sie betrachteten es als eine unumgängliche Bedingung eines freien geordneten Staatslebens in Deutschland. Aber dieses Königthum, welches sie meinen, sei ein anderes, als das, welches König Friedrich Wilhelm IV. im Sinne trage. Dieser erkenne die Krone für eine Macht von Gottes Gnaden, seinen Beruf für eine religiöse Mission zur Ausführung und Versöhnung der Sonderrichtungen der einzelnen Stände, die sich in diesem Mittelpunkte erst, andern Völkern und Staaten gegenüber, zu einem Ganzen vereinigten. Deßhalb glaube er an sein souveraines Recht der Entscheidung in letzter Instanz, einen Standpunkt, den Herr v. Florencourt einen „selbstgöttlichen, übermenschlichen“ nennt. Aber irgendwo muß doch in dem großen Organismus des Staates die Abhängigkeit und Unterordnung aufhören, irgendwo muß doch jene Freiheit und Unabhängigkeit liegen, welche das moderne Staatsrecht mit dem allgemein gebrauchten Kunstausdrucke: Souverainetät nennt. Herr v. Florencourt hat das Verdienst, ohne schlaue Umredung und lügenhafte Schminke das schlagende Wort zur Bezeichnung des liberalen Zeitbewußtseyns kurz auszusprechen: „Die freie Selbstbestimmung in allen Staatsangelegenheiten soll in letzter Instanz bei der Gesammtheit der Staatsbürger seyn. Der König ist nur die oberste, ausführende Behörde, der man gern einen Theil an der Gesetzgebung bis zu einem gewissen Grade einräumt, um einen schädlichen Zwiespalt der ausführenden mit der gesetzgebenden Macht möglichst zu vermeiden; man hält diese Form des Staatsbeamtenthums zu einer ruhig organischen Thätigkeit des Ganzen, zu einer vernünftigen Ausgleichung vom Beharren und Fortschreiten, zur Aufrechthaltung alter fester Sitte für

unumgänglich nothwendig. Man zollt daher dieser Würde gern den höchsten Respect, und gewährt ihr gern die Mittel, die sie zur vollsten Entwickelung ihres Berufs bedarf. Aber ein jeder fühlt sich daneben als selbstständiger Theil des Ganzen, der das Recht hat, auf die Entwicklung des Ganzen rathend und thatend mit einzuwirken. Nicht der König soll über dem Ganzen stehen, sondern das Ganze soll über dem Könige stehen. Die Einsicht sowohl als der Wille der Gesammtheit wird höher angeschlagen, als die Einsicht und der Wille des Königs. Wenn ein Collisionsfall zwischen Beiden entsteht, der sich durch die von der Verfassung an die Hand gegebenen Versuche nicht ausgleichen läßt, so hat der letztere unbedingt nachzugeben." Das ist, sagt der Verfasser, das Königthum, welchem die Zeitgenossen anhängen, welches sie erstreben und schützen, und in dieser verschiedenen Auffassung liegt nach seiner Ueberzeugung der tiefe Zwiespalt, der das preußische Volk und den preußischen König in diesem Augenblicke trennt, — eine Ansicht, gegen die wir, in sofern sie eine Thatsache constatiren soll, nichts einzuwenden hätten, als den irrigen und verkehrten Gebrauch der Redefigur, welche den Theil statt des Ganzen nennt, und eine kleine Minorität, den liberalen Mittelstand, für das wirkliche ganze Volk ausgibt. Denn dieses verlangt zur Stunde noch einen König von Fleisch und Bein, und ein Gespenst des Königthums, wie das hier bezeichnete, würde ihm höchstens nur noch ein Gegenstand des Spottes und des Mitleids seyn.

Aufrichtiger als die bekannten liberalen Correspondenten der allgemeinen Zeitung, ist Hr. v. Florencourt ehrlich genug, die Consequenzen solches Liberalismus, die jene schlau versteckt im Hinterhalte bergen, offen aller Welt vor Augen zu stellen. Er hält es für kein Glück, daß der Gegensatz zwischen dem alten und neuen Königthume mit jedem Tage mehr so schroff zu Tage trete, daß er bis auf seine äußerste Spitze hinausgetrieben wird. Die ganze Geschichte bestätige es, daß ein

unbewußt naturwüchsiger Umbildungsproceß einer alten Idee zu der ihr entgegenstehenden neuen, den ethischen wie den materiellen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft weit besser bekomme, als jene heftige Krisis, die immer mit Nothwendigkeit eintreten müsse, wenn das Neue nicht allmählig Platz greift, und das Alte nicht in demselben Maße schrittweise zurückweicht. „Allen wohlwollenden und einsichtigen Männern wäre es gewiß lieber gewesen, wenn der Uebergang des absoluten Königthums zur Volkssouverainetät mehr auf naturwüchsig-organische Weise hätte geschehen können, wenn die Principienfrage ganz in suspenso geblieben wäre, und wenn das alte Königthum je nach den dringendsten, augenblicklich hervortretenden Bedürfnissen der Zeit mehr unwillkührlich im Einzelnen nachgegeben hätte, in so kleinen Dosen, daß das Opfer nicht schwer, daß der Selbstvernichtungsproceß von ihm selbst kaum gefühlt worden wäre." Diesen Gang habe, wie Hr. v. F. meint, England genommen. „Das Veto der Krone, welches auf dem Papiere als unversehrbarer Gegensatz dem Veto der Kammern logisch gegenüberstand, es ist außer Gebrauch gekommen, es ist ruhig verschlafen, abgestorben, ohne daß sein Verlust dem Inhaber einen Schmerz erregt hätte." Die neue Ordnung der Dinge, meint dieser sonst so besonnene Schriftsteller (wie uns scheint im grellen Widerspruche mit der Geschichte des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts!) sei dort durch eine moralische Nothwendigkeit herbeigeführt, ohne daß es nöthig gewesen wäre, eine Entscheidungsschlacht auf Tod und Leben zwischen zwei unvereinbaren Postulaten zu kämpfen.

Wir würden, wären wir anders zu solcher Debatte berufen und wäre eine für die Rechte der preußischen Krone gelieferte Schlacht in den Spalten eines in Preußen hoch und streng verpönten Blattes nicht eine gar zur grelle Anomalie, wir würden dem ohne Frage achtbarsten und talentvollsten Publicisten des deutschen Liberalismus auf diese, nicht ohne feine Ironie gegen die Freunde der Naturwüchsigkeit im Staatsleben

durchgeführte Argumentation nur folgende einfache Betrachtungen an's Herz legen, deren wir uns, Mittermaier und Bassermann gegenüber, füglich entheben könnten. Sie haben eigentlich, würden wir dem Verfasser der „preußischen Verfassungsfrage" entgegnen, in Ihrem Ausgangspunkte vollkommen Recht. Ja! das Königthum, welches Sie bekämpfen, ist ein irdisches, zeitliches, vergängliches Ding, wie jedes andere in Natur und Geschichte. Sie haben Recht: es wird dereinst auch bei uns vielleicht ähnlichen Umbildungen unterliegen, wie auf der westlichen Halbkugel. Auch bei uns kann es dahin kommen, daß die Monarchie andern politischen Formen Platz machen muß. Sie nun nennen die Herrschaft der liberalen Banquiers, Advokaten und Literaten, welche die Zeit nicht erwarten wollen, wo sie auch in Deutschland die Erbschaft der Vergangenheit antreten können, — Sie nennen diese Herrschaft des liberalen Mittelstandes Volkssouverainetät. Aber geben Sie wohl Acht, wohin Sie gehen! Noch ist der Tag der Glorie des Repräsentativsystems, auf den Sie rechnen, in Deutschland nicht einmal erschienen, und schon steht dichtgedrängt in ungeheuern Massen ein neuer, furchtbarer Feind dicht hinter den von Ihnen empfohlenen liberalen Candidaten der Gewalt. Er hat diesen Ihren Clienten unbarmherzig den Tod geschworen, und heute schon die neue Gironde, noch ehe sie vollständig an's Ruder gekommen, auf den Hals angeklagt. Denken Sie, der beredte Advokat der Widersacher des alten Königthums, in müßigen Augenblicken doch im Vorrath auch auf eine Vertheidigungsrede für die liberalen Gewalthaber, denen Sie dermalen in den Sattel helfen wollen. Denn welchen Widerstand wird das liberale, gebildete Häuflein jener ungeheuren Volksmehrheit leisten, wenn diese einst auf den Grund derselben Theorie, die Sie heute predigen, gegen dieselbe politische Form aufgestanden seyn wird, in der Sie heute noch, mit einer Ihres Geistes und Talents nicht ganz würdigen Vorliebe das Heil der Welt erblicken? Und was werden Sie dem communistischen Absolutismus der Proletariermassen antworten, wenn

diese einst (und ach! der Sand der Zeitenuhr rinnt schnell, wenn er auf die Neige geht!) wie ein brüllendes Meer an die Pforten Ihres Repräsentativstaates schlagen, und im Namen desselben Gesetzes der Naturwüchsigkeit und organischen Umbildung, welches Sie heute gegen Friedrich Wilhelm IV. anrufen, von den Fabrikanten und Literaten verlangen werden: sie sollen aufstehen von ihren Schreibtischen und ihren Geldsäcken; es sei eine hohle Fiction und offene Lüge, daß sie das Volk seien, auf dessen Nacken sie sich gerade in demselben Augenblicke gestellt, als sie dessen Souverainetät ausriefen. Erleben Sie diesen Tag (und wenn Ihr Repräsentativstaat siegt, so ist er nicht fern!), dann denken Sie an Ihre feinen Scherzreden und Stichelworte über das alte Königthum von Gottes Gnaden. Denn es wird Ihnen und Ihren politischen Glaubensgenossen ein vollgeschütteltes und gerütteltes Maß der Vergeltung gemessen werden. Sie sind der Mann nicht, der mit der siegenden Gemeinheit pactiren und die Livree des triumphirenden Pöbels tragen würde. Helle Köpfe, unter denen die zu jener Frist den Ideen huldigen werden, welche alsdann Fortschritt heißen, werden Ihnen dann auch mit feinem Lächeln zurufen: „Allen wohlwollenden und einsichtigen Männern wäre es gewiß lieber gewesen, wenn der Uebergang der neuen Aristokratie des liberalen Repräsentativstaates zur Herrschaft des absoluten hellen Haufens, des Eigenthums zum Communismus mehr auf naturwüchsig organische Weise hätte geschehen können, wenn die Principienfrage ganz in suspenso geblieben wäre, und wenn die nach feinem Census abgegränzte Wählerkaste von Eigenthümern je nach den dringendsten, augenblicklich hervortretenden Bedürfnissen der Zeit mehr unwillkührlich, im Einzelnen, in kleinen Dosen nachgegeben hätte.“ — Erleben Sie diesen Tag (und ich wiederhole es: Sie können, wenn die Ereignisse auf der von Ihnen als allein heilbringend gepriesenen Bahn fortrollen, wie Sie es wünschen, nicht für übermorgen Bürgschaft leisten!), erleben Sie diesen Tag, dann werden auch Sie vielleicht das Bedürfniß fühlen, eine Entscheidungsschlacht auf Tod und

Leben zwischen zwei unvereinbaren Postulaten zu kämpfen." Denn zu jener Zeit wird es nur eine Rettung vor allen den Gräueln einer deutschen, rohen, dummen, monarchischen Ochlokratie geben: absoluter Militärdespotismus, d. h. Herrschaft jenes Standes, der in der allgemeinen Auflösung und Zerstörung aller weltlichen Societät sich allein noch als natürlicher Organismus erhalten und bewähren wird. Zuletzt aber kommen „die donischen Kosaken", wie es die dichterischen Propheten des Antichrist im Geiste vorgeschaut und verkündigt haben.

Wir würden Ihrem deutsch-nationalen Charakter zu nahe treten, wollten wir nicht gern und freudig anerkennen, daß Sie wahrlich diesen Ausgang nicht wollen, und solches Unheil abzuwenden, gern Leib und Leben einsetzen würden. Darüber waltet bei keinem Billigdenkenden auch nur der leiseste Zweifel ob. — Sein Sie aber auch so billig, einzusehen, daß Sie in diesem Punkte mit König Friedrich Wilhelm IV. ganz auf gleicher Linie stehen. So wie Sie (dieß hoffen und erwarten wir wenigstens!) dem „allmähligen Uebergangsprocesse" des liberalen Constitutionalismus in den Communismus und Militärdespotismus den äußersten Widerstand entgegensetzen würden, also der König den seinigen dem von Ihnen proponirten allmähligen Uebergangsproceß des Königthums in den liberalen Repräsentativstaat. — Die Frage ist nur: „wo der Widerstand beginnen soll?" und in dieser Beziehung scheint es uns, daß Friedrich Wilhelm IV. Ihr Lob einer „entschiedenen, klaren, scharf durchschauenden, sein Princip bis in die letzten Folgerungen überwachenden Persönlichkeit" nicht verdienen würde, wenn er durch sorgloses und unbedachtes Capituliren mit den Principien, welche Sie empfehlen und verfechten, *seine* Stellung, *seine* königliche Macht hätte dahin geben, und die Krone in eine Lage versetzen wollen, in welcher ein Widerstand des Königthums gegen jenen Umsturz, den Sie ja auch nicht wollen, nicht mehr möglich wäre.

Und dennoch haben Sie in Ihrem Ausgangspunkte vollkommen Recht. Das Leben des Staates, wie das des Ein-

zelnen ist wirklich ein naturwüchsiger Uebergangsproceß, und gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Aber inmitten dieses Naturprocesses steht der Mensch mit seiner Freiheit, und neben der Wirksamkeit des unerbittlich waltenden Naturgesetzes sind auch wir zum Erkennen und zum Handeln berufen. Der Ausgang steht in Gottes Hand, aber für unser Thun und Unterlassen sind wir unserm eigenen Gewissen und dem Urtheile der Welt verantwortlich. Nichts ist gewisser, als daß wir Alle sterben müssen; aber Sie selbst und wir alle lassen, wenn wir erkranken, unangesehen, daß es sich im günstigsten Falle doch immer nur um eine Lebensverlängerung von unbestimmter Dauer handelt, den Arzt rufen, und hoffen auf seine Hülfe. Kann er den „naturwüchsigen Uebergangsproceß", den wir Leben nennen und in dem wir begriffen sind, hemmen, den Tod für immer von uns fern halten? Gewiß nicht! Im günstigsten Falle, wenn er sein Fach versteht und Gottes Segen seine Bemühungen krönt, rettet er uns für eine Weile. Und dennoch danken wir ihm und überschütten ihn mit Gold und Ehre, wenn er uns auf eine Spanne Zeit das Leben erhielt; ja wir loben ihn, und erkennen seinen redlichen Willen und seine Bemühungen an, selbst wenn sie an dem ehernen Gesetze der Natur scheiterten. Denen aber, die einen Staat, eine Verfassung, einen politischen Organismus, — die zwar in längern Pausen athmen, als der Mensch, aber auch nicht ewig! — denen, die auf politischem Gebiete der Zerstörung wehren und erhalten wollen, für diese wollen Sie denselben billigmäßigen Gesichtspunkt der Betrachtung nicht gelten lassen; König Friedrich Wilhelm IV., der ja auch nur einen Posten vertheidigt, den Gott ihm anvertraute, und ein Staatsleben erhalten will, an welches sich auf Generationen hinaus das Wohl und Weh von Millionen knüpft, an diesen politischen Arzt wollen Sie einen andern Maßstab legen? Seltsam und bei einem denkenden, billigen, feinfühlenden Manne nur aus der Macht früh eingesogener und tief gewurzelter, politischer Vorurtheile erklärlich!

Wir werden in einem späteren Artikel die politische Stellung, welche der König bei Erlassung der Gesetze vom 3. Februar zu seiner großen Aufgabe genommen, von unserm Standpunkte aus zu begreifen suchen, und hiermit die Resultate des ersten allgemeinen Landtags zusammenstellen.

XXIV.

Literatur.

Die Gedichte Oswalds v. Wolkenstein, mit Einleitung, Wortbuch und Varianten, herausgegeben von Beda Weber. Innsbruck, Wagner, 1847.

„Wie ich höre, beabsichtigt P. Beda Weber, ein gelehrter Benediktiner der Abtei Marienberg in Vintschgau und Gymnasialprofessor in Meran, die Herausgabe sämmtlicher Werke dieses Minnesängers", schrieb vor zwölf Jahren A. Lewald in seinem Tirol S. 175 in der Anmerkung zum vierten Kapitel, wo er von seiner Ankunft in Botzen redend erzählt, wie er durch die Mittheilung einiger Gedichte Oswalds v. Wolkenstein erfreut worden.

Seitdem haben viele junge Dichter Tirols zu singen angefangen und zuletzt sind noch die „Frühlieder aus Tirol" (Wien 1846) erklungen, daß endlich auch der alte ritterliche Sänger, der

„Vieler Menschen Städte gesehn und Sitte gelernt hat,
Auch im Meere soviel herzkränkende Leiden erduldet",

aus seinem Schlafe in den Bibliotheken erwachend sein poetisches Vaterland im neuen Gewande erfreuen mußte.

Wir begrüßen sein Erscheinen mit Dank und Liebe; es war ein lang ersehntes und entspricht der gespannten Erwartung. Die Einleitung, Oswalds Leben in gedrängter Uebersicht enthaltend, führt trefflich in das Verständniß der ersten Abtheilung besonders, „Historische Gedichte", ein; durch das angehängte Wortbuch ist für Leser, die mit der alterthümlichen Sprache nicht vertraut sind, gesorgt; die Varianten zeugen von dem kritischen Fleiße des Herausgebers.

Oswald v. Wolkenstein ist für Tirol von historischer Bedeutung; er ist auch bedeutend als mittelalterlicher Minnesänger. Nicht leicht hat ein Dichter ein so bewegtes Leben geführt, so viele fremde Länder gesehen, so viele Leiden erduldet, wie dieser als Knabe schon einäugig gewordene Sänger in den Südalpen Tirols. Nach allen vier Weltgegenden trug ihn ruhelose Reiselust; schon als Knabe hatte er in den Ritterromanen und Minneliedern der damaligen Zeit geschwärmt, und so war in ihm der Hang erwacht, seinen Buchhelden gleich umherzufahren. Darum beginnt mit Recht sein erstes Gedicht mit den Versen:

Es füegt sich, do ich was von zehen jaren alt,
ich wolt besehen, wie die werlt wer gestalt.

Und gleich im zweiten dann zählt er eine Reihe Länder auf, wohin „die mynn" ihn getrieben:

Gen preußen, littwan, tartarey, türkey, über mer
gen Frankreich, lampart (Lombardei), yspanien ....

Sogar in's gelobte Land nach der heiligen Stadt pilgerte er der Geliebten zu Gefallen.

Leser, die neugierig sind, Mehreres von seinen Zügen und Abentheuern zu erfahren, auf Oswalds Leben verweisend, wenden wir uns zu den Gedichten selbst. Sie sind ihrem Inhalte nach in historische, erotische und religiösmoralische eingetheilt. Ueber Sprache und Grammatik des Dichters gibt der Herausgeber in den Anmerkungen §. 1 u. §. 2 S. 481 f. Aufschluß.

Die historischen beziehen sich natürlich meistens auf Vorfälle seines eigenen Lebens, behandeln aber mitunter auch andere Stoffe, z. B. eine bittere Satire auf das Konzil zu Konstanz, der

langen Dauer wegen, S. 34 f.; einen bittern Erguß gegen das höfische Wesen seiner Zeit; gegen das Volltrinken von Zeitgenossen. Unter dieser Classe zeichnet sich aus das 3te S. 23 von der schönen Königin in Aragon und den Ringen, die sie dem Dichter angehängt, dann das erotische Selbstbekenntniß aus seinem Leben S. 24, 5. und S. 25, 6. Ernst beginnt die Abtheilung II. S. 27 bis 31 über die Todesgefahren mit den schönen Worten:

Wie vil ich sing und tichte,
den lauf der werlde nôt,
das schatz ich als für nichte,
wann ich bedenk den tod,
der mich nit will begeben,
wie veer (weit) ich vor im kêr,
und stelt mir nach dem leben.

S. 49 Nro. IX. enthält fünf kleinere Gedichte, die der Herausgeber Seite 498 aus Friedrichs (mit der leeren Tasche) lustigem Landleben aufführt. Wir lassen Eines als Probe des Humors folgen:

Heb auff und laß uns trinken,
das wir also nit schaiden
von diesem guten wein,
und lembt (lähmt) er uns die schinken,
so muß er doch herein.
herr Kopff, nu lat euch bincken (winken?)
ob wir zu pette hinken,
das ist ain klaine pein.

Merkwürdig ist S. 70 f. XVII. Oswalds astrologischer Glauben vom Einflusse der Planeten auf den Charakter, mit den Worten anfangend:

Des grossen herren wunder
nymant vollsingen mag,
doch will ich ains besunder
vast legen an den tag,
wie sich der mensch formiret
in der planeten purt, u. s. w.

Aus Nro. XXI. S. 81 f. Der Ansicht des Dichters über die Stände damaliger Welt möge hier folgen, was er dem Papst und der Geistlichkeit anräth:

Du, heilger vater, tag und nacht
für alle kristenhait gemain,
und wer da gaistlich ist bedacht,
andächtiglich soll piten rain
den gott, der alle creatur
beschaffen hat und uns erlöst
mit seines heilgen todes kur,
den er in menschlicher figur
laid an des h. kreutzes rost.

Um nicht weitläufig und ermüdend zu werden, gehen wir zur reichern Sammlung der Minnelieder, von Seite 106 bis 221, über, worin sich des Dichters Genius freier und eigenthümlicher zeigen konnte. Darunter sind manche mit so derben Zotten, daß der Wunsch, sie weggelassen zu sehen, eben nicht als ängstliche Prüderie angesehen werden dürfte; indessen wollte der Herausgeber sie nicht vorenthalten als sprachliche Merkwürdigkeit und Schilderung damaliger Volkszustände. Zudem werden Leute, denen solche Lieder eine gefährliche Lectüre wären, der alten Sprache wegen kaum nach diesen schwer zu verstehenden Gedichten greifen, deren einige mit vollem Rechte als schamlos bezeichnet werden müssen. Klagen über den zu früh anbrechenden Morgen, als Bote der Trennung, und Schilderung von Liebesgenüssen bilden einen ziemlichen Theil dieser Sammlung. Poetische Anschauung, zarte, oft leidenschaftliche Empfindung, dann wieder kecker Humor begegnen darin dem Leser nicht selten. Mitunter finden sich anmuthige Frühlingsbilder, wie S. 114, XXX. S. 139, XLI. S. 125, 2.

Wie lieblich und echtpoetisch ist z. B. S. 126, 3:

„Fliehet, scharff winde,
lat uns an not,
ir seit gesindert,
die meinem kinde
sein mündlin rot
han durchsidert u. s. w.

Oder S. 158 LIII, 1:

> Gar wunniklich hat sy mein hertz besessen,
> in lieb ich ir gefangen
> hin mit stetikait,
> versloffen gar
> in der vil zarten ermlin strick.
> mein höchstes hail, ich pin dein aigen
> zbar, des gib ich dir meinen brieff.

Wiederum das Hirtenlied S. 194 LXXVII, 1:

> Treib her,
> treib überher,
> du trautes agneslein,
> das mein, zu mir ruck mit den schefflein dein,
> kumm schir, mein schönes agneslein! u. s. w.

Seite 203 die Frühlingsliedchen:

> O wunniklicher wolgezierter may
> dein süeß geschray
> pringt freuden mangerlay
> — — — — —
>
> Grun ist der wald, perg, aw, gewild und tal,
> die nachtigal,
> und aller voglin schal
> man höret ane zal
> erklingen überal.

Seite 221 C mit Nro. XCV. eröffnet sich die Reihe der religiösen und moralischen Gedichte, deren fünf erste, wenn wir sie recht auffassen, wohl mystisch von der jungfrau Maria werden müssen verstanden werden, weil sie zu den religiösen gehören sollen. Sehr schön beginnt über die Hochgebenedeite das Lied S. 224, 1:

> „Wer ist, die da durchleuchtet
> für aller sunnen glantz
> und keucklichen (erquicklich) durchfeuchtet
> uns den verborten krantz?“ u. s. w.

Lobpreis Christi und seiner jungfräulichen Mutter, reuige Sündenbekenntnisse, Darstellung des Leidens unsers Erlösers, moralische Betrachtungen, fromme Rathschläge, die Sünden zu meiden, Klagen über die Eitelkeit der Weltliebe bilden den Hauptinhalt dieser dritten Abtheilung, die wir mit desto höherem Vergnügen durchlasen, mit wie größerem Widerwillen wir uns durch nicht wenige Obscönitäten der Minnelieder durchgearbeitet. Vieles darin ist mit tiefem Gefühl der Andacht und frommer Liebe gedichtet, wie z. B. die Darstellung (S. 248, 249) der Schmerzen Mariä beim Leiden ihres göttlichen Sohnes:

> O junkfraunliche raine maid,
> mich wundert, das dir nicht erbrach
> dein keuschlich hertz von großem laid
> u. s. w.
>
> Zart mynnikliche kaiserinn,
> wie was betrübt hertz mut und syn,
> dô man verbund
> des himmels grund
> spötlichen schaut,
> o edle praut,
> wie was dein lieber sun so kranck.

Manche dieser Gedichte wären eine Zierde für Sammlungen von Marienliedern.

Wie wahr empfunden die Klage S. 253, 5 u. 7:

> Lieb, süeßer hort,
> wie hast du mich unlieplichen geplendet
> das ich mit lieb dem nicht vergalt,
> der seinen tod volendet
> durch mich und mangen sunder kalt
> u. s. w.

Und S. 268, CXVI, 1 u. 2:

> 1. O werlt, o werlt, ain freud der kalten mauer,
> wie swer du pist, dein lon der wirt mir sauer,
> seyd du auff mich gefallen hast,
> und druckst mich auff die erdenn.
> u. s. w.

2. Was hilfft mich nu mein raisen fromder lande,
in manig kungreich, das mir ist bekande?
was hilfft mein dichten und gesanck,
von manger kun(i)gin schöne?
u. s. w.

Wir schließen die Anzeige mit dem Wunsche, es möchte für Leser, die Oswalds Gedichte nicht bloß als sprachliche Merkwürdigkeit studiren wollen, eine Auswahl derselben hochdeutsch bearbeitet werden.

Ueber den Gewinn dieser Ausgabe für deutsche Sprachkunde und Kenntniß der mittelalterlichen Dichtkunst werden sich ohnehin gelehrte Kritiken genug beschäftigen. Uns war nur darum zu thun, auf die neue Erscheinung aufmerksam zu machen, und dem jungen tirolischen Dichter für die vielseitig verdienstliche und schätzbare Bekanntmachung seines mittelalterlichen Sanggenossen öffentlich zu danken.

XXV.

Zeichen der Zeit.

Die Ermordung der Herzogin von Choiseul-Praslin. — Der Proceß Beauvallon. — Die Corruption der Feuilletonisten. — Innere Ehrlosigkeit und brutales, poltronmäßiges Prunken mit äußerer Ehre. — Plattheit der Gesinnung. — Appetit nach Reichthum. — Andere Appetite. — Die Literatur der emancipirten Leidenschaften und der freien Genußsucht. — Die Blut- und Unzuchtromane. — Deutschlands moralische Zustände. — Der prunkende Dünkel. — Die Corruption der Presse. — Die Schmach der Spielhöllen. — Die neuesten Opfer von Baden-Baden. — Der Mörder Peter Waßer von Gams und der popularisirte Strauß. — Die Rede des Pfarrers Greith auf der Gerichtstätte. — Kellers **Poses plastiques**. — Tod des Herzogs von Praslin.

Kaum hat der Gerichtshof der Pairs von Frankreich über Teste und General Cubières sein Schuldig gesprochen; kaum hatten sich die Gemüther über diese Scandale in den höchsten Regionen der Gesellschaft und der Verwaltung zu beschwichtigen angefangen: da erscheint ein anderer Gefangener höchsten Ranges, niedergeschmettert von der Wucht der furchtbarsten Anklage, vor den Schranken des obersten Gerichtshofes. Paris auf's Neue in fieberhafte Aufregung versetzt, strömt zu dem Hôtel der ermordeten Herzogin von Choiseul-Praslin; die Regierung sieht sich genöthigt, die Journale der Opposition, die

aus dem neuen Verbrechen einen Anklageact gegen den Thron des Julius und den greisen Patriarchen des Juste Milieu machen, zu confisziren, und die Welt harrt, nachdem das erste erstarrende Entsetzen vorüber ist, der weiteren Entwickelung dieses furchtbaren Dramas entgegen, das mitten in der Metropole der modernen liberalen Civilisation, in dem foyer des lumières du siècle spielt, das aber, wenn der schauerliche Verdacht zur Thatsache werden sollte, an die Schrecknisse von Atreus und Thyest erinnert. Es ist in der That eine bedeutungsvolle Wendung des Geschickes, daß der alte Louis Philipp, dessen Herz keine Kugel so vieler Meuchelmörder treffen konnte, nun am Abend seiner Tage solche herzzerreißende Schauspiele noch erleben mußte, die Alles mit Schrecken und Entsetzen erfüllen.

Teste war Pair gewesen, Polizeidirector, Minister, Präsident des Cassationshofes, er war dem Appetit des Reichthums, dem Durst nach Gold erlegen; der neue Angeklagte ist gleichfalls Pair, er ist ein Sprößling einer der erlauchtesten Familien Frankreichs, Vater von neun Kindern, Besitzer unermeßlichen Reichthums, ein Genosse der Hofzirkel und Hoffreuden. Noch hat freilich der Gerichtshof sein Schuldig nicht ausgesprochen, noch ist seine Unschuld immer möglich, wenn auch schwer glaublich — allein die Anklage selbst, die Verhandlung eines solchen Processes ist schon ein schreckliches, verhängnißvolles Ereigniß.

Wenn gleich durch den neuen Mord in den Hintergrund gedrängt, allein nicht minder bezeichnend für den moralischen Charakter unserer gesellschaftlichen Zustände waren die Gerichtsverhandlungen, die sich an den Zweikampf von Dujarier und Beauvallon und den Gebrauch unehrlicher Waffen knüpften. Hatte der erste Proceß über dieses Duell, der in Rouen verhandelt ward, wo der Kreole Beauvallon

durch meineidige Zeugen frei gesprochen ward, ein Licht in die übermüthige, üppige Frivolität und sittenlose Corruption dieser gleichfalls den vornehmeren Classen angehörenden jungen Pariser Literaten geworfen: so hatte die neue Verhandlung die gänzliche Ehrlosigkeit eines Theiles dieser Heroen der Presse gezeigt. Niederträchtig genug, bei einem Zweikampf, worin das Blut die angetastete Ehre rein waschen sollte, sich ehrloser Waffen zu bedienen, und so den Zweikampf zu einen Meuchelmord zu machen, hatten diese Stimmführer der aufgeklärten Presse des ritterlichen Frankreichs noch die freche Stirne zu versichern und theilweise durch ihre Eide zu bekräftigen, daß sie sich ehrlicher, ihnen gänzlich unbekannter Waffen in dieser Ehrensache bedient. Die Geschwornen sprachen nach kurzer Berathung ihr Schuldig aus. Ecquevilley wurde wegen falschen Zeugnisses zu zehn Jahren entehrenden Criminalgefängnisses verurtheilt, Granier de Cassagnac ward für dießmal seiner Verwandtschaft wegen zu seinem Schwager Beauvallon mit einer bloßen Rüge seiner dreifachen gerichtlichen Lüge entlassen; Beauvallon seiner Seits hat seine Haft angetreten, um dort, nachdem die falschen Zeugen gestraft, dort die Last der Schmach seines tückischen Zweikampfes zu tragen.

Allein der Augenblick, wo sich diese Ehrlosigkeit wohl in ihrer ganzen brutalen Unverschämtheit zeigte, war wohl der, als Beauvallon durch die ihm widrigen Zeugenaussagen Bertrands während des Zeugenverhöres gedrängt, dem Präsidenten des Gerichtshofes, der ihn damit in die Enge trieb, Angesichts der versammelten Zuhörer mit frecher Stirne die Drohung hinwarf: „Sie wollen also einen Zweikampf zwischen mir und Bertrand herbeiführen?“ — Hätte ein solcher Zweikampf stattgefunden, so wäre vielleicht der Zeuge, der die Wahrheit enthüllt, von der Hand dessen gefallen, der seinen frühern Gegner mit unehrlichen Waffen getödtet,

und nun die That durch eigene Lüge und den Meineid seiner Freunde dem Auge der Gerechtigkeit verdeckte.

Allein der Präsident entgegnete dieser rohen Frechheit in seinem Schlußvortrag über die Anklage und Vertheidigung: „Nein! hier ist Gott Lob von keinem Duell mehr die Rede. Wer, wie Sie, seinen Gegner mit Waffen getödtet hat, die das Gericht als betrügerisch erkennt, mit dem ist kein Zweikampf mehr möglich, und jeder Ehrenmann ist berechtigt, ihm Genugthuung zu verweigern." — Und das sind nun die Leute, in deren Händen theilweise die Pariser Presse liegt, und deren Werke, kaum gedruckt, ein Zankapfel concurrirender deutscher Buchhändler werden, denen der schmutzigste Geldgewinn über Alles geht.

In allen diesen Erscheinungen aber, wie sie in jüngster Zeit in den Pariser Gerichtsverhandlungen an's Licht getreten, ist wohl nichts so betrübend, nichts was die hoffnungslose Fäulniß der gesellschaftlichen Zustände schmerzlicher zeigt, als diese stumpfsinnige Unsittlichkeit und gänzliche innere Ehrlosigkeit neben dem poltronmäßigen Prunken mit äußerer Ehre und feiner Bildung. Gegen diese Abgestorbenheit der inneren Ehre ist der wüthende Ausbruch der Leidenschaft eines Wilden noch wohlthuend; kehrt er ja doch nach den Augenblicken der Raserei zur Vernunft und zu seinem Gewissen zurück; während uns diese leidenschaftslose Ruhe, diese Schönrednerei, dieses Cokettiren des Lasters alle Hoffnung benimmt. Wir stimmen darum vollkommen mit den Betrachtungen überein, die der ♀ Correspondent der Allgemeinen Zeitung jüngst Nr. 213 unter dem 1. August von Paris mittheilte, und die ihm die Verhandlungen des Pairshofes über die Bestechungssache eingaben. Seine Worte lauten:

„Was den Teste charakterisirt und ein Fingerzeig hinein in die Zeit ist, das ist nicht seine Bestechlichkeit. Bestechlichkeit hoher und niederer Beamten offenbarte sich nur zu oft in alten gutberühmten Zeiten, ist gar nichts neues in der Weltgeschichte, ist

überhaupt gar nicht der ausschlußweise Charakter unserer Zeit. Das, was aber den Herrn Teste bezeichnet, das ist die platte Gesinnung und Denkart, welche er, unabhängig von der gemeinen That, in seinem Proceß, in seinem ganzen Benehmen bewiesen hat. Wie zart er sich selber behandelt, sein Laster ist nur ein Fehler, niemals hat er sich an der Ehre vergriffen, die Ehre ist ihm theurer als das Leben; er war arm, in dieser Armuth hat er nur einen Fehler begangen. Er sieht gar nicht ein, oder scheint gar nicht einzusehen, was es mit seiner That auf sich hat. Eben so platt redete sein Advokat; überall eine Bemäntelung des Verbrechens, überall ein Versuch, den Mann von Ehre zu retten, den Mann von Ehre gelten zu lassen trotz seiner Bestechlichkeit. Darüber möchte man ein stärkeres Pfui ausrufen, als über seine That. Denn diese moderne Abstumpfung des moralischen Bewußtseyns ist, unter einer Form oder der andern, etwas sehr allgemeines. Aber auch was sind die Geistesröstungen des alten Herrn Teste! Um sich zu zerstreuen, läßt er sich, nach der Anerkennung seiner Schuld, die Romane der Frau Sand, ja die Romane des Hrn. Alexander Dumas reichen; warum nicht den Balzac, oder den Sue? So ist's Recht. Ueberall da sieht er ja auch in verschiedenen Abstufungen Liederlichkeit mit Ehre gepaart, Gottlosigkeit mit Ehre gepaart, alle Tugenden außerhalb Religion, lauter Pecadillos gespickt mit Ehre, wie man einen Braten spickt; Ehre durch und durch. Freilich war der Kanzler Baco ein Verbrecher, dieser Verbrecher war ein schlechter Mensch in manchen Stücken, es war aber nicht ein platter Kerl. Er wußte sich, er kannte sich, er konnte in sich gehen, Gott erkennen, seine strafende so wie seine mildernde Hand; unsere honnêtes gens aber, die so lange honnêtes bleiben, bis sie aufgedeckt werden, bei Leibe nicht! sie kommen mit der Ehre davon; sie waren nur schwache Leute, der Himmel hat Erbarmen, er ertheilt nur Nasenstieber für die Dummheiten, wie während des Processes Hr. Teste dem General Cubières einen solchen Nasenstieber ertheilt hat, weil Hr. Cubières, wie sich Hr. Teste schonend aber bittersüß ausdrückte, „„permettez moi de vous le dire““ eine leichtfertige Feder geführt, leichtfertig geschwatzt habe, daß Hr. Teste vom Geiste gemeinster Bestechlichkeit besessen sei; daher

sagte Hr. Teste, dieser ganze Proceß, ohne diese Springfüßigkeit der Feder des Generals, wäre nicht gekommen, und Teste ein „„honnête homme““ geblieben. Die Corruption ist übrigens in unsern Zeiten gewiß nicht stärker, als sie in andern Zeiten war. Im alten régime, zur Revolutionszeit, zur Kaiserzeit, während der Restauration überall wurde geplündert, von geistlichen Herren, von adelichen Herren, von Generalen, von Financiers, von den Emporkömmlingen, vom Beamten, vom Bürger, vom Volk; aber das war nirgends doch der Geist der Gesellschaft. Auch jetzt ist es nicht der Geist der Gesellschaft, die erwerbenden so wie die besitzenden Classen sind vom Uebel frei. Eines kann man sich aber nicht verhehlen: das ist, daß der Appetit des Reichthums überall gestiegen ist, daß er nicht mehr auf gewisse Kreise der Gesellschaft sich beschränkt, daß er nicht mehr ein Privilegium der Höfe ist, noch der Financiers, sondern daß sich Menschen aller Classen, aller Stände, aller Verhältnisse tumultuarisch zum Mammon hinwenden, daß Genügsamkeit immer seltener wird, das die aurea mediocritas nicht mehr gefällt, daß die Köpfe schwindeln durch Börse, Eisenbahnen und Speculationen aller Art. Hier ist es nun gewiß, daß die Regierung mehr oder minder im continentalen Europa, und nicht in Frankreich allein, in Besorgniß des revolutinären Schwindels, des Geistesschwindels diesen Mammonsschwindel so gut befördert haben, als sie nur immer konnten. Darin steckt aber eine große Blindheit.

Inzwischen ist es nicht bloß der Appetit nach Reichthum, der zu Verbrechen treibt, es sind noch gar manche andere Appetite, die um jeden Preis ihre Befriedigung verlangen. Und wie könnte dieß auch in einer Zeit anders seyn, wo die Emancipation der Leidenschaften und der Fleischeslust, wo das Princip eigensüchtigen Genusses von allen Dächern gepredigt wird, und Hand in Hand mit atheistischer Hoffart des Geistes geht. Unsere zucht- und zügellose Literatur des Mordes und des gerechtfertigten ästhetischen Ehebruches und der tugendhaften Unzucht, der Blutschuld und der Empörung hat unser Ohr längst

an das Entsetzlichste, an das Gottloseste und Grauenvollste gewöhnt, und unsere Phantasie mit den scheußlichsten Bildern jeder Verruchtheit und Bestialität vertraut gemacht: erschrecken wir darum nicht, wenn wir ihnen nun auch im Leben leibhaft begegnen! Bewundern wir die Frivolitäten und Blasphemien Heine's und seiner Nachbeter und Gesinnungsgenossen, sehen wir ruhig zu, wie die Lehre dieser atheistischen Genußsucht in Prosa und Versen, in gelehrter und populärer Weise sich durch alle Classen verbreitet, und das Gemeingut jeden Ladendieners, ja selbst der Handwerksburschen wird: dann dürfen wir uns auch über die praktische Ausführung dieser Lehren nicht mehr wundern. Wie wir daher auch in dem Proceß der materialistischen Communisten, die Paris anstecken und zum Besten der Freiheit plündern wollten, jener zuchtlosen Literatur begegnet sind, aus welcher die Verführten ihre Begriffe von Gott, Sittlichkeit und Recht, und die Beschönigung und Rechtfertigung ihrer Verbrechen und Gräuel geschöpft hatten, so sucht auch hier wieder in dem vornehmen Kerker des Luxembourg der Schuldige Trost und Zerstreuung in den Romanen von Alexander Dumas und George Sand, den Modeschriftstellern und Moralisten des großen europäischen Publikums. Welche Rückwirkung übrigens die Sünden und Verbrechen der höheren, reicheren Klassen, die im Ueberflusse des Reichthums und aller Genüsse schwelgen, auf das von Tag zu Tag mit seiner Noth und seinen Entbehrungen wachsende Proletariat haben müssen, läßt sich leicht denken, und die Nachrichten aus Frankreich lassen uns auch in der That nicht darüber in Zweifel. Wehe aber uns Allen, wenn einmal dieser Tiger des vierten Standes losbricht und das Strafgericht der verhöhnten Gottheit vollzieht. Wo werden dann jene, die den Tempel durch ihre Laster und Lüste entweiht, die den Altar unter Spott und Hohn mit frevelnder Hand umgestürzt, und dem Sohne Gottes und seinen Geweihten auf's Neue ihr Kreuzige zugerufen, wo werden sie dann noch die Priester

finden, die das reißende, ausgehungerte Ungeheuer in seiner blutdürstigen Raserei zu beschwören vermögen?

Nur zu sehr erinnern jene Verbrechen und Sittenzüge der Pariser Welt an ihre Gegenbilder in den Annalen des Tacitus aus den Zeiten des seiner moralischen Fäulniß anheimfallenden Roms, und an die Tage, da in dem üppigen Athen nach den Worten des Plinius (XXXIV, 8, 70) die gefeierte Kunst des Praxiteles ihre signa flentis matronae et meretricis gaudentis schuf; bedeutungsvolle Zeichen, die wie Unglücksterne dem Untergange hellenischer Freiheit und hellenischen Glückes nur kurz vorausgingen. Das sind freilich Vergleiche, die uns eben keine sonderlich rosenrothe Zukunft versprechen, und wohl geeignet sind, Betrachtungen sehr entgegengesetzter Art in uns zu erwecken.

Wenden wir aber unsern Blick nach Deutschland hin, und fragen wir, wird hier ein großer Theil der Leser, abgestumpft wie er ist, durch die Blut- und Kloakenliteratur, dem Gange des neuesten tragischen Pariser Processes und der Enthüllung seiner schaudervollen Mysterien mit einem andern Gefühl als dem einer stumpfsinnigen, lüsternen Neugier folgen? Gar Viele werden sich dabei vielleicht noch selbstzufrieden das Zeugniß geben: wir sind nicht so, wie dieser da. Allerdings, wäre es mit dem Absingen von Arndts Volkslied, mit dem Ausbringen freisinniger Toaste bei luxuriösen Zweckessen, mit dem Halten hochklingender Reden für Preßfreiheit und Judenemancipation, mit Zeitungsartikeln gegen Ultramontane und Jesuiten gethan, reichte Selbstlob und aufgeblasener Dünkel über eingebildete Trefflichkeit hin, ja dann wären wir in der That die größte, tugendhafteste und aufgeklärteste Nation, die alle Ansprüche auf Glück und Freiheit hätte. Allein, stimmen unsere statistischen Mittheilungen über die sich mehrenden Verbrechen und über die sinkende Moralität hiemit überein? Oder fehlt es uns etwa an Eiterbeulen und Scandalen jeder Art? Welche tröstlichen

Aussichten in die Zukunft eröffnen uns die statistischen Resultate über die Zustände unserer großen Städte, deren kolossales Wachsthum wir künstlich gefördert? Mögen sich unsere Leser beispielshalber nur an das in diesen Blättern besprochene Werk von Saß über Berlin und sein physisches Elend und seine moralische Corruption erinnern. Und unsere Presse, sie, die jede neue Gottlosigkeit mit Ovationen begrüßt, oder mit stumpfsinnigem Stillschweigen ignorirt, die sich erst jüngst nicht schämte, die Sache des Generalissimus der Freischaaren in der Schweiz zu vertreten, und die Tochter eines Königsmörders gern mit der Glorie einer politischen Märtyrerkrone geschmückt hätte, die den Bürgerkrieg als eine erhabene, die höchste Größe eines Volkes bezeichnende Erscheinung pries — wie hütet diese würdelose Presse das Heiligthum von Sitte und Recht? Zeigt sie sich nicht gerade da, wo sie am freiesten ist, in der Schweiz, durch ihre brutale Zügellosigkeit der Freiheit am unwürdigsten? Wären die Stimmführer dieses radikalen Liberalism, der mit dem Verdacht des Selbstmordes den gemordeten Leu befleckt hat, etwa zu gut für Infamien, wie sie der Proceß von Ecquevilley, Garnier de Cassagnac und Beauvallon aufgedeckt hat? Haben die deutschen Schweizer in dieser Beziehung ein Recht, Frankreich gegenüber, sich noch ferner mit ihrer Treue und Schweizertugend zu brüsten? Und was uns Deutsche selbst betrifft, die eine Thatsache, daß Deutschland den Spielhöllen, diesen hohen Schulen aller Verbrechen und Laster, diesen Aasgruben, denen alles liederliche, verpestete Gesindel, alle hungerigen Geier zustürzen, seine Thore öffnete, nachdem Frankreich sie mit gerechtem Unwillen ausgestoßen, diese eine Thatsache dürfte genügen, uns mit Schamröthe zu bedecken und unsern Mund verstummen zu machen, wenn wir von französischer Sittenlosigkeit und Corruption reden. Noch ist es nicht lange her, da Homburg auf eine lange Reihe von Jahren hinaus, der öffentlichen Meinung zum Trotz, den Fortbestand dieser infer-

nalen Infamie ratificirte, und schon wieder melden die Zeitungen von gestern, da die Leiche der Herzogin von Praslin kaum beigesetzt ist, von neuem Entsetzen erfüllt, daß an den Ufern dieses vielbesungenen „freien deutschen Rheines" abermals ein Opfer der Spielhöllen durch Selbstmord gefallen, und ein anderer Verzweifelnder am grünen Tisch dem Croupier das Terzerol, das versagt hatte, an den Kopf geworfen. Wo solche himmelschreiende Thatsachen dem tauben Stumpfsinn in die Ohren donnern müssen, da ist wahrlich keine Veranlassung, sich zu brüsten und groß zu thun!

Indessen wird sich vielleicht der eine und der andere unserer Landsleute mit der Betrachtung trösten: Verbrechen wie jene Pariser seien bei unserem kalten, ruhigeren deutschen Blute nicht zu besorgen; nur der leicht bewegliche, reizbare Südländer sei solchen Ausbrüchen der Leidenschaft ausgesetzt und bedürfe daher strafferer Zügel; wir dagegen seien ein allzu besonnenes und kalt überlegendes Volk, um uns durch schlechte, sittenverderbliche, irreligiöse Schriften zu solcher Raserei verführen zu lassen. Denen, die ihre Besorgniß mit solchen Scheingründen beschwichtigen, die da meinen, die Literatur werde immer vom Leben getrennt bleiben, die sich einbilden, sie könnten in aller Ruhe bei Champagner und Rehbraten sich allen erlaubten und unerlaubten Genüssen hingeben, für das kaltblütige, gutmüthige, dumme Volk aber würden Polizei und Religion immer noch mehr als hinreichen, dasselbe in Schranken zu halten, wollen wir hier einen Fall des Jahres 1843 anführen, der sich an die deutsche Schweiz, an den Kanton St. Gallen, und an Strauß knüpft, und der durch seine Verwandtschaft mit der neuesten Pariser Mordgeschichte zeigt, daß unser kaltes deutsches Blut, wenn das geistige Gift der Hölle in seinen Adern zu brennen anfängt, gleicher Verbrechen fähig ist. Es erscheint hier ein Weib, das strafbaren Umgang mit einem Dritten pflegend, sich mit dem eigenen Vater über den Mord ihres Mannes beredet; der Vater vollbringt den Mord an seinem Schwieger-

sohn; von dem Arme der Gerechtigkeit aber ergriffen und von der Stimme seines wieder erwachten Gewissens zur Erkenntniß der Ruchlosigkeit seiner That gelangt, bekennt er in der Verzweiflung seines Schmerzes, daß die Lectüre einer Schrift, die die Lehre von Strauß in populärer Form dem Sinne des Volkes hatte verständlich machen wollen, ihn in diesen Abgrund des Verderbens herabgestürzt habe. Unter Thränen bitterer Reue büßte er seine Mordthat unter dem Schwerte des Henkers. Angesichtes dieser blutigen Leiche hat Pfarrer Greith von St. Gallen dem Volke, das zu vielen Tausenden dem blutigen Schauspiele zugeströmt war, warnende Worte zum Herzen gesprochen, worin er ihnen den Fall des Unglücklichen und seine reuevolle Bekehrung schilderte. Zur Belehrung jener, die da wähnen, man könne ungestraft alles Heilige in dem Menschenherzen vernichten und der öffentlichen Sittlichkeit trotzen, wollen wir hier das Wesentlichste seiner Rede im Auszuge mittheilen, wie sie im Druck erschien:

„Peter Waßer, von Gams, war ein wohlunterrichteter Mann, er hatte Kenntnisse genug, um seinem Berufe vorzustehen und sein Lebensglück zu finden: allein sein Schicksal bewährte auf's Neue wieder die Lehre der Erfahrung, daß die menschlichen Kenntnisse wohl den Verstand bilden, das Herz und das Gemüth des Menschen aber nicht bleibend für Heiligkeit und Tugend umzubilden vermögen; weder eigene Einsicht, noch die Wissenschaft der Welt, sondern die höhere Weisheit und Kraft der Religion allein befähigt uns, Gott und unserer ewigen Bestimmung in den Gefahren des Lebens treu zu seyn.... Es gibt Etwas in des Menschen Innern, das seine unsterbliche Seele, die für Gott und ein ewiges Leben erschaffen ist, unverwandt Gott und ihrer höhern Bestimmung entfremdet, sie herabzieht zum Staube der Erde, zu den verwerflichen Lüsten dieser Welt. Die Sünde ist dieses Etwas, die, in der verdorbenen Natur des Menschen ihre Wurzel fassend, wie der Apostel schreibt, in der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens sich offenbart; eine Macht, die keine Staatsgewalt zu zerstören vermag, weil diese die Seele des

Menschen nie erreicht; eine Finsterniß, die die Leuchte der Schule nicht verscheucht, weil sie dem schwachen Willen keine Kraft zur Ueberwindung verleiht; eine Gewalt des Bösen aber, die einmal im Menschen herrschend geworden, denselben von Gott und seiner Gnade immer weiter entfernt, und von einem Abgrund zum andern hinabstürzt." . . . .

„Aber, wer sollte es glauben, daß Derjenige, der vom Himmel gekommen, die Blinden zu erleuchten, die Betrübten zu trösten, die Sünder zu berufen, alle Menschen durch den ewigen Glauben zu beseligen, unter den Menschen selbst seine erbittertsten Widersacher fand, welche als Finsterniß schmähten, was ein Licht vom Himmel ist, Sklaverei nannten, was wahre Freiheit, Thorheit schalten, was Weisheit Gottes ist? Diese Widersacher der Religion sind in Legionen geschaart in unserer Zeit wider Gott und seinen Gesalbten aufgestanden; sie haben mit frecher Stirne dem Christenthum den Krieg gemacht, haben eine göttliche Wahrheit nach der andern weggeläugnet, haben den Saamen ihrer verworfenen Lehren durch ihre Flugblätter und Zeitungen, und andere leichtfertige Schriften und Bücher massenhaft unter das christliche Volk ausgeworfen, und hierdurch den Menschen die unglückliche Fertigkeit beigebracht, an Allem zu zweifeln, um an nichts glauben zu müssen; so wurde der Abgrund aufgeschlossen, aus dessen tiefem Schlunde, wie der Seher spricht, schmutziger, giftiger Rauch und Dünste, Irrthümer und gottlose Grundsätze aller Art emporstiegen, die die leuchtende Sonne der Religion umdüstert, den Verstand der Menschen verwirrt, ihr Herz verdorben haben. — Die schrecklichen Folgen dieses Wagnisses sind nicht ausgeblieben, Ihr sehet sie vor euren Augen! Die Schleußen christlicher Zucht und Sitten wurden eingebrochen, verheerend ergoß sich der Strom der Sittenlosigkeit über das weite Land; locker wurden die Bande des Glaubens und der Treue, das ehliche Glück vielfach zerstört, das gesellige Leben verwirrt, die Verbrechen vermehrt, die Gefängnisse angefüllt, die Jugend zum Trotz, zur Frechheit und Zügellosigkeit angeleitet, zahllose edle Seelen, die Gott zur Seligkeit berufen, dem Verderben preisgegeben, und wenn all diese traurigen Bilder der Gegenwart noch nicht stark genug sind, allen jenen die Augen zu öffnen, die schon so lange die Religion,

die Kirche und ihre Diener mit Waffen des Unglaubens und der Verläumdung bekämpft haben, so sollte heute die Leiche dieses Sünders, der hier in seinem Blute schwimmt, laut genug zu ihnen sprechen, sie von ihrem unglücklichen Beginnen abzuhalten."

„Peter Waßer wurde durch gottlose Schriften und Bücher um seinen Glauben betrogen, um die Gottesfurcht gebracht. „„Der Strauß *) hat mich zu Grunde gerichtet"" war das erste Wort, das er zu mir sprach, und es ist auch diese Thatsache der erste Ring an der Kette seiner unseligen Verirrungen. „„Ich betete früher gerne, und lebte glücklich und zufrieden, bezeugte er, die schlechten Bücher aber, die mir in die Hände fielen, haben mich verdorben; nach und nach, und besonders seit einem Jahre, kam ich dazu, zu glauben, die Religion sei nur ein Klausenwesen, mit dem man das gemeine Volk schrecken wolle, — es sei nichts mehr Sünde, die göttliche Gerechtigkeit und die ewigen Strafen nur ein Vorgeben der Geistlichen. Damit habe ich mich selber, dazu mein Weib und Kind verführt, o, schrie er, unter lautem Schluchzen, ich war ein unglücklicher, verirrter Vater!""

„Wohl glaubte Peter Waßer noch, daß es einen Gott gebe, der über uns walte, eine Ewigkeit, die uns bevorstehe, allein was war dieß für ein Gott, was war dieß für eine Ewigkeit, die der Verirrte auf seinen Irrwegen angenommen? Ein Gott, den man sich, wie es Mode geworden, nach seiner eigenen Weise vorstellt und schafft, so duldsam und unempfindlich, wie ihn die Leidenschaften des Sünders wünschen, dem man Gleichgültigkeit gegen Laster und Tugend zuschreibt, der darum nur ein Götze, ein Abbild der eigenen Verworfenheit seyn kann. Denn was ist schon

---

*) Peter Waßer erhielt von einem Schullehrer einen zu Burgdorf bei Langlois erschienenen Auszug aus dem größern Werke: „das Leben Jesu" von Dr. Strauß, betitelt: „Strauß und die Evangelien", in die Hände, ein Buch, in welchem nicht nur die Irrthümer von Strauß in populärer Sprache enthalten, sondern mit gottlosen Lehren jeder Art noch vermehrt worden sind. Bücher dieser Art dürfen unter den Augen einer christlichen Regierung gedruckt und unter dem Volke verbreitet werden!

vor dem Richterstuhle der Vernunft betrachtet, wohl thörichter, als der unglückliche Wahn, daß Belohnung und Strafe sich nur für die menschlichen Gerichte schicken, und daß bei Gott keine Gerechtigkeit sei, wovon diejenige, die in unserm Gewissen anklagt und richtet, nur ein schwacher Funke ist?“ ....

„Der Anstifter alles Bösen war nun seiner ungläubigen Seele nahe, er zeigte ihr mit seiner Schlangensprache die lusterregende Frucht, die schön war anzuschauen; das Haus und Gütchen des ermordeten Lehnherrn waren diese Frucht; bald ward der unglückliche Plan vom Vater gefaßt, seine eigene Tochter an den schwächlichen und presthaften Lehnherr zu verkuppeln, und obgleich die Tochter weder Neigung noch Liebe zu ihm fühlte, die Habsucht legte dem Vater die Worte in den Mund: „„nimm ihn immerhin, Lehnherr ist ein schwacher elender Mensch, er wird nicht lange leben und hat ein schönes Vermögen, das sodann in unsere Hände kommt.““

„Die Tochter geht verstockten Herzens hin, legt ihrem unglücklichen Bräutigam vor dem Altare Gottes den Eid der Liebe und Treue ab, aber der Allwissende durchschaut ihr Herz, das nur Liebe und Treue heuchelt, und ein strafbares Verhältniß mit einem Dritten unterhält. Der Weg zum Verderben ist geöffnet, und wer hat die Tochter auf diesen Weg geführt? Sie klagt heute noch den eigenen Vater an: „„der Vater hat die Heirath gewollt und ich habe ihm gefolgt, der Vater und noch Einer haben mich verführt und immer gesagt: es sei nichts mehr Sünde und ich habe ihnen geglaubt!““

„Die Ehe ward abgeschlossen, ohne von Gott gesegnet zu seyn, die unglücklichen Folgen blieben nicht aus. Treulosigkeit und Unzucht, die das Herz der Tochter verdarben, tilgten nach und nach den letzten Rest der Liebe, und Abneigung, Widerwillen und Gram wider ihren Ehemann stellten sich alsbald ein. Die Hoffart des Unglaubens sprach: „„nichts ist mehr Sünde““, die Habsucht verhieß: „„er hat ein schönes Vermögen, er wird nicht lange leben““, die Unzucht rieth: „„er soll nicht mehr lange leben, weil er mir nicht gefällt““; so führt der Fürst der Finsterniß die Unglücklichen Schritt für Schritt immer näher an den Rand des gähnenden Abgrundes hin;

Gott zieht seine Gnade von ihnen zurück, überläßt sie der Schwere ihrer eigenen Bosheit und Sünde, sie stürzen in die Tiefe hinunter, der schauderhafte Mordgedanke wird ausgebrütet und durch Vater, Mutter und Tochter an dem unglücklichen Lehnherr im Dunkel der Nacht vollzogen. — Allein der ewige Richter erleuchtet mit den Strahlen seiner Gegenwart das Gewissen der Sünder und enthüllet alles, was im nächtlichen Dunkel verborgen ist. Die Sünder erfuhren nach vollbrachter That mit furchtbarer Enttäuschung, daß es eine göttliche Gerechtigkeit gibt, sie ließ ihre Stimme, wie beim ersten Brudermorde in ihren Gewissen ertönen: Wo ist euer Bruder? Der Ruf seiner Ermordung ist bis zum Himmel gedrungen! Weder das nächtliche Dunkel vermochte das verübte Verbrechen zu bedecken, noch ging der Waldstrom hoch genug, es fortzuspülen in den nahen Rhein; im Namen Gottes erschien die strafende Gerechtigkeit, suchte und fand die Mörder, und zur Sühne für alle hat der Vater heute das Verbrechen mit dem Tode gebüßt, Frau und Tochter haben es mit ewiger Gefangenschaft abzutragen."

„O! was ihr heute gesehen, nehmt es zu Herzen, präge, o Jugend! das Beispiel zur Lehre deinem tiefsten Innern ein! Beherziget es, was Euer im künftigen Ehestande wartet, wenn Ihr so unglücklich wäret, auf dem Wege des Leichtsinns, der Gottesvergessenheit und Ausschweifung denselben anzutreten! Welch Mißgeschick ist größer als das einer verfehlten unglücklichen Ehe, die die wahre Liebe nicht begründet, die der Herr nicht gesegnet hat? „„O mein Sohn"", spricht der Herr unser Gott, „„vergiß nicht mein Gesetz und bewahre meine Gebote in deinem Herzen, denn langes Leben, gute Jahre und Frieden werden sie dir bringen, Barmherzigkeit und Wahrheit werden dich nicht verlassen, du wirst Gnade und gutes Begegnen finden bei Gott und den Menschen." . . . .

„„Ich war"", sprach er zu mir, „„gleich nach der That unaussprechlich unglücklich und schwer beängstigt; o wie glücklich lebt man, ob man auch arm sei, wenn man ein gutes Gewissen hat! Ich konnte nach der That weder Schlaf noch Ruhe finden; erst nach dem Bekenntniß meines Verbrechens wurde es wieder ruhiger in mir, erst da konnte ich wieder beten. O! der liebe Gott

hat ein Wunder der Barmherzigkeit an mir gewirkt; er hat mich so tief fallen lassen, um mir die Augen zu öffnen, um mich wieder zu gewinnen!""

„Dieser Zug der ewigen Erbarmung ist in diesem armen Sünder so sichtbar hervorgetreten, daß mit einem Male dem Blinden die Augen geöffnet wurden; er umfing in seinem Unglücke mit Glaube und Verehrung wieder Alles, was er im Glücke mit Spott und Verachtung von sich geworfen! „„Wie schön"", sprach er, „„ist die Religion, wie trostreich das Christenthum! o wie leichtsinnig bricht man oft über Alles den Stab, was so heilig und so wichtig ist. Was ist der Mensch in seinem Unglücke ohne die Tröstung, die Gebet und Glaube ihm verleihen? Viel leichter ist der Weg der Tugend als der Weg der Sünde, der so rauh und so jammervoll zu gehen ist. Alles hat in der katholischen Kirche seinen Sinn und seine Bedeutung, und man spottet darüber, weil man den schönen Sinn nicht kennt; ich sagte einmal: die brennenden Kerzen, die man bei den Verstorbenen anzünde, nützen nichts, da sie doch ein Sinnbild des ewigen Lichtes sind, das uns leuchten soll, und verwegen fügte ich hinzu: „„Bei meinem Tode sollen mir keine solchen Kerzen brennen"", und nun, o gerechter Gott! werden bei meinem Sterben keine Kerzen mir zum Ende leuchten. O man sollte über heilige Dinge und Gebräuche nie spotten!"" Alles, was er über die Wahrheiten der Religion las, rührte ihn bis zu Thränen; er zeichnete mit schwarzer Kreide ein Kruzifix an beide Ende seines Gefängnisses, um immer seinen Heiland vor Augen zu haben, und in der Betrachtung der Liebe und Erbarmung und der Verdienste Christi Trost und Hoffnung zu schöpfen; auf seine Kniee hingesunken, verrichtete er mit warmer Inbrunst seine Gebete nach der vorgeschriebenen Tagesordnung; der Ruf der göttlichen Gnade war in sein Herz gedrungen: „„Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten.""

„Das Licht des Glaubens, das in seinem Innern wieder aufgegangen, beleuchtete nun den Abgrund seines Herzens, und siehe, „„er erkannte nun seine Ungerechtigkeit, und seine Sünde stand immer vor ihm."" Die aufrichtige Erkenntniß seiner Sünden führte ihn zur reuevollen Buße, die reuevolle Buße zur trostvollen

Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit zurück. In der Bitterkeit seiner Seele hat er sein Verbrechen bereut, der Schmerz seines Herzens machte sich oft in einem Strom von Thränen geltend, und mit Wahrheit durfte er aus seinem Gefängnisse seiner unglücklichen Tochter schreiben: „„Gott sei Dank! bin ich gesund gewesen und bin es noch dem Leibe nach, aber der Seele nach habe ich große Beschwerden wegen meinen Sünden, welche mich unendlich beschweren, die ich aber mit Gottes Gnade schmerzlich bereue, und beweine und büße. Ich lieg auf meinen Knieen und Angesicht die mehrere Zeit von früh Morgen bis Abend nach Betläuten; mit inbrünstigem Ach und Weh schreie ich zu Gott mit emporgehobenen Händen und Augen aufschauend zu dir o Gott im Himmel um Gnade und Verzeihung der Sünden, und hoffe die gnädige Erhörung meines Flehens und Betens. O liebe Tochter! ich sage dir, ich will mich des gänzlichen bekehren, und habe mich in den Willen Gottes ergeben, bereue, beweine und büße meine Sünden täglich mehr und mehr, und arbeite daran, einen seligen Tod von Gott zu erwerben. Ich muß dir, fährt er fort, auch noch anbemerken, daß ich zu weit von der wahren Religion und Gottesfurcht gewichen bin, und nichts mehr für Sünd hielt, sonst hätte ich solches vereitelt, — aber jetzt sind mir die Augen aufgegangen, Gott sei Dank! daß wir noch Zeit haben, unsere Sünden zu büßen, und guten Verstand, selbe einzusehen und alle Gelegenheit zur Bekehrung.““

„In dieser ruhigen Stimmung sah er, in den Willen Gottes ergeben, dem schmachvollen und wohlverdienten Tod auf dem Blutgerüste entgegen. „„Ich habe den Tod, bekannte er selbst, mehr als verdient, geschehe an mir Gottes Wille; ich möchte nur leben, um länger und mehr Buße zu thun; ich will aber gerne sterben, wenn es Gott also ordnet, wenn ich nur ein Kind der Seligkeit werde.““

Vorgänge wie die Geschichte dieses Mordes sollten, so scheint uns, alle Parteien zu ernstem Nachdenken bewegen. Ist aber das Blutgerüst weggeschafft, so ist auch die Warnung wieder vergessen; ist der letzte Selbstmörder von Baden-Baden verscharrt, so gehen die Einsätze, Gewinn und Verlust, am

grünen Tisch ungestört fort; in den Kammern werden einige Reden darüber gehalten, am Bundestag wird darüber debattirt und recriminirt, das Unwesen aber, das sittenverderblichste und schmählichste, erleidet keine Beeinträchtigung; ist es ja eine ergiebige Finanzquelle und hiegegen müssen alle andern Rücksichten schweigen. Das geht denn so lange fort, bis endlich der Tag der Abrechnung erscheint, der mit dem eisernen Kehrbesen tabula rasa macht. — Merkwürdig ist hierbei auch noch, wie eines dem andern in die Hand arbeitet. Während die Literatur die Phantasie der Leser mit dem Entsetzlichsten so vertraut macht, wie mit einem Schooßhündchen, während die Muse Heine's und seines Gleichen ihnen Lieder geistreicher oder fader lebenssatter Liederlichkeit vorsingt, zieht ein Herr Keller in der Welt herum mit einer Art von ästhetischer Menagerie und stellt ihnen durch seine sogenannten Poses plastiques die Tableaux dazu vor Augen. Die Allgemeine Zeitung erhielt jüngst von diesem Beförderer eines neuen Kunstzweiges eine Zuschrift, deren wesentlichen Inhalt sie mittheilte. Dieselbe ist zu charakteristisch für die Moralität unserer Zeit, daß ihr nicht hier eine Stelle gebührte. Die Allgemeine schreibt:

„* Von Hrn. Keller aus Preußen, Director einer Künstlergesellschaft für lebendige Plastik („„poses plastiques““) — welchem, nach dem Urtheil eines deutschen Kunstkenners, das Verdienst eignet, „„den Marmor wieder in's Fleisch verwandelt zu haben““ — erhalten wir für die Allgemeine Zeitung eine Zuschrift aus Mailand, mit der Versicherung, daß die Anerkennung, die ihm vormals im deutschen Vaterlande durch die Polizei schnöde verkümmert worden, im Auslande ihm desto reichlicher zu Theil werde. Zwar war er auch in dem gottlosen Paris anfangs auf einige Hindernisse altväterischen Vorurtheils gestoßen; nachdem er aber in dem christlichen und, trotz einer „„Criminal-Conversations-Gazette““ und Hrn. Spooners Bill, äußerst sittenstrengen Altengland mehr als tausend Vorstellungen mit steigendem Beifall gegeben, und das Personal seiner Künstler, besonders Künstlerinnen, numerisch und qualitativ sehr verstärkt hatte, fand er bei einem

zweiten Besuch in Frankreich auch hier, deßgleichen in Belgien, Holland ꝛc. die günstigste Aufnahme. Sofort beschloß Hr. Keller das von seinem Künstlerherzen längst ersehnte Italien zu besuchen, um sich hier, im Heimathlande der Kunst, die eigentliche „„Weihe““ zu holen. Bereits war er in mehreren der bedeutendsten Städte Oberitaliens mit Begeisterung aufgenommen, und namentlich in Turin — welches doch gewiß eine gottesfürchtige Stadt sei, schreibt Hr. Keller — soll ihm von Seite der gebildeten Gesellschaft, des hohen Adels u. s. w. die schmeichelhafteste Aufmunterung geworden seyn. In Mailand hatte er Einladungen nach Florenz, Rom, Neapel erhalten. Letztere Stadt kann vielleicht als der Geburtsort der „„Poses Plastiques““ betrachtet werden: Lady Hamilton, Nelsons tugendhafte Freundin, entzückte dort mit ihren statuarischen Stellungen einst die allervornehmsten Cirkel.“

Während wir die letzten Bemerkungen mittheilen, ist die Nachricht von dem Tode des gefangenen Herzogs von Praslin eingetroffen, und zwar, wie die Berichte einstimmig lauten, in Folge des von ihm genommenen Giftes. Zugleich sind die weiteren Nachrichten über die Wirkung, welche das beendigte Trauerspiel auf die unteren Classen macht, wie wir dieß schon oben angedeutet, von der bedenklichsten Art, und der ernstesten Beherzigung werth. Ein Ereigniß, das zu andern Zeiten nur allgemeinen Schauder erregt hätte, dient gegenwärtig dazu, den schwankenden Boden nur noch mehr zu untergraben, und einer Seits die Gemüther des Volkes mit Haß und Rachedurst zu erfüllen, anderer Seits die zügellose Liederlichkeit noch mehr zu entflammen, und die Ansprüche ihrer Schamlosigkeit noch höher zu steigern. Eine Erscheinung der bedenklichsten Art zeigt sich auch hier wieder, wie sie sich auch schon in Gegenden unseres Vaterlandes, die der communistischen Propaganda am meisten ausgesetzt sind, seit einiger Zeit kaum mehr verkennen läßt. Schied sich früher der Adel von den niedern Ständen nicht selten im stolzen Gefühl edlerer Abkunft, feinerer Erziehung, größerer Macht und Besitzes mit hochmüthiger, zurückstoßender Kälte ab: so tritt jetzt mehr und

mehr das Umgekehrte ein, die unterste Klasse fängt an, den höheren besitzenden mit ingrimmiger Verachtung den Rücken zu kehren, sich von ihr abzuwenden, und mit unheilbrütendem Schweigen sich in ihre Lumpen zu hüllen, des Umschwungs der Zeiten gewärtig. Diese Betrachtungsweise hat sich in Paris schon ein eigenes Theater geschaffen, wo alles, was gute Röcke trägt, innerlich als Verbrecher und Lumpen erscheint, was aber in Lumpen geht, das Herz eines Edelmannes trägt. Dieß geschieht auf der einen Seite, während anderer Seits, wie ein Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung schreibt, das Laster in diesen unteren Klassen seine Aufmunterung in den Verbrechen und der Verwilderung und Entsittlichung der Höheren findet. „Die Grisette", schreibt er treffend, „die liederliche Dirne, welche die ehrliche Hausfrau zu ihr herabsteigen sieht, wird dadurch nur frecher, unverschämter und schwingt die Peitsche nicht mehr gegen ihren Hund, sondern gegen Jeden, der sich nicht vor ihr beugt. Das liederliche Volk der unteren Klassen schraubt sich die Sporen an, borgt einen Titel und drängt sich als „„Gentils hommes"" mit der größten Unverschämtheit überall hin." Nach unserem Dafürhalten ist inzwischen dieses Hinzudrängen, so empörend und verderblich es auch seyn mag, dennoch ungleich minder gefährlich, als jenes verachtende Abwenden der untersten Klassen, mit seinem Neid und seinem rachebrütenden Ingrimm, der seine Zeit abwartet.

XXVI.

Neue Bedrängnisse der Väter des heiligen Grabes.

Schon zweimal haben wir die Berichte über die gänzlich schutzlose Lage der Hüter der Sanctuarien im gelobten Lande, die doch dem Namen nach unter das Protectorat der europäischen Mächte gestellt sind, zum Abschluße gebracht; aber die ununterbrochenen Klagen von dorther nöthigen uns, immer wieder von neuem zur Feder zu greifen, um vielleicht doch eine Hülfeleistung in Anregung zu bringen. Es wird jedem Leser, der den verschiedenen Journalen in der letzten Zeit gefolgt ist, aufgefallen seyn, daß sich die Nachrichten über den traurigen Stand der christlichen Angelegenheiten im Oriente von Tag zu Tag mehren. Das eine Mal wird uns Meldung gethan von der krassen Unwissenheit der griechischen Bischöfe, wie z. B. des Despoten auf Cypern, wodurch der Fanatismus der morgenländischen Christen gegen die Abendländer und alle daraus entspringenden Bedrohungen und Anfeindungen einen verschuldeten Grund erhalten, und der bereits bestehende Haß zu Thätlichkeiten gestachelt wird. Ein anderer Tag*) bringt die Nachricht, daß die hohe Pforte sich genöthigt gesehen habe,

*) Vgl. Augsburger Postzeitung 1847, Beil. 65, Sonntagbl. 33.

dem griechischen Patriarchen in Constantinopel alle Civilgewalt zu entziehen, und ihn auf die bloße Ausübung seiner geistlichen Functionen zu beschränken, ja zur Verwaltung der bürgerlichen Angelegenheiten und zur Vertheidigung der Rechte des Volkes, das durch seinen entweder verheuratheten, oder wenigstens von Habsucht und Roheit keineswegs ledigen Clerus in gänzlicher Verwahrlosung gehalten wird, sogar eine Laiensynode zu bilden. Um der Vernachläßigung der Erziehung abzuhelfen, da die Griechen in der Türkei unter allen Nationen des Reiches an Bildung und Civilisation am weitesten zurückstehen, hat jüngst die türkische Regierung selbst ein Gesetz erlassen, welches jeden Familienvater verpflichtet, seine Kinder, Knaben wie Mädchen, zur Schule zu schicken, und im Unterlassungsfalle selbst Strafe zu gewärtigen. Darin charakterisirt sich die griechische Bevölkerung, so wie ihre verkommene Geistlichkeit, deren Haß die lateinischen Christen im Morgenlande auszuhalten haben, zur Genüge. Wie aber auf der andern Seite die Römisch-Katholischen unter der Zuchtruthe der türkischen Befehlshaber selber zu leiden haben, davon geben ein genügendes Beispiel die brutalen Metzeleien unter den Maroniten, die bis auf die jüngste Zeit unter einem christlichen Emir standen, dann in gemischten Districten unter einen Drusen als Kaimakan gestellt wurden, nun aber, nach ihrer vollständigen Entwaffnung, vollends einem Divan untergeben sind, der aus Drusen, Moslimen und Metualis zusammengesetzt, nur zwei christliche Scheiks unter seinen Mitgliedern zählt. Zwar finden wir es unstatthaft, wenn Unterthanen in einem fort gegen ihre Herren murren, und nie werden Christen unter einer türkischen Obrigkeit sich ohne Beschwerde fühlen. Wohl haben die römischen Katholiken in der europäischen Türkei an dem jetzigen Großherrn, der, wie sein Vorgänger, auf seine Tendenz der Annäherung zur europäischen Civilisation sich etwas zu Gute thut, einen wahren Schutzherrn gegen zeitweise Unterdrückungen, die nie ausbleiben, und wovon neulich in Kleinasien ein so furchtbares Schauspiel gegeben ward. Ja man rechnet es den

abendländischen Katholiken hoch an, daß sie nicht, wie die Griechen, schon von Religions wegen sich als die geborenen Herren über alle Ungläubigen betrachten, und darum schon eine beständige Unzufriedenheit gegen ihre moslemitischen Obern nähren. Aber wie der Zustand in den entfernteren Provinzen, namentlich seit der Vertreibung der Aegyptier in Syrien sich gestaltet, und welche Wirthschaft dort die Paschas erneuert haben, das läßt sich nur aus eigener Anschauung glauben, oder mit niederschlagenden Exempeln erhärten. So ist nach den jüngsten Nachrichten von Beiruth der neue Pascha von Damaskus, Mussa Safeti, ein fanatischer Moslem, der die ganze Strenge altislamitischer Gesetze gegen die Christen in Anwendung bringt, den Rücktritt eines Renegaten in den Schooß der christlichen Kirche selbst auf dem Todbette noch mit Confiscation der hinterlassenen Güter und Einkerkerung aller Angehörigen und Verwandten bestraft, und alle Verlockungen anwendet, um Christen ihrer Religion abtrünnig zu machen, so daß christliche Eltern es kaum mehr wagen, die Herrschaft über ihr Gesinde zu behaupten, oder ihre eigenen Kinder zu züchtigen, aus Besorgniß, dieselben möchten zum Islam abfallen, oder sie durch Angaben irgend einer Art in's Verderben stürzen. Die christlichen Waisen vom Berge Libanon, deren Eltern man getödtet, oder von Eltern, die man kinderlos gemacht, indem man die Kleinen in Schaaren nach Damaskus getrieben, hat man geradezu dem Islam einverleibt, und damit das frühere Janitscharenwesen wieder erneuert.

So viel nur zur Einleitung, um zur Betrachtung des Elendes der Christen in dem ganz herrenlosen Palästina überzugehen. Wie in Damaskus, so ist auch in Jerusalem dem kürzlich noch bestandenen gemäßigten Pascha ein fanatischer Eiferer gefolgt, und alle Gnadenerweisungen und Schutzversicherungen von früher zerfließen nunmehr in nichts. Von den Mächten im Stiche gelassen, haben die Väter des heiligen Landes umsonst sich auf kurze Zeit der Täuschung hingegeben, gegen die Vergewaltigungen von Seite der Schismatiker an dem Macht-

haber der Pforte selber einen Recurs zu haben, den sie sicher die ganze Zeit über nicht ohne schwere Summen, eine wahrhafte Contribution der Christenheit an die Muhammedaner, erkauft haben. Die Beunruhigungen der Katholiken in der heiligen Grabkirche während der letzten Osterzeit, so wie der Schutz, den ihnen der Pascha geleistet, sind noch in frischem Angedenken. Seitdem sind weinige Wochen verflossen, und schon kündet ein neues, dringendes Schreiben aus Bethlehem vom 11. Juli d. J. andere unerhörte Vorgänge an. So lautet nämlich der jüngste Bericht der dortigen Väter:

„Kaum war der Pascha, der sich uns überaus günstig erzeigt hatte, mit Ausgang des Monates Mai durch einen neuen ersetzt worden, als die Griechen schon den Versuch wagten, ob ihnen unter dem neuen Gubernium nicht mehr gegen uns gelingen würde, als vorher. Am sechsten des vorigen Monats (Juni) warfen sie, um von Jerusalem nichts zu sagen, zu Bethlehem von der Terasse der heiligen Helenakirche herab nach uns, die wir auf dem Klosterdache spazieren gingen, mit Steinen; wir zogen aber, an derlei Unbill schon gewöhnt, vor, zu schweigen und uns zu entfernen. Am neunten warfen sie uns eine ganze Mauer nieder; aber auch dazu schwieg man unserer Seits, und ließ sie am zehnten und eilften Juni wieder aufführen. Am neunzehnten fehlten in unserm Sanctuarium die Eisennägel, woran man unsere Wandtapeten einzuschleifen pflegte, und die zugleich die Gränze unseres Antheils an der Grotte der Geburt Christi bildeten, so daß diese Seite der heiligen Kapelle entblößt wurde. Der Vorhang, welcher nun locker herabhing, ward dabei zurückgeschlagen und rückwärts befestigt. Einen großen eisernen Nagel hatten die Schismatiker zu diesem Zwecke in die Wand, nahe an unserm Altare, getrieben, wodurch zugleich die Gränzmarken unseres Besitzthumes verrückt waren, und wir den Altar vor der Krippe selber einzubüßen besorgen mußten. Dieß Unterfangen konnte man begreiflich nicht länger mit Stillschweigen hingehen lassen; wir frugen uns also an, weßhalb sie das vorge-

nommen hätten? Sie aber entgegneten mit Trotz und Unverschämtheit: „weil sie den Platz als ihr Eigenthum anzusprechen gedächten, und den Nagel brauchten, um das Pastorale anzulehnen, wenn ihr Bischof amtire.“ Auf das hin zog man ohne weitere Umstände den Eisennagel heraus, und stellte alles wieder in den alten Stand. Wir waren geneigt, das Ganze nur für eine an uns verübte Aufreizung und muthwillige Kränkung zu halten, und glaubten die Sache abgethan, ohne dem Verdachte Nahrung zu geben, daß die Griechen für heute diesen Platz, und auf ein andermal uns den Altar zu nehmen gedächten. Am darauffolgenden Tage aber und so fort bis zum 28sten Juni zogen sie immer die Nägel zu dem abgränzenden Teppiche wieder heraus, und entblößten diesen Seitentheil der unterirdischen Kapelle, während wir nichts anderes vornahmen, als daß wir in Auftrag unseres Kapitels die gestörte Ordnung wieder herstellten.

Am 28. Juni kamen endlich beide Communitäten auf Veranstaltung unseres Guardians an dem Platze in der heiligen Grotte zusammen, und da die Griechen sich nicht überreden lassen wollten, auch wenn wir sie überwiesen, so kam man wenigstens darauf überein, daß sie die von uns hergestellte Ordnung nicht weiter stören sollten, bis nicht ein richterlicher Machtspruch sie dazu berechtigen würde. Ich staunte hiebei über ihre Vermessenheit, indem sie ohne Erröthen uns Widerstand leisteten, obwohl die Wahrheit handgreiflich für uns sprach. Für's erste gaben sie zu, daß der Teppich des Gewölbes unser sei; auch sahen sie, daß er sich genau an den Wandteppich anschließe, und durch seinen Abfall den Abfall des letzteren augenfällig zeige. Ferner geben sie zu, der Vorhang, welcher von Seide gewirkt und ein Geschenk der Christen des Abendlandes, nach Art der niederländischen Tapeten mit einem kunstreichen Gewebe, die Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande darstellend, durchwirkt ist, sei immer an dem Orte gehangen, und man habe ihn nie vergrößert. Sie konnten auch dieß Zugeständniß nicht weigern; denn da

der Platz nahe am Altare sich befindet, so hatte man für die Festtage des Jahres noch verschiedene Antependien von anderem Stoffe und Farben; an dem einen oder anderen hätte man den angestickten Fleck und die getroffene Veränderung doch bemerken müssen. Dem Augenschein zum Trotze, welcher zeigte, daß gerade die Schleifen und Endstreifen mehr oder minder abgenützt waren, konnte Niemand auf den Gedanken gerathen, oder die mindeste Spur aufweisen, daß der Teppich früher zurückgehängt und aufgebunden gewesen sei; dennoch wollten sie, der ganze Platz sei vorher unbedeckt, also nicht occupirt, und demnach, oder sollen wir sagen dennoch? ihr Eigenthum gewesen, und sie vermessen sich, dieß durch Zeugschaften zu beweisen, welche, wie Ihnen bekannt seyn wird, hier, wie in den Tagen des Erlösers, für jede Lüge leicht zu erkaufen sind. Ich staunte über ihre Dreistigkeit und über ihr vermessenes Betragen bei dieser Gelegenheit, noch mehr aber, als ich sie sogar an einen Richterspruch appelliren hörte.

Viele werden denken, warum man denn nicht gleich diesen Weg eingeschlagen, und nicht vom ersten Anfange die Gerichte angerufen habe? Aber wir haben nur darum so lange gezaudert, weil wir uns davon wenig Gutes versprachen, wie auch dießmal der Erfolg zeigte, und weil eine gerichtliche Entscheidung der Art immer in die Tausende von Piastern kostet, die gesetzlich nach besagtem Herkommen immer der entrichten muß, welcher das Gericht anruft, er mag nun Recht oder Unrecht haben, weßhalb wohl Niemand sich so leicht beeilt, diese Hülfe anzusprechen, und Jeder lieber lange zuwartet, in der Hoffnung, es möchte sich die Sache vielleicht noch sonst beilegen lassen. Ueberdem ist bei aller Handgreiflichkeit der Wahrheit, wo der Thatbestand, wie hier, selber für sich spricht, der Richtspruch in der Türkei doch nichts weniger als gewiß durchzusetzen; denn wenn man auch scheinbar nach Gründen das Urtheil fällt, so ist doch immer das Gold der Hauptentscheidungsgrund fast bei allen Gerichten, und Geld allein, wenn

man sich damit gewichtig macht, kann alle Vernunftgründe ohne weiters aufwiegen.

Indeß waren wir doch insgesammt froh, am besagten Tage die Sache so weit zur Ruhe beigelegt, und auf den Weg der gesetzlichen Ordnung gebracht zu haben. Wir hofften, den status quo zu erhalten; denn daß die Griechen, ungeachtet ihrer gegentheiligen Versicherung, zum Entscheide ihrer Unthat selbst die Gerichte hereinziehen würden, wollte bei der Evidenz der Sache für unsere Ansprüche doch Niemand im Ernste glauben. Kaum aber meinte man Alles sicher abgethan zu haben, als schon am folgenden Morgen, den 29. Juni, unser Procurator in Gesellschaft des französischen Consuls von Jerusalem kam und uns die Neuigkeit brachte, daß heute noch der Pascha, dessen Ausspruch die Schismatiker angerufen, eintreffen würde, um zwischen uns und ihnen zu entscheiden, wem der Platz in der Grotte der göttlichen Geburt zugehöre. Wirklich traf er schon um neun Uhr, vom Kadi und den Mitgliedern seines Divan, so wie von achtzig bis neunzig Mann türkischer Kavallerie begleitet, hier ein. Vom Consul und unserem Procurator gebührend begrüßt, ging er mit dem Kadi und seinen richterlichen Collegen sogleich dem Sanctuarium zu. Während derselbe aber durch die heilige Helenakirche schritt, rissen die Griechen wieder unseren kostbaren Vorhang von der Wand, und brachen so ihr vor der ganzen Communität gegebenes heiliges Wort: „nichts zu ändern, bis nicht der Richterspruch sie hiezu ermächtigen würde“ — wobei sie sich, zum Zeichen, daß sie ihr gegebenes Versprechen gewiß halten wollten, nach ihrer gewohnten Uebung zu Dutzendmal von der Stirne bis an die Zehen bekreuzt hatten. Nachdem nun der Pascha an Ort und Stelle angekommen, die Sache in Augenschein genommen und darüber verhört hatte, that er den Ausspruch, wie er wohl nicht anders konnte: daß der Platz allem Anscheine nach den Franken gehöre, doch müsse man auch die Zeugen darüber verhören. In dieser letzteren Aeuße-

rung fanden die Unseren eine schlimme Vorbedeutung für den Ausgang unserer gerechten Sache. Man sah in der Gewähr der Zeugschaften, deren die Griechen für ihre Seite in beliebiger Anzahl erkaufen können, so fern es ihnen Noth thut, kein Mittel, den alten Besitz zu behaupten; dann erklärten unsere Vorgesetzten dem Consul: wenn wir auch hundert Zeugen aufführen, so werden die fanatischen Schismatiker immer noch mehrere für ihre Behauptung beibringen. Der Consul selbst verhielt sich in dieser Angelegenheit wider Erwarten wacker, mußte aber nun inne werden, was sein früheres zweideutiges Benehmen, seine fortgesetzte Nachgiebigkeit gegen die Griechen, und sein stillschweigender Verrath gegen die ihm zum Patronate unterstellten Väter, was ihm alle Herzen entzog, nunmehr für Folgen trug. So beschlossen wir also, bei dem Augenscheine stehen zu bleiben, und uns auf überflüßige Zeugen durchaus nicht einzulassen. Damit wurde das Sanctuarium verlassen. Gewiß an dreitausend Menschen von Bethlehem und der ganzen Umgegend waren in der Zwischenzeit in der großen Basilika der heiligen Helena und den drei anstoßenden Klöstern versammelt, alle begierig zu erfahren, welchem von beiden Theilen das Recht zugesprochen werden würde.

Der Pascha verfügte sich hierauf in unseren Convent, und hier in dem geräumigen Kapitelsaale angelangt, erklärte ihm der Consul, daß wir uns auf Zeugen durchaus nicht einlassen könnten, da die Sache selbst so deutlich vor Augen liege, daß sie durch alle Zeugen der Welt nicht noch deutlicher gemacht werden könne. Unmöglich könne man hier bei Fällung eines Urtheils Gefahr laufen, Recht und Wahrheit auf das Spiel zu setzen. Man besprach sich eine gute halbe Stunde, aber der Pascha war von seiner Forderung von Zeugen nicht abzubringen: er berief sich deßhalb sogar auf bestehende Verordnungen, die ihm diese Formalität zur Pflicht machten. Darauf ging er zu den Griechen, um dort ihre Zeugen zu vernehmen, die ihm in die Zwanzig vorstellten. Alle bezeugten

einhellig, wie man sie gedungen hatte, daß jener Vorhang nie an der Seitenwand gehangen sei. Sodann verfügte er sich zu den **Armeniern**, auch sie über den Stand der Dinge zu befragen. Zwei von diesen zeugten zu Gunsten der Griechen, während die anderen vorschützten, es nie bemerkt und ernstlich beachtet zu haben. Doch gingen auch die beiden Zeugen bei dem späteren Verhöre zum Pascha, und nahmen ihr Zeugniß, das sie vorher aus Wohldienerei, um sich ihm willfährig zu erweisen, abgelegt hatten, jetzt mit der Entschuldigung wieder zurück, daß es ihnen zwar damals so vorgekommen sei, sie aber nun je länger je mehr an der Richtigkeit ihrer Beobachtung zweifelten. Im Grunde aber waren sie von ihren Vorgesetzten in Jerusalem beauftragt, ihr falsches Zeugniß zu widerrufen, weil jene fürchteten, dadurch in den schmählichen Handel mit hineingezogen zu werden.

Von da schritt der Pascha, nur vom Cadi, dem Consul, unserem und dem griechischen Dragoman begleitet, auf's neue in das Sanctuarium hinab, zog daselbst unseren Vorhang weg, und hob die Wandnägel aus, mit dem Auftrage, die Sache einstweilen so zu belassen, bis ein weiterer Beschluß abgefaßt werden könnte. Als darauf die hohe Inquisition sich in unseren Convent zu Tische begab, bildete während der ganzen Tafel die Angelegenheit den Gegenstand des Gespräches. Der Consul, der sich über diesen Vorentscheid etwas beschämt und gekränkt fühlte, ereiferte sich manchmal bitter. Unter andern drohte er für den Fall einer Entscheidung zu Gunsten der Griechen, die Sache nach Constantinopel zu referiren, worauf ihm jedoch der Pascha erwiederte: Gut! **die Griechen und Armenier sind Unterthanen des Großherrn, und als solche muß ich sie in Schutz nehmen. Ihr, mit der Protection der Franken beauftragt, werdet dieselben zu vertheidigen wissen.** Möget ihr darum immerhin berichten, ich werde zu Gunsten der Griechen mich verwenden.“ In diesen Worten liegt, wenn man will, die Politik der Pa-

schas, aber zugleich unsere Schutz- und Rathlosigkeit ausgesprochen.

Gegen Abend kehrten alle wieder zurück, woher sie gekommen waren. Am folgenden Tage wurde im Divan des Pascha's fast ausschließlich über diesen Gegenstand verhandelt. Unsere Vorgesetzten und eben so die der Griechen mußten ihre Fermane, die Ansprüche auf das Sanctuarium von Bethlehem betreffend, einliefern. Unsere Fermane wurden aber sprechender und genügender befunden, als jene der Griechen; denn sie berechtigten uns zum Besitze des ganzen Sanctuariums, während die der Schismatiker neuer sind, und nur zu den Theilen sie ermächtigen, in deren Besitz sie wirklich sind. Von dem fraglichen Platze aber macht kein, weder neuer noch alter, Ferman genau Erwähnung; hier konnte nur der unfürdenkliche Besitz entscheiden. Am dritten Juli wurden die griechischen Zeugen noch einmal vernommen, denn der Pascha wollte sich, gegen seine Gewohnheit, von ihrer Sachkenntniß noch besser überzeugen. Er befragte sie darum über verschiedene Gegenstände des Sanctuariums, die er selbst als dort befindlich beobachtet hatte; und da ihm manche darüber nicht zu antworten wußten, so strich er alle diese aus der Liste der Zeugen und ließ sie einsperren. Deßungeachtet verbreitete sich am nächsten Tage das Gerücht in Bethlehem, als sollte die Frage zu Gunsten der Griechen entschieden werden, und dieß Gericht bildete das Tagesgespräch bei allen Zusammenkünften auf den Marktplätzen, wie im Convente. Alle, die noch einen Funken Ehrlichkeit in sich trugen, ärgerten sich, daß dieser Gegenstand so gegen alle Wahrheit und Recht entschieden seyn, und zu unserem Nachtheile seinen Ausgang nehmen sollte. Auf das beschlossen zehn der angesehensten Bethlehemiten sogleich nach Jerusalem und zum Pascha zu gehen, um für die Gerechtigkeit unserer Sache zu zeugen, was sie auch wirklich thaten. Unter diesen waren fünf Griechen, drei Türken (denn auch diesen ist, wie Ihnen

bekannt, die Geburtsstätte Jesu ein heiliger Ort, und sie kommen oft zum Gebete dahin) und zwei Katholiken. Nachdem sie so zu unseren Gunsten gezeugt, eröffnete ihnen der Pascha, daß er morgen wieder nach Bethlehem kommen, und dem Streitpunkte vollends auf den Grund sehen werde.

Am sechsten Juli gegen neun Uhr Morgens kam also die ganze Versammlung wieder, wie vor acht Tagen, nach Bethlehem, nur der französische Consul war dießmal nicht darunter; denn der Pascha hatte ausdrücklich gegen sein Erscheinen protestirt mit dem Bemerken, daß ihm der französische Einfluß, weil allzeit dem Interesse der hohen Pforte entgegen, verhaßt sei. In den Tempel der Helena eintretend begab er sich, nur vom Cadi und einem Dragoman von beiden streitenden Parteien gefolgt, wieder nach der heiligen Grotte, begehrte Nägel, Hammer und Scheere, und ließ die Nägel, wo unsere Vorhangsklammern hafteten, in die Wand schlagen, damit sie die Gränze der Ansprüche der Griechen auf die geweihte Lokalität bezeichneten, über welche sie nicht hinausgehen sollten. Mit der Scheere aber ließ er unseren prachtvollen, seidegewirkten Vorhang vom oberen Ende an nach der Quere durchschneiden, und erklärte, daß der Platz wohl unser sei, wir aber nicht ferner berechtigt seyn sollten, ihn mit unsern Ornamenten zu bedecken. Zum Zeichen aber, daß er unser sei, ließ er oben einen Streifen noch bis zur alten Wandgränze reichen.

So war dieser Streit offenbar zu unserer Beeinträchtigung ausgemacht; doch hatten auch die Griechen nicht erhalten, was sie suchten, nämlich die ganze Räumlichkeit als ihr Eigenthum an sich zu reißen. Deßhalb äußerten sie gleich an Ort und Stelle ihre Unzufriedenheit, machten Miene und drohten, die Klage nach Constantinopel zu bringen, und von dorther ein anderes Endurtheil abzuwarten, versprachen aber aus Achtung vor dem Pascha, bis zum Anlangen eines

Bescheides, alles im jetzigem Stande zu belassen. Wie sich der Ausgang dort wenden werde, weiß Niemand, indeß unterwerfen wir uns dem Willen der Vorsehung."

So weit der jüngste Bericht. Vielleicht daß in wenig Monaten und schon mit dem nächsten Klagerufe von Jerusalem her die Meldung eintrifft, daß die dortigen Väter ihren Altar an der Stätte der allerheiligsten Geburt an ihre fanatischen Hasser verloren haben. Vielleicht daß schon in der nächsten Osterwoche die feierlichen Functionen des fränkischen Clerus in der heiligen Grabkirche für immer abgestellt werden, nachdem die Schismatiker jüngsthin versuchten, sie mit Dolchen und anderer Bewaffnung zu unterbrechen. Was können auch die Franken noch im gelobten Lande verlieren, nachdem sie das Interesse an den heiligsten Stätten der Erde, an der Wiege des Christenthums verloren, und ihr Ehrgefühl bei allen bisherigen Verlusten der dortigen Asyle des Christenthums seit den Tagen der Kreuzritter her eingebüßt haben! Wir sagen nichts mehr von der Verpflichtung Deutschlands, seiner Bischöfe und Fürsten, durch würdige Vertreter im heiligen Lande den Namen zu rechtfertigen, der noch immer unter den Titeln des ehemaligen Reichsoberhauptes seinen Platz einnimmt.

Wir schreiben dieß nur noch, um dem Drange unserer besseren Ueberzeugung, die sich auf eigene Erfahrungen an den heiligen Stätten gründet, nachzugeben, und wenn das Abendland, wenn das katholische Deutschland in Palästina Alles an die Griechen in Bälde eingebüßt haben wird, dann für uns sagen zu können: Dixi, et salvavi animam meam!

XXVII.

Bischof Altmann von Passau im Investitur-Streite.

(Fortsetzung.)

Es ist hier nicht der Ort, in den natürlichen Grundlagen oder sonstigen Beschaffenheiten des germanischen Volkes die Ursachen aufzusuchen, warum sich gerade bei ihnen Kirche und Staat so leicht aneinander gewöhnten und ineinander hineinlebten, und in wieferne die alte Sippenverfassung hier recht erst die Allerweltssippe, d. h. die gesammte, von Einem Paare stammende, durch dieses Paar befleckte und zerworfene, durch einen eben aus dieser Sippe entsprossenen Erlöser wieder geheilte und gesammelte, zu Einem Ziele berufene Menschheit erkannt hatte; oder auch wie ferne die vielfachen auf gemeinsamer Ehe, d. h. gemeinsamem Bunde mit der Gottheit beruhenden Friedensgenossenschaften in dem großen Bunde der Menschheit mit ihrem erlösenden Gotte, so wie in der allgemeinen Friedensgenossenschaft der christlichen Kirche so leicht sich zusammenfanden. Wir wollen auch kaum darauf hindeuten, wie das deutsche Gewohnheits- und Ueberlieferungsrecht eben so sehr von je her die Rechtssubjecte conglomerirte, und in organischen Gesammtwesen constituirt betrachtete, als sie das römische, geschriebene

Rechtsgesetz atomisirte und vereinzelte. — Genug, das Ergebniß steht als Thatsache fest, das Christenthum ging unter den germanischen Völkern zuerst in die Gesellschaft ein, taufte so zu sagen den Staat, und trat mit den öffentlichen Gewalten und großen Volkscorporationen, d. h. mit der ganzen Gesellschaft auf der Einen, so wie mit den zahlreichen, dem deutschen Leben entsprossenen, kleineren Organisationen und Gesellschaften auf der andern Seite in bewußtes Verhältniß und Harmonie. So erbaute sich, nach einem oftgebrauchten Gleichnisse, jener große, weite, prächtige, wohlgeordnete Dom der allgemeinen christlichen Lebensverfassung, dessen großartige, künstlerische Einheit der reichsten, lebensvollsten Entfaltung besonderer specieller Bildungen und daran angesetzter Kunstformen keinen Eintrag that, und von diesen nicht gefährdet wurde; ein Bau, der nach einer gleichfalls oft gemachten Bemerkung aus dem einfachen Grunde nicht zur Vollendung gelangte, weil nichts auf Erden fertig wird. Oder nach einem anderen Bilde, es erwuchs jener erhabene, blüthen- und früchtereiche, von dem Safte der Erde getränkte, von dem Lichte und Regen des Himmels gesegnete Baum, an dem Alles Gemeinleben war, und doch jedes Besonderleben in Blüthe, Blatt und Frucht so voll und eigenthümlich; in welchem allerdings, wie es bei Organismen zu geschehen pflegt, nicht alle einzelnen Hervorbringungen zu gleichzeitiger Reife gediehen, sondern der das Eine noch im geschlossenen Blüthenkeime zeigte, während ihn ein Anderes gerade für den Tag mit Herrlichkeit krönte, und ein Drittes etwa einschrumpfte und zum Abfalle reif war. Denn auch das muß der Baum erleiden, bis ihn der Gärtner verpflanzen wird in das himmlische Erdreich, unter die ewige Sonne.

So schön aber beide Bilder sich darstellen, so muß diese Schönheit doch wieder besonders nur auf die Idee und deren, wie es zu geschehen pflegt, theilweise Erscheinung im Leben, nicht aber auf jede einzelne Phase desselben bezogen werden, deren es leider genug und dauerhafte gab, wo der Dom ge-

plündert und verwüstet lag oder schien, und der Baum die lechzenden Zweige traurig niederhing, der himmlischen Wasser dem Anscheine nach entbehrend, und von den Raupen und dem Gewürme der Erde zernagt und beschädigt. Denn wie günstig auch das deutsche Stammesleben sich dem Aufbau und Bestande der christlichen Gesellschaft bewährte, so lagen doch wiederum auch, — da, nach einem alten römischen Sprüchworte, „suos quisque patitur manes," oder da, wie ein Neuerer gesagt hat, „Alle ihren Teufel haben," oder endlich nach der ganzen und verständlichen christlichen Wahrheit gesprochen, da die Erbsünde jeder einzelnen Menschenseele, und eben weil sie Erbsünde ist, auch jedem besonderen Geschlechts-, Stammes- und Volkscharakter in eigenthümlicher Weise einwohnt: — es lagen wieder auch besondere Gefahren und eigenthümliche Momente der Verwüstung in dem Charakter der Germanen überhaupt und ihrem damaligen Wesen insbesondere.

Die Deutschen brachten zur Kirche allerdings (damals!) einen gehorsamen Geist, aber auch jene immania corpora mit, die nicht bloß im Kriege gefährlich sind. Ruhte die christliche Gesellschaft nun eine ziemlich lange Weile von den Störungen griechischer Spitzfindigkeit und Geistesüppigkeit, so war eine derbe Masse Fleisches in dieselbe eingerückt, nicht bloß mit seinen Begierden, sondern auch mit seinen Gedanken und Weltansichten. Eine vorstechende und nachhaltige unter diesen letzteren blieb die so lange in den deutschen Gemüthern unaustilgbare Vorstellung von der Bestimmung und einzig würdigen Beschäftigung jedes freien Mannes: dem Kriege. Kämpfte der Hellene zunächst um die Freiheit, der Römer um die Herrschaft, so kämpfte der Deutsche — ohne diese und auch andere Zwecke und Objecte des Krieges auszuschließen — doch sehr hauptsächlich und vielleicht zumeist um des Kampfes selber willen; zur Uebung, zum Zeitvertreib, aus Lust und Liebe zum Geschäft. Wie nachtheilig diese unbändige Kriegswuth schon an und für

sich selber der anfänglichen Entwicklung und ruhigen Gestaltung der jungen christlichen Vereine werden mußte, ist schon ganz im Allgemeinen leicht zu ermessen, auch wenn wir nicht daran erinnern, wie viele Rufe der christlichen Liebe wie des christlichen Bedürfnisses dieses laute Waffengetöse übertönte, und wie gefährlich diese Naturanlage besonders auch im geistlichen Stande dadurch wurde, daß manchmal alle Ermahnungen und Censuren der Kirche nicht im Stande waren, die tapferen Cleriker von dem gewohnten und beliebten Waffenhandwerk abzurufen.

Neben dieser Streitlust ist nun auch die alte deutsche Bärenhäuter-Eigenschaft ganz wohl bekannt, und nicht bloß von gestern her. Es steht dieselbe mit dem sonstigen praktischen Sinne und thatkräftigen Willen der (alten) Deutschen gar nicht in Widerspruch, denn die Trägheit hindert nicht zu thun, wozu man sich gezogen fühlt, sie verwehrt nur, einer Aufgabe zu genügen, die vorliegt, und wozu Geschmack und Neigung abgeht. Eine solche Aufgabe für die junge germanische Christengemeinde, besonders für den lehrenden Theil derselben, war aber sicherlich die bestimmtere Erkenntniß und genauere Durchdringung der Wissenschaft des Heils, nämlich keineswegs der gelehrten, sondern der einfachen und nothwendigen. Daß die Mehrheit der deutschen Hirten und Lehrer, des Volkes nicht zu gedenken, gar sehr hinter dieser Aufforderung zurückblieb, anfangs in gutmüthiger Genügsamkeit mit einem frommen, impliciten Glauben, immer mehr aber in schuldbarer Vernachläßigung und gleichgültiger Schätzung des Pfandes der heiligen Lehre; daß sie das Gesetz des Herrn nicht „süßer als Honigseim" in ihrem Munde fanden, nicht daran „ihre Betrachtungen hatten den ganzen Tag"; daß sie darum auch nicht „über ihre Feinde einsichtig" wurden (immer versteht sich in einer Allgemeinheit gesprochen, welche die glorwürdigsten, auch zahlreiche, Ausnahmen nicht ausschließt), — diese unheilige Sorglosigkeit war die erste Wurzel eines Uebels, welches seit langem im Verborgenen wuchs, und als die starken,

und in ihrer Art klügeren Feinde davon Profit gezogen hatten, in den Tagen unsers Altmann, zu jener furchtbaren Höhe gediehen war, die wir bezeichnet haben.

Der bindende und organisirende Geist der Germanen hatte die Kirche mit dem öffentlichen Leben in Eintracht und Zusammenwuchs gebracht; er hatte die Aufgabe einer christlichen Gesellschaft gelöst; das war allerwege nöthig und vom Guten. — Aber eben diesem edlen, wenn auch theilweise fast bewußtlos, mit Naturkraft, wirkenden Triebe stand nicht allezeit die in Sachen des Geistes nie völlig zu entbehrende Unterscheidung und Erkenntniß an der Seite; wie denn Unterscheidungslosigkeit überhaupt zu den Schattenseiten der guten alten Zeit gehört, die dann freilich wieder mit ihren herrlichsten und beneidenswürdigsten Eigenschaften so genau zusammenhängt, daß man abermals nur das Loos der menschlichen, d. h. sündlichen Natur beklagen kann, die jedem natürlichen Lichte einen gewissen eben dazu gehörigen Schatten zum dunkeln Begleiter gibt. Wenn selbst im bekehrten römischen Reiche die Gesellschaft und das Christenthum fast ohne alle Mittel und Organe schienen, sich zu umfassen und gegenseitig zu durchdringen, so haben wir dafür germanischer Seits der Vereinigung und Durchdringung bald beinahe zu viel, und das Geistliche und Weltliche, die Kirche und der Staat sind über die Einigkeit hinaus zu einem Punkte gerathen, die eine unchristliche Verschmelzung beider in traurige Befürchtung stellt.

Daß die Würdenträger der Kirche, die Bischöfe und Prälaten, in die Reihen der Großen und Machthaber des Reiches eintraten, daß sie sowohl in Vertretung ihrer eigenen Würde, als des beträchtlichen Güterbesitzes, den die verständige Frömmigkeit jener eifrigen Christen in ihre und der Kirche Hand gelegt hatte, zugleich politische Geltung erlangten, und in den allgemeinen Angelegenheiten der Völker sie, die Verständigsten, mitredeten, war besonders für die Zeit ganz recht und wohlgethan. Aber man erschrickt schon ein wenig, wenn man, auf den fränkischen März- und Octoberfeldern, das Concil und

den Reichstag sich fast wie in Einem abhalten sieht, und die beiderseitigen Beschlüsse unter den Capitularien der Könige, mit deren Sanction, in's Volk hinaus gehen. Dessen ungeachtet ist hier wohl noch mehr der Schein des Uebels, als dieses selbst vorhanden; die weltliche Gewalt cooperirte, mit ihrem Arme unterstützend, zu den Disciplinar-Beschlüssen der Geistlichkeit, und nichts anderes meinten jene Sanctionen; es fehlt nicht diejenige Unterscheidung, die der gute Wille immer mit sich bringt, und wenigstens nicht mit Bewußtseyn oder Absicht greift der Staat in's Heiligthum hinüber. Zu den vollgültigsten Zeugnissen hiervon scheint das Wort und die That des intensiv wie extensiv gewaltigsten Herrschers, Carls des Großen, zu gehören, der sich selbst einen „Beschützer und demüthigen Helfer der Kirche" nannte, und unter Andern einmal von einem, bereits auf einem Reichstag gefaßten Beschlusse in einer zugleich das Forum der Kirche berührenden Angelegenheit, nachdem er vernommen, daß über denselben Gegenstand schon eine päpstliche Entscheidung vorliege, mit der Erklärung abstand: Nun liege die Sache außer seiner Competenz, und er überlasse den Bischöfen die Vollziehung der kirchlichen Entscheidung. — Es geschah vor Allem, als der Staat feudalisirt worden war; als die in sich freilich auch wunderbar, und germanisch-herrliche, allgemach aber, wie alles Menschliche, beschmutzte und aus ihren Regeln gehobene, dazu über Gebühr auf den ganzen Verband der Gesellschaft ausgedehnte, und selbst auf die zu solcher Umschließung weniger geeignete Kirche verbreitete Leheninstitution das einzige Gesetz des Tages war: daß die verborgen liegenden Keime des Unrechts sich entwickelten und emporschossen, und alles gesunde Leben überwucherten und erstickten, dergestalt, daß jener erwähnte trübe Tag in dem irdischen Leben der Kirche angebrochen war.

Als der Lehenverband bereits das gesammte Grundeigenthum ganz oder beinahe umfaßte, konnte man es natürlich finden, daß auf dieser Grundlage auch die vielfach begüterte Kirche mit hineingezogen, und ihre Würdenträger, als zeitwei-

lige Besitzer jener Liegenschaften, dem Landesherrn oder seinem feudalen Stellvertreter gegenüber als Vasallen constituirt wurden. Es war aber das Leheninstitut nach Ursprung und Bedeutung ein wesentlich kriegerisches, und wenn auch dieser Charakter im Laufe der Zeit, nach manchen Seiten hin, in einzelnen Fällen gemildert oder selbst geändert, und der feudale Kriegsdienst in anderartige Leistungen verkehrt worden war, so sprach die ursprüngliche Meinung doch noch zu deutlich aus allen Formen und Bedingungen des Lehenwesens, um nicht den Lehensherrn einzuladen, vorkommenden Falles auch die Forderung kriegerischen Zuzuges an seine geistlichen Vasallen zu stellen, oder diese zu veranlassen, ihrer angebornen Kampfslust bei so schön gebotener Gelegenheit ein Genüge zu thun, und ihr geistliches Gewissen mit den Erheischungen der Lehenspflicht zu beschwichtigen. So schlimm dieser Schaden war, so war er doch noch bei weitem nicht der schlimmste. Man weiß, daß die Hauptsache am ganzen Leheninstitut, einen wichtigeren Umstand als alle dießfälligen Leistungen und Genüße, die ganz besondere Lehentreue bildet, jene Krone des Verhältnisses, die in ihrer Erscheinung und historischen Behandlung eben so sehr von dem hohen sittlichen Sinn und der Begeisterungsfähigkeit unserer Altvordern, als von der theilweisen Unbestimmtheit und Regellosigkeit dieser Begeisterung Zeugniß und Urkunde bietet.

Gewissen Völkern, Zeiten und historischen Verhältnissen sind oft gewisse besondere moralische Begriffe und Anschauungen eigen, und wir können uns wohl auf dem Standpunkte und in den Läuften unserer Zeit eben so schwer von dem mittelalterlichen Lehengewissen, als von der antiken oder arabischen Gastfreundschaft eine helle und erschöpfende Vorstellung bilden. Ein Schimmer besonderer Heiligkeit umstrahlte das Verhältniß; eine Pflicht des intensivsten, gebundensten, und doch wenn man will, stolzen Gehorsams, eines Gehorsams der Ehre wenigstens eben so sehr als der Schuldigkeit, einer schweigenden, hingegebenen Treue bildete seine Wesenheit, einer Treue von weit hö-

herer Verbindlichkeit, als die einfache Unterthanentreue, der darum jene bei allen Gelegenheiten übergeordnet erscheint.

Eine so gränzenlose, in ihrer Unbedingtheit von allen Ansichten und Vorurtheilen der Zeit gestützte Hingebung des Bischofs oder Priesters an seinen laiischen Lehensherrn war nun das zweite, größere, folgenreichere Uebel; besonders, wenn man die Unsicherheit der Zeit in ihrer Erkenntniß und den Mangel an heilsamer Wissenschaft dazu bedenkt. Zu welch heilloser Verwirrung der Begriffe man auf diesem Wege hinaus gekommen war, dafür mag eine einzige, im Verlaufe des Investiturstreites vorgekommene Thatsache hinreichend Bürge stehen. Als König Heinrich auf der Aftersynode zu Worms den Papst zu entsetzen sich anmaßte, und die Kreaturen des Herrschers unter den Bischöfen willig und rücksichtslos den Beschluß unterschrieben, da widerstrebten zwei Bischöfe, die allerwege zu den frömmsten und vortrefflichsten der Zeit gerechnet werden müssen; aber auch diese gaben endlich ihren Widerstand auf, und fügten sich der Unterschrift, als sie bei der dem Könige schuldigen Vasallentreue seinem Willen zu entsprechen aufgefordert wurden. Daß hier nicht gemeiner Pflichtverrath, sondern ein falsches und verwirrtes Gewissen den Fehltritt veranlaßte, ist über allen Zweifel offenbar.

Aber noch weitere Unziemlichkeiten und Verkehrtheiten ergaben sich aus der Lehenverwickelung der Kirche. Dem Feudalsystem war es so natürlich, daß der Lehensherr seinen Vasallen wähle. Eine große Gefahr für die canonische Wahl der Bischöfe, die denn wirklich an vielen Orten bald nur noch zum Scheine, oder kaum zum Scheine mehr fortbestand. Indem sie jedem Anderen, als dem von ihnen gewünschten, die Belehnung verweigerten, wurde aus der letzteren eine wirkliche Ernennung und Bestellung der Bischöfe, die dann in den schlimmsten Zeitabschnitten sogar jedes weitere Mäntelchen zur Verhüllung oder Beschönigung der rohen Willkür verschmähte. Dabei verkehrten sich auch bald die Ansichten und Betrachtungsweisen der Sache dergestalt, daß während natürlich

im Bischofe der Bischof die Hauptperson ist, dem sich der Guts- oder Lehenbesitzer begreiflich nur als Nebenqualität anhängt, jetzt, nachdem der König sich vor Allem den Vasallen kieste, an diesen das Lehen wie das principale übertragen ward, dem dann das Bisthum und die geistliche Würde als accessorium zu folgen schien.

Auch selbst die Formen mußten beitragen, die aufkommenden Ansichten von der königlichen Gewalt über die Bischöfe zu verknöchern und den Irrthum wie unheilbar zu machen. Wir müssen abermals eines schönen Sinnes und Brauches jener Zeit gedenken, den wir wiederum, wie schon mehrfach zu bemerken Gelegenheit war, gegen sich selbst, d. h. gegen seine ursprüngliche Wahrheitsbedeutung, als umgekehrte Waffe wirken, und die Lüge darstellen und befördern sehen werden; zum neuen Beweise, wenn es noch eines solchen bedürfte, daß Nichts an sich gut ist, wenn es nicht von der richtigen Erkenntniß und dem rechtgerichteten Willen beseelt und in Bewegung gesetzt wird, und daß gerade hinter Formen, die ein Instinct der Wahrheit und des Rechts geschaffen, wenn andere Geister darein eingezogen, das Unrecht und die Lüge ihre festesten Bollwerke und verwahrtesten Schlupfwinkel findet.

Es gehörte zu den Eigenschaften jener frischen, lebensvollen Zeit, daß sie den Ausdruck durch Symbole liebte, jene an den ganzen Menschen gerichtete Doppelsprache, die das Ding nicht nur an sich selber, sondern zugleich in seinen Beziehungen oder Gleichnissen ausdrückte, und darum wohl poetisch heißen mag, zugleich aber auch wie dieß der echten Poesie immer begegnet, viel wahrer und ganzer ist, als die gewöhnliche Rede oder Schrift. Wo wir etwa zur Betrauung eines Mannes mit einem Amte oder Geschäft ein Decret ausfertigen, da drückten jene in Figur und Zeichen zugleich mit der Uebertragung des Amts dessen Inhalt und Verpflichtung aus; ja in der ceremoniellen Aushändigung derselben lag ein neues Symbol und eine leicht verständliche, eindrucksvolle Mahnung an den Ursprung oder Ausgang der Gewalt. Man kennt das bedeutungsreiche Gepränge und die

Ceremonien der Lebeninvestituren, und wie nach der ursprünglichen Beziehung der Anstalt Banner und Schwert dem waffenpflichtigen Vasallen übergeben wurden, als redende Zeichen des ihm mit Verleihung des Lehengutes zugleich übertragenen Kriegs- und Gerichtsbefehls. Die Unschicklichkeit solcher Zeichen bei Investituren geistlicher Lehenträger fühlte sich bald, die ja beide Zeichen weder führen, noch die damit bedeuteten Geschäfte in eigener Person und Thätigkeit ausüben durften. In Arglosigkeit mag man sie darum ursprünglich mit Ring und Stab, den bischöflichen Attributen, vertauscht haben; aber jetzt log das Symbol, so ferne es aus Laienhand gegeben und genommen ward, denn der Lehensherr gibt nicht mehr, wie mit Banner und Schwert geschehen war, Kraft von seiner Kraft, Wesen von seinem Wesen hinweg; er gibt das Zeichen einer Kraft und eines Wesens, deren er nicht mächtig ist, und die dem Betrauten von anderer Seite kommen müssen. Das an Symbole gewohnte, und diesen auf's Wort glaubende Verständniß des Zeitalters mußte sich vergreifen; es mußte den Ausfluß der Gewalt dort suchen, von woher die Zeichen derselben überantwortet wurden. So verstrickte die Sitte, der Brauch und die Meinung der Zeit das Geistliche immer enger und geschlossener an die Verfügung und das Interesse einer weltlichen Gewalt, die, was ihr etwa an Verschlagenheit und grundsätzlicher, weitauszählender Berechnung fehlte, durch zutäppische Rohheit und den einfachen, aber sichern Instinct des heute und für ihre augenblicklichen Zwecke Tauglichen ersetzte.

Die Folgen aller dieser Ansichten und Verhältnisse ließen nicht auf sich warten. Die königliche Wahl zur Besetzung der erledigten Bischofsstühle erwies sich schnell als königliche Willkür, oder mit andern Worten: sie wählten, was ihnen die Hauptsache war, den erwünschtesten Vasallen, um die Frage, wie der daranhängende Bischof sich zu seinem Ziele fände, völlig unbekümmert. Als der wünschenswertheste Vasall aber erschien einerseits der kriegerisch-mannhafteste, andererseits, da dergleichen Heldenthum doch nicht im Allgemeinen zu erwarten, auch nicht

immer füglich zu begehren stand, der die reichsten Lehengaben verhieß, oder, zur größern Sicherheit, im vorhinein den Werth erlegte. So wurde das Heiligthum ein Gegenstand des Handels, bei dem sich schnöde Bewerber im Preise überboten, und das gräßliche Laster der Simonie überzog wie ein dunkler Rostflecken den Glanz der Kirchen vieler Lande und Königreiche.

Das Loos der deutschen Kirche war doch, auf längere Zeit hinaus, in etwas günstiger gefallen. In den Läuften des unglücklichen zehnten Jahrhunderts führten, mit klarem Auge und kräftigem Arme, die preiswürdigen Sachsen den Scepter des Reichs, und wenn Otto der Große zuweilen bis tiefer hinein in die geistlichen Verhältnisse zu regieren scheint, so dürfen die exceptionellen Umstände und die ganz eigen beschaffene Lage der Zeit nicht übersehen werden, und die Handlungsweise des Kaisers erscheint, selbst wo er fehlte, entschuldbar, und von guter Absicht für die Kirche geleitet. Derselbe Otto übte zwar schon ziemlich unbeschränkt die Ernennung zu den erledigten Bisthümern seiner Lande, aber er schmückte die deutschen Kirchen mit frommen und heiligen Bischöfen, und die Blüthe dieser Zeiten hebt sich noch augenfälliger empor im Gegensatz zur späteren Verheerung.

Noch zur Zeit der Wahl Conrads des Saliers führt uns Wippo der Kapellan, in einzelnen Schilderungen, ein an Tugend und Wissenschaft ausgezeichnetes Episcopat vor; man erkennt in diesen Ernennungen den Geist Heinrichs des Heiligen.

Der salische Conrad hielt seine Ehre von Simonie nicht frei; sein Biograph und Lobredner, der genannte Wippo, erwähnt eines eklatanten Falles, wo der König mit der Königin zusammen das Basler Bisthum an einen adelichen Geistlichen für eine ungeheure Summe Geldes verkauften, worüber er jedoch späterhin, von Reue ergriffen, ein Gelübde gethan habe, hinfort nie wiederum für Bisthümer oder Abteien Geld anzunehmen, welchem Vorsatze er auch f a s t b e s t ä n d i g treu geblieben sei. Um so viel weiter also war damals schon das

Verderben vorgedrungen, daß auch ein sonst löblicher Kaiser, wenn gleich in seltenen Fällen, zu so schlechtem Geschäft und Handelswerk die kaiserliche Rechte bot; aber dieß waren noch Tage der Erbauung gegen das, was kommen sollte. Noch einmal zwar erquickte der vortreffliche Heinrich III., auch hierin groß, durch Enthaltsamkeit von eigener, und treffende Maßregeln gegen fremde Schuld die deutsche Kirche; er, von dem gesagt wird, daß er der Hyder der Simonie die Köpfe abgehauen, und der die Bischofstühle mit Hirten versah, daß das deutsche Episcopat seiner Zeit als das ausgezeichnetste der ganzen Kirche gerühmt ward; — allein diese Erquickung war die letzte vor dem ungeheuren Kampfe, und den verlassenen Jahren, die da folgen sollten.

Der königliche Knabe, den seines Vaters Ansehen und Verdienste um's Reich im zweiten Lebensjahre krönen gemacht, befand sich seit seinem fünften im Besitze des Thrones, unter vormundschaftlicher Regierung, erst seiner Mutter, dann jenes unglücklichen Erzbischofes von Bremen, dessen wir gedacht haben; eines Mannes, seltsam wie das menschliche Herz, wenn ihm zwischen dem besseren Lichte und dem kräftigen Zuge nach oben, und den Grubenlichtern und Schwerkräften der Erde langjährige Wahl geboten wird, und es sich dazwischen auf- und niederspringend gehabt, bis die himmlischen Anziehungskräfte nachlassen, und dem beschleunigenden Gesetz der Schwere in seine ganze Wirkung einzutreten gestatten. Erzbischof Adalbert war ein Mann von großen Gaben, auch von besseren, als Talente, Kenntnisse und Einsichten ausmachen; die Reinheit seiner Sitten schloß, in schwacher und gefährdeter Zeit, bis auf den Schatten eines Verdachtes aus, aber ihn drückte ein kläglicher Ehrgeiz, der in eitlem Geburtsstolze wurzelnd, zu ungemessener Herrschsucht sich entwickelte, die da jedwede Kreatur sich unterthan begehrend, um diesen Preis auch der eigenen Würde und des Amtes Pflichten dahingab. Zwischen durch schimmert des Mannes edleres Gemüth, und der Widerstand einer großen, zu besserer Verwaltung des ihm auf-

getragenen Haushalts ausgerüsteten und getriebenen Seele. Ein rechtes Bild von ihr gibt die Schilderung seines Zeit- und Landesgenossen, Adam von Bremen, der als ein Seitenstück zu seinem Helden, eben so von Liebe zu diesem, der ihm Wohlthäter gewesen, und den Rechten der Wahrheit hin und her gerissen scheint. In dem Geschichtschreiber hat die Wahrheit gesiegt; möchte sie es eben so in dem Erzbischof, in der entscheidenden Stunde an jenem verlassenen Freitagsmittag, wo ihn, auch jetzt noch zwischen Todesfurcht und Lebenshoffnung zwiegetheilt, während die Anderen zu Tische gegangen waren, ein einsamer Tod übermannte *).

Was die schwache Regierung einer weiblichen Hand nicht gut gemacht hatte, das verdarb vollends die Staatshandhabung dieses ehrgeizigen und darum verblendeten, wenn gleich kraftvollen, und in seinem geistlichen Amte nicht überall, so scheint es, eiferlosen Prälaten. Aber seine Herrschsucht bedurfte, um zu herrschen, des Königs, sie bedurfte der zu beherrschenden und gehorchenden Materie; Herrschaft also durch den Einen zu erlangen und über die Anderen zu üben, war der bewegende Gedanke seiner Verwaltung, die große Schwäche dieser starken Seele. Die leichte Verfügbarkeit der geist-

*) Mit folgenden Worten beschließt Adam von Bremen die Erzählung von dem Tode des Erzbischofs: „Wehe mir, wie sehr begehrte ich Besseres zu schreiben von einem so großen Manne, der mich geliebt hat, und der so berühmt war. Aber ich fürchte das Wort der Schrift: „„Wehe denen, die das Böse gut nennen, und Untergang denen, die Schwarz in Weiß kehren!““ Mich dünkt es gefahrvoll zu seyn, wollten wir einem solchen Mann, der im Leben durch Schmeicheleien verdorben wurde, im Schreiben oder Reden nach dem Tode noch schmeicheln. — Jedoch behaupten Einige, da er so allein dagelegen sei, wären wenige Zeugen herangekommen, in deren Gegenwart er wegen alles Anstoßes seiner Handlungen zuletzt eine bittere Reue geübt habe, weinend und seufzend, daß er verloren habe seine Tage. Da erst erkannte er, wie gering, ja wie elend dieses Staubes Ruhm ist, denn alles Fleisch ist gleich dem Grase, und seine Herrlichkeit wie die Blüthe des Grases.“

lichen Würden und Güter für die königliche Macht boten ihm, dem diese wieder zur Verfügung stand, ein eben so ausgiebiges als klägliches Mittel; so war die deutsche Kirche ihm und den Seinigen, durch ihn aber wiederum dem König und den Seinigen, das heißt den Genossen seiner zucht- und gewissenlosen Jugend, heim und dahin gegeben. Die vormundschaftliche Regierung dauerte lange genug, um die meisten der von dem verstorbenen Kaiser mit würdigen Häuptern geschmückten Bischofssitze erledigt zu sehen, und nur die scheußlichste und schamloseste Simonie bahnte von nun an den Weg zu ihren Stufen. Neben dem Erzbischofe wartete des Königs und der Geschäfte ein junger Laie von Adel, Graf Werner genannt. — Der mäckelte und marktete geradehin und offenbar mit Kirchenamt und Kirchengut, und was er davon nicht an den Ueberbietenden verhandelte, das ließ er durch die Gunst des jungen Königs sich selber zuschlagen. Dieß waren die Tage des Jammers und der Verwüstung, deren wir oben gedacht haben. Bisthümer und Abteien denjenigen dahingegeben, die nicht zur Thüre des Schafstalles eingingen, sondern gleich Dieben, anderswie einstiegen; die Zahl der übriggebliebenen Treuen auf ein geringes Häuflein eingeschmolzen; die Echten und Berufenen von allen Kirchenwürden ausgeschlossen, weil sie den Preis dafür zu erlegen, selbst wenn sie konnten, nicht wollen durften; darum die Schlechten überall voraus; ein großer Theil des Clerus, auch solcher, die im Kloster das Gelübde der heiligen Armuth abgelegt, scharrend und sparend, in Geldgeschäfte vertieft, oder in wucherliches Treiben verwickelt; ein verrufener Charakter dieser Zeit (nicht der einzige, nur der bekanntesten Einer) mit dem für den Mönch furchtbaren Beinamen des Säcklers (nummularius) gebrandmarkt; daher eine Jagd nach Kirchenstellen, um sie auszubeuten, gerade wie man im sinkenden Rom mit wetteifernder Bestechung in's Consulat einbrach, um dann im Proconsulat die ausgelegte Summe zehnfach wieder hereinzupressen; daher Vergabung der geringeren Aemter, abermals um Geld, und Wiederverkauf des

Altares, den man gekauft hatte; nebenbei andere Gewaltthätigkeiten, Raub der Klostergüter, Verschleuderung derselben, selbst an Laien, durch den gebietenden Grafen Werner oder andere; entsprechende Verwaltung aller geistlichen Güter und Aemter, und aus allem dem eine furchtbare Entwürdigung des priesterlichen Standes, des höchsten und ehrwürdigsten auf dieser Erde. — Dieß ist, von dieser Seite her, das Bild der Zeit, des Landes und des Zustandes, von denen wir reden.

Aber der Mensch, ein Staat oder eine Zeit verfällt nicht bloß nach einer Seite hin; denn die Laster stehen, wie die Tugenden, im geselligen Bunde, und die Unterirdischen erscheinen, wie die Himmlischen, nimmer allein. So betrübend der damalige Zustand der deutschen Kirche in der bisher entwickelten Ansicht sich immer ausnehmen mag, derselbe bietet dennoch, von einer andern Seite gesehen, eine noch viel traurigere und bestürzendere Erscheinung dar. — Wer nicht mehr des Geistes ist und in der Gnade lebendig, sondern der Erde dahin gegeben, auf ihrem Grunde Wunsch und Gedanken beschäftigt, der kann sich auch anderen Anforderungen des Elements, dem er hörig ist, nicht mehr entziehen, und einmal der Scholle zugeschrieben, ist es nicht abzusehen, wie er für die nothwendige Erhebung Fittig und Schwungkraft behalten soll. — Die urälteste Kirche bedurfte keines Verbotes der Priesterehen; die vollkommene Lauterkeit der zu dem göttlichen Amte Berufenen verstand sich von selbst, und wurde von dessen Gliedern in lebendiger, innerlicher Einsicht begriffen; die Kirche konnte, unter besonders geeigneten Umständen, sogar Ausnahmen zugestehen, ohne ein Mißverständniß, oder den Verfall der Regel und des Grundsatzes zu besorgen. Mit der Gefahr zunehmender Ausnahmen entstanden die den Cölibat einschärfenden Kirchengesetze, deren die nachmaligen Jahrhunderte wiederholte und eindringliche aufweisen. In den argen Zeiten, von denen wir reden, wo der innere, unantastbare Kern der heiligen Kirche wie mit Fleisch überwachsen war, wo mit dem Verfalle der geistlichen Wissen-

schaft und besonders des geistlichen Lebens auch die hieher gehörigen Canonen ignorirt, vernachläßigt und vor allem nicht befolgt wurden, drohte die Ausnahme zur Regel, und die Regel zur Ausnahme zu werden, und die beweibten Priester überflutheten Lande und Aemter, und wohnten sich mit ihren Familien in den Beneficien ein.

Dieses Unglück war zugleich Wirkung und Ursache des zuvorgedachten, und der Rückschlag auf die simonischen Bewerbungen mußte dadurch bis in's Zerstörende fühlbar werden. Man griff um so mehr nach jedem Mittel zu einträglichen Aemtern und Kirchenpfründen, weil man eine zahlreiche Familie zu nähren und zu versorgen hatte, und die schmachvollen Verkäufer fanden desto besuchteren Markt und desto höhere Gebote. — Selbst die von den Canonen untersagte Cumulirung der Beneficien griff als ein anhängiges Uebel um sich; denn wie sollten die mit Einer Pfründe sich begnügen, die mit zweien oder dreien kaum Weib und Kinder zu erhalten ausreichten? — Wie konnte dabei von der eigentlichen Bestimmung des Kirchenvermögens, zur Vermehrung der Herrlichkeit des göttlichen Dienstes, zur Unterstützung der Armen und Nothleidenden, auch nur mit einem Worte die Rede seyn? — War endlich der beweibte Pfarrer mit erwachsenen Söhnen gesegnet, welche neue Versuchungen mußten ihm erwachsen, für diese dasselbe zu thun, was er für sich selbst gethan hatte, und so seine Nachkommenschaft entweder anderwärts in der Kirche unterzubringen, oder gar die Pfründe in seinem Hause erblich zu machen? — Man rechne ferner dazu die sogenannten Gewissensehen und sonstigen Fehltritte einer aus den Wegen des Geistes herausgetretenen Geistlichkeit, und man kann die Fülle des Aergernisses dieser unheilvollen Zeit ermessen. Wir reden nicht von dem Hochmuthe, der solcher ungeistlicher Verhältnisse Sohn oder Vater ist, und der einmal, um eines Rangstreites willen zwischen einem Bischof und einem Abte die Kirche von Goslar, unter fortwährender persönlicher Aufhetzung eines der Betheiligten, zu einem Schlachtfelde um-

wandelte; nicht von anderen Verwickelungen der geistlichen Personen in politische oder weltliche Verhältnisse, und glauben genug gezeigt zu haben, um das ganze äußerste Elend dieses Weltlaufes fassen und begreifen zu machen.

Also in dieser Zeit wurde Gregor VII. erhoben. — Zum wenigsten die Vorstellung des eisernen Willens und Charakters wird in Jedermann bei Nennung dieses Namens erregt; es ist also unnöthig, den Auftretenden mit irgend einer Schilderung von dieser Seite einzubegleiten. Schon in seinen früheren Stellungen, als Archidiaconus und Cardinal der römischen Kirche, als Rathgeber und Legat einer Reihe von Päpsten, die ihm auf dem Stuhle vorangingen, hatte er mit dem Verderben gerungen und manche wunderbare Erfolge davongetragen. Die begeisterte Einstimmigkeit des Volks wie des Clerus zu Rom erhöhte ihn jetzt, nach dem Tode Alexanders II., als dessen würdigsten, wie von Gott selbst bezeichneten Nachfolger. — Es gehört zu den mehrfachen Aehnlichkeitszügen Gregors mit unserem Altmann (den wir bei vielem, was wir von dem Papste zu sagen haben, stillschweigend mit einbegreifen, und also zugleich von beiden reden können), daß auch jenem ein ruhmvoller Vorfahr vorangegangen, dennoch aber das große Werk des Jahrhunderts und der ungeheure Kampf ihm, dem Nachfolger, überlassen blieb. Die Art und Ausdehnung dieses Kampfes nun erkannte Niemand mit größerer Klarheit und Bestimmtheit, Niemand ist mehr mit selbstbewußter Hingebung und Aufopferung zum Kämpfer geworden, als eben Gregor. — Es war ein Kampf wider die Kaiser, denn diesen gefiel die Lage der Sachen, die sie zum großen Theile herbeigeführt, und sie begehrten die Kirche zu ihrer Magd und den Altar zu ihrem Fußschemel. — Es war ein Kampf wider ihre Fürsten und Mächtigen, denn auf diese entfiel ein bedeutender Theil von den Leistungen der Kirche und von dem Raub an ihrem Gut. — Es war ein Kampf wider die Völker selbst, das heißt wider denjenigen Theil von ihnen, der irgend Gewicht oder Ansehen in die

Wagschaale zu werfen hatte, denn jeder kleine Ritter und Hintersaße war mit seinem Herrn oder Herzoge an Interesse und Beurtheilung der Sachlage solidarisch verbunden, und genoß seines Lappens und Abfalls von dem allgemeinen Raub oder Unrechte. — Es war ein Kampf mit dem Geiste der Zeit, den die Lehenvorstellungen, die kriegerischen Gewohnheiten, das seit einigen Menschenaltern bestehende Herkommen und die zu Besitz gerathene Ungerechtigkeit bestimmt und gebildet hatten. — Es war endlich ein Kampf wider die natürlichen Genossen, das pflichtmäßige Gefolge des heiligen Stuhls, die Bischöfe und Geistlichen selber, von denen die Einen, ihre goldenen Ketten küßend, womit sie gebunden waren, die Anderen ihrem Gelde und ihren Weibern ergeben, die heilsame Zucht der apostolischen Strenge verschmähten. — Es war also, ohne Uebertreibung zu reden, ein Kampf wider Alle und mit der ganzen Welt, ohne irgend erkleckliche, oder nach menschlicher Klugheit anschlagbare Helfer und Verbündete auf Erden. — In solcher oder ähnlicher Weise bezeichnet Gregor selbst den vorgesetzten Kampf bald nach seiner Erhebung, und als die Wahl noch vor ihm lag, in einem vertrauten Briefe an Lanfrank von Canterbury.

(Schluß folgt.)

XXVIII.

Der Besitz des der Kirche genommenen Vermögens.

Die Gemahlin des schottischen Earl, George Marshall, welchem König Jakob I. (VI.) die Cluniacenser Abtei Deir gegeben hatte, sah einst im Traume eine große Schaar von Mönchen, welche aus jenem Kloster nach Donnothure, dem Stammschloße der Familie, sich begab. Hier angekommen, umringten sie den Fels, auf welchem die Burg belegen war, und begannen mit Federmessern jenes durch die Natur gegründete Fundament zu untergraben. Lächelnd über dieß thörichte Beginnen rief die Träumende ihren Gemahl herbei; als dieser aber kam, war das Werk schon vollendet. Das ganze Schloß war in das Meer hinabgestürzt, und nur dessen prachtvolle innere Ausstattung an Hausrath ward noch als Spiel der Wogen gesehen.

Was hier des Earls Gemahlin im Traume schaute, ist ein nur zu getreues Bild von dem Unsegen, welcher auf dem Besitz der der Kirche geraubten Güter zu ruhen pflegt, so lange diese nicht selbst zur Beruhigung der Gewissen den Besitz für legal erklärt und den Fluch davon genommen hat. Sollte es auch manche Ausnahmen davon geben, so ist es doch eine sehr

gewöhnliche Erscheinung, daß ein solches Besitzthum entweder unter den Händen der Inhaber entschwindet, oder daß es selten mehrere Generationen in einer und derselben Familie vererbt wird, oder daß die Besitzer und ihre Nachkommen von vielen Unglücksfällen heimgesucht werden. Es ist dieß eine Wahrnehmung, die man nicht nur in neueren Zeiten häufig zu machen Gelegenheit gefunden hat, sondern die auch ehedem allen aufmerksamern Beobachtern nicht entgehen konnte. Zu diesen gehörte auch der durch seine Verdienste um die ältere englische Rechtsgeschichte rühmlichst bekannte Sir Heny Spelman, von dessen Forschungen über jenen Gegenstand die nachfolgenden Zeilen einige Auskunft geben sollen.

Sir Henry Spelman lebte zur Zeit Elisabeths und der beiden ersten Könige Englands aus dem Hause Stuart; sein Tod fällt in das Jahr 1635. Er befand sich in dem Besitze mehrerer Güter, welche ehedem zu den beiden Abteien Blackborough und Wormgay in Norfolk gehörten. Diese waren von Edward VI. zu dem Bischoffitz von Norwich geschlagen worden. Bischof Edmund Scambler überließ sie an Elisabeth, diese an einen Edelmann, durch dessen Frau sie weiter veräußert wurden. Auf diesem Wege kam auch ein Theil davon an Sir Henry, aber kaum befand er sich in dem Besitze derselben, als er ihretwegen in mehrere höchst widerwärtige Prozesse verwickelt wurde, in welchen der berühmte Sir Francis Bacon als Lordkanzler wegen seiner Bestechlichkeit eine sehr unglückliche Rolle spielte. Von den verschiedensten Seiten wurden auf jene Güter Rechtsansprüche erhoben; allein sämmtliche Parteien, welche in diesen Prozessen auftraten, waren unglücklich. Traf zwar den Lordkanzler alsbald die verdiente Strafe, so mußte doch einer unter den streitenden Theilen seine Behauptung, Bacon habe sich bestechen lassen, damit bezahlen, daß ihm am Galgen die Ohren abgeschnitten wurden; ein Anderer büßte 8000 Pf. Sterling in dem Processe ein, und ward nicht mehr gesehen; der unschuldige Sir Henry aber mußte, trotz des großen Verlustes, froh seyn, gänzlich aus der Affaire herauszukommen.

Diese Sache machte sein Nachdenken rege; er warf sich die Frage auf, welches denn eigentlich der Grund davon seyn mochte, daß sich an den Besitz jener Güter für ihn so viel Ungemach geknüpft habe, und er glaubte sehr bald ihn darin zu finden, daß sie ursprüngliches Kirchenvermögen seien. Diesem Gedanken nachgehend, nahm er einen Zirkel zur Hand und beschrieb, jenes Besitzthum als Mittelpunkt wählend, einen Kreis auf der Specialkarte der Grafschaft Norfolk, der einen der Entfernung von zwölf englischen Meilen entsprechenden Radius hatte. Hierauf gab sich der in der urkundlichen Landesgeschichte wohl bewanderte Forscher daran, sämmtliche Besitztitel an den umliegenden Ländereien zu untersuchen; dieß führte ihn zu den merkwürdigsten Resultaten.

Zunächst trat es als eine ausgemachte Thatsache hervor, daß bei den Gütern, welche ehedem nicht Kirchenvermögen gewesen waren, ein sehr viel seltenerer Wechsel der Besitzer Statt gefunden hatte, als bei denen, die in der großen Dissolution unter Heinrich VIII. und der Re-Dissolution unter Elisabeth der Kirche genommen worden waren. Sodann erforschte Spelman aber auch die Geschichte der Familien selbst, welche zu dem Besitze von Kirchengütern gelangt, und hier ermittelte er noch viel auffallendere Resultate, jene nämlich, von denen wir einen Theil schon oben bezeichneten: gänzliches Herabkommen der Besitzer, frühzeitiges Aussterben der Geschlechter, gräßliche Mordthaten im Kreise derselben, Wahnsinn und eine Reihenfolge von sonstigen Unglücksfällen, die häufig schon bei dem ersten Niederreißen der kirchlichen Gebäude ihren Anfang nahmen.

War nun einmal die Forschung so weit gediehen, so mußte natürlich die Frage sich von selbst bieten: ob analoge Erscheinungen, wie in jenem Kreise in der Grafschaft Norfolk, sich etwa auch in einem größeren Umfange antreffen ließen. Spelman konnte daher bei der bisherigen Untersuchung nicht stehen bleiben, sondern wurde ganz von selbst darauf geführt, die Schicksale seines gesammten Vaterlandes in dieser Beziehung einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Insbesondere faßte

er hier Heinrichs VIII. Dissolutionsacte, die Schicksale des Königs, seiner Familie, so wie den oft sehr tragischen Ausgang aller derjenigen in's Auge, welche für die Säcularisation des Kirchengutes gestimmt hatten. Bei Betrachtung dieser Verhältnisse kam er, wie er selbst sich ausdrückt, aus den Flüßen in den Ocean. — In seinem sieben und zwanzigsten Regierungsjahre hatte Heinrich VIII. die Güter aller Klöster, deren jährliche Revenuen nicht mehr als 200 Pf. Sterling betrugen, eingezogen; dasselbe Loos traf vier Jahre darauf alle übrigen Klöster; dann folgten im nächsten Jahre alle Spitäler und Spitalkirchen des Johanniterordens, wiederum fünf Jahre später alle Güter der Stifter, Spitäler, Bruderschaften 2c., und unfehlbar hätte das nächste Jahr auch die Güter der Bisthümer an die Reihe gebracht, wäre nicht der König in diesem vor Gottes Thron berufen worden, um hier über seine Regierung und sein Leben Rechenschaft abzulegen. Durch seine Dissolutionsacte hatte Heinrich VIII. ein Einkommen erlangt, welches, abgesehen von dem Schatze an Gold und Juwelen, mehr als das Vierfache der Revenuen aller Krongüter betrug. Aber wie das rothe Meer durch Gottes Hand auf eine wunderbare Weise trocken gelegt wurde, so wurde jenes scheinbar unergründliche Meer von Reichthum durch die gewaltige Hand des Königs binnen Kurzem so völlig ausgeschöpft, daß er auf Eröffnung neuer Quellen stets bedacht seyn mußte. Diese Vergeudung des Gott und den Armen gehörenden Vermögens hat denn auch für England die schrecklichsten Früchte getragen, denn man darf nicht mit Unrecht gerade darin die eigentliche Ursache des Pauperismus erkennen, welcher ein Krebsschaden für die Wohlfahrt jenes Landes geworden ist.

Seine umfangreichen Forschungen über den Fluch, der auf dieser Art des Kirchenraubes lastete, gaben nun dem Sir Henry die Veranlassung, ein eigenes Werk über jenen Gegenstand zu verfassen. Dasselbe führt den Titel: „The History and Fate of Sacrilege, discover'd by Examples of Scripture, of Heathens, and of Christians; from the Beginning of the World,

continually to this Day. By Sir Henry Spelman, Kt. Wrote in the Year 1632"; wir haben hieraus die obigen Data entnommen. Der Verfasser gab seinem Thema, welches er streng historisch behandelte, die Bezeichnung Sacrilegium. Hiemit hat er sich (— wie wir dieß bei der Anzeige des Buches von Evelt, über das Kirchenvermögen, Heft I, Seite 47 näher ausführten —) durchaus an den kirchlichen Sprachgebrauch angeschlossen. Die Kirche betrachtet das ihr zu Theil gewordene Gut als das Vermögen Gottes; in diesem Sinne sagt Petrus von Blois sehr treffend: „Was soll das heißen, wenn diejenigen, so für die Kirche streiten, sie berauben? Glauben diese Unsinnigen und Elenden etwa, daß Christus, der die höchste Gerechtigkeit ist, sich aus Beleidigungen und Sacrilegium ein Opfer bringen lassen wolle, oder daß er die hierdurch begangene Plünderung gedeihen lassen werde?" Von dieser Auffassung ist Spelman ganz durchdrungen, und so hat er denn auch sein Buch mit einer dieser entsprechenden Definition des Sacrilegiums begonnen, und zuerst aus dem alten, dann aus dem neuen Testamente, ja auch aus heidnischen Schriftstellern seine Principien mit einer Menge beweisender Thatsachen unterstützt. Sein Hauptaugenmerk blieb aber England, und ist das Buch in seinem allgemeinen Theile sehr lesenswerth, so enthält der England betreffende Abschnitt die allermerkwürdigsten Aufschlüsse. Insbesondere ist es aber auch deßhalb sehr interessant, daß ein Anglikaner, der mit großer Ehrerbietung von der „immortally renowned Princess Elizabeth" spricht, und oftmals die Verwendung der Kirchengüter in der katholischen Zeit als eine superstitiöse erklärt, doch ein solches Zeugniß über das Unrecht der Säcularisation derselben ablegt.

Das Buch hat aber selbst noch seine eigenthümlichen Schicksale gehabt. Im Jahre 1632 geschrieben, ist es nicht vor dem Jahre 1698 gedruckt worden (London, Printed for John Hartley, overagainst Gray's Inn, in Holborn, 1698). Noch kurz vor seinem Tode hatte Spelman die letzte Hand daran gelegt, es wurde aber aus einer ängstlichen Scheu der Herausgeber

nicht in die Ausgabe seiner nachgelassenen Schriften aufgenommen. Aber auch die zu Ausgang des siebenzehnten Jahrhunderts gedruckten Exemplare sind nicht sehr verbreitet worden. So war das Buch fast ganz in Vergessenheit gerathen; eine wunderbare Fügung hat es aber gewollt, daß zwei anglikanische Geistliche, aus der Schule Pusey's, in den Besitz von Spelman'schen Manuscripten gelangten, mit deren Hülfe sie im vorigen Jahre eine neue Ausgabe jener Schrift veranstaltet haben. Sie haben dasselbe mit einer ausführlichen Einleitung und mit sehr vielen Zusätzen, welche die Geschichte mehrerer der in den Besitz der Kirchengüter gelangten Familien (— unter andern die Familie Byron —) bis auf die neueste Zeit verfolgen, bereichert. Unter diesen Zugaben sind auch die drei Anhänge, mit denen die Schrift versehen ist, nicht die unbedeutendsten; sie enthalten übersichtliche Tabellen der Schicksale der ersten Besitzer vieler Klostergüter in England und in Irland.

Wie wir hören, soll zu Wien eine Uebersetzung dieses interessanten Werkes erscheinen. Sie darf und kann, da die Kirche bei allen Anfragen über diesen Punkt sich zu Gunsten der nunmehrigen Besitzer ausgesprochen hat, nicht zur Beunruhigung der Gewissen deren dienen, welchen sich gegenwärtig in dem Besitze ehemaliger Kirchengüter befinden, wohl aber dazu, um in einem sehr anschaulichen Bilde dem menschlichen Geschlechte das strafende Walten Gottes darzustellen, und somit einen mahnenden Wink für die Zukunft zu gewähren, wenn anders unsere Zeit überhaupt noch im Stande ist, aus der Geschichte Etwas zu lernen.

XXIX.

Zeitläufte.

Politischer Charakter Friedrich Wilhelms IV. — Seine Absicht beim Verfassungspatent vom dritten Februar: die falsche Freiheit durch die wahre zu bekämpfen. — Beurtheilung desselben von Seiten der Conservativen und der Liberalen. — Signatur des ersten preußischen Landtages: Schlacht des Liberalismus gegen Büreaukratie und Altprotestantismus. — Gegenwärtige Stellung der preußischen Regierung. — Lage Deutschlands. — Schlußrede und Moral.

Bekanntlich haben die historisch-politischen Blätter niemals im Rathe der Könige gesessen und können deßhalb, wenn von dem innersten Kerne der Intentionen eines Monarchen die Rede ist, sich nur auf die allgemeinen, jedem redlichen Beobachter seiner Zeit zu Gebote stehenden Quellen berufen. Außer authentischen öffentlichen Actenstücken sind dieß verkürzte, mündliche Traditionen und mehr noch als solche Daten: die eigenen Reden und Thaten des öffentlichen Charakters, von dem die Rede ist. Begreiflicherweise kann also auch unsere hier nachfolgende Ansicht immer nur mit der bekannten, kaufmännischen Clausel gelten: Irrthum und Auslassungen vorbehalten. Hat aber der deutsche Liberalismus, wie wir in unserem vorigen Artikel der Zeitläufte anführten, unbehindert von allen in Deutschland obwaltenden Preßbeschränkungen dem König Friedrich Wilhelm IV. jenen wurzelhaften Absolutismus beigemessen, der sich auf „einen selbstgöttlichen, übermenschlichen Standpunkt" stellt, so möge es uns auch vergönnt seyn, unsere Ueberzeugung vom Gegentheil auszusprechen, die schwerlich der Schmeichelei gegen Preußen verdächtig seyn kann. Sie lautet kurz dahin: vielleicht hat seit hundert und

fünfzig Jahren kein Monarch auf einem europäischen Throne gesessen, der mit klarerem Bewußtseyn und tieferer Kenntniß der Sache, im innersten Grunde seines Herzens, jenem blasphemischen, obersten Grundsatze des modernen absoluten Staatsrechts entschiedener abgesagt hätte, als Preußens jetztregierender König. Das aber ist das Wesen dieses Staatsabsolutismus, daß er, statt nach älterer Weise die fürstliche Macht als ein von Gott empfangenes Amt und Lehn zu bekennen, und als ein anvertrautes Gut zu verwalten, für dessen Anwendung und Handhabung der Fürst dem König aller Könige Rechenschaft schuldig ist, praktisch wenigstens Gott läugnet, und den Staat, d. h. die Träger der irdischen Gewalt, in Gottes Stelle setzt. Beiderlei Richtungen und Anschauungen sind nicht bloß verschieden, sie sind geradezu entgegengesetzte politische Pole. Werden diese freilich auch tagtäglich von dem Unverstande des gebildeten, deutschen Zeitungspöbels verwechselt, so ist es dennoch keine unbillige Forderung an denkende Menschen: daß sie endlich zwei Dinge von einander unterscheiden mögen, zwischen denen Himmel und Erde liegt. Wir behaupten nämlich mit vollster historischer Gewißheit, daß die Lossagung von der absolutistischen Staatslehre und der Abscheu vor der ihr entsprechenden Staatspraxis der neuern Zeit, auf dem preußischen Throne zuerst in Friedrich Wilhelm IV. einen bestimmten und entschiedenen Ausdruck gewonnen habe, während alle seine Vorgänger, vom großen Kurfürsten an, mit mehr oder weniger Bewußtseyn und in mannigfachen Abstufungen der Anwendung einer entgegengesetzten Strömung folgten. Dieß ist eine historische Thatsache, die jeder denkende und redliche Beobachter seiner Zeit anerkennen muß, ohne Rücksicht darauf, ob er die sonstigen politischen und kirchlichen Maßregeln des Königs im Einzelnen zu billigen oder zu tadeln geneigt ist.

Nach dieser allgemeinen Darlegung unseres Urtheils über den politischen Charakter dieses Monarchen kehren wir zu der Frage zurück: was hat derselbe gewollt und beabsichtigt, als er die Verfassungsgesetze vom 3. Februar 1847 erließ? Von

unserm so eben bezeichneten Gesichtspunkte aus ist das Ergebniß unserer Prüfung Folgendes. Friedrich Wilhelm IV. setzte seine Aufgabe als eine zeitgemäße und weise Vermittelung der alten Rechte und Traditionen der fürstlichen Herrschaft in Deutschland mit den unabweisbaren, und jedenfalls als Thatsache nicht abzuläugnenden Ansprüchen der neuen Zeit, und den zur Herrschaft gelangten Ueberzeugungen der Mehrheit aller jetzt lebenden gebildeten Menschen. Nicht darauf komme es an, so scheint sich uns, unter dem Einfluße der Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, der Gedankengang des Königs gewendet zu haben, nicht darauf komme es an: mit einseitiger Beschränktheit und engherziger Verneinung dem Strome dieser Zeit entgegenzutreten, oder die ächte Weisheit im reinen politischen Nichtsthun zu suchen, oder die Wetterwolken des Geschicks ungestört bis auf den Punkt heranziehen zu lassen, wo keine Macht auf Erden mehr sie ablenken oder zerstreuen kann. Noch weniger sei es eines denkenden Menschen, geschweige denn eines Staatsmannes würdig, sich mit der unsinnigen und lächerlichen Täuschung zu tragen: als sei absoluter Stillstand in der äußern, wie in der innern Politik möglich, ja das allein heilsame und ersprießliche System. Da nun von allen diesen und andern Verirrungen der Zeit nicht die Rede seyn könne, so bleibe in der ständischen, wie in allen großen Regierungsfragen der Gegenwart nichts anderes übrig, als die Lage der Dinge rein objectiv zu fassen, aus den Anforderungen, die das Jahrhundert stellt, das Wahre und Wohlbegründete auszuscheiden, das Gerechte und Vernünftige in diesen Ansprüchen zu erfüllen, in so weit dieß mit menschlichen Kräften möglich ist, dem Ungerechten, Verkehrten, Unmöglichen oder Gottlosen aber mit äußerster Kraft und Entschiedenheit die Spitze zu bieten, und in diesem Kampfe lieber unterzugehen, als um eines Haares Breite zu weichen.

Dieß auf die ständische Frage in Preußen insbesondere angewendet führte, wenn unsere Auffassung richtig ist, den Monarchen auf folgendes System: Auch in dem Verlangen nach

Constitutionen, welches durch die heutige Zeit geht, liegt ein großes, ohne gewaltiges Unrecht nicht abzuläugnendes Element von Wahrheit und Recht. Mitwirkung der Stände bei der Verwaltung und Regierung ihres Landes ist ein wohlbegründetes Erbtheil aller germanischen Nationen, welches erst in den Stürmen der letzten zwei bis drei Jahrhunderte, und im Kampfe mit der Gottlosigkeit und Gewaltthat desselben Staatsabsolutismus verwüstet ward, der sich, auf seine Spitze getrieben, in die Revolution von unten herauf umsetzte. Abgesehen von dieser historischen Begründung des Rechts spricht zu Gunsten der Erneuerung der ständischen Verfassung ein nahe liegendes, Allen einleuchtendes, Aller Interessen berührendes Motiv der Billigkeit. Die rein büreaukratische Verwaltung, die nach dem Untergange der alten ständischen Verfassung Platz greifen mußte, zog im Laufe der Zeit Uebelstände nach sich, die zu groß und drückend sind, als daß sie geläugnet werden könnten. Im Laufe der Generationen hat die Staatsdienerschaft in vielen Ländern dem Monarchen gegenüber eine fast unantastbar sichere Haltung zu gewinnen gewußt, die ihr immer mehr und mehr das Bewußtseyn ihres eigentlichen Berufs und ihrer natürlichen Stellung raubte. Sie trat in dieser, wie in so vielen andern Beziehungen lediglich in die Stelle des Vasallenthums der Feudalzeit; das Staatsamt wurde ein Lehen, und das neue Lehenwesen nahm Schritt vor Schritt denselben Entwicklungsgang, wie das alte. Und wenn die Büreaukratie nicht selten im Namen des souverainen und omnipotenten Staats, und im Uebermuthe des modernen Herrenrechts einen unerträglichen Druck auf die niedern Volksklassen übte, so konnte häufig der Fürst auch mit dem besten Willen solchem Unwesen gar nicht, oder nur mit schwerer Mühe steuern, weil ja die „Staatsbeamten“ fürder weder Fürstendiener heißen, noch seyn wollten. Was lag näher, als daß ein dem Rechte nach unumschränkter, aber wohlwollender, edler Monarch, der solche Einsicht gewann, daran denken mußte, sich gegen ein Werkzeug seiner Regierung, welches seinen Händen entschlüpfen wollte, um sich

nach eigenem Willen und Plane zu bewegen, ein Gegengewicht zu schaffen, und die Büreaukratie durch die Stände im Zaume zu halten? Abgesehen hiervon, war nichts billiger, als neben den Vorschlägen und Berichten der Staatsbehörden auch diejenigen mit ihren Klagen, Beschwerden und Wünschen zu hören, welche die Staatsdienerschaft nähren und erhalten müssen, und zu deren Besten allein die ganze moderne Regierungsmaschine angeblich erschaffen ist und erhalten wird.

So gewichtig aber auch alle diese Gründe zur Wiedererweckung des ständischen Lebens überhaupt und zur Einführung preußischer Reichsstände insbesondere auf der einen Seite seyn mochten, so wenig konnte der König auf der andern die große und dringende Gefahr verkennen, welcher er auf eben diesem Wege entgegenging. Das Repräsentativsystem, wie es sich in England in der Theorie, in Frankreich mehr noch in der Praxis entwickelt hat, läuft weltkundiger und eingestandener Maßen auf Entnervung und Vernichtung des Königthums hinaus. Unter der trügerischen Hülle monarchischer Namen und Erinnerungen ist ihm in beiden Ländern die Herrschaft eines Senats substituirt worden, welchen (in Frankreich wenigstens) der neue Feudaladel der Geldreichen und der Koryphäen der Presse aus seiner Mitte aus geschaffen hat; — ein Zustand, der dortlandes schon in den nächsten Generationen ohne alle Rettung zur Fortbildung des Königthums zu einer amerikanischen Präsidentenstelle führen müßte, wenn nicht militärische Gewaltherrschaft in noch näherer Aussicht stände, die dann dem dermaligen Gaukelspiel mit republikanischen Formen in südamerikanischer Weise ein Ende machen würde.

Die Pfade, die zu diesen Abgründen führen, kannte der König zu wohl, als daß er sie leichtsinnig hätte betreten sollen. Bei der Anordnung der allgemeinen Landstände in Preußen, so ward das leitende Princip festgestellt, sollte die königliche Macht unangetastet und ungeschmälert erhalten, die theoretische Basis des Repräsentativstaates: die Fiction eines souverainen Volkes auf das entschiedenste abgelehnt werden. Ein zweiter

Grundsatz, der als fester Leitstern dienen sollte, war der Entschluß: im Gegensatze gegen die englisch-französischen Formen des Repräsentativstaates den ehrwürdigen Typus der altständischen deutschen Verfassung mit eiserner Beharrlichkeit nicht in äußerlichen Zufälligkeiten, sondern dem Geiste nach festzuhalten. Im Plane des Königs war hierbei mit nichten von einem Versuche, unvereinbare Gegensätze zu verschmelzen, oder von einem Bestreben: Extreme durch Abschwächung zu vermitteln, oder endlich durch Täuschungen und Tergiversationen Zeit zu gewinnen, die Rede. Ein Charakter, wie der Friedrich Wilhelms IV., mußte ein heuchlerisches oder geistloses Justemilieu mit äußerstem Abscheu von sich weisen. Des Königs System, aus welchem die Gesetze vom dritten Februar hervorgingen, war ein selbstständiger und auf eigenen Füßen stehender, reiflich erwogener und consequent entwickelter Gedanke, dessen Urheber nicht die vielbelobte und beliebte, leere und negative, sondern die volle, positive Mitte, — das eigentliche punctum saliens der Zeit, — zu treffen suchte. Denn so lautete der große Plan: die falsche Freiheit solle durch die wahre bekämpft werden.

Wir sind weit entfernt, den genialen und großherzigen Versuch Friedrich Wilhelms IV. heute schon für definitiv verunglückt erklären, oder ihm ein allzutrübes Prognostikon stellen zu wollen. Gegenwärtig ist es lediglich unser Zweck: den Widerspruch zu charakterisiren, dem die Gesetze vom dritten Februar nach zwei verschiedenen Seiten hin begegneten; den Widerspruch Derer nämlich, welche glaubten, daß schon zu viel nachgegeben sei, und die Einwürfe Jener, welche noch mehr verlangten.

Zuerst von den Gegnern des königlichen Fortschritts. Wir sprechen hier weder von den Invaliden der Restaurationszeit, noch von den Fanatikern des Büreaukratismus; auch nicht von jenen, welchen jede Bewegung irgend einer Art, wenn sie im Sinne des Rechts und der Ordnung geschehen soll, als ein gar zu ungeheuerliches Wagniß erscheint, und die in Folge

eben dieser fürsichtigen Weisheit Alles und Jedes, was auch nur von ferne als Kraft, Muth und selbstständige Thätigkeit erscheinen könnte, von vornherein ihren revolutionären Widersachern cessionsweise, in Bausch und Bogen, als eigenthümliche Domäne überwiesen haben. Was diese gegen die königliche Entschließung sagen konnten, von ihrem Standpunkte aus sagen mußten, mögen sich unsere Leser ohne Mühe aus den Ereignissen seit den Julitagen des Jahres 1830 abstrahiren. Der Schritt des Königs mußte ihnen als ein Verrath an der wahren und ächten Lehre vom Stillstande erscheinen. Verlieren wir die Zeit nicht, mit ihnen zu streiten! Aber auch tiefer blickende und geistvollere Beobachter der Zeit haben sich großer und schwerer Bedenken über jene königliche Maßregel nicht erwehren können. Preußens Monarch, — so lautete ihre Meinung, wolle eine ständische Verfassung im ältern deutschen Sinne schaffen. Dieß sei sein Wille und Plan; aber die Thatsache werde unter seinen Händen, getrieben durch die Strömung der Zeit, sich dem Wesen nach dennoch in eine gewöhnliche Repräsentativconstitution umsetzen. Jener ältere Zustand habe wesentlich darauf beruht, daß mehrere von einander unabhängige Stände und Corporationen, wie eben so viele Staaten im Staate, mit scharf abgegränzten, nach oben hin und gegen den Nachbarn, eifersüchtig bewachten, ständischen Rechten, schroff gesondert neben einander und einander gegenüberstanden. Wie sei es möglich, eine solche Verfassung, ohne die alte ständische Gesinnung und die Sitte der Väter, auf dem glatt geebneten Boden der heutigen, faktischen Verhältnisse zu schaffen! Und wenn es auch, wie es nicht der Fall ist, einen solchen Zustand in's Leben zurückzurufen möglich wäre, würde er sich als wünschenswerth und Preußens sonstigen Zwecken nach innen und außen hin als zuträglich und ersprießlich erweisen? Preußen sei der Einheit fast in noch höherem Grade als die andern europäischen Großmächte bedürftig. Wäre es ihm genehm, wenn der alte Kampf der Stände und Provinzen wieder auflebte, den die absolute Monarchie für immer zur Ruhe

gebracht zu haben, sich schmeicheln durfte, als sie Alle unter das Niveau ihrer militärischen Allgewalt beugte? In der That will das Gesetz vom dritten Februar selbst nichts weniger als eine feindliche, die Einheit der Monarchie gefährdende Sonderung. Es will zwar die ständische Monarchie im alten Sinne des Worts, — aber es verbannt (freilich aus ganz guten Gründen!) die wesentlichste Voraussetzung derselben: die Instructionen der Abgeordneten durch ihre Committenten. So soll also doch wieder auf dem allgemeinen Ständetage ein Gemeinwohl, ein Gesammtinteresse des Staates, ein preußisches Nationalleben vertreten werden? Und die Gesammtheit Derer, welche zu dieser Vertretung berufen, zu einer deliberirenden Gemeinde vereinigt, mit oder ohne Absicht zu einer großen Repräsentation des ganzen Staates constituirt, und also thatsächlich der Regierung gegenüber gestellt sind, — diese Gesammtheit sollte auf die Dauer die subtile, kaum gezogene und halb schon wieder verwischte Gränzlinie zwischen dem Geiste dieser Verfassung und einer gewöhnlichen Repräsentativconstitution in der Praxis respectiren, ja auch nur fassen und verstehen? sie sollte des ihr neu verliehenen, ungewohnten Berufs anders, als im Geiste dieses Jahrhunderts warten, sollte nicht das, was der herrschende Liberalismus des Mittelstandes denkt, auf der Tribune und in ihren Abstimmungen aussprechen? Geschähe aber, was nicht ausbleiben könne, dann hätte die Regierung selbst dem natürlichen Gegner aller fürstlichen Herrschaft durch ihre gefährliche Verleihung eine unüberwindlich feste Burg gebaut. Von dort aus könne und werde er dann, gedeckt in seinem Ausgangspunkte, einen Principienkrieg eröffnen und fortführen, der erst mit der Bekehrung des deutschen Liberalismus, d. h. in Ewigkeit nicht, sein friedliches und befriedigendes Ende erreichen werde. Denn auf Belehrung der deutschen Liberalen, auf Versöhnung, auf Verständigung mit ihnen zu hoffen, sei ein gefährlicher Irrthum. Ueberhaupt könne keine Ständeversammlung, wie sie auch immer berufen, zusammengesetzt oder sonst geordnet seyn möge, irgend etwas Anderes repräsentiren als das, was

in den Lebenskreisen, aus denen sie hervorging, vorhanden, und sich geltend zu machen fähig ist. Dieß sei aber heute auf dem materiellen Gebiete vorherrschend nur das Geld, auf dem geistigen der liberale Zeitgeist. Und diesem letztern und keinem andern werde durch die preußischen, allgemeinen Landstände der Mund geöffnet und eine Stimme verliehen werden. Wolle sich die Regierung beharrlich seinen Anforderungen und Gelüsten versagen, warum ihn dann zum Reden auffordern? und warum durch ständische Debatten, auf die ganz Europa blicke, die Nichtübereinstimmung der Krone mit der unermeßlichen Mehrheit der Gebildeten ihres Landes erst noch feierlich und ausdrücklich feststellen? Geschehe dieß, so werde der Regierung statt eines Zuwachses an moralischer Macht, statt eines willigern und freudigern Gehorsams für die in ständischer Berathung discutirten Gesetze eine Stellung erwachsen, die wegen ihrer unnatürlichen Spannung auf die Dauer unhaltbar sei. Möge immerhin das Gesetz nur eine berathende Stimme bei der Gesetzgebung gewähren, und somit sich die Möglichkeit des freien Entschlußes, trotz der mangelnden Einwilligung der Stände, offen halten, eine Regierung, welche die, auf einem Mittelpunkte zusammenberufenen Stände ihres Landes, und durch sie die präsumtive Intelligenz ihrer Unterthanen feierlich um Rath frage und höre, habe, abgesehen davon: ob sie sich selbst auf die Dauer den Willen bewahren werde, thatsächlich gar nicht einmal mehr die Macht, sich mit dem so entschieden ausgesprochenen Gutachten der öffentlichen Meinung der Gebildeten beharrlich und für immer in Widerspruch zu erhalten. Halte man durch den königlichen Act vom dritten Februar die Verfassungsfrage in Preußen schließlich und für immer entschieden, so sei dieß eine nicht minder große Täuschung. Im Gegentheil: jetzt erst werde die Debatte heftiger als je entbrennen, und im Augenblicke des Zusammentretens der allgemeinen Stände werde im Namen der Billigkeit, des öffentlichen Wohls und des Zeitgeistes die neue ständische Gesetzgebung zwar als Sproße in der Leiter benutzt, aber gleichzeitig,

unter Berufung auf das urkundliche Recht der frühern Versprechungen, eine Parlamentsreform im Sinne des constitutionellen Systems verlangt werden. So müsse und werde die Frage über Preußens künftige Verfassung im Geiste der Nation und in der öffentlichen Meinung fortwährend offen bleiben; die dermalige Organisation der Generalstände aber in der Ueberzeugung des Volkes nur als vorläufiger Durchgangspunkt zu der mit republikanischen Institutionen umgebenen Monarchie und als bloßes Provisorium gelten, an welches sich das Bewußtseyn der Nation niemals mit innigem Vertrauen anschließen könne.

Lauten also, die mehr im Stillen gehegten, als laut ausgesprochenen Versorgnisse und düsteren Vorhersagungen Derer, welche für die Interessen und Rechte der Krone fürchteten, die Aller Rechte schützen soll, so haben andererseits Jene, die ihre Wünsche und Erwartungen durch die Gesetze vom dritten Febrnar getäuscht fühlten, die Welt mit ihren Klagen und Beschwerden erfüllt, also daß seit der Entschließung des Königs, die seinem Volke die lange ersehnten Reichsstände verlieh, statt des Dankes, gerade von den Wortführern des liberalen Zeitgeistes ein Wehgeschrei wie über ein ungeheures Unrecht und großes Nationalunglück, vernommen wird. Wir können hier füglich Alles, was von dem Standpunkte der Theorie des Repräsentativstaates aus gegen die oft erwähnten Gesetze gesagt werden kann, und wahrlich in reichem Maße gesagt worden ist, auf sich beruhen lassen. Wollen unsere Leser wissen, was einer der hohlsten und seichtesten Köpfe in Europa, und vielleicht der langweiligste, liberale Schwätzer in Deutschland über die Gesetze vom dritten Februar meint, so mögen sie nur die, jüngsthin aus dem Staatslexicon besonders abgedruckten Artikel: Grundgesetz, Grundvertrag, Verfassung nachlesen, obwohl die Ausbeute die darauf verwendete Mühe nicht lohnen würde. Lassen wir diese Wasser den Strom aller Phrasen herunterrauschen! Aber auch Stimmen denkender, weltkundiger, wohlmeinender Männer sind uns zugekommen, die

mit dem, was die Gesetze vom dritten Februar gebracht haben, im ehrlich gemeinten Interesse Preußens nicht zufrieden waren, weil sie mehr verlangten, als diese Concessionen gewähren. Also lautete etwa ihre Rede: Wir lächeln mit euch Conservativen über jene Theoretiker, welche heute noch so weit hinter der Zeit zurückgeblieben sind, daß sie uns Jetztlebende vom Socialcontract und von der Volkssouverainetät unterhalten wollen. Gottlob! das wissen auch wir heute besser, und diesen Kreisel umzutreiben, können sich höchstens nur noch einige der abständigen Notabilitäten aus der Dämagogenverfolgungszeit, wie Welcker und andere Klassiker von ähnlichem Schrot und Korn, erlustigen. Lassen wir diesen im Lichte der neuen Zeit scheugewordenen Nachtfaltern, die Deutschmichel dem glücklichen Halbdunkel kleiner Universitäten niemals hätte entrücken und als Celebritäten auf den Leuchter stellen sollen, lassen wir diesen unschädlichen Creaturen ihren Zopf und ihre „Begriffe.“ Gescheute Leute aller Parteien wissen, was davon zu halten ist, und haben jene Abstractionen, mit denen sich die Theoretiker des Staatslexicons immer noch tragen, längst schon mit den politischen Kinderschuhen ausgezogen. Wir haben es im Staatsleben mit Thatsachen zu thun, die, wie alles Thatsächliche, nach der einen Seite hin der Geschichte, nach der andern der praktischen Gegenwart angehören. Reden wir also praktisch von praktischen Dingen. Das Repräsentativsystem soll als Theorie ein Gewebe von Täuschungen und Mißverständnissen seyn? Immerhin! seyd nur so gut: als Factum es für eben so naturwüchsig anzuerkennen, wie jedes andere. Nachdem die alten Garantien: eingelebte Sitten, ein die Herrscher und die Völker im gleichen Maße bindender, kirchlich-religiöser Glaube und politische Gewohnheiten, welche freilich, so lange es deren gab, mehr galten, als alle bloß papierenen Gesetze, nachdem diese Sicherungsmittel gegen Despotismus und ungerechte Gewalt theils ganz verschollen, theils durch Abschwächung unwirksam geworden waren, mußten neue gesucht werden. Der Instinct der europäischen Menschheit hat sie in den

modernen Constitutionen gefunden. Sie mögen unzureichend seyn, und in sofern sie den Freiheitssinn über das Maß hinaus entwickeln und dadurch zu einem Mißbrauche der Macht der Stände führen, gefährlich; — aber die Welt kann ihrer heute nicht entrathen. Sie sollen auch nicht ewig vorhalten; sie werden ohne Zweifel, wenn ihre Zeit erfüllt ist, andern politischen Formen Platz machen. Aber heute sind sie eine geschichtlich nothwendige Reaction der germanischen Natur gegen das Miasma des modernen Absolutismus, der aus der Verwesung der altfranzösischen Monarchie unter Ludwig dem Vierzehnten und Fünfzehnten emporstieg, und durch das ganze europäische Festland ging. Was sollen also preußische Reichsstände? Sie sollen die Wiederkehr jener Ausartungen der fürstlichen Herrschaft verhüten, wie das achtzehnte Jahrhundert und die Rheinbundszeit sie auch in Deutschland sah; sie sollen die Carrikaturen des Patriarchalstaats unmöglich machen, wo, um ein Exempel anzuführen, Friedrich Wilhelm I., der sich die Staatsomnipotenz auf seine Weise zurecht gelegt hatte, seine Unterthanen an die Arbeit prügelte, wenn sie im Thiergarten lustwandelnd betreten wurden, Jene aber hängen ließ, die sich auf Recht und Gesetz beriefen. In unserer Zeit, wo persönliche Wildheit rücksichtsloser Selbstbeherrscher weniger zu fürchten ist, sollen die Reichsstände ein Gegengewicht gegen die schrankenlose Macht und die Neckereien der Büreaukratie seyn, als gegen die heute zeitgemäße Form des Despotismus. Sie sollen darüber hinaus Preußen zu einem mehr homogenen, von einem Geiste durchdrungenen Ganzen verschmelzen, damit es auf eigene, innere nachhaltige Kraft, und nicht bloß auf günstige Conjuncturen gestützt, würdig den Standpunkt im politischen Leben Europas behaupte, den es durch glückliche Fügungen gewann, deren Wiederkehr oder Dauer Niemand verbürgen kann. Reichsstände sollen endlich dem preußischen Finanz- und Creditwesen durch die Einwilligung derer, welche als Notabeln und Höchstbesteuerte die natürlichen Vertreter der gesammten Nation sind, eine sicherere Grundlage und Bürgschaft

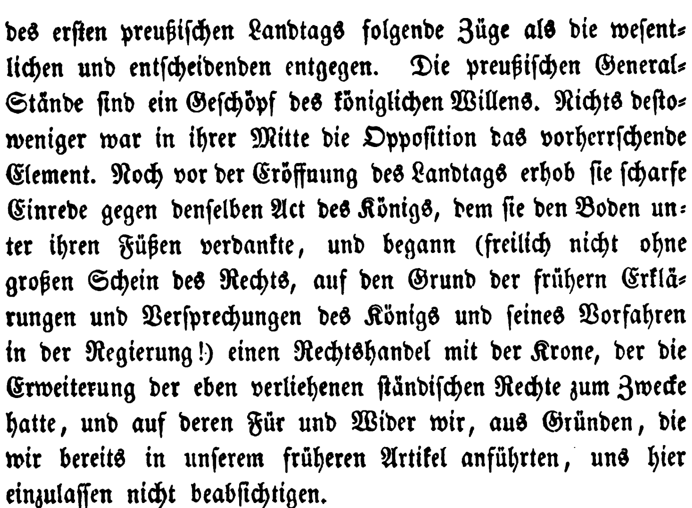
bieten, als ihr der Wille eines Monarchen und die Mitwirkung einer von ihm abhängigen Beamtenklasse gewähren kann. Wohlan nun! wenn es eine unabweisbare Forderung der Zeit war, daß preußische Reichsstände dieß Alles sollten, so mußten sie stark genug seyn, es zu können. Nur wenn sie eine Macht waren, konnten sie ihren Beruf erfüllen: dem eigenen Lande Vertrauen, andern Völkern Achtung einzuflößen, und der Regierung selbst eine Stütze zu seyn. Aber nur das kann zur Stütze dienen, was des Widerstandes fähig ist, und diese Möglichkeit: auch der Regierung ernsten Widerstand zu leisten, durfte ihnen nicht von vornherein schon durch ihre Organisation entzogen, der Stachel des Widerspruchs ihnen nicht zum Scheine verliehen, aber in Wahrheit abgebrochen seyn. Sollten sie ihren Beruf erfüllen, so bedurften sie jenes ganzen Apparats von Mitteln, die der moderne Constitutionalismus gewährt: Steuerverwilligungsrecht und Controlle des Staatshaushalts, Ministerverantwortlichkeit und Preßfreiheit, Antheil an der Gesetzgebung und was sonst noch dazu gehört. Den Mißbrauch zu verhüten und immer eine Majorität zu haben, das eben hätte Geheimniß der Regierungskunst seyn müssen. Stände aber, die, in der Nähe betrachtet, nichts wären, als eine auf den Schein gemachte Decoration, würden heute, wo man Niemanden mehr durch schöne Worte täuscht, nur dazu dienen, den Spott der Welt herauszufordern. Sobald sie ihren Beruf und ihre Bedeutung im Organismus des Staats fühlten, mußten sie, ganz abgesehen von aller politischen Theorie, die Schranken der Gesetze vom dritten Februar zu durchbrechen und im Geiste der heutigen Zeit die Stellung zu erobern trachten, welche andere Repräsentativstaaten ihren Kammern angewiesen haben. Das war der Lauf der Natur, der ungestraft nicht gehemmt werden darf. Der Strom, dem sich ein Damm quer durch seine Fluthen gezogen entgegenstellt, tritt aus dem Bette, und verheert weithin das Land, während er mit Verstand und Einsicht in seinem Laufe geregelt, eine Wohlthat für alle Anwohner gewesen wäre.

Wir haben unser Versprechen der Unparteilichkeit erfüllt, und jede der geistigen und politischen Strömungen, die wir hier redend einführten, das Beste sagen lassen, was ihre Vertheidiger im guten Glauben zu Gunsten ihrer Sache vorbringen können. Deßhalb haben wir das relative Recht und die subjective Wahrheit in jeder dieser Richtungen von vornherein anerkannt. Allenthalben aber, wo entgegengesetzte Behauptungen mit gleich großer Redlichkeit aufgestellt und durchgeführt werden mögen, und gleichberechtigte Interessen einander das Gleichgewicht halten, tritt ein Conflict ein, den nicht mehr der Menschen Rede und Gegenrede, sondern allein die Zeit und das Factum entwirren kann. Deßhalb hat uns auch der erste allgemeine Landtag in seinem Verlaufe und seinen Ergebnissen nicht überrascht. Es ist nur gekommen, was unter den gegebenen Umständen, nach den auch in der Politik wirksamen Gesetzen der Natur nicht ausbleiben konnte.

Es kann weder unsere Absicht seyn, noch erlaubt es der Raum, hier eine kritische Geschichte des preußischen Reichstags zu schreiben. Wir beschränken uns vielmehr darauf, den Charakter desselben in seinen wesentlichsten Grundzügen aufzufassen, und unumwunden den Eindruck auszusprechen, den uns jenes große politische Drama hinterlassen hat. Dieß aber ist, unseres Erachtens, die Signatur desselben. — Es war eine große Schlacht, die der preußische Liberalismus, nach vieljährigem Geplänkel und Scharmuziren, der Büreaukratie und den altprotestantisch theokratischen Vorstellungen vom fürstlichen Regimente lieferte. Wollte jener die Höhen der Befugnisse einer Repräsentativkammer durch einen Handstreich nehmen, so suchte umgekehrt der im Besitz befindliche protestantisch-christliche Staat die stürmenden Angreifer in jenen Kessel zurückzuwerfen, den die reichgespickten Batterien der Gesetze vom dritten Februar bestrichen. Dort eingeschlossen, wäre dem unruhigen Feinde der Kriegsmuth schon vergangen; er hätte todt hungern oder das Gewehr strecken müssen. Einstweilen hat aber weder die eine, noch die andere Armada ihren Zweck erreicht. Zwar

haben die Rekruten der liberalen Opposition sich mit einer kriegserfahrnen Taktik und Bravour geschlagen, die den ältesten Veteranen der französischen Deputirtenkammer alle Ehre machen würde, und umgekehrt haben mehrere der Minister, trotz großer Mißgriffe und Uebereilungen anderer ihrer Collegen eine Kaltblütigkeit und Besonnenheit bewährt, der kein Unparteiischer — angesehen, daß es die schwerste aller politischen Tugenden ist, Geduld mit der Petulanz eines übermüthigen Gegners zu haben — seine bewundernde Anerkennung verweigern wird. Allein auf beiden Seiten war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Lange schwankte der Sieg unentschieden zwischen beiden Heerhaufen, bis endlich das Gefecht in einem Momente abgebrochen ward, wo beide Theile sich noch mit gleichem Rechte oder Unrechte den Sieg zuschreiben konnten. Die Opposition hat ihr Ziel nicht erreicht, aber sie hat im Sinne ihrer Parteizwecke die Einleitung zum weitern Kriege so günstig als möglich getroffen, und dadurch auf dem Gebiete der öffentlichen Meinung wesentliche Vortheile errungen. Andererseits hat die Regierung in allen wichtigen Punkten ihre Position behauptet. Aber sie würde gröblich geirrt haben, wenn sie, ähnlich wie Napoleon nach der Schlacht von der Moskwa, den Feind für vernichtet oder auch nur für ernstlich geschlagen halten wollte. Damit soll indeß im Geringsten kein Tadel darüber ausgesprochen werden, daß die allgemeine preußische Zeitung, wie das in ähnlichen Kriegsläuften zu geschehen pflegt, nach beendigter Action Victoria schoß. — Nur hätte dann auch der maßlosen Stupidität des rheinischen Beobachters gewehrt werden müssen, der die kluge Taktik des Ministeriums nicht verstand, und während in Berlin die Siegesglocken läuteten, mit kläglicher Gebärde die Welt zum Zeugniß aufrief, daß der Staatswagen Berg unter in den Abgrund rolle.

Lassen wir nunmehr das eben durchgeführte militärische Gleichniß fallen, und kehren wir zur landüblichen parlamentarischen Sprachweise zurück, so treten uns aus der Geschichte



des ersten preußischen Landtags folgende Züge als die wesentlichen und entscheidenden entgegen. Die preußischen General-Stände sind ein Geschöpf des königlichen Willens. Nichts desto weniger war in ihrer Mitte die Opposition das vorherrschende Element. Noch vor der Eröffnung des Landtags erhob sie scharfe Einrede gegen denselben Act des Königs, dem sie den Boden unter ihren Füßen verdankte, und begann (freilich nicht ohne großen Schein des Rechts, auf den Grund der frühern Erklärungen und Versprechungen des Königs und seines Vorfahren in der Regierung!) einen Rechtshandel mit der Krone, der die Erweiterung der eben verliehenen ständischen Rechte zum Zwecke hatte, und auf deren Für und Wider wir, aus Gründen, die wir bereits in unserem früheren Artikel anführten, uns hier einzulassen nicht beabsichtigen.

Unter den in Anspruch genommenen solidern Garantien der neu verliehenen ständischen Freiheit stand die Periodicität des Landtags obenan, als nothwendige Bedingung und Grundlage jeder weitern constitutionellen Erwerbung. Um diese drehte sich hauptsächlich der Streit, der nur, nicht zwar durch Erfüllung des Begehrens der Stände, wohl aber durch ein als Verheißung künftiger Gewährung verstandenes Versprechen beendigt ward, dessen Sinn und Bedeutung allseitig zu beleuchten, künftige ständische Debatten gewiß mehr als hinreichende Veranlassung bieten werden. Die Ministerverantwortlichkeit drohte erst im fernern Hintergrunde, wie eine am Rande des Horizonts aufsteigende Wetterwolke.

Neben der Wichtigkeit, welche diesen und ähnlichen constitutiven Fragen in Betreff der künftigen Gestaltung der preußischen Verfassung beigelegt ward, verschwand die sonstige Wirksamkeit des allgemeinen Landtags fast in's Unbedeutende. Was er, außer diesen freisinnigen Debatten, sonst noch für des Landes Wohl geleistet hat, dürfte die Gegner ständischer Einrichtungen schwerlich von ihrer vorgefaßten Meinung geheilt haben. Im Gegentheil: sie werden, wenn sie erwägen, daß die Opposition mehrere für das Beste der Monarchie nicht bloß

nützliche, sondern unumgänglich nothwendige Einrichtungen, wie die preußische Ostbahn und die Landrentenbank, an ihrem Widerspruche scheitern ließ, um durch Verweigerung ihrer Mitwirkung die Regierung constitutioneller zu stimmen, — die Fortbildung einer solchen Species der ständischen Wirksamkeit schwerlich für einen Fortschritt halten, und sich durch diese Erfahrung in ihren anticonstitutionellen Vorurtheilen nur bestärkt fühlen.

Uebrigens haben beide Theile nicht mit einander brechen wollen. Die Regierung nicht, um das europäische Aufsehen zu vermeiden, und um sich das formelle Geständniß zu ersparen: daß ein großes politisches Experiment mißlungen, ihr Bruch mit dem liberalen Zeitgeiste für alle Zeiten entschieden und unheilbar sei. Eben so wenig hatte die Opposition, die die den Landtag beherrschte, ein Interesse: das Zerwürfniß auf die Spitze zu treiben. Erklärte sich z. B. der Landtag schon vor dem Beginn der Verhandlungen für incompetent, wie Simon es verlangte, oder überwarf sich die opponirende Majorität mit der Regierung auf eine Weise, welche die Möglichkeit fernerer Debatten abschnitt, so erwuchs daraus für die Interessen des constitutionellen Liberalismus in Preußen eine Gefahr, welche die klügeren Leiter der Opposition sehr gut zu würdigen wußten. Dann nämlich lag für die Krone die Erklärung nahe: sie rufe Himmel und Erde zu Zeugen an, daß sie ihren guten Willen durch Leistung des Versprochenen und darüber hinaus bethätigt habe; jetzt sei sie aller, aus eben jenen Erlassen für sie erwachsenen Verpflichtungen quitt und ledig. Sie habe geleistet; der andere Theil die Annahme verweigert und fernere Erfüllung unmöglich gemacht. Daher hauptsächlich die Geduld der Minister und die in Deutschland sonst nicht landübliche Zartheit und Mäßigung auf der liberalen Seite; daher besonders die kluge Vermeidung des Principienstreits. Daher endlich auch die sonst unerklärliche Nachgiebigkeit der Abgeordneten, die sich am Schluße des Landtags zur Wahl desselben Ausschusses bequemten, gegen dessen Anordnung zum Behufe

der Vertretung des Landtags sie im Anfange der Debatten protestirt hatten. Eine beharrliche Verweigerung der Vornahme dieser Wahl wäre ein Schlagfluß für den jungen Constitutionalismus in Preußen gewesen. Denn die Regierung war alsdann in dem Vortheil: die Sache ohne irgend einen neuen Schritt von ihrer Seite beim Alten lassen, und mit ihrem Staatsministerium und Staatsrathe, ohne allen reichsständischen Apparat, wie unter Friedrich Wilhelm III., ruhig fortregieren, weitere Bitten und Sollicitationen um allgemeine Stände aber mit der Hindeutung auf das Geschehene bescheiden zu können. Dieser dringenden, den Augen des großen Haufens freilich verborgenen Gefahr gegenüber galt es, den Faden um jeden Preis fortzuspinnen, und deßhalb mußte die Wahl, freilich unter den entsprechenden Verwahrungen und Protesten, vorgenommen werden. Hierin mit der Erklärung der allgemeinen preußischen Zeitung im Ernste einen entscheidenden Sieg der Regierung zu erblicken, zu glauben: daß die über jene Verwahrungen ausgesprochene Nichtigkeitserklärung dem ganzen Kampfe mit den Ständen dem Recht und der That nach ein Ende gemacht habe, — dieß anzunehmen, sind wir wenigstens nicht im Stande. Ueberhaupt scheint uns die Hoffnung: daß sich die Opposition, so lange dieser große Krankheitsproceß dauert, in welchem ganz Europa begriffen ist, wie durch einen Handstreich abschütteln, die Verfassung vom dritten Februar wie ein definitiv Bestehendes hinstellen lasse, auf einer Illusion zu beruhen. Verfassung, im ältern Sinne, ist ein für alle Zeiten festgestellter Zustand von Rechten und Pflichten; Verfassung im neuern constitutionellen Sinne dagegen eine Vorrichtung, kraft welcher Reformen in infinitum gesucht und angebahnt werden; eine Schraube ohne Ende, eine Debatte, die nie zu ihrem Abschluße gelangt, mit einem Worte: ein politisches perpetuum mobile. Beide verhalten sich zu einander wie Kirchenglaube und Protestation. Steht daher die Krone mit ihrer Auffassung auf dem einen Ufer, so hat die opponirende Majorität auf dem andern Posto gefaßt; zwischen beiden geht

keine Brücke, und Jeder negirt den Standpunkt des Andern. Die Versöhnung hängt auch in Preußen von ganz andern Voraussetzungen ab, die gar nicht auf diesem Gebiete liegen. So würde also, wenn sich z. B. die Regierung auch durch einen Act der souverainen Gewalt der ständischen Opposition entledigte, dennoch der Kampf um Erlangung einer preußischen Constitution in der einen oder andern Form fortdauern; der Kobold würde, aus der Vorderthür verbannt, zum Fenster wieder hereinsteigen, und wenn er jeden Zutritt gesperrt fände, durch die feinsten Luftlöcher schlüpfen. Die Stellung der Regierung aber ist, dem liberalen Zeitgeiste gegenüber, durch die Institutionen vom dritten Februar wenigstens nicht günstiger geworden, als sie vor der Erlassung dieser Gesetze war.

Auf der andern Seite dürfen diese Schwierigkeiten auch nicht übertrieben werden. Insbesondere halten wir die oft gebrauchte Parallele zwischen dem, was heute in Preußen geschieht und sich vorbereitet, und Frankreich im Jahre 1789 für unrichtig. Wir wissen uns wahrlich von Ueberschätzung der norddeutschen Zustände frei, aber jene Corruption, welche im vorrevolutionären Frankreich alle Stände durchfressen hatte, vermögen wir im heutigen Preußen nicht wahrzunehmen. Findet auch der preußische Liberalismus nur mit Mühe seines Gleichen an Eitelkeit, Flachheit und Verwirrung der Begriffe, so ist er dennoch von jener abgründigen Bosheit und teuflischen Energie des Charakters völlig frei, die in Paris jene besoldeten Mörderbanden aus Marseille zu Hülfe rief, die damals factisch den Ausschlag gaben. Buchstaben, — und man kann hinzusetzen: norddeutsches Literatengeschwätz und liberale Kammerphrasen! — tödten nicht, sie finden keine Hände. Und wäre auch bei Einzelnen der böse Wille vorhanden, diese Species des Macchiavellismus fände, — Gott Lob! — heute noch kein Echo im deutschen Charakter. Zwar birgt das deutsche Proletariat, wie wir neulich noch in besonderer Beziehung auf Berlin ausführten, die allergefährlichsten Elemente in seinem Schooße. Glücklicherweise haben aber die Massen und der deutsche Libe-

ralismus kein Idioma commune; der Pöbel versteht unsere Kammerphraseologen nicht, und die gesammte Rhetorik aller deutschen Ständeversammlungen wäre unvermögend, auch nur einen Eckensteher zu fanatisiren. Dazu würden andere Kräfte gehören, und von dorther drohen bloße Velleitäten, keine ernsten Gefahren. Ein wirklicher, blutiger Aufstand der Massen, der freilich ganz Deutschland aus seinen Fugen werfen würde, wäre zu Gunsten des Liberalismus unmöglich, wohl aber würde, wenn heute religiöser Fanatismus oder physische Noth jemals wie ein Blitz in die deutschen Massen schlüge, der Liberalismus der Mittelklasse in solcher Bewegung zuerst sein Grab finden. In Deutschland sind heute nur die eben genannten Motive als Hebel eigentlicher Volksumwälzungen denkbar; aber gerade eine solche Bewegung würde bei uns ihre Leiter mit nichten, wie damals in Frankreich, aus den Reihen der constitutionellen Malcontenten wählen. Endlich dürfen wir mit Recht auf den kriegerischen Geist und die militärische Organisation des preußischen Volkes zählen. So lange der Geist im preußischen Heere fortlebt, der z. B. jenes Offiziercorps in Posen bewog, einen Lieutenant, welcher der polnischen Verrätherei gegenüber nur eine zweideutige und laue Gesinnung an den Tag gelegt hatte, unbarmherzig aus seiner Mitte auszustoßen, so lange hat es mit einer französischen Revolution in Preußen keine Noth; selbst abgesehen davon, daß ein tüchtiger Sturm in den auswärtigen Verhältnissen Europas jene Wolken wenigstens vorläufig verwehen würde, die aus der trüben Sumpfluft eines zweiunddreißigjährigen Friedens aufgestiegen sind, der kein Friede war.

Wir haben bisher sine ira et studio unser bis zum Indifferentismus unparteiisches Gutachten über den gegenwärtigen faktischen Stand der constitutionellen Verhältnisse in Preußen ausgesprochen, und hoffen damit jenes Ziel erreicht zu haben, welches Macchiavell als die Palme eines guten Geschichtschreibers bezeichnet: allen Parteien zu mißfallen. Und nun unsere eigenen Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen.

Meine Herrn Liberalen, Büreaukraten, Absolutisten und Nihilisten! Triumphire Niemand über die Verlegenheiten der Krone! Wenn der Plan des Königs vollkommen scheiterte, so würde eine gerechtere und einsichtsvollere Nachwelt Friedrich Wilhelm IV. dennoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, anzuerkennen: daß er einen Versuch gemacht habe, der einmal in der Geschichte gewagt werden mußte, und der nur deßhalb sein Ziel verfehlt habe, weil seine Aufgabe in einer jämmerlichen Zeit unlösbar, und sein Jahrhundert nicht mehr fähig war, die Freiheit mit der monarchischen Ordnung in Einklang zu bringen. Dann fiele die Schuld des mißlungenen Experiments nicht auf den König, und die unparteiische Geschichte würde von ihm berichten: daß sein Gedanke eine der genialsten und großartigsten, politischen Conceptionen gewesen, die je ein im ächtesten Sinne des Wortes freisinniger Staatsmann faßte, daß aber die Werkzeuge, die ihm die Vorsehung gegeben, unfähig gewesen seien: bei der Ausführung in seinen Geist einzugehen, und die Zeitgenossen zu klein, ihn zu begreifen. Und merken Sie wohl auf, meine Herren! schlüge dieser Versuch: auf monarchischem Boden eine ständische Pflanzung anzulegen, in der einen oder andern Weise fehl, das heißt: würde entweder das Princip der monarchischen Verfassung überwältigt, oder umgekehrt, — die Unversönlichkeit einer ständischen Mitwirkung mit demselben dargethan, — so wäre er nicht bloß für Preußen, sondern für die Welt, und nicht bloß für heute und morgen, sondern für alle Zeiten fehlgeschlagen. Fortan könnte Jeder sich nur noch an die eine oder andere Strömung, an die der Gewalt oder die der Freiheit halten. Jede Erneuerung des Planes: sie in der rechtlichen Freiheit zu versöhnen, — erschiene fortan nur als eine, zwar philanthropische aber unpraktische Chimäre. Die europäische Welt aber wäre dann den Wechselfällen der Revolution rettungslos verfallen, bis sie, müde gehetzt von den Stürmen der Anarchie, in dem Siege des vollendetsten Absolutismus die Ruhe des Kirchhofs fände.

Aber so weit ist es noch nicht gekommen, und der Tag

darf vor dem Abend zwar nicht gelobt, aber auch nicht verloren gegeben werden. Noch steht der Wunsch und die Hoffnung frei: daß es Preußens Könige beschieden sein möge, — das große Problem zu lösen, und unbeschadet der Rechte der Krone auf das Gebäude der preußischen Verfassung den nothwendigen Giebel allgemeiner Landstände zu setzen. — Aber eine nothwendige Vorbedingung dieser glücklichen Lösung wäre Läuterung und Ausbildung der politischen Gesinnung, Berichtigung der öffentlichen Meinung, Feststellung der Begriffe aller Wohlmeinenden und Denkenden, zu der in diesem Augenblicke, aus Gründen, die wir oft schon in diesen Blättern hervorgehoben, nur eine sehr schwache und entfernte Aussicht vorhanden ist. Guizot hat in Beziehung auf den Kirchenstaat ein wahres und tiefes Wort gesagt: jede Regierung, welche große Reformen vornehmen, nachhaltige Institutionen schaffen will, ohne in den Abgrund der Revolutionen zu fallen, bedarf nicht bloß gemäßigter Intentionen und Wünsche, denn an solchen hat es nie und nirgends gemangelt, sondern gemäßigter Parteien, welche den Muth haben, zu handeln, sich voran zu stellen, die Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, den Muth der Regierungen zu stützen, welche sie nicht gestützt sehen wollen! — Mehr als alle Angriffe der Opposition hat uns daher die Thatsache erschreckt: daß während der Dauer des allgemeinen Landtags eine solche für die Rechte der Krone mit Muth und Entschiedenheit mit Herz und Seele kämpfende Partei entweder nicht vorhanden war, oder sich wenigstens nicht gezeigt hat. Die Elemente zu einer solchen sind in Preußen ohne Zweifel vorhanden. Wird sie sich bilden? werden die Vorurtheile schwinden, welche den festesten Stützen des Königthums entgegenwirken, und die treuesten Freunde des Bestehenden verdächtigen? — In dieser Frage liegt Preußens Zukunft.

XXX.

John Bull's Kreuzzug.

Unter den jüngsten Ereignissen ist für den politischen Beobachter wohl keines so erbaulich und rührend, als der heilige Eifer, der plötzlich die uneigennützige Philanthropie der Mylords und Gentlemen auf der Britteninsel für den heiligen Vater und die Unabhängigkeit des Kirchenstaates und die Durchführung nothwendiger Reformen ergriffen hat. Die liberale Londoner Presse, die tugendhaften Times an der Spitze, predigen nichts Geringeres, als einen Kreuzzug, eine neue Romfahrt gegen Oesterreich, um mit eigener Gefahr Pius IX. aus den Händen seiner drohenden Feinde zu retten. Und wer sähe die Größe dieser furchtbaren Gefahr nicht ein? Kennt ja doch Jeder den ehrgeizigen, eroberungssüchtigen, unruhigen, nimmersatten, antikirchlichen, irreligiösen, insolenten Geist von Oesterreichs Politik, die die Welt bis zum fernsten Indien mit dem Netz ihrer Eroberungen und Intriguen umsponnen hat. An England, an dem hochherzigen England, mit seiner opferfreudigen Politik der Enthaltsamkeit und Selbstverläugnung, die für alle Wittwen und Waisen so warm fühlt, die schon so viele Völker gerettet und befreit, war es daher, sich auch hier als Retter der bedrohten Kirche wider den neuen Attila anzubieten. Nach dem ruhmvollen Beispiel des alten heidnischen

Roms, das sich auch immer des Schwächeren annahm, um mit ihm vereint den Stärkeren niederzuwerfen, und dann beide vereint mit seinem Joche zu beglücken, nach diesem Beispiele hat sich der begeisterte John Bull für die gotteslästerlich bedrohten Rechte des wehrlosen Priesters und des angegriffenen Heiligthums mit gewohnter Uneigennützigkeit erklärt; denn sich opfern, ist ihm Instinct. Wer hätte es sonst auch denken sollen, daß der ehrenwerthe Lord auf dem Geldsack, nachdem er fast zwei hundert Jahre verschmäht, auch nur einen Gesandten beim heiligen Stuhl, diesem Stellvertreter des Satanas und Hohenpriester papistischen Götzendienstes zu beglaubigen, daß dieser strengprotestantische John Bull, der sich erst neulich wieder beim Anblick des praslin'schen Dramas der häuslichen Tugendhaftigkeit seiner geläuterten Religion mit rührender Selbstgefälligkeit gerühmt, sich so plötzlich in einen defensor ecclesiae umwandeln würde, wie es einst Heinrich VIII., tugendhaften und ruhmvollen Andenkens, auch gewesen. Allein das Verdienst dieser Opferfreudigkeit des neuen Paladinen der alten Kirche erscheint noch in einem ganz andern Lichte, wenn wir erst genauer erwägen, welche Mühen und Sorgen einzig zum Wohl Anderer auf diesem geplagtesten aller Sterblichen lasten. Muß der Arme nicht die Batterien von Gibraltar in Stand erhalten, und dort Tag und Nacht die Runde machen, damit Spanien nicht zum zweiten Male von den Mauren erobert werde? Muß er nicht statt der Malteser das Kreuz auf Malta vertheidigen? Und wie viel mag ihm die gewiß sehr kostspielige Verwaltung der jonischen Inseln kosten? Zum Ueberfluß ist ihm noch in der neuesten Zeit die auch nicht leichte Aufgabe geworden, das junge Griechenland fort und fort drangsaliren zu müssen, während er schon seit unfürdenklichen Zeiten als Mylord Vampyr an dem Krankenbette von Portugal sitzt, und ohne ein Aug zuzuthun mit heroischer Selbstüberwindung und Dienstbeflissenheit der Sterbenden jeden Tropfen Blut aussaugt. Gar nicht zu reden von den vielen Sorgen und Bekümmernissen, welche Spanien seinem für Völkerglück und Völ-

kerfreiheit so warm schlagenden Herzen verursacht; dieses verjüngte unglückliche Spanien, bei dessen constitutioneller Geburt er mit so viel Hingebung Pathe gestanden, und über welches er nun in so schwere Verdrießlichkeiten mit einem andern, gleich uneigennützigen Freund und Gevattersmann, mit dem alten Louis Philipp, gerathen. Allein alle diese schweren Aufgaben seiner rastlosen, völkerbeglückenden Philanthropie haben den selbstvergessenen Mylord Nimmersatt nicht abgehalten, dem von gottlosen Räubern angefallenen Kirchenfürsten seine Hülfe anzubieten. Ruft ihn daher sein ritterlicher Opfergeist nicht über Nacht anderswohin, etwa in einen neuen Opiumskrieg nach China, oder zur Confiscation eines indischen Volksstammes, oder dem in Schleßwig=Holstein bedrohten Dänemark zu Hülfe, — so können wir vielleicht noch das rührende Schauspiel erleben, daß er, während er mit seinem Pferdefuß eine freundliche Reverenz vor dem cidevant Generalissimus der Freischaaren und gegenwärtigen Bundespräsidenten der Schweiz macht, zugleich den päpstlichen Pantoffel Pius IX. zu küßen verlangt. Ein Bild, welches Punch auf's schönste illustriren könnte.

Allein dieß ist noch lange nicht Alles; unsere Achtung vor dem Unvergleichlichen muß sich noch höher steigern, wenn wir bedenken, was er Alles in seinem Innern, in seinem eigenen Hause versäumen muß, um Anderen beizuspringen. Es ist männiglich bekannt, daß die ehrenwerthen Väter des sehr liberalen Lords Irland Jahrhunderte lang in ein Sklavenjoch geschmiedet haben, von so unmenschlicher, grausamer, empörender Härte, wie sich anderwärts nicht leicht ein zweites Beispiel findet; erst im verflossenen Winter wurde der hohe Lord durch den Verzweiflungsschrei des hungersterbenden Volkes an die Früchte erinnert, welche die Freiheit achtende Uneigennützigkeit seiner Väter auf den verödeten Fluren des unglücklichsten aller Länder gesäet; er weiß gar wohl, daß auf der grünen Insel, trotz aller Bemühungen O'Connells, noch so manche himmelschreiende Mißstände alten Unrechts bestehen, wie er sie vergeblich in irgend einer der Provinzen des österreichischen Kaiserstaates

suchen würde; man schließe also, welche Ueberwindung es ihn kosten muß, daheim das Dringendste zu versäumen, um den italienischen Völkerschaften gegen die Eroberungssucht und den Despotengeist Oesterreichs beizuspringen!

Wie viele Verbesserungen und Reformen hätte er erst in Indien vorzunehmen, wo seine gesegnete Rechtschaffenheit und sein unverdrossener Fleiß ihm so weitläufige und schwer zu übersehende Besitzungen „erworben", daß sich bald jeder Lord des Oberhauses ein Königreich für seinen Antheil nehmen könnte. Allein Italien und das Heil des von Oesterreich so schwer bedrohten Kirchenstaates liegt ihm begreiflicher Weise unendlich näher am Herzen; es gilt ja, dem großen Grundsatz seiner Politik, dem Princip der non-intervention treu zu bleiben, und dieser Wahlspruch hat ihm Portugal abhängig gemacht, hat ihm Gibraltar, Malta, die jonischen Inseln, Indien bis nach China, und so manches schöne Besitzthum eingetragen: warum sollte ihm dieser Hauptschlüssel nicht auch die Pforten Italiens öffnen? Die Fahrt von Malta nach Sicilien beträgt ja ohnehin nur wenige Stunden, wie die am besten wissen, die schon früher von hier aus die Insel und Halbinsel mit ihren Flugschriften heimsuchten. Solcher großartigen Rechtlichkeit und Umsicht hat daher auch die unvergleichliche Feinnasigkeit des Fragmentisten, der bekanntlich im Rath der Gottheit gesessen, da die Welt erschaffen wurde, Loblieder gesungen und dabei alle Künste und Floskeln eines coketten, manierirten Adonisateur-Styles aufgeboten. Der schwachsinnige deutsche Michel aber, der bei jeder Gelegenheit tausendstimmig: „Was ist des deutschen Vaterland?" singt, hat wieder auf's Neue gezeigt, daß er noch immer nicht weiß, wo dieß unbekannte Land liegt, und er hat es daher richtig wieder nicht zu finden gewußt. Unverholen hat er seine Freude darüber bezeugt, als das Feuer des „Deutschenhasses" in Italien gar so freundlich aufzulodern begann. Die guten Italiener, sagten sich die klugen Politiker diesseits der Alpen, kennen sich ja in Deutschland nicht aus, ihre Tedeschi sind nicht die Deutschen, es sind ja

nur die Oesterreicher, und die Oesterreicher sind ja Oesterreicher, und mithin sind die Deutschen nicht damit gemeint. Und wenn nun der Papst und die Oesterreicher in Krieg geriethen, so wäre es ja ein Gewinn für uns, mag nun der Kampf ausschlagen wie er will. Unter dieser Berechnung hat sich denn der treuherzige Michel die Hände gar wohlbehaglich gerieben, und seiner Seits Scheiter zum Feuer getragen; ja es hätte wenig gefehlt, die deutsche liberale Presse hätte selbst Dienst unter dem Non-Interventions-Corps der Kreuzritter von Albion genommen. Es hat sich eben auch hierin wieder auf's Neue gezeigt, wie sehr unser Michel dem König des alten Märchens gleicht, der sein Königreich oder sein Kaiserthum für eine Heerde Gänse dahingegeben, die er mit der genügsamsten Selbstzufriedenheit auf den Stoppelfeldern seiner confessionellen und nationalen Zwietracht hütet und füttert, und dazu als Morgen- und Abendlied mit begeisterter Biedermannsstimme singt:

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

Auch das wäre eine patriotische Darstellung, welche ein deutscher Punch, mit zahllosen Randverzierungen aus der Geschichte der jüngsten Jahrhunderte versehen, schönstens illustriren könnte.

Da übrigens, wie verlautet, in's Geheim eine ganz ungewöhnliche Thätigkeit auf den Waffenplätzen der englischen Marine herrscht und die größten Ausrüstungen betrieben werden, so müssen wir es einstweilen abwarten, gegen welches Ziel die benedizirten Kanonen der brittischen men of war in dem heiligen Krieg für Völkerglück und Freiheit gerichtet werden.

Wir unserer Seits glauben, das schwere Gewitter wird sich, wie so manches frühere, in Dunst auflösen, und das alte Sprichwort eine neue Anwendung finden: „Viel Geschrei und wenig Wolle." Nur schade, daß der Dichter des Reineke Fuchs nicht mehr lebt, welchen reichen Stoff

würden ihm die Kreuzfahrtpredigten des entrüsteten John Bull's wider den eroberungssüchtigen Ehrgeiz Oesterreichs darbieten! Abgesehen aber von seiner Heiligkeit und Enthaltsamkeit hat er jedenfalls das voraus, daß er nicht bei Sängerfesten und Zweckessen fragt: „Was ist des Britten Vaterland?“ sondern es in jedem Augenblick und in jedem vorkommenden Fall blind und instinctmäßig nur zu gut zu finden weiß, und die Thoren auslacht, die da meinen, er habe eine andere Politik, als sein Interesse, das heißt, die Ausdehnung seiner Macht und seines Handels. Keiner wird daher wohl auch diesem großen Wohlthäter der Nationen den Ruhm streitig machen, daß er nicht ein Meister der Kunst sei, im Trüben zu fischen. Einen Wunsch aber können wir nicht unterdrücken: möchte England bei seinen Freundschaftsversicherungen und dem Anerbieten von Hülfe auch etwas von dem Wohlwollen, der Hochherzigkeit und Uneigennützigkeit sehen lassen, welche Pius IX. von dem ersten Augenblicke der Besteigung des heiligen Stuhls in seinen Bemühungen und Reformbestrebungen gezeigt hat. Oesterreich seiner Seits weit entfernt, diesen Reformen in den Weg zu treten, die theilweise Mißbräuche und Uebelstände betreffen, welche es längst in seinen italienischen Besitzungen abgestellt hat, oder nie aufkommen ließ, wird sie um so lieber sehen, da sie manchen Grund gerechten Mißvergnügens, an dem die Welt nur zu reich ist, heben, und daher auch zur Sicherung des Friedens und zur Befestigung der Ruhe dienen werden.

XXXI.

Die neue Poesie Oesterreichs.

Die protestantische Richtung, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die gesammte deutsche Literatur fast ausschließlich beherrschte, der Absolutismus des sich selbst vergötternden Subjects, und die hieraus hervorgegangene Verknöcherung und Langeweile hatte damals in allen besseren Geistern eine totale Reaction, die Romantik, hervorgerufen. Die Romantik setzte sofort der allgemeinen Einbildung des hochmüthigen Subjects das Positive, und zwar — da jede wahre Reform in ihrem tiefsten Grunde nothwendig religiös ist — die positive Religion, den Katholicismus, entgegen, der also ihre eigentliche Seele war. Allein das ursprünglich wohlgemeinte Unternehmen war nicht vorbereitet genug, weder bei den Romantikern durch Ueberzeugung, noch im Publikum durch irgend entsprechende Gesinnung; jene hatten ihren Glauben nicht innerlich erlebt, es war eigentlich nur ein improvisirter Katholicismus, mehr bloßes Kriegsmittel, als Selbstzweck. Daher gar bald die rathlose Unsicherheit, das Schwanken, die Halbheit; und so kam die Romantik, in raschem Herabsturz, vom Katholicismus zum ästhetischen Katholisiren, von diesem aus natürlicher Unbefriedigtheit zur philosophischen Umdeutung der göttlichen Wahrheiten, und so fort durch das Medium des modernen

Pantheismus in's Leere wieder zur alten Aufklärung und Vergötterung des Subjects zurück. Aus diesem Bankerott blieb uns die größere Kunstvollendung durch Aneignung altdeutscher, italienischer und spanischer Formen, eine bedeutende Aufregung der Geister, und, weil diese Aufgeregtheit ihr eigentliches Ziel verfehlt hatte, die Zerrissenheit.

Es ist merkwürdig, in Oesterreich ist die Poesie von der Romantik fast gänzlich unberührt geblieben; die Leistungen Collin's und Anderer sind vielmehr nur mißlungene oppositionelle Versuche, sie auf das Prokrustesbett der Klassizität zu spannen. Eine beim ersten Anblick auffallende, und doch sehr natürliche Erscheinung, da das, was wir als den Nerv der Romantik bezeichnet, der Katholicismus, für sie den belebenden Reiz der Neuheit nicht haben konnte, auch andererseits dadurch gewissermaßen profanirt zu werden schien. Genug, die österreichischen Dichter sind von der sogenannt-klassischen Zopfzeit, als wäre inzwischen gar nichts vorgefallen, sogleich bei den Trümmern der Romantik angelangt, und haben jene verhängnißvolle Erbschaft der Aufgeregtheit, Subjectsvergötterung und Zerrissenheit wohlgemuth und ohne alle rechtliche Verwahrung angetreten.

Gleichwohl sind sie von ihren Erblassern sehr wesentlich unterschieden. Während diese, im Kriege geboren und aufgewachsen, eine äußerlich bewegte, bedeutende Zeit durchlebten, sind jetzt die Donner längst verhallt, man hört nur noch das Rauschen der Federn durch ganz Europa, der offene Krieg ist nach der einen Seite hin ein diplomatischer, nach der andern ein innerer Bürgerkrieg materieller Interessen geworden, dessen immaginairer Boden nicht mehr der Phantasie, sondern vorzugsweise dem Verstandesgebiete angehört; und daher hat die neue Dichtergeneration damit begonnen, womit Jene kampfesmüd geendet: mit einer altklugen Tendenz-Poesie. Die Romantik hatte ferner zu ihrer Zeit etwas durchaus Neues, damals Unerhörtes geschaffen, und mit der dumpfen Menge, die *sie über sich* selbst heben wollte, einen Kampf auf Tod und

Leben durchzufechten; die neue Poesie dagegen hat sich kopfüber in den breiten Strom der gemeinen Meinung gestürzt, der sie trägt und mit sich fortreißt; sie hat weit und breit keinen Feind, als die ohnmächtige Censur-Scheere, und mußte daher, um nicht spurlos in den Massen zu verschwinden, erst sich selbst einen Gegner künstlich schaffen, den sie endlich in einer allgemeinen Jesuitenverschwörung glücklich gefunden zu haben wähnt. Und eben so, da sie hiernach niemals mit einem wahrhaften, lebendigen Feinde innerlich gerungen, und also nichts zu verfehlen und nichts zu gewinnen hatte, ist auch ihre Zerrissenheit nur eine willkürliche, ästhetische, ein fingirter Kampf gegen Fictionen.

Nun liegt es aber überall in der Natur solchen ästhetischen Experiments, daß dasselbe, da es keinen Inhalt hat, sich selbst als Gegenstand nimmt, und diesen zur möglichsten Virtuosität auszubilden strebt. Alle revolutionäre Säure, die der Krieg nicht ausgegohren und ein dreißigjähriger Friede auf die edleren inneren Theile zurückgedrängt hatte, wurde von der stoffbedürftigen Poesie begierig aufgegriffen, und diese Krankheit, als unfehlbares Symptom der Genialität, so lange sorgfältig gehegt und künstlerisch formulirt, bis ihnen der muthwillig verhätschelte Dämon unversehens über die Köpfe wuchs, und der Haß, als die einzige Wahrheit in der Sache, die eigentliche Seele dieser Poesie geworden ist. Und weil dieß im Grunde auch nur eine andere Art von Subjectsvergötterung, diesem Götzendienste und seiner angemaßten Weltherrschaft aber nun einmal nichts fremder, feindlicher und störender ist, als die positive Religion, so hat sich jener Haß instinctartig und mit aller fanatischen Wuth des Selbsterhaltungstriebes auf die Kirche geworfen.

Bei alle dem begreifen wir zwar recht wohl, wie eine junge, starke Seele in so anarchischen Zeiten zu einer erhabenen Trostlosigkeit kommen, und an dem Ausmalen dieser trostlosen Abgründe ein poetisches Gefallen finden kann. Aber eben dieses ausschließliche Gefallen daran ist auch jederzeit nur das sicherste

Kennzeichen von dem Juvenilen und Schülerhaften einer literarischen Epoche. So grübelte und rasete einst in ähnlichen hypochondrischen Gelüsten die Sturm- und Starkgeisterei der Kraftgenies einem Göthe voran. Ja, dasselbe thun fast alle begabteren Jünglinge in ihren geistigen Flegeljahren, wo Phantasie und Verstand noch unvermittelt mit einander ringen; wie z. B. Tieck im William Lovel, Clemens Brentano in seinem Godwi. Allein bei beiden, und gewissermaßen selbst bei Göthe im Faust, war es nur ein vielleicht nothwendiger, rascher Durchgang ihres Bildungsprocesses, den sie gar bald als solchen erkannt, und entschlossen hinter sich warfen. Bei jenen Anderen dagegen, obgleich sie größtentheils das normale Schwabenalter bereits überschritten, hat sich das Gift mit den Jahren immer tiefer eingefressen, und das Verkehrte, ja Frevelhafte liegt hier eben in dem Hochmuth, der sein bloß ästhetisches Spielzeug als Ernst, als etwas Selbstständiges, Dauerndes geltend machen, also die Lüge allem Heiligen im Leben frech entgegensetzen will. Denn wozu wären denn die bevorzugten Geister überhaupt in der Welt, wenn sie mit der Alltagsweisheit des gebildeten Pöbels fraternisiren und sich damit begnügen wollen, die totale Zerfahrenheit nur künstlerisch zurechtzumachen; anstatt, ihrer göttlichen Sendung getreu, schlicht und unverzagt auf die unvergänglichen, lichten Höhen hinzuweisen, wohin die arme Menschheit sich aus der allgemeinen Sündfluth der Gedanken zu retten habe?

Faßt man ihr wunderliches Gebahren näher in's Auge, so könnte einem dabei wahrlich der Glaube an die Seelenwanderung überkommen. Es ist, als wären die alten Berliner Jesuitenriecher, um ihre austrocknende Langweiligkeit abzubüßen, unverhofft in eine Poetenhaut gefahren, und wüßten nun nicht ein noch aus. Der selige Nicolai muß zur Strafe in den kunstreichsten Terzinen, Sonetten und Ottavreimen das Längstabgemachte unaufhaltsam fortreden; und über sich selbst erstaunt und an Chamißo's „tragische Geschichte vom Zopf" erinnernd, müht er sich verzweifelt ab, sein Incognito in den

neuen, ungewohnten Faltenwurf zu verhüllen, und wendet sich rechts und dreht sich links, es hilft doch Alles nichts: „der Zopf, der hängt ihm hinten!“ — Oder unbildlich mit andern Worten: es ist ein bedeutendes poetisches Talent der Darstellung, verbunden mit einer, aller Poesie diametral entgegengesetzter Grundansicht der göttlichen und menschlichen Dinge; Skeptik, Unglaube, das Nivelliren und Gleichmachen aller Eigenthümlichkeiten im Leben, kurz: die baare Prosa im poetischen Sternenmantel.

Diese Poesie hat demnach mit dem Ende der Romantik angefangen, mit einer totalen Verstimmung, die aber, wie wir sahen, bei beiden ganz verschiedener Art ist; dort das natürliche Unbehagen irrthümlichen und folglich vergeblichen Suchens, hier die Blasirtheit vermeintlichen Gefundenhabens. Die Zerrissenheit der Romantik war noch der nachtönende Schmerz getäuschter Sehnsucht und herben Mißlingens eines hochgemeinten Aufschwunges, und hat in sofern etwas Tragisches. Die moderne Zerrissenheit dagegen hat gar keine innere Nothwendigkeit, sie wurzelt vielmehr, ohne vorgängige Geschichte und Erinnerung, einzig in der Unverträglichkeit der beiden künstlich in ihr verschlungenen Naturen: der poetischen Formel und des Nicolaischen Zopfs, also in der Impotenz einer unmöglichen Poesie, und hat daher in ihrem Grundwesen etwas Lächerliches, das Schlimmste, was einer anfangenden Poesie begegnen kann.

Die Haupterben aber jenes trüben Bodensatzes der Romantik sind für Oesterreich unstreitig Nicolaus Lenau und Anastasius Grün.

Insbesondere giebt Lenau's „Faust“ vielleicht das faßlichste Bild von dem oben angedeuteten Bildungsprocesse. Gleichwie nämlich diese ganze Poesie, in geistiger Indigestion, willkürlich von einer übellaunischen und hochmüthigen Negation ausgegangen, so improvisirt auch dieser Faust hier, ohne vorherige Kämpfe und Erlebnisse, gleich von vornhinein die un-

ventionelle Verzweiflung in dem einmal hergebrachten Dialect der modernen Zerrissenheit:

„In meinem Innern ist ein Heer von Kräften,
Unheimlich, eigenmächtig, rastlos heiß,
Entbrannt zu tief geheimnißvollen Geschäften,
Von welchen all' mein Geist nichts will und weiß.
Ich bin geneckt von Zweifeln und gezerrt,
Bin grausam aus mir selbst hinausgesperrt,
Ein Fremdling ohne Ziel und Vaterland.
Indem ich schwindelnd, strauchelnd fort mich quäle
Zwischen dem dunklen Abgrund meiner Seele,
Und dieser Welt verschloßner Felsenwand,
Auf des Bewußtseyns schmalen, schwanken Stege,
So lang dem Herz belieben seine Schläge."

Ja, wenn Faust späterhin versichert:

„Den Herr'n nicht lieben, wäre schwer;
Doch liebt mein Herz die Wahrheit mehr."

und Mephistopheles darauf erwiedert:

„So, Faust, du hast es recht begonnen;
Die Wahrheit mehr — ist viel gewonnen."

so haben wir dabei noch immer nichts gewonnen, und können noch immer nicht errathen, was für eine Wahrheit denn Faust meint und was er eigentlich will. Weiterhin aber merken wir's freilich wohl: auch Faust nämlich leidet stark an dem epidemischen Byrons-Fieber der Subjectsvergötterung:

„O welche Qual in dem Gedanken,
Daß die Geschaff'nen, Schlingepflanzen,
Den Urstamm ihres Gotts umtanzen,
Von ihm getragen aufwärts ranken!
Betracht' ich's scharfen Angesichts,
Ist solch ein Loos im Grunde Nichts.
Das Schlinggewächs ist Gaukelschein,
Bestand und Kraft der Stamm allein.
Woher ist mir der Stolz gekommen?
Geschöpfen kann nur Demuth frommen;
Doch ist mein Stolz in's Mark gefreßen.
Abhängigkeit, den Sklavenring,
Der dießseits ehern mich umfing,
Soll ich ihn jenseits nicht vergeßen?

Mit ihm all' die Entwickelungstreppen
Der Ewigkeit hinan mich schleppen?
Ja, lieber soll mein stolzer Geist,
Der Gott zu seyn mich wünschen heißt,
Mit meinem Leib zugleich versiechen! u. s. w."

Aber er tröstet sich mit pantheistischer Aufgeblasenheit:

„Doch — ist das Alles nicht ein trüber Schein?
Und daß ich abgeschnitten und allein?
So ist's! Ich bin mit Gott festinniglich
Verbunden und seit immerdar
Mit ihm derselbe ganz und gar."

Dennoch erbost er sich, ungeachtet dieser Identität, confusermaßen wieder gegen einen persönlichen Gott:

„Mach' was du willst mit deiner Sturmesnacht!
Du Weltenherr, ich trotze deiner Macht!
Hier klebt mein Leib am Rand des Unterganges,
Doch weckt der Sturm in meinem Geist die Urkraft,
Die ewig ist, wie du, und gleichen Ranges."

Auch hindert ihn jene Gottesgleichheit natürlicherweise keineswegs an Liederlichkeit, Mord und Schlemmerei, bis endlich Alles in den Katzenjammer der Blasirtheit umschlägt, wo er in einer Matrosenschenke mit philosophischer Vornehmheit Wein, Weib und Gesang desavouirt und in die Klage ausbricht:

„Der Seligste von Allen ist,
Wer schon als Kind die Augen schließt,
Wess' Fuß nie auf die Erde tritt,
Wer von der warmen Mutterbrust
Unmittelbar und unbewußt
Dem Tode in die Arme glitt!"

Das Beste endlich und Wahrste in der Sache ist, daß ihn zuletzt wirklich der Teufel holt.

Desselben Autors „Savonarola" und „die Albingenser", deren nähere Beleuchtung uns hier zu weit führen würde, gehören ganz dem oben angedeuteten Gebiete der Tendenzpoesie an, auf die wir wohl ein andermal noch besonders zurückkommen. Uebrigens ist Lenau eigentlich ein durchaus elegischer

Dichter. Ein inniges Naturgefühl und unübertroffene Klänge der Wehmuth brechen häufig durch, und unverkennbar sind die elegischen Stellen, wie sie in seinen Liedern, so auch im Faust die gelungensten; z. B. wo dieser durch den Zug einer Kinderschaar zur nächtlichen Johannesfeier, an seine eigne gläubige, unschuldige Kindheit gemahnt wird:

„Da faßt er fest und wild sein treues Roß,
Und drückt das Antlitz tief in seine Mähnen,
Und weint an seinem Halse heiße Thränen,
Wie er noch nie so bitter sie vergoß."

Um so peinlicher ist daher der Anblick, den Dichter ohne alle Noth sich beständig zu einer Byronschen Berserkerwuth stacheln zu sehen; eine widernatürliche Anspannung die bei jener melodischen Weichheit des Gemüths, kaum anders als im Wahnsinn enden konnte.

Von bei weitem festerem Stoffe, härter und trotziger erscheint dagegen Anastasius Grün; man könnte ihn den Mephistopheles zu Lenau's Faust nennen. Da ist keine Spur mehr von Harmlosigkeit, alles ist tendenziös, seine Gedichte fast ohne Ausnahme geharnischt, epigrammatisch oder allegorisch. Alle oben angedeuteten Familienzüge der modernen Poesie sind hier markig, entschieden und mit einer gewissen Meisterschaft ausgeprägt: der poetisch emancipirte Nicolai, die Zerrissenheit, die wie bei militärischen Friedensmanövern willkürlich sich selbst einen maskirten Feind setzt, der Haß, der hinter der Larve einer abstrakten Freiheitsliebe, fingirte Tyrannen wüthend anfällt, bis er endlich in der positiven Religion seinen wahrhaften Feind erkennt, und sich fanatisch gegen diesen wendet.

So läßt der Dichter z. B. in seinem „letzten Ritter" den Tod an Kaiser Maximilians Wiege sagen:

„Ein König wird er werden, all Eins, ob bös, ob gut;
Kein König starb auf Erden, der gänzlich rein von Blut. —
Wenn jetzt dies Hirn verdorret, dann brütet's nie davon,
Wie viel der Gräber brauche zum Fundament ein Thron?

Stockt jetzt sein Blut, nie strömet des Volkes Blut dann hin
Zu färben seinen Purpur, weil er zu blaß ihm schien.
Krank ist die ganze Menschheit, an Kön'gen leidet sie."

Ja, der Eingang zu seinem berühmtesten Werke, zum „Schutt", wo er an einem vermeintlichen Kerkerthurme in improvisirte Klagen eines immaginairen Gefangenen ausbricht, ist eine wahre Apotheose des Hasses, eine ingrimmig in die Welt verbissene Selbstquälerei, wie sie kaum bei einem Schubart auf dem Hohenasperg begreiflich gewesen wäre. Der heimliche Rapport indeß zwischen diesem fingirten Gefangenen und dem Dichter erinnert auch hier wieder nur an die Censur-Scheere, indem der erstere sagt:

„Zum Unglück reimt' ich einmal auf Tyrannen
In einem Klinggedicht das Wort: von dannen!
Ein andermal fiel mir auf Senatoren
Kein andrer Reim just ein, als: Midasohren!

Die Reime, traun, sind reine, regeltreue,
Ich brauchte gleich sie wieder ohne Reue;
Doch meinten drauf die Herrn, auf mein Sonette
Gäb's keinen bessern Reim mehr, als: die Kette!"

Und als der Dichter endlich gewahr wird, daß er sich in ganz unnütze Kosten und Wuth versetzt, und einen alten Leuchtthurm für einen Zwinger angesehen, muß er selber bekennen:

„So war der Hain des Friedens und der Liebe
Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen!
Mich dünkt's wohl gar, des dunklen Stammes Triebe,
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen."

Doch ein Dichter mag sich stellen wie er will, er wird immer das, was im Grunde alle Stellung bedingt: sein religiöses Glaubens- oder Unglaubensbekenntniß, direkt oder unwillkürlich, aufweisen müssen. Und unser Dichter thut es häufig und geflissentlich. Wir wollen daher versuchen, den zeitgemäßen Wirrwar, dem auch er in dieser Hinsicht verfallen, nach seinen eigenen Worten in ein möglichst übersichtliches System zu bringen. — Da ist es denn zunächst wieder und immer wieder

jener Haß, der mit wahrem Zerstörungsjubel den Fels der Kirche zu unterminiren, und durch die Dampfkraft der modernen Bildung in die leere pantheistische Luft zu sprengen trachtet. Der Krieg wird (im „Schutt“) durch ein Vorpostengefecht gegen Pfaffen und Mönche eröffnet mit dem, schon seit Blumauer und Langbein landüblichen Feldgeschrei:

„Ei getrost! zum Chor ist's eben
Vom Harem nicht allzuweit!
Mönch und Sultan beide leben
In bequemem Faltenkleid!“

Zu Urkund dessen werden uns darauf einzelne Klosterbilder vorgeführt: ein alter Pater, der, wie ein zu den Deutschkirchlern desertirter junger Caplan, während er ein „lockig Mädchen“ Beicht hört, von des losen Cupido's Pfeil getroffen wird; ein dickbäuchiges Weinfaß im Klosterkeller als Abt, den andern zurufend: wer ist von euch, gleich mir, so voll des Geistes! ein Mönch, welcher, wahrscheinlich aus ähnlicher Ascetik toll geworden, allem Heiligen flucht u. s. w. Ja, selbst der letzte geistliche Beistand, den der Pfaff einem Sterbenden gewährt, ist nur ein unnützer, leichter Gauklerruhm; denn

„Ein Sterbender ist gar ein Sanfter, Milder,
Muß viel, wird euch sich auch gefallen lassen,
Und gleichen Sinn's, Sterbkerze, Heilgenbilder,
Den Kuhschwanz auch nach Inderweise faßen.“

Endlich wird uns auch noch die außerordentliche Entdeckung mitgetheilt, daß bisher nur der Priesterstolz die Welt, gleich Puppen im Marionettenspiel, an seinem Drahte gelenkt habe. Aber die Welt ist, den Göttern sei Dank! jetzt klüger geworden; er beschreibt das abermals gar schnurrig:

„Schon soll der Draht gen Himmel Christum tragen,
Wohl hungert's längst des Puppenspielers Magen;
Da wandelt Satan in Gestalt des Schenken
Mit Wein und Würsten zwischen Bühn' und Bänken.

Die Hand ließ Christum aus den Wolken fallen,
Rasch in die Schüssel griffen ihre Krallen!
Das Auferstehungsfest des Himmelsfürsten,
Ach, wurde so zur Himmelfarth von Würsten!

Das Volk stürzt pfeifend, lachend aus dem Saale,
Zum Nachtisch hagelt's Aepfel noch zum Mahle;
Das war des Puppenspieles tragisch Ende:
Ein Puppenspieler berge gut die Hände.

Ob wir auf's Neu' auch Sonn' und Mond polirten,
Neu Even's Baum mit goldner Frucht staffirten,
Aus bleibt das Volk, leer stehn des Saales Wände:
Ein Puppenspieler zeige nicht die Hände!"

Das ist nun freilich nichts anderes, als die alte, ordinäre protestantische Weltansicht und Geschichtsverdrehung, die seit der Reformation unablässig die Vergangenheit reformirt, und durchaus nicht begreifen kann, wer eigentlich die Würste weggeschnappt hat. Wir wollen daher nicht weiter darum rechten; auch ist hier weder der Raum noch der Ort dazu, die innere Nothwendigkeit der Klöster, und vielleicht gerade für unsere Zeit, weitläufig zu erörtern. Aber wir fragen nicht ohne Erstaunen: hat denn der Autor gar keine Ahnung von der historischen Bedeutung dieser Anstalten? kann insbesondere ein Dichter jemals gegen die Großartigkeit der Idee der Klöster sich verschließen, und diese Idee der Gemeinheit zum willkommenen Fraße hinwerfen? Es ist allerdings hier eben nicht mehr die Blumauer-Langbeinische Rohheit, die immer vor Lachen bersten wollte. Aber die alte Frivolität wird nur um so widerlicher, wenn sie jungdeutsche Prätensionen von Philosophie und heroischer Tugend macht.

Nachdem also der Fels auf diese Weise vom Schaum des Zeitgeistes gehörig beleckt und unterwaschen, eine Klammer des alten Baues nach der andern herausgenommen oder verschoben worden, geht es nun frisch an's eigentliche Schuttmachen und Abtragen des Münsters von oben herab. So wird im „letzten Ritter" vom Kaiser Max gerühmt:

„Nicht batst du um die Krone zu Rom nach alten Brauch
— Ha, sollte Cedern stützen der Pfaffenkäppleinstrauch? —
Du hast, den Blick nach oben, sie selbst auf's Haupt gepreßt,
Der Himmel sprach den Segen, und sie stand schön und fest.

Doch — Bischof Roms! — fest halte die eigne Tiar' am Haupt,
Denn sieh', schon tost der Windstoß, der sie gar leicht dir raubt,
In Staub wird er sie rollen — nicht fern ist mehr die Zeit —
Und dem verlornen Hütlein nachläuft die Heiligkeit.

O Max, dir hieß nicht Ketzer, der Mann aus Sachsenland,
Der derbe Ritter der Wahrheit, der Held im Mönchsgewand,
Der kühn aus Roma's Frohne befreit der Christen Heer! —
Der Tod ist Papst uns Allen, unfehlbar ist nur Der!"

Und an einer andern Stelle heißt es wieder:

„Ein Kampf wird's der Gedanken, der Geist wird Kämpfer seyn;
Ein schlichtes Mönchlein predigt zu Wittenberg im Dom,
Da bebt auf altem Thronsitz der Mönche Fürst zu Rom.

Ein neuer Dom steigt herrlich in Deutschland dann empor,
Da wacht mit Lichteswaffen der heil'gen Streiter Chor,
An seinen Pforten möge der Spruch der Weisen stehn:
Ist's Gottes Werk, wird's bleiben, wo nicht, selbst untergehn!" —

Diese Prophezeiungen des Dichters scheinen indeß nicht recht in Erfüllung gehen zu wollen, weder die von der im Staub kollernden Tiara, noch die von dem herrlichen Dom in Deutschland; der Dichter müßte denn etwa den luftigen Dom meinen, an dem der Streiter-Chor der Lichtfreunde wacht. Jedenfalls aber drängt sich — wenn man in dieser allgemeinen Confusion überhaupt noch fragen oder sich über etwas verwundern darf — hier die Frage auf: wie ein Katholik eine so absonderliche Passion für das Verlieren der Tiara und für den Lutherdom hegen, oder, wenn er nun einmal diese Begeisterung hat, sich noch einen Katholiken nennen kann?

Bisher hat jedoch unser Autor mehr oder minder nur erst an dem äußern Bau der Kirche gerüttelt; jetzt wendet er sich schon gründlicher gegen das innere Heiligthum selbst. In dem vierten Romanzen-Cyclus seines Schuttes: „Fünf Ostern", erzählt nämlich der Dichter die Geschichte Jerusalems und des heiligen Landes seit Christus: zunächst die Zerstörung und den Fall Zion's durch Titus; dann die Wiederaufrichtung des Kreuzes auf den Trümmern, bei welcher günstigen Gelegenheit na-

türlicherweise die große Völkerströmung der Kreuzzüge, von dem kosmopolitischen Standpunkte einer zärtlichen Bruderliebe, zu einer höchstbedauerlichen Aufwallung des rohen Mittelalters reformirt, und ungefähr dem Gebahren des Titus gleichgestellt wird. In der letzten Romanze aber, wo der Dichter-Seher vorgreifend ein künftiges Ostern darstellt, sind plötzlich „die alten Gräuel, der Krieg- und Knechtsinn und des Luges Brut" von einem übermäßigen Frühling überwachsen und überblüht, da ist nichts als Jauchzen, Funkeln, Glänzen und Schimmern, Städte unten und Häuser oben, „kein leiser Traum des Grabs, auf dem sie stehn!" Auf Golgatha, „in eines Gärtchens Mitte", wohnt ein glückseliges Liebespaar. Der Mann hat bei der Feldarbeit ein seltsames Gebild von Stein gefunden, er zeigt es verwundert allen Nachbarn, Keiner, selbst ein uralter weiser Greis nicht, kennt es mehr — es ist ein Kreuz! Sie stellen „das räthselhafte, ehrwürdige Alterthum" vergnüglich im Garten auf:

„So steht das Kreuz inmitten Glanz und Fülle
Auf Golgatha, glorreich, bedeutungsschwer,
Verdeckt ist's ganz von seiner Rosen Hülle,
Längst sieht vor Rosen man das Kreuz nicht mehr."

Mit Einem Wort — und das ist des Pudels Kern — aus dem endlichen Schutte des Christenthums erhebt sich glorreich eine ungeheure Heiterkeit, eine ganz neue, geläuterte Religion der Liebe, deren Ausbruche, wie es scheint, eben nur das verwunderliche Kreuz bisher hinderlich gewesen. Der Dichter ist denn auch im „Epilog" ganz außer sich vor Freude über dieses glückliche Changement:

„Wie zu Worms der Reben Kette
Um den Dom der Liebenfraue
Reich sich rankte, an der Stätte
Der verbrannten Klosterbaue!

Wäre Ahnung wem geworden,
Daß einst gaukelnd um die Grüfte
Bärt'ger Kapuzinerhorden
Solch ein lieblich Träumen düfte!

Freunde, laßt uns lagern drunter
In dem grünen Dom der Zecher!
Keltert von den Trauben munter
In die tiefen, goldnen Becher!

Und es werden selbst die Frommen,
Traun! uns nicht zu schelten taugen,
Da, durch Christi Thrän' entglommen,
Milch der Liebenfrau wir saugen!"

Wohl bekomm's ihnen! nur erinnert dieser Becherklang gar zu sehr an die weinseligen Liebesmale der ehrwürdigen Brüder M. M. bei ihren Johannesdiners.

Fragen wir aber nun, wie billig, etwas näher nach der eigentlichen Beschaffenheit jener neuen Religion, die sich über diesem Schutte der Kirche erheben soll, so erblicken wir mit gerechtem Befremden mitten in dem Reben- und Rosen-Dorado gerade wieder nur das alte Nicolaische Pantheon,

„Das aufgethan, zu jener Eifrer Spott,
Den Göttern allen in dem Einen Gott!"

eine Art von antediluvianischem Natur-Gottesdienst:

„Zerfetzt ist das Panier, drum ihr euch reiht!
Zu Meß und Predigt kein Kaplan bereit!
Fahn' ist ja jeder Baum im Vaterland,
Gott selbst hat ihm gestickt das Fahnenband.

In unsichtbarer Priesterhand erhöht,
Schwebt hoch, vom blauen Baldachin umweht,
Die Sonne durch der Wolken Opferduft,
Der Lieb' und Freiheit Hostie, in der Luft.

Ist eines Sonnenstrahles stiller Flug
In's Menschenherz nicht Priesterweihe gnug?"

eine Vornehmthuerei, die ihr eigenes stolzes Wohlbehagen für Andacht gibt, und endlich ganz in modernen Pantheismus zerfließt:

„Ich aber weiß, des Daseyns Ring, der helle,
Er ist in Einem, ungeheuren Bogen
Durch Stern und Baum, durch Rosen, Sonnenbälle,
Durch Menschenherz und Engelsbrust gezogen.

> Und nur ein Theil von mir wird eingegruftet,
> Ein Theil von mir wird fort sein Daseyn leben;
> Ein Theil von mir ist's, was in Rosen duftet,
> In Sonnen flammt, und grünt in Palm' und Reben!"

Und kraft dieses Alleins nimmt denn auch dieser religiöse Communismus dereinst ohne weiteres Besitz vom Himmelreich, nicht betend, sondern trotzig rechtend:

> „Und dein Fuß, er wird nicht wanken,
> Schreiten wirst du fest und grad,
> Nicht wie einer, der zu danken,
> Nein, wie der zu fordern naht!
>
> Wie im Fürstensaal der Arme
> Stolzen Aug's es rings erblickt,
> Daß mit seinem Schweiß und Harme
> Sich die Majestät hier schmückt!"

Wir sind hier absichtlich ausführlicher gewesen, weil wir wissen, daß die österreichische Dichterphalanx, die man die jungjosephinische nennen könnte, A. Grün's Erfolge überall siegesjubelnd als Standarte ihres Fortschrittes vorstreckt, ohne zu bedenken, daß diese Standarte auch schon wieder in's Hintertreffen gehört, und von den rothen Mützen der Jung-Hegelianer, Deutschkirchler und Lichtfreunde in Norddeutschland längst überflügelt worden, und daß daher die österreichische Literatur, wenn sie auf diesem Wege fortfährt, den Protestantismus nachzuahmen, aus Mangel an gründlicher Vorbildung in diesem Fache, trotz allem saurem Schweiße der angestrengtesten Aufklärung, doch immer wieder hinter der eilfertigen Zeit zurückbleiben wird. Das sind, wie jeder Kenner der letzteren einsieht, Alles nur noch blöde Versuche, halbresolute und halbschüchterne Anläufe zu den schon ganz anderen Luftsprüngen jener norddeutschen Vortänzer, die über eure weitschweifigen Complimente vor irgend einer noch sogenannten Religion der Liebe oder des Hasses mitleidig lächeln, und sich keineswegs mehr scheuen, unumwunden ihre Intelligenz nicht bloß über die positive Religion, mit der sie längst fertig geworden, son-

dern auch über die altfränkische Moral zu stellen. Ungeduldiger, als Ihr, sind daher auch schon ganze Schmeißfliegenschwärme aus euerer vaterländischen Poesie ausgeflogen, und haben, mit Jenen brüderlich Halbpart machend, in ausländischen Blättern ihre Brut abgesetzt.

Was wollt Ihr demnach eigentlich? Die Poesie, als solche fördern? Vergebliche Täuschung! Die Poesie ist nur der künstlerische Ausdruck der Weltansicht; eine Weltansicht aber, indem sie das Dießseits außer allen geheimnißvollen Rapport mit dem Jenseits setzt, ist trotz aller ästhetischen Anspannung in ihrem Grundwesen eine nüchterne, verstandesbornirte, mithin durchaus prosaische! Das thut's halt nimmer mehr! — Oder wollt Ihr, wie es allerdings den Anschein hat, weitergreifend eure Zeit von dem finsteren Mittelalter emanzipiren, die arme Menschheit vom Priesterjoche des religiösen Aberglaubens, das ihr freilich seit Jahrhunderten sehr empfindlich auf das wilde Fleisch drückt, großmüthig befreien? Macht euch nicht überflüssige Müh! Der ungebildete Pöbel, die immer vernehmbarer heranmurmurirende Masse der Proletarier, kennt euch nicht und fragt auch nicht im mindesten nach euch, sie haben ihren absonderlichen Fortschritt für sich. Und der gebildete Pöbel braucht euch nicht; der weiß euren Katechismus längst auswendig, und geht viel lieber bei seinen norddeutschen Vortänzern in die Schule. Aber hinter den Bergen wohnen auch noch Leute, die Ultramontanen, wie Ihr die Katholiken, d. h. die es in der That noch sind, zu nennen beliebt; und auf diese ist es ohne Zweifel vorzüglich abgesehen. Nun werdet Ihr aber doch nimmermehr so gutmüthig seyn und alles Ernstes meinen, diese verstockten Finsterlinge jemals durch eure Liebes- und Freiheits-Hostie der Sonne bekehren und zufrieden stellen zu können. Oder mögt Ihr euch denn gar nicht herablassen, zu merken, wie neben und trotz euch ein großes religiöses Volksgefühl wieder wach geworden und gewaltig ringt mit der Zeit? Noch ist dieses Gefühl mächtiger als die Schreiber. Das Volk, zumal

das gesunde österreichische Volk, ließ sich früher und läßt sich jetzt seine heiligsten Güter, seine mit ihm historisch gewordene Religion nicht so leichtphilosophisch über dem Kopf hinwegdichten, und dafür euere ungebetene Glücklichmacherei und Schulweisheit sich aufdrängen.

Doch alle Poesie ist, wie gesagt, immer nur der Sprecher der innersten Lebensgesinnungen einer Culturperiode. In einer Zeit also, wo Alles von dem bisherigen Temporisiren, Leben und Lebenlassen, ungestüm, gewaltsam und überstürzend zu endlicher Entscheidung in den Dingen, im Guten wie im Bösen, drängt; wird die Kunst allein nicht neutral bleiben können, vielmehr auch die antichristliche Begeisterung ihre Poesie haben müssen. Da aber diese Poesie, wie wir gesehen, im Verhältniß zu der gleichen Richtung in der Philosophie und anderen wissenschaftlichen Disciplinen, noch ziemlich ungeschickt und wesentlich eine juvenile, ja gewissermaßen unmögliche Poesie ist, so hoffen wir, daß sie an dem wachsenden Ernste der Entscheidungen sich allmählig besinnen, und zur Liebe und zum lebendigen Wort der Wahrheit sich Bahn brechen wird; und vielleicht zunächst in Oesterreich, wo viele noch schlummernde Talente in dem Reichthum nationaler Erinnerungen und der großentheils noch unbefleckten Unbefangenheit eines heiteren Volkes einen fruchtbaren Boden finden. Diese Hoffnung soll uns aber nicht abhalten, unsererseits nach Kräften diesen Durchbruch zu fördern, und daher alle Waffen, die uns zu Gebote stehen, gegen jene antichristliche Poesie zu wenden.

XXXII.

Bischof Altmann von Passau im Investitur-Streite.

(Schluß.)

Ich weiß nicht, ob wir sonst wieder einen Mann, gleich Gregor, in der Weltgeschichte so ungeheure That, so schauerlichen Kampf, mit so täuschungsloser Erkenntniß, so hellem Vorbedacht und so freiem, reinen Willen auf sich nehmen sehen. Das war fürwahr ein treuer Nachfolger desjenigen, der das Kreuz mit göttlichem Bewußtseyn und Willen auf sich genommen hat! Daß er diesen als seinen Helfer kannte, und auf Ihn rechnete, erklärt allein, aber hinreichend, sein Wollen wie sein Vollbringen. Bei sogestalten Sachen das Erkühnen zu solchem Unternehmen ehrgeizigen oder sonst wie beschaffenen niederen Beweggründen, unter Anwendung menschlicher Hülfsmittel zuschreiben, und dabei irgend eine Aussicht und Erwartung von Erfolg in der Seele des Mannes voraussetzen zu wollen, mag der absichtlichen Verkennung der Wahrheit oder dem Wahnsinn überlassen bleiben. So aber, wie Gregor war, möchte es vielleicht schwierig erscheinen, unter denen, die man Helden oder Große nennt, einen heldenmüthigeren und größeren aufzufinden; wenigstens unter den historisch wirksamen, und die großen Vollbringer der *unsichtbaren* Thaten des Gebetes, der Selbstentäußerung und

des innerlichen Lebens außer Rechnung gebracht, zu denen wohl Gregor eben auch gehört, zwischen welchen aber keine menschliche Hand mehr die Wage der Entscheidung hält.

Dieser große Reformator also (um dem Worte eine Wahrheit der Bedeutung zurückzugeben), außer der Tüchtigkeit seines Willens und Charakters, zugleich durch seine früheren Stellungen, theils im Mittelpunkte zu Rom, theils als Legat nach verschiedenen christlichen Provinzen von den Verhältnissen der göttlichen Sache, wie nicht Einer, unterrichtet, begann die Reform und Wiederherstellung, nach Art der Erleuchteten und Berufenen, von innen heraus, an dem irdischen Leibe und den Gliedern der Kirche. — Seine Mithelfer vor Allem im heiligen Dienst, die vom geistlichen Stand, die durch Simonie und Incontinenz bemakelt und geschwächt waren, durch die entgegenstehenden Tugenden zu reinigen und zu stärken, mußte seine erste und dringendste Sorge seyn. Und so wie diese beiden Laster in einander spielten, und Eines durch das Andere bestand und um sich griff, so mußte ein gemeinsamer Schlag nach beiden geführt, in dem festgestellten Cölibat der Versuchung zu simonistischer Amtserschleichung, in der canonischen Pfründenverleihung der Hoffnung auf Familienversorgung ein wirksames Ende gemacht werden. Die von Gregor berufene römische Synode von 1074 that nach beiden Seiten Vorsorge; sie erneuerte kräftig die alten Kirchensatzungen wider Simonie und Unenthaltsamkeit; Käufer wie Verkäufer des Heiligthums wurden gebannt; beweibten Priestern zwischen Enthaltung von ihren Weibern, oder von Ausübung ihres Dienstes die Wahl gelassen; von den Widersträubenden Sacramente zu empfangen, oder ihrer Messe beizuwohnen, wurde dem ganzen christlichen Volke verboten. Ein mehr als viel Worte redendes Zeugniß von dem Geiste der Zeit bietet der Umstand, daß von mehr als vierzig deutschen Bischöfen nur zwei es wagten, diese päpstlichen Decrete ihrem Clerus kund zu machen, nämlich jene von Mainz und Passau; während doch auch Cöln, Salzburg, Würzburg, Metz, vielleicht noch einige andere, in würdigen Händen wa-

ren. Und noch dazu liegen bei dem mehr als zweideutigen Erzbischof Siegfried von Mainz die Motive seiner Handlungsweise nicht völlig im Klaren.

Unser Altmann ist aber von nun an in das Licht der welthistorischen Handlung, in den großen Kampf des Tages eingetreten.

Die erwähnte, unverweilte Verkündigung der päpstlichen Cölibatsverordnungen bilden in diesem Kampfesgang den ersten Schritt. Die Aufnahme geschah, wie zu erwarten stand. Die beweibten und zugleich widerspänstigen Cleriker erhoben schwere Klage über das unerhörte neue Joch; „sie hätten weder Kraft noch Willen, der langgewohnten Lebensweise sich zu entschlagen; seit unvordenklichen Zeiten sei es gewesen, wie sie es bisher gehalten, und alle seine Vorfahren hätten ihnen dieses also gewährt." Altmann, indem er ihre Widerspänstigkeit zurechtwies, und ohne ein Wort an dem Befohlenen nachzulassen, verschob dennoch, im Geiste der Klugheit, für die nächste Zukunft die Ausführung seiner Befehle; aber am heil. Stephanstage desselben Jahres (1074), dem Kirchenfeste der Passauer-Diöcese, bestieg er die Kanzel seiner Bischofskirche, und verkündete den daselbst versammelten Clerikern, in Gegenwart des ganzen Volkes und seiner Großen, von Neuem das päpstliche Ausschreiben, mit der Schwere aller canonischen Strafen diejenigen bedrohend, welche der Reinheit apostolischer Disciplin sich zu fügen ferner widerstreben würden. Zu unserem Entsetzen werden wir von den Quellen benachrichtigt, daß der fromme Bischof damals nur durch den Beistand Gottes und den Schutz der anwesenden Fürsten der Wuth seiner eigenen Cleriker entging.

Indem er nun Gregor ähnlich geworden war, in dem erfahrenen Widerspruche seiner eigenen ihm verpflichteten Standesgenossen, sollte er ihm noch weiterhin verähnlicht werden bis zur Genossenschaft des Kampfes wider den großen Feind dieser Tage, *den zügellosen* und kirchenräuberischen König Heinrich, den er mit

geringerer Macht und in der Nähe zu bestehen hatte. Denn durch die Schuld der Zeiten, seiner Umgebungen und seiner eigenen war dieser junge Fürst herangediehen zu einem mächtigen Uebel für die Kirche, wie für alle Wohlgesinnten seines Reichs; zu demjenigen, als welcher ihn der Biograph unsers Altmann in allerdings bittern und schwarzausmalenden Worten bezeichnet: „Als er kaum die Gränzen des Jünglingsalters überschritten, lebte er wie Roß und Maulthier, zügellos dahin; des Reiches Sorge verschmähend, dem Bauche und der Wollust fröhnend, wandelte er die königliche Milde in Tyrannei; die freie Herscherin, die Kirche, jochte er, gleich einer Magd, in Dienstbarkeit; denn er verkaufte, gleich Giezi, alle kirchlichen Rechte, erfüllte alle Stätten mit seiner Ueppigkeit, und verwirrte unter Blutvergießen, Brand und Plünderung sein ganzes Reich.“

„Ehrwürdige Bischöfe wurden von ihren Sitzen verjagt; gräuelvolle Menschen den Kirchen Christi vorgesetzt; die Fürsten entbrannten in Haß und Zwietracht; das Kriegsvolk raubte dem Landmann alles das Seinige; von allen Seiten erscholl Jammer und Klaggeschrei; allenthalben herrschte Furcht und Entsetzen.“

Mit diesem Könige hatte der Papst, nicht lange nach jenem Vorgange in Passau, durch den Beschluß seiner dritten Synode (1075), der die Investitur der geistlichen Aemterträger durch Laienhand verwehrte, zuerst den Kampf begonnen. Den trotzigen und gesetzlosen Sinn des Königs begütigte nicht ein versöhnendes, und so weit das Princip es gestattete, Ausgleichung bietendes Schreiben Gregors; er widerstrebte wie mit dem Wort so in der That, muthiger und herrischer als je zu einer Zeit, nachdem ihm der große Sieg über die Sachsen eben seine einheimischen Feinde zu Füße gelegt. — Eine Reihe, zum Theile nicht einmal rechtmäßig erledigter Bisthümer erhielten in diesen Läuften aus seiner Hand unwürdige Vorsteher. Ein warnendes Schreiben des Papstes ward von ihm mit Verachtung

zurückgewiesen; die unter Androhung des Bannes ihn nach Rom vorladenden Legaten wies er mit Schmach von seinem Hofe fort; es folgte der letzte Wurf des Königs, die sklavische Wormser Synode, die in Unterwürfigkeit gegen die Launen ihres Gebieters den Papst zu entsetzen sich anmaßte. Beschimpfende Briefe begleiteten die Nachricht von dem Geschehenen. Es erfolgte, was geschehen mußte, der Bann des Papstes über den König.

Unter solchen Stimmungen dieses Fürsten gelangten an ihn die vor Altmanns strenger Handhabung der Kirchengesetze flüchtigen, oder von diesem, aus ihren Pfründen gewiesenen, beweibten Cleriker. Das Mittel, das zu Worms wider Gregorn galt, ward mit gleichem Erfolge, vor bestochenen Ohren, wider Altmann aufgeboten: die schwärzeste aber auch plumpeste Verläumdung. Der König, ohne Zweifel bereits durch den Kern und die Färbung des Mannes wider Bischof Altmann eingenommen, fiel mit Schaaren der Seinigen in das passauische Gebiet, setzte die vertriebenen Beweibten neuerdings in ihre Pfründen ein, vertrieb, betrübte und mißhandelte die Wohlgesinnten, und schaltete im Land nach Heidenbrauch. Der fromme Bischof entwich vor den Drängern in sein Vaterland Westphalen, wo er eine Zeitlang, in Verbannung, selbst unter Noth und Dürftigkeit, in geduldiger Verborgenheit lebte.

In dieser Zeit der Ruhe und des Nachdenkens mochte es geschehen seyn, daß über seine eigene Berechtigung zum Bischofthume Zweifel in ihm rege wurden, denn auch er hatte ja aus Laienhand das heilige Amt davongetragen. Also finden wir ihn bald nachher auf dem Wege nach Rom, wo er dem Papste genauere Kunde von seinen Verfolgungen gibt, aber auch zugleich das Bisthum, aus dem vorgedachten Grunde, in seine Hände zurücklegt. Der Biograph erzählt, daß, als der Papst eine Zeit nachher in einer Kirche mit den Cardinälen versammelt, über Altmanns Wiedereinsetzung in sein Bisthum handelte, der gegenwärtige Altmann aber in Demuth sich der

Würde weigerte, eine plötzlich in die Kirche gerathene Taube, nachdem sie eine Zeit lang unstet herumgeflattert, zuletzt auf Altmanns Haupte sich niedergelassen. Der Papst habe darauf, mit allen Gegenwärtigen einen göttlichen Wink hierin erkennend, alsbald seine eigene Inful herabgenommen, und unsern Altmann damit geschmückt, den er als Bischof und Legaten des römischen Stuhls in Freude und mit seinem Segen nach Deutschland zurück entließ.

Hier finden wir ihn alsobald in seiner neuen Vollmacht thätig. Mehrere Bischöfe, die in Heinrichs Getriebe verwickelt, mit ihm den Kirchenbann auf sich geladen hatten, erbaten und erhielten von ihm, auf die vom Papste gesetzten Bedingungen, ihre Lossprechung. Wichtiger noch ist sein Erscheinen auf dem großen Fürstentag zu Tribur. Die versammelten Fürsten hatten nichts geringeres vor, als dem unwürdigen Träger der Krone ihres Reichs einen Nachfolger zu geben. — Die päpstlichen Legaten, Sieghard von Aquileja und Altmann von Passau, die ein Schreiben Gregors an die Fürsten mitbrachten, wirkten nicht in diesem Sinne; unverkennbar war das Bestreben des Papstes, den König auf dem Thron zu erhalten; nur im Falle fortgesetzter Vergewaltigungen der Kirche, und der widerspänstig behaupteten Investitur von seiner Seite, sollten sie zu einer neuen Wahl schreiten*). Weit entfernt also, daß Papst und Legaten die Fürsten verhetzt hätten, vereitelte vielmehr ihr Einfluß jenen den König augenblicklich bedrohenden Schlag, und setzte in eventuelle Aussicht, was die Fürsten ohne Aufschub zu beschließen daran waren. Hatte sich doch Heinrich selbst schon erboten, die Regierung Andern zu überlassen, und nur mit Namen und Zeichen der königlichen Würde sich zu begnügen, denn der Sieg und die Berauschung des Sieges waren von ihm gewichen, und mit geänderten und trüben Läuften hatte, wie seine Art war, der trotzige Uebermuth einer schwächlichen Verzagtheit Raum gegeben. Der Ab-

*) Vgl. Döllinger, Lehrbuch der Kirchengeschichte, B. B. 143.

schied des Tages überließ dem Papste die Entscheidung, der zu einem erneuerten Fürstentag nach Augsburg eingeladen wurde; Heinrich sollte erst, wenn er binnen Jahr und Tag sich nicht aus dem Banne gelöst, sein Recht auf das Reich verlieren, „da er es nach den Gesetzen als Einer, der jahrelangen Kirchenbann erleidet, nicht mehr verwalten könne." — Dieß sind die eigenen Worte des Lambertus von Aschaffenburg.

Jenem Fürstenbeschluße folgten die eiligen Bestrebungen Heinrichs zu seiner Lösung aus dem Banne, welche Eile das seiner längeren Reichsverwaltung, im entgegensetzten Falle, widerstehende Reichsgesetz anerkannte, und die Tage in Canossa (1077). Die Unaufrichtigkeit des Königs und sein Wiederabfall, bald nach der Versöhnung, versammelte die Fürsten auf dem neuen Tag zu Forchheim, wo sie, in Hitze des Entschlußes, und uneingedenk ihres, dem Papste geleisteten Versprechens, auch der von ihm erhaltenen Mahnung: ohne die höchste Noth zu keiner neuen Königswahl zu schreiten, in der Person des Herzogs Rudolph von Schwaben ein neues Oberhaupt dem Reich erwählten. — Ob Bischof Altmann diesem Tage beigewohnt, ist nicht außer allen Zweifel gestellt; es ist von einigen aus dem Zusammenhange dieser Handlung mit der Triburischen, und aus dem Umstande geschlossen worden, daß König Heinrich bei seiner Rückkehr aus Italien, die der Forchheimer Versammlung nachfolgte, nach dem Zeugnisse des Berthold von Constanz, die passauischen Kirchengüter mit besonderem Unglimpf behandelte. Hansitz, der diese Behauptung unter anderen aufgestellt, nimmt auch für ausgemacht, daß Altmann noch auf dem späteren Fürstentage dieses 1077sten Jahres zu Goslar erschienen, wo aber ein anderer Legat, Bernhard, den erneuerten Bann gegen Heinrich verkündigte, und den neugewählten König Rudolph bestätigte, eiliger, wie es scheint, als beides des Papstes Meinung gewesen, der noch für März 1078 eine Synode nach Rom ausschrieb, wo er die Gesandten beider Könige zu hören beabsichtigte. — Die Biographen Bischof

Altmanns schweigen von diesen beiden Erscheinungen desselben zu Forchheim und zu Goslar, aber sie reden allerdings auch nicht von seiner Anwesenheit zu Tribur, die durch Lambertus und andere Quellen zur vollkommenen Gewißheit beglaubigt ist.

Wenn aber auch Zweifel bestehen über die Theilnahme Altmanns an dieser oder jener Verhandlung, so waltet doch keiner ob über seine Stellung in der Zeit und deren Kämpfen überhaupt. Diese Stellung ist, wie durchaus kirchlich, und die Interessen der Religion und des heiligen Stuhles mit kampffertigem und opferfähigem Eifer vertretend, so dem Könige entschieden feindlich, als in welchem er den Mittelpunkt aller kirchenwidrigen und verderblichen Richtungen und Verhältnisse seiner Zeit, und den nimmer ruhenden, eben so schlauen als trotzigen, zugleich mächtigsten und entschlossensten Gegner der Sache des Heiligthums mit Recht erkannte. Daraus könnte ihm nur derjenige einen Vorwurf machen, der völlig in der Sachlage und den Anschauungsweisen seiner Zeit befangen, die Gestaltungen und Pflichten der Jahrhunderte auf einförmiger Wage abwägend, die Geschichte für eine langweilige Wiederholung gleicher Bedingungen und auch äußerlich gleicher Anforderungen in den Menschen erachtete, und seiner Schuldigkeit nicht anders zu genügen glaubte, als wenn er dieselbe Schuldigkeit auf Menschen ganz anderer Zeiten und Weltverhältnisse ausdehnte. Wie sehr Altmann innerhalb des gesetzlichen Kreises seiner Zeit stand, und wie sehr eben diese Gesetze und das ganze Recht des Jahrhunderts dem ferneren Bestande der Regierung Heinrichs entgegen waren, davon gibt es einen ganz unverwerflichen und unbedenklichen Zeugen, — eben den König Heinrich selbst. — In allen seinen Klagen und Beschwerdeführungen wider die Gegner kam es ihm nie in den Sinn, die staatsrechtlichen Folgen der Excommunication zu läugnen, oder auf der Fortdauer seiner Herrschaft als Gebannter, wie auf einem Rechte zu bestehen, sondern er wußte keine andern Wege, eben diese Herrschaft zu

behaupten, als die Rechtmäßigkeit des Bannes selber in Frage zu stellen, oder die Rechtmäßigkeit der Würde desjenigen, der ihn gesprochen hatte. Diese grundsätzliche Einigkeit des Königs mit seinen Gegnern scheint wohl das nichtzuverläugnende Rechtsbewußtseyn der Zeit am unwidersprechlichsten herauszustellen, und macht jede fernere Rechtfertigung unnütz. — Eben weil der Staat in's Ungethüme ausgewachsen war, und die Kirche zu verschlingen und in sein Wesen aufzunehmen drohte, stellten sich alle Erkennenden und von Innen recht gerichteten damals gewissermaßen als Gegner desselben; d. h. nicht der Idee, noch des nothwendigen und von Gott gebotenen Gehorsams, sondern jener Ungebühr, die sich von der Wurzel aller Gerechtigkeit, und somit auch des eigenen Rechts loslösend, mit dem allgemeinen Ruin auch den des Staates selber zu bereiten im Begriffe stand.

Nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Paderborn, wo er mit dem Bischofe der Diöcese, Poppo, eine neuerbaute Kirche weihte, finden wir den Seligen im Jahre 1079 wieder in Rom. Er setzte diesen Aufenthalt fort bis in's Jahr 1080 und zu jenem Tage, der das päpstliche Entscheidungsurtheil in der Sache der Könige wider Heinrich und für Rudolph brachte. Ein Schreiben Gregors VII. bezeichnet ihn und den Bischof von Metz als diejenigen, welche von Allem darüber Verhandelten und Beschlossenen die sicherste Kunde hätten. Ob ein paar andere Schreiben des Papstes, an den Seligen selbst gerichtet, in die Zeit nach seiner ersten oder zweiten Abreise von Rom fallen, ist nicht leicht auszumachen, doch wenigstens von dem Einen das erstere wahrscheinlicher. Daß er öfter vom heiligen Stuhle mit Briefen geehrt wurde, die sich zum Theile auf sein bischöfliches Amt, zum Theile auf die Führung seiner Legatenwürde bezogen, bezeugt der Biograph ausdrücklich, und es finden sich deren in der erhaltenen Sammlung der Briefe Gregors VII. Auch noch in späteren Jahren erhielt er ein Schreiben von Urban II., mit dem an den neuen Erzbischof Thiemo von Salzburg zu überbringenden Pallium.

Im Jahre 1080 bewährte Altmann sein Legatenamt in Deutschland von Neuem dadurch, daß er über die neue, nach Rudolfs Tode auf Hermann von Salm gefallene Gegenkönigs-Wahl an den Papst berichtet. Wichtiges aber gelang seinem Eifer für die katholische Sache in dem darauf folgenden 1081sten Jahr. Er gewann den Markgrafen von Oesterreich, Leopold den Schönen, dahin, daß er in einer feierlichen Versammlung zu Tuln sich von der Partei Heinrichs und der durch ihn erregten Spaltung (denn bereits hatte der König, auf's Neue von dem Papste gebannt, seine kirchenräuberischen Unternehmungen mit Erhebung des Afterpapstes Guibert gekrönt) auf das feierlichste lossagte, alle Anhänger und Beförderer derselben aus dem Lande trieb, die Getreuen aber und mit Gregor und seinen Legaten in Gemeinschaft beharrenden nach besten Kräften schirmte und vertheidigte.

Dieser Entschluß Leopolds, und der Umstand, daß auch der Markgraf Ottokar von Steiermark zur Sache Gregors und der Kirche hielt, gestattete dem seligen Altmann wiederum die Rückkehr, wenigstens in einen Theil seiner Diöcese, den größeren allerdings, nachdem der Passauersprengel, wie wir erwähnt haben, einen so beträchtlichen Theil von Oesterreich sammt einem Theile von Steiermark in sich begriff. Rücksichtlich der Stätte, an welcher er von nun an, nachdem ihm der Eintritt in seine bischöfliche Residenz Passau selber fortwährend verweigert blieb (wo auch bald darauf ein Eingedrungener Stab und Infel usurpirte), seinen weiteren, und so fern ihm überhaupt zu residiren vergönnt war, bleibenden Sitz aufschlug, theilen sich die Auctoren zwischen Ens und Mautern. Für ersteres könnte der Gedanke einer Wiederbelebung des alten norischen Metropolitansitzes (denn Ens ist mit Lorch der Lage nach einerlei) einen Augenblick sprechen, aber sein häufiger Verkehr mit seiner Stiftung Göttweih, deren Vollendung in diese Zeit fällt, entscheidet, mit überwiegender Wahrscheinlichkeit, für Letzteres. Sicher aber finden wir den seligen Bischof zu Lörch (oder Ens) im nächsten Jahre 1082, wo er den

Markgrafen von Steiermark in der Stiftung des Klosters Garsten unterstützte.

Wie dem nun aber auch immer sei, gewiß ist unser Altmann seit dem faktischen Verluste seiner Gerichtsbarkeit in den anderen Theilen seiner Diöcese ein völlig österreichischer Bischof, und er möchte bei seinem großen, apostolischen Verdienste um die Kirche dieses Landes wohl unter den Patronen desselben einen Platz einnehmen können, so daß es zu verwundern und zu beklagen steht, wie sein Andenken und seine Verehrung daselbst so ganz erloschen, und fast bis auf seinen Namen aus dem ungetreuen Gedächtnisse der Mitbürger seiner letzten Heimath entschwunden sind, dergestalt, daß, seine Stiftung Göttweih abgerechnet, wo ihm auch eine jährliche Feier begangen wird, ein bischen gelehrte Kenntnißnahme von ein paar Liebhabern alter Zeiten die einzige Erinnerung ist, die sich von ihm auf dem Schauplatze seiner Mühen und seiner Wohlthaten erhalten hat. So vergeßlich ist die Welt; glücklich die Heiligen, daß sie nicht für diese Welt gearbeitet haben! Ihr Theil wird nicht von ihnen genommen werden.

Leopold der Schöne also, der Vater Leopolds des Heiligen, jenes in Gott großen Fürsten und Landespatrones von Oesterreich, hatte unserm Altmann in seinen Gauen wieder eine bischöfliche Amtsführung und Wirksamkeit möglich gemacht. Altmann vergalt diese Wohlthat nach Weise der Heiligen mit hundertfachem Segen, den er auf das Land streute; in diesen apostolischen Bestrebungen verläuft der fernere Inhalt seiner Geschichte. — Unter den Wohlthaten aber, die ihm Oesterreich verdankt, ist ohne Zweifel die erste und größte, daß er das Land in der Vereinigung mit der Kirche, in der Verbindung mit dem römischen Stuhle und der katholischen Einheit erhalten hat, während so viele deutsche Gauen von diesem Mittelpunkte losgerissen, dem Afterpapste Heinrichs preisgegeben waren. In diesem, wie in vielem Andern, unterstützte ihn mit eifervoller Mitwirkung, sein frommer Fürst, der Markgraf Leo-

pold. — Altmanns nächstes und ernstliches Augenmerk war die Sorge für die Reinheit, Würde und Herrlichkeit des göttlichen Dienstes. Vor diesen Tagen waren weit die meisten Kirchen Oesterreichs nur von Holz, ohne allen Schmuck und würdige Zier; diese hölzernen Kirchen versahen, nach einem Ausdrucke des Biographen, so zu sagen hölzerne Priester, beweibt und auf Gewinn versessen, und so sehr unwissend in den Pflichten ihres Dienstes, daß sie die Gebete der heiligen Messe verwechselten, oder völlig Ungehöriges statt den vorgeschriebenen Worten hersagten. — Durch Altmanns treue Fürsorge erstanden allenthalben steinerne Kirchen, mit allem nöthigen Geräthe wohl versehen, mit frommen Bildern und erbaulichem Zierath geschmückt, und was das Beste war, von reinen und in ihren heiligen Pflichten wohlerfahrenen Priestern bedient.

Denn sein altes, eifervolles Werk der Reformation des Clerus ergriff er mit erneuter, und bei dem leichter zu überblickenden Wirkungskreis doppelt gesegneter Mühe. — Die Beweibten und Simonisten verschwanden vor seinem scharfen Auge und seiner apostolischen Strenge aus dem Lande, und wie zu geschehen pflegt, erwuchs der Dienst des Herrn leicht von selbst, nachdem der Altar Baals hinweggenommen war. Der große Ruf von der kirchlichen Treue und dem apostolischen Charakter des Bischofs erleichterte ihm noch den gottgefälligen Anbau, und führte ihm erwünschte und gesegnete Mitarbeiter herbei; denn aus allen Gauen Deutschlands strömten ihm fromme und eifervolle Priester zu, die da, sei es von der Partei der Königlichen verfolgt, oder unter schismatischen und aufgedrungenen Bischöfen seufzend, bei ihm ihres heiligen Amtes Wirksamkeit, Früchte und himmlischen Lohn aufsuchten und fanden.

Daß aber der Selige die Schärfe der apostolischen Zucht nicht allein und ausschließlich wider seine Geistlichen wendete, sondern selbst angesehene und vorragende Laien mit dem geistlichen Schwerte zu treffen, durch keine Menschenfurcht gehalten

wurde, davon überliefert sein Biograph ein besonderes und augenfälliges Beispiel. Ein durch vornehmen Stand und Reichthum ausgezeichneter Mann hatte ein Gut der Passauerkirche widerrechtlich an sich gebracht. Nachdem der Bischof lange in Geduld ihn ermahnt und erwartet, darauf mit der Strenge der kirchlichen Strafe bedroht, sah er sich am Ende gezwungen, den Bann wider den Hartnäckigen auszusprechen. In der gläubigen Zeit und in dem frommen Lande wurden die geistlichen und zeitlichen Wirkungen desselben dem Schuldigen unerträglich. Er suchte die Versöhnung. — Allein der jetzt zur Strenge aufgeforderte Bischof gewährte sie nur auf Bedingungen, die denen, unter welchen Gregor den König Heinrich zu Canossa lossprach, ungemein ähnelten. Im Büßeranzuge ließ er ihn lange vor sich im Schnee auf den Boden liegen und flehen, und heischte als Sühnung für das Attentat auf Kirchengut außer der Herausgabe des widerrechtlich inne-behaltenen, noch die Einantwortung einer eigenen Besitzung an die Kirche von Passau. Der Büßer fügte sich in Alles und ward losgesprochen; das neugewonnene Gut aber brachte der Bischof alsobald auf dem Altare zu Göttweih zum Opfer dar.

Aber nicht allein in der Strenge und unerbittlichen Aufrechthaltung des göttlichen und kirchlichen Rechts, am öftesten und liebsten in gütiger Liebe und segnender Wohlthätigkeit offenbarte er den Hirten des gläubigen Volks. — Und nicht im Geistlichen allein, auch in den leiblichen Nöthen bewährte er, so viel an ihm lag, den Pfleger der Armen, die Stütze der Verlassenen, den Tröster und Erretter der Verunglückten. Eine große Gelegenheit bot seiner Milde und Barmherzigkeit der unglückliche Tag bei Meilberg *), als Markgraf Leopold vom böhmischen Wratislav, den ihm der Kaiser in's Land gehetzt, die furchtbare Niederlage erlitten, und nun die siegenden Böhmen das Land in die Weite verheerten, die volkreichen und

*) Der Biograph schreibt Myriberg.

wohlangebauten Strecken in Wüsteneien verkehrend. — Eine entsetzliche Hungersnoth folgte diesem Unheil, und verzehrte die Reste des Volks, die dem Schwerte des Feindes entgangen waren. In solchen äußersten Nöthen sah sich der Bischof auf allen Seiten von Hungernden und Weinenden und Almosenheischenden umdrängt, denen er mit so reicher Liebe und rücksichtsloser Freigebigkeit zu genügen suchte, daß er den ganzen Inhalt seines bischöflichen Hauses bis auf die Wäsche verkaufte, allein den Segen der Unglücklichen und das Verdienst seines Werkes für sich behaltend. Viele tausend Arme nährte er nun auf seinem lieben Berge zu Göttweih. „Davon hieß er der Vater der Armen", sagt unsere Quelle.

Aber diese Sorgfalt für die seiner Treue besonders anheim gegebene Diöcese verhinderte den Seligen nicht, auch der allgemeinen großen deutschen Kirche zu warten, deren Jammer und Bedrängniß der Vater der Gläubigen ja auch in seine Hand gelegt hatte. So finden wir ihn zwischendurch auch wieder einmal auf der Synode zu Quedlinburg.

Solche unveränderliche Standhaftigkeit unsers Seligen in Bestreitung des von ihm nur allzu richtig stets erkannten königlichen Willens und Bestrebens mochte Ihm vor Allen die Wiederkehr in den Sitz und die Hauptstadt seiner Diöcese verwehren, selbst unter den gewendeten Umständen, als die Bayern mit ihrem Herzoge Welf und der katholischen Kirche sich wieder vereinigt, und die gleichfalls vertriebenen Freunde unsers Seligen, seine Brüder im Bischofthum, Gebhard und Adalbero, jener zu Salzburg, dieser zu Würzburg, wieder in Besitz ihrer Stühle zu gelangen vermochten. Unser Altmann blieb nicht ohne Theilnahme ihrer Freude und wiedergewonnenen Wirksamkeit, indem er den Einen, Gebhard, seinen Metropoliten, nach neunjähriger Verweisung in seinen Sitz zu Salzburg heimführte, den Würzburger Adalbero hingegen ein Paar Jahre nachher in seiner Klosterstiftung zu Lambach, welche die Voraussagung jener Legende für diesen erfüllte, mit Rath und

Hülfe an die Hand ging, und gemeinschaftlich mit ihm die neue Klosterkirche weihte (1089).

Seinen Freund zu Salzburg begrub er nur ein Jahr nachher; aber so sehr waren die bayerischen Gauen, nach dem Ausdrucke Bertholds von Constanz, bereits wieder unter dem kräftigen Gehorsam der Kirche, daß die Wahl und Einsetzung eines würdigen und mit dem Mittelpunkt zu Rom in Gemeinschaft beharrenden Nachfolgers keinen weiteren Hindernissen begegnete, und der Hirtenstab des heil. Gebhard in die Hände Dietmars oder Thiemo's überging, der gleich jenem auf den Altären der Kirche verehrt wird, und ein vollkommenes Leben mit dem Martertode unter den Ungläubigen krönte. Dem frommen Bischof von Passau ward die Ehre und fromme Freude zu Theil, in seiner Eigenschaft als päpstlicher Legat dem nun gewählten Erzbischof, seinem neuen Metropoliten, die feierliche Weihe zu ertheilen. Diese selbe Würde des Legaten, wie aus dieser und anderer Erwähnungen erhellt, bekleidete er also gleichmäßig unter dem Nachfolger Gregors VII., der schon seit 1085 aus diesem Leben abgeschieden, und das Vertrauen des apostolischen Stuhles ruhte unwandelbar auf diesem Haupte.

Es gilt übrigens von diesem Zeitraum, unmittelbar nach dem Tode Gebhards von Salzburg, und vor der Wahl Thiemo's, daß der gedachte Berthold nur Fünf mit der römischen Mutterkirche in Vereinigung und Gehorsam beharende Bischöfe in Deutschland zu erwähnen hat, die von Würzburg, Passau, Worms, Constanz und Metz. Von diesen Fünf ging nach seinem Wort die Stärkung aus, an der sich nach und nach erkräftigte, was sonst in Deutschland noch katholisch hieß.

Nicht lange vor diesen letzten Ereignissen finden wir von dem Seligen eine Urkunde ausgestellt, worin er die, auf sein anhaltendes Andringen geleistete Wiedererstattung mehrerer der Kirche zu Passau entzogenen Güter und Gerechtsame durch den eben genannten Markgrafen Ottokar von Steiermark der Nach-

welt kund thut. Die Bedeutung dieses Factums nach den Umständen und Zeitverhältnissen springt in die Augen. Bischof Altmann, noch ein Flüchtling aus seinem Bisthumssitze, findet Schutz und Anerkennung nur allein in den Landen und Gebieten zweier frommer Markgrafen, und sein Eifer für den göttlichen Dienst, für die Rechte seiner Kirche, kennt so sehr keine menschliche Klugheit, keine schwache und zeitliche Rücksicht auf Verhältnisse, daß er den Einen von ihnen mit dringlich ermahnendem Ernste (sedula commonitione) zur Wiedererstattung dieses nicht von ihm, sondern vorlängst (olim), also von seinen Vorfahren entfremdeten Kircheneigenthums anhält. Wer sieht hierin nicht von Neuem jenen Gregor abgebildet, der in seinem letzten Elende aus Rom vertrieben und durch den Kaiser verfolgt, von eben demselben Robert Guiscard, der ihm allein noch Schutz und Aufenthalt gewährte, unter Androhung des Kirchenbannes die Wiedererstattung gewisser, der Kirche entzogener Rechte erheischte.

Nach der Erzählung eines so großen, an Thaten und Leiden für das Heiligthum reichen Bischofslebens, ist es rührend, den ersten Biographen, im raschen Uebergange aus dem Laufe der Begebenheiten, plötzlich und unvorbereitet fortfahren zu hören: „Nunc quem finem vitae sortitus sit Altmannus Episcopus, breviter, ut accepimus, explicabimus.“ — Breviter, ut accepimus — also geringe Kunde von den Umständen des Todes dieses Heiligenlebens bewahrte schon das frühere Alterthum, und nur ein sehr geringes fügt der Biograph hinzu, zu den allgemeinen Ausdrücken des Chronisten, Berthold von Constanz: In senectute bona migravit ad Dominum. — Sie stimmen zusammen in dem Zeitpunkte dieses Todes, 8. August 1091; der Biograph nennt auch den Ort, Zeiselmauer an der Donau, etwa vier Meilen von Wien. Dieses, und daß ihn daselbst ein Fieber überraschte, an welchem er, mit allen Heilsmitteln der Kirche versehen, nachdem er den letzten Segen über die Seinigen ausgesprochen, gerne und willig, aber zum schmerz-

lichsten Leidwesen seiner Priester und Söhne auf Göttweih, so wie des ganzen Volkes aus diesem Fleische geschieden ist, sind die einzigen Umstände, die uns von diesem kostbaren Tode berichtet werden. Der zweite Biograph ist allerdings wortreicher, aber seine weitläufigere Behandlung ist mehr eine Ausführung zur Erbauung, als eine Bereicherung unserer Kenntnisse mit neuen Thatsachen. — So viel aber steht fest, daß der Selige seine bischöfliche Kirche zu Passau, seit dem Tage seiner Vertreibung, nicht mehr gesehen, und zum merkwürdigen, letzten Zuge der Verähnlichung mit Gregorn, gleich wie dieser im Exile zu Salerno, so auch Er in der Vertreibung zu Oesterreich, wohl noch in Mitte eines Theiles seiner Heerde (allein auch Jener konnte nicht außer seiner Heerde sterben), aber vertrieben von dem Throne seiner Herrlichkeit, und seiner bischöflichen Kirche beraubt, in dem Elende der Verweisung seine fruchtbaren Tage beschloß. Und wie der sterbende Gregor, mochte auch er in seinem Tode sagen: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung." Den verehrungswürdigen Leichnam bestatteten sie, unter weinendem Zudrang der Vornehmsten und Geringsten, unter ergossenen Klagen der Seinigen und alles Volkes, in seiner Stiftung zu Göttweih, wie er vorhergesehen, und eine reiche Spende des Klosters an die Armen der Umgegend beschloß den traurig hoffnungsreichen Tag.

Seinen getreuen Diener verherrlichte der Herr an seinem Grabe mit vielen und leuchtenden Wunderzeichen. Solcher wurden zahlreiche und glänzende von dem Lebenden erzählt, und die Berichte über die nach seinem Tode in Erfahrung gebrachten mehrten sich im Laufe der Zeit, wie denn der zweite Biograph zu den Erzählungen des Ersten eine bedeutende Anzahl neuer Thatsachen hinzufügt. Die Befreiung von Dämonischen nimmt in diesen Berichten aus dem Leben und nach dem Tode des Seligen eine besonders merkwürdige Stelle ein. Als nicht lange nach dem Tode des Bischofs seine Chorherrnstif-

tung zu Göttweih in Wandel und Ruf verfallen war, und nach Antriebe eines frommen, noch von Altmann selbst dort eingenommenen Priesters, der aber nicht der Gemeinde angehörte, mit einer heilsamen Reform zugleich die Aenderung des Ordenskleides, und die Annahme der benedictinischen Regel daselbst vollzogen wurde, so wird hiebei einer zweimaligen Erscheinung des Seligen, an verschiedene Personen, aber beide Male im Traume, Erwähnung gethan, das fruchtbare Werk theils anzuregen, theils zu vollenden. — Die Wunder und Gnaden aber, deren fromme Beter gerade auf dem Grabe oder an dem Todtenschrein des seligen Bischofs theilhaftig geworden seyn sollen, beweisen zum wenigsten eine unmittelbar nach seinem Tode angeknüpfte und kirchlich geduldete Verehrung desselben im Volke. Die Vervielfältigung der Erhörten vervielfältigte die Hülfesuchenden; die Verehrung des Seligen breitete sich von Göttweih und der Umgebung auch in fremde Diöcesen aus; schon frühzeitig scheint am 8ten August oder nächstanliegenden Sonntag eine Gedächtnißfeier des Seligen, wenigstens in Göttweih, begangen worden zu seyn. Eine förmliche Canonisation oder Beatification Altmanns von Seiten des römischen Stuhls liegt nicht vor, wohl aber, laut einer alten Göttweiher Handschrift, wiederholte römische Ablaßverleihungen für die Feier seines Gedenktags.

XXXIII.

Dr. Henne und der Fragmentist.

Wir sind es schon zu lange gewohnt, um es nicht als bekannt hinnehmen zu müssen, wie die Kirche, welche sonst von jeher, wie im apostolischen Symbolum, als die allgemeine christliche bezeichnet wurde, jetzt mit den später entstandenen, abweichenden Confessionen auf Eine Linie gestellt und darnach beurtheilt wird. Dieß Verfahren gewährt den Anschein, als verstände es sich von selbst, daß die politische Gleichstellung auch für den Standpunkt der Wahrheit gelte, und unter der niederschlagenden Voraussetzung, daß es überhaupt keine moralische Gewißheit von göttlichen und religiös-kirchlichen Dingen auf Erden gebe, alle paritätischen Glaubensbekenntnisse auf ziemlich gleich-problematischer Grundlage beruhten, also jede „Kirche" mit der andern nur wegen ihres mehr oder minderen Dafürhaltens und größeren oder kleineren Rigorismus in Streit läge. Was darf es uns bei solchem Stande der Sachen wundern, wenn neuerdings Männer von Wissenschaft, welche über alle religiöse Befangenheit hinaus sind, die heilige Urkunde, die Bibel, wie ein Profanwerk behandeln, und nicht bloß einer einfachen Kritik gleich anderen Schriften von Menschenhand sie unterwerfen, oder zur Erhärtung ihrer höheren Wahrheit noch mit einer strengeren Censur sie verfolgen, was ja, um

jeden vernünftigen Zweifel zu beseitigen, nur zu loben wäre, sondern eben weil die Kirche behauptet, es sei das Buch der Bücher, und darin der ganze Schatz der Erfahrungen und Erlebnisse der Menschheit im Gebiet der Wahrheit und Sittlichkeit niedergelegt, ja die Summe der Ideen, welche die Weltgeschichte bewegen, enthalten, mit boshaftem Hohne an ihr vorübergehen, und dem, was früher die Verehrung aller Zeiten für sich gehabt, wo möglich die entschiedenste Geringschätzung und eine Zurücksetzung gegen alles Andere erweisen.

Zu solchem Verfahren hat auch jüngst wieder der Verfasser der Fragmente aus dem Oriente, den Anlaß bei den Haaren herbeigezogen, und zu allerlei ironischen Ausfällen das Buch eines Schweizers: „Allgemeine Geschichte der Urzeit von Dr. Henne“, zum Vorwande und zur Unterlage genommen, obwohl dieses Werk weder durch eine geistreiche liberale Haltung, noch durch besondere irreligiöse Tendenzen es verschuldet hat, zum Anknüpfungspunkt unzarter und weithergeholter Invectiven wider die Kirchlichgesinnten mißbraucht zu werden. Wir könnten sagen, es sei dem Fragmentisten hiebei etwas Menschliches begegnet; nur muß man dabei nicht gleich auf das Aeußerste verfallen; denn da es jetzt so vielfache Tode gibt, einen Tod im Glauben, einen Tod der Ehre, einen Tod des Gewissens 2c., so hat jene Redensart jetzt nicht mehr ohne weiters die Auflösung der Verbindung zwischen Leib und Seele zu bedeuten. Der benannte Kritiker hat bei seiner übermüthigen Recension ein schnödes Unrecht begangen, einmal an der Bibel, indem er die Anhänger dessen, was immer und überall und bei allen gegolten, äußerst unfreundlich und unglimpflich anläßt, und weit entfernt, gleichen Maßstab an die Bibel, wie an die Gelehrtheit in der klassischen Profanliteratur zu legen, vielmehr mit der beleidigenden Ostentation auftritt, als sei Glaube und Wissenschaft nothwendig himmelweit verschieden, und nie zusammen vereinbar. Bedarf man etwa seiner, um die Welt noch mehr in die Illusion zu wiegen, als ob die Voraussetzungen des

Offenbarungsglaubens kühner und so haltlos seien, wie die der gemeinen Wissenschaft? Dann hat er äußerst unbillig gegen seinen Clienten gehandelt, indem er ihn als einen besonders glaubenslosen Mann hinstellt, während der Leser, der nun begierig nach dem belobten Buche greift, das aller neuen Weisheit voll seyn soll, mit durchgängiger Täuschung findet, daß der Verfasser so wenig zu den Männern des vollkommen emancipirten und consequenten Unglaubens, als zu den Vertretern wahrer wissenschaftlicher Intelligenz gehöre, und daß derselbe durchaus nichts Neues auf, nichts Altes abgebracht hat, also die Mittelstraße hält. Am allerwegwerflichsten aber hat der Fragmentist bei dieser Gelegenheit gegen sich selbst gehandelt, wenn er sich anders zurückerinnern will, mit welch bitterer Satyre er früher Müllers Nordisches Griechenthum abgefertigt hat, und doch tragen Henne und Müller im Grunde dieselbe Verantwortlichkeit: das Paradies in die Westwelt versetzt zu haben, der Kritiker aber steht Angesichts beider als doppelzüngig da.

Das durch die Fürsprache eines so gewandten Stylisten rühmlichst in der gelehrten Welt eingeführte Werk geht nämlich darauf aus, die bisherige Betrachtung vom Ursprung und Ausgang aller Weltbegebenheiten umzukehren, und den Glauben, die Geschichte nehme ihren Ausgang und Fortschritt von Osten nach Westen, als biblischen Aberglauben darzustellen. Hennes Buch ist im Grunde der erste, mit vollem Ernste durchgeführte Versuch, nicht bloß die mosaische Völkertafel, sondern den ganzen Gang der Weltgeschichte von vorneherein umzustürzen, und ihm eine verkehrte Richtung und Wendung zu geben. Der Verfasser lebt der Ueberzeugung, die er auf ein besonderes Studium der Racen gründet, daß die Menschheit nicht von Einem Paar abstammen könne, indem, wie die Erfahrungen seit zwei Jahrtausenden lehren, von einem weißen Paare so wenig ein schwarzer, als aus der Ehe von schwarzen Eltern ein weißer Mensch geboren werde, und wir selbst gestehen ihm gerne zu, daß sich dieser Unterschied nicht

als Ergebniß einer allmähligen Deterioration bezeichnen und begreifen lasse. Eine ursprünglich weiße, indisch-germanische Menschenfamilie im Norden, und daneben eine schwarze äthiopische unter dem Aequator genügen ihm eben so wenig, denn außer Europa und Afrika macht Asien auf die gelbe, mongolische, Amerika auf die kupferrothe, Australien endlich auf die olivenfarbe, malayische Race Anspruch. Das geht bei der oberflächlichen Betrachtung als wohlverstanden hin, die Hypothese verliert aber jeden Schein, so wie der Verfasser uns in's Detail seiner Untersuchung einweiht. Doch ob der gelehrte Autor hier nicht verkehrter Dinge sich unterfangen, mag der Leser billig selbst beurtheilen, wenn er die Ergebnisse dieser neuen Forschungen, die alle alten entbehrlich machen sollen, sammt den Beweisen aus der Mythologie, Sagen- und Profangeschichte inne wird.

So beginnt der Verfasser mit den idäischen Daktülen, und findet dieselben ursprünglich in der Westwelt einheimisch, wo wir ja noch von Hans Däumling erzählen. Die Cureten auf Creta hängen ihm so gut mit den Quiriten, wie die Cherubim mit den Korübanten oder Kürbanten zusammen. „Wem aber ein Zweifel einfallen sollte über den total westlichen und nordischen Ursprung der Küklopen, dieses in Italien als Caeculus, Cocles, Cacus, Siculi einheimischen Namens, der findet sie bei Homer vermenschlicht, als kunst- und götterloses einäugiges Hirtenvolk Sikulias, wie früher ganz Italien hieß, ebenso Argessa, wo ihre Bauwerke, die riesigen Küklopenmauern, noch jetzt, wie schon am Rheine, in der fast eine und eine halbe Stunde Umfang habenden Heidenmauer das ganze Land decken; wie sieben Küklopen die Riesenburg und die Mauern von Türins und Mükenä gebaut haben; ja noch bei Herodot als wirklich einäugig Volk der nordischen, sküthischen Arimaspen." (S. 33.)

Erschrecke der Leser nicht an der neuen wunderlichen Schreibart, denn dieß ist mit ein Hauptgewinn, den wir aus dem hochangepriesenen Buche schöpfen, daß wir jetzt Küfen,

Sfünx; Füsiognomie, müthisch und skütisch, so wie schinisch statt chinesisch schreiben lernen, und zugleich von einer Kübele Göttin hören. Daß die weißen Menschen alle, mit Einschluß der Daktülen, Cureten und Cyklopen mithin Nord- und Abendländer seien, erhellt übrigens auch aus dem Namen der Türrhener oder Tür-Rhener, welche nach Herrn Hankes Etymologie von den Rheinbergen ihren Namen führen, also wohl ursprünglich Schweizer und Landsleute des Verfassers waren. In der Schweiz haben ja auch die Phönizier ihr Andenken bis auf den heutigen Tag hinterlassen, indem man dort noch von Vineziern spreche; dem Leser wird hiebei verboten, an die handeltreibenden Venetianer zu denken. Früher hat ein Schwede, Rudbök, die Einwanderung aller Völker Europas über Skandinavien her bewiesen; jetzt tritt ein Schweizer mit der Meldung auf, daß seine Alpenheimath, der Kernstock Europas, die Wiege der weißen Menschen überhaupt sei, die hier einst als Autochthonen aufgegangen. Diesem Satze mit neuen Argumenten auf die Beine zu helfen, hat der Verfasser ja noch jüngst die ihm vom Fragmentisten in der allgemeinen Zeitung dargebotene Bruderhand ergriffen, dankend geschüttelt, und an ihr sich als Kämpe für die bisher unerhörten Wahrheiten mit neuen Kräften aufgerafft.

„Die Sage bei Dionüsos und Diodor erwähnt bereits deutlich den Zug von Alpenvölkern nach Italien, in den Hämos, nach Hellas und Kleinasien, und erklärt, warum später die Römer ein Stamm mit den troischen Dardanern seyn wollten, und die gleichen alten Gottheiten besaßen, was durchaus richtig ist, wenn auch kein Aeneas aus Ilion nach Italien einwanderte, der in den, beiden gemeinsamen Stamm gehört." (S. 61.) „Aus Südeuropa zogen wohl die Weißen auch in den lübischen Atlas hinüber, gaben ihm vielleicht erst jetzt, lange nachdem der europäische (?) denselben schon hatte, diesen Namen, wie sie drüben ein Triton, den Athenekult, ein Nüsa, Amazonen, Hesperiden und ein Ammonion, letzteres nach ihrem *Dodona gründeten.*" (S. 64.) — Es mag einer noch so ge-

lehrt seyn, hier kann er ganz neue Dinge erfahren, denn kaum hat noch irgend wer von einem europäischen Atlasgebirge gehört, und was den Cult zu Dodona betrifft, so sagt Herodot mit klaren Worten das Gegentheil.

Im rechten Lichte betrachtet haben wir aber am Ende sogar zweierlei Familien von weißen Menschen, so daß Schweden und die Schweiz gleichmäßig ihren Anspruch, Urheimath zu seyn, behaupten können; denn „es zeigen sich im ältesten Europa zwei Urstämme, welche schon die Alten genau schieden. Der eine, ältere, erscheint mehr süd- und westlich, und wir nennen ihn am besten keltisch; der zweite mehr nordisch, die Wiege wohl Skandinavien, ist ganz anders. Sie sind es, die über die Alpen hinab und bis Indien schweiften . . . Wenn den Alten berichtet wurde: die Atlanten, Kuräten, idäischen Früger, Arkader, Hüperporeer, das Volk des ältesten Gottes Uranos, am westlichen Ozean, und seiner Kinder, der Titanen, besonders des Japetos und seines Sohnes Atlas, nennen an einem Orte den Boreas oder Bure als Ahnenstammvater und König, als menschlichen aber den Mannus, Thuiskos, Teuts, Dits Sohn, den Ahnen der Germanen, denn auch die Galler als den ihren nennen; wenn dieser bei andern heißt Skuthes, Galates, Keltos, Herakles Sohn, oder Manes, Zeus Sohn, und sein Volk Früger, und die Stämme davon Türrhener oder Pelasger, Karer, Lüder, Müser; oder Minos, Zeus und Europas Sohn, König von Kureten, Lelegern und ebenfalls Karern; oder Minüas, Poseidons Sohn, König in Ogügia; oder Dardanos, abermals Zeus und der Atlastochter Elektra Sohn, Jasios Bruder, des Kureten, König von Arkadern, Türrhenern, Dardanern, Müsiern; oder endlich: von Inachos, Okeanos Sohne, stammen die Brüder Argos und Pelasgos, von Argos Jasos, von Jasos die Pelasgerin Jo, die Stammmutter der Aegüpter Könige; von dieser Agenor, der Vater der Europe (Minos Mutter), des Kadmos und Foinix; und Agenos Bruder Belos, Vater der Zwillinge Aegyptos (Stammvater der argischen, Makadonischen und der

rischen Perseiden und Herakliden), und Danaos, so zeigt das auf einen Blick bloße Variationen einer historischen Thatsache, der Anwesenheit eines berühmten, großen Volkes in West- und Hocheuropa, welches über unsere Alpen nach Italien, Griechenland, und einerseits über das ägeische Meer nach Kleinasien, Armenien, Medien, Persien, Indien, Java, andererseits in den libyschen Atlas, oder wie einige wähnen, erst aus Indien nach Habesch oder Aethiopien, und den Nil ab- oder nordwärts nach Aegüpten zieht." (S. 65 ff.)

Sind das nicht grandiose historische Combinationen, die die gesammte Geschichts- und Sagenforschung am Ende auf den einfachen Calkül zurückführen: Eins ist alles und alles ist eins? Darf man sich jetzt noch wundern, wenn der Geschichtschreiber vom slavischen Morea so begeistert sich zu Gunsten dieses Werkes vor der ganzen gelehrten Welt ausspricht, wie sonst nur irgend ein Schüler über seinen Meister, dem er so großartige, ungeahnte Aufschlüsse verdankt, sich enthusiastisch zu erklären pflegt! Wie manches Räthsel, nicht bloß in der alten Geschichte und historischen Topographie, sondern auch in der Mythe hellt sich jetzt auf, wenn wir diesen neuen Codex zur Grundlage künftiger gelehrter Expectorationen machen. „Mir", sagt Hr. H. unter andern Seite 37: „Mir war von jeher der Tartaros nichts als die Abendwelt, wo die Gestirne beim Nahen der Sonne untergehen, ja geografisch das Land (?) Tartessos, auch Tartesos, am hispanischen Bätis oder Guadalquivir, wie Hades die dort befindliche uralte Stadt Gades." Von anderen penetrenten Lichtblicken in diesen dunklen Gebieten des Alterthums wollen wir gar nicht reden, um nicht dem Leser durch den gestillten Reiz den Appetit am Ganzen zu verderben, wenn er vielleicht auf diesen kleinen Vorgeschmack hin sich zur vollen Magenstärkung auf dieses neufundländische Werk selber einlassen will. Welch ein neues Lebenslicht dem Verfasser vor andern aus den Gräbern, z. B. bei Pontlaz in der Finstermünz in Tirol, „wo der fleißige Dr. Heinrich Schreiber mehrere Grabhügel und Trichtergruben, mardelles, uralter

Wohnungen, und einen püramüdigen Spitzstein bezeichnet hat", über die Urheimath der weißen Aborigener in der Westwelt aufgegangen ist, wie klar es ihm vor Augen steht, daß in der Urgeschichte des Orients z. B. Ninus und Sesostris eine und dieselbe Person seien, dieß und tausend andere Dinge können wir natürlich nur im Vorbeigehen berühren. Interessant ist es inzwischen jedenfalls, zu wissen, daß, da, wie „vorne gezeigt, aus allen Gründen anzunehmen ist, die weißen kultivirten Sieger im alten Aegüpten seien aus Indien eingewandert, wo vom October bis April die sogenannte Nordost-Mussume oder Wechselwinde schon früh das Fahren nach Afrika veranlaßt haben müssen" (S. 97), die weißen Inder selbst aber wieder von Nord- und Westeuropa her eingewandert sind, jene eine Person, Ninos oder Sesostris, nothwendig entweder ein Schweizer oder ein schwedischer Landsmann gewesen seyn müsse.

Durchgehen wir die ethnographisch genealogische Partie von Anfang bis zum Ende, so erkennen wir überall, welch wichtige Dienste dem Verfasser die vergleichende Mythologie für die vorhistorische Zeit zur Aufhellung der Frage über den Gang der Cultur leisten mußte. Statt sich aber in eine klare Sonderung der mythologischen Gebiete einzulassen, statt mit gründlicher Sprachvergleichung sich zu befassen, hängt er sich an die bekannte Anekdote, die dem Herodot in Aegypten in Bezug auf die als älteste erkundete Sprache, welche die phrygische gewesen seyn sollte, weil von mehreren zusammengesperrten Kindern das erste Wort „Brod" in dieser Sprache gestammelt worden sei, zu fußen, und sucht damit den Gang der Cultur in Zusammenhang zu bringen. Wir wollen von einem wissenschaftlichen Bearbeiter der Urgeschichte der Menschheit nicht geradezu verlangen, daß er die Mythologien der Aegypter, Babylonier und Inder studiere, und dann die Gründe angebe, wornach wir einen Zusammenhang zwischen diesen Systemen anzunehmen oder zu läugnen, und dem einen die Priorität zuzuerkennen haben; aber das erwarten wir, daß er mit einem bescheidenen Stillschweigen, welches Aufrichtigkeit und Wahr-

heitsliebe verräth, lieber die ganze Frage übergehe, oder wenigstens die bedeutenderen Werke in dieser Beziehung, das von Kreuzer, oder namentlich die „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ bescheiden excerpire. So aber kennt der Verfasser das Indische nur aus Bohlen, dessen sonst höchst verdienstliches Werk bekanntlich im philosophischen und mythologischen Theile ziemlich oberflächlich ist. Daß die großen Aufschlüsse über das alte Indien im Journal of the roy. as. Society. Lond. 1841, daß die Beiträge über Sivaismus und Vischnuismus (Hari-hara und Wiswakarman) von Ottmar Frank in den Abhandlungen der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften, oder die klassischen Forschungen des jüngeren Windischman über das Alter der indischen Literatur in seiner Sonkara, und all die berücksichtigungswerthen Werke der Neuern dem Verfasser in der helvetischen Urheimath Hrn. H. zur Kunde gekommen, ist natürlich nicht zu verlangen. In der indischen Mythologie geht die Naivität des Verfassers daher so weit, daß er nicht einmal das unerschlossene Urwesen, das Brahm, von dem in der Sinnlichkeit geoffenbarten Brahma zu unterscheiden weiß, obwohl selbst Bohlen den Unterschied deutlich genug hervorhebt. Dieß würde allerdings nicht in Anschlag kommen, wollte der Verfasser nicht mit einer höchst naiven Zuversicht ein entscheidendes Wort über die älteste Geschichte der ganzen Menschheit sprechen, und mit großem Nachdrucke die Mythologie an die Spitze stellen, mit der wenigstens citationsweise hingestellten Aeußerung, als ob „das Christenthum überhaupt entbehrlich gewesen, und die heidnische Naturanschauung vorzüglicher als die christliche sei.“

Was sagen wir erst von den Ergebnissen seiner am Schluße des ersten Bandes tabellarisch angehängten Sprachvergleichung, wofür eigentlich schon eine Berufung auf die obige Anekdote einen Maßstab zur Würdigung abgibt! Unglücklicherweise benützt Hr. H. hiebei Arbeiten, welche wenigstens hundert Jahre hinter dem gegenwärtigen Stande der Sprachwissenschaft zurückbleiben. Ja, der Probeversuch, welchen J. Chr. Wolf

schon im Jahre 1721 im Anfange zum zweiten Theile seiner Bibliotheca hebraica gemacht hat, ruht auf weit soliderem Fundamente, als die philologischen Kinderspielereien, welche uns Hr. H. von Seite 352 bis 368 darbietet. Dem Kenner und Nichtkenner mag es genügen, zu erfahreu, wie Pascha, Genosse und Schwester; Jesus und Hassen; Osseten, Hispani und Baschkiren als Wörter der unmittelbarsten Verwandtschaft hingestellt sind. So lange Bücher von derlei Sprachmengerei und solch einem unsinnigen Tändeln mit zufällig ähnlichen Lauten den Namen einer wissenschaftlichen Arbeit in einem Lande, wo Männer wie Grimm und Lepsius, Bopp und Benfey doch keine gar so unbekannten Personen sind, ein intonirtes Lob, und zwar noch dazu aus dem Munde einer unbestechlich seynwollenden literarischen Celebrität, wie Fallmerayer erhalten, muß an der Möglichkeit eines Sieges der parteilosen Wahrheit wenigstens bei uns verzweifelt werden. Da aber die Resultate der Sprachvergleichung bekanntlich eines der sichersten Mittel sind, um die Verwandtschaft und Abstammung der Völker zu bestimmen, so läßt sich leicht erkennen, mit welch gegründetem Rechte sich H. über die Bibel hinwegsetzt, und als Begründer einer neuen Ansicht über den Ursprung der weißen Race aufzutreten für erlaubt finden darf.

Zu diesem Spiel mit unverstandenen Vokabeln gesellt sich nun noch jenes andere, eben so unfruchtbare, mit Jahrzahlen, wobei, trotz aller Umhüllung mit mythologischem Gewölk, doch die eigentliche Armuth an ächter solider Forschung nicht verborgen bleibt. Ein besonderes Gewicht legt der Verfasser und sein diplomatischer Fürsprecher auf die ägyptischen Dynastien und die darauf gegründete, das Maß aller anderen überschreitende Chronologie des Manetho. Die Liebhaberei gehört schon dem vorigen Jahrhundert an, aus dem offenbar höheren Alter der Erde in der Folge der Schöpfungsperioden auch die Geschichte der Menschheit um Jahrtausende weiter hinaufzudatiren, und zwar ohne einigen Gewinn, da doch Niemand die postulirten früheren Zeiträume mit einer entsprechenden Ge-

schichte auszufüllen vermag; aber das alleinige Gewicht bei dieser unfruchtbaren Hypothese auf die Pyramiden und sonstigen Denkmäler Aegyptens gelegt, und dazu Champollion Figeac nicht bloß überholt oder mit Stillschweigen übergangen, sondern ausdrücklich widerlegt zu haben, gebührt unstreitig Herrn Henne. Wie Syncellus ist er im Ansatze von Jahrtausenden nicht verlegen, und gleich diesem Byzantiner weiß er mit einer Genauigkeit bis auf das Jahr, wann z. B. ein Richter in Israel aufgetreten sei, daß wir, die wir bei mehreren derselben nicht einmal bestimmen können, ob sie gleichzeitig oder nach einander gewirkt haben, nur staunen müssen, uns dafür aber auch für alles Uebrige abgefunden sehen, indem wir nicht die geringste Idee von dem eigenthümlichen Leben, von der Bedeutung und Culturstufe des israelitischen Volks erhalten. Nichts ist für einen Historiker bekanntlich schwieriger und von weniger Verlaß, als Genealogieen; aber der gelehrte Mann, dem es mit der Folge und Verwandtschaft der Götter und der Abkunft der Völker so wohl gelungen ist, nimmt natürlich mit der Zeitordnung der Pharaonen um so weniger Anstand, als Manethos Regentenreihen der Willkühr einen so weiten Spielraum gestatten. Sonst haben die wackersten Gelehrten, und neuerlich noch Lepsius, nicht selten ihre chronologischen Berechnungen in der Mappe mit nach dem Nillande genommen, und sie dann als Resultat ihrer ägyptischen Alterthumsforschungen wieder mit nach Hause gebracht, Henne aber erleichtert sich die Sache ungleich anders: er verläßt nicht die Urheimath der weißen Menschenrace, seine schweizerischen Alpen, sondern vom Pulte aus wird ihm klar, daß der biblische Adam bloß in den Beginn der zwölften Dynastie des Manetho hinaufreiche, so wie daß Cheops oder der hieroglyphische Schofo die große Pyramide bereits um 5884 vor Christus erbaut habe, diese mithin nahe an zweitausend Jahre älter als Adam sei. Wenn unser Aventin auf Grund der alten Bücher und Schriften eine ganze Reihenfolge vaterländischer Regenten vor und neben dem ersten historisch beurkundeten Agilolfinger aufführt, so hat noch kein

Mensch daraus einen unzweifelhaften Schluß auf deren geschichtliche Bedeutung abgezogen; wenn aber vor mehr als zwei Jahrtausenden Manetho ein Aehnliches gethan, und nach den vielen, zum Theile noch vorhandenen Monumenten seine Dynastien über einander aufführt, so bleibt hiegegen weder der Bibel noch den Urkunden anderer Völker eine Einsprache erlaubt. Ueber die theilweise reine Willkührlichkeit und im Einzelnen oft hergestellte Irrthümlichkeit der Angaben Manethos ist jüngst bereits anderwärtig *) eine recensirende Erörterung erschienen. Es genügt hier vielleicht, zu bemerken, daß die Aegypter auch nicht viel mehr Jahre als die Juden in ihrer Weltära, wenn sie sich anders eine solche vergegenwärtigten, gezählt haben können; denn wenn die Septuaginta, welche die ägyptische Zeitrechnung aufgenommen haben, vor der Fluth auch 2242 Jahre zählen, so sind dieß, wie die 2222 Jahre der chaldäischen Vorzeit nach Suidas, eben cyklisch priesterliche Jahre von 273 Tagen, ein eigentliches Menschenjahr, so lange nämlich der Mensch im Schooße der Mutter ruht, und das Niljahr zudem, weil die Aegypter genau diesen Zeitraum vom Ablaufe der Nilfluth bis zur Wiedererneuerung der Ueberschwemmung zählten. Daß aber nicht bloß die Aegypter, sondern alle Völker des Alterthums bereits ohne Ausnahme diese heiligen neunmonatlichen Priesterjahre kannten, und neben der bürgerlichen Zeitrechnung ihre heilige Chronologie nahe bis auf die Zeit des Christenthums herab im Gebrauche hatten, hat namentlich Schubert in seinen Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens durch zahllose Beispiele erhärtet; und wenn nun der Kirchenvater Clemens mit den Alexandrinern seiner Zeit 5625 Jahre bis Christus zählt, so sind dieß nach jenen priesterlich-cyklischen Jahren genau die 4320 Mondenjahre der heiligen Periode der Inder bis zur Ankunft des verheißenen Gottmenschen, welche, auf das Sonnenjahr reducirt, 4190 unserer Jahre betragen, was mit der hebräischen Zeitrechnung

---

*) Vgl. Augsb. Postzeitung 1847, Beilage 58.

so ziemlich auf eines hinausläuft. Nun ist aber der Moment der Erscheinung des Erlösers zufällig keine unbedeutende Epoche, sondern die Zeit der Erwartung der Völker auf die Stunde des Heils beträgt angenommener Maßen, wie Frank dieß aus den Zeitrechnungen aller alten Völker erwiesen und zusammengestellt hat, zwei Perioden des Vorrückens der Aequinoctien (welches in 2160 Jahren ein Himmelszeichen beträgt), mit andern Worten Einen großen Gottestag, nämlich einen Abschnitt der großen Weltwoche oder des pythagoräischen Fixsternjahres, welches zwölf solche Perioden oder 25920 Erdenjahre umfaßt, bis die Sonne alle himmlischen Häuser durchlaufen und eine große Apokatastasis im Universum eintritt. Wer von dieser hochbedeutsamen und einzig durchführbaren Weltära noch keine Kenntniß gewonnen, hat eigentlich schon von vornherein das Recht verwirkt, hierüber ein Wort mitzusprechen.

Ein großes Unglück ist es überhaupt für das jetzt vielbesprochene Buch von Dr. H., daß sich der Verfasser über den Kreis seiner eigentlichen Kenntnisse hinausgewagt hat, und mitunter seine schweizerische Provinzialgelehrsamkeit gleich für ein Stück Weltgeschichte anschaut. Wir sagen nicht, daß er nicht sein Möglichstes gethan, indem er zwanzig Jahre des Studiums zu seinem umfangreichen Werke, von dem erst der Anfang erschienen ist, mit redlichem Bemühen aufgewendet hat. Ja, er hat sich offenbar selbst überboten, denn unmöglich konnte in einem so Schwerredenden, der die Sprache und geistige Form der Wissenschaft nicht mehr in seiner Gewalt hat, der Drang zur Schriftstellerei groß seyn; es muß ihn einen eigentlichen Zwang und eine große Ueberwindung gekostet haben. Wir wollen ihm dieß nicht zum Vorwurfe machen, ja wir befürchteten, ihm wehe zu thun, wenn wir noch besondere Proben dieser Schwerfälligkeit des Ausdruckes in benannter Urgeschichte liefern wollten. Der Verfasser selber hat dieß wohl gefühlt und eingestanden, und die Schuld zum Theile auf den hart zu bändigenden mythologischen Stoff geschoben. Wir haben überhaupt nichts gegen ihn, und würden sein Buch weder getadelt

noch gepriesen haben, hätte es nicht einen Lobredner gefunden, der ihm in der Offensive mit der christlichen Wissenschaft eine so bedeutende Stellung angewiesen hat, die der Verfasser sicher nicht zu behaupten gedenkt. Herr H. ist ein fleißiger, unverdrossener Registrator der Berichte von griechischen Schriftstellern über die Geschichte des Alterthums. Bekanntlich waren aber die Griechen von der Vorsehung keineswegs mit der Gabe ausgerüstet, sich in fremde Ideen hinein zu versetzen. So vortrefflich sie das Selbsterlebte, Selbsterkannte darstellen, so unzuverläßig sind sie in der Darstellung ausländischer Nationalverhältnisse. Daß es noch jetzt bei der viel weiteren Ausdehnung des Gebietes der Klassicität und bei dem kühnen Umschwunge der Gesammtwissenschaften Leute genug gebe, welche den ganzen Begriff von Humanität im hellenischen Bildungskreise erschöpft glauben, ist bekannt; uns aber kann es nur ein Lächeln abgewinnen, wenn wir immer neue, in der griechischen und lateinischen Philologie bewanderte Männer auftreten sehen, welche durch Benützung solcher Autoren die Cultur der nichtgriechischen alten Völker, und namentlich ihre Religion hinlänglich beleuchtet zu haben wähnen, und wenn bei Gelegenheit vollends ein Mann diesem Aberglauben Lob spendet, der sonst als Kämpfer gegen die beschränkte Griechensucht notorisch ist. Hätte der Verfasser sich einfach zur Aufgabe gestellt, eine Chronik von Griechenland zu liefern, und mit dem zweiten Bande beginnend seine fleißige Zusammenstellung der klassischen Berichte über die ältere Zeit des hellenischen Volkes bis auf die Perserkriege und bis zum Jahre 217 v. Chr. zur Veröffentlichung zu bringen, so würde er manche Verlegenheit sich erspart haben, und sein eigentliches Verdienst nicht mißverstanden worden seyn, welches weniger in einer selbstständigen Auffassung, als in einer chronikenhaften Darstellung und literarischen Musivarbeit besteht, wobei es dem Leser überlassen bleibt, den rohen Stoff in Fluß zu bringen und seinem Geiste anzueignen. Lobenswerth kann man für ihn das Bemühen nennen, seine Geschichte wo möglich mit den eigenen Worten der vor-

züglichsten alten Autoren auszuführen; wer ist z. B. gleich im Stande, die Ereignisse des peloponnesischen Krieges bündiger darzustellen, als Thukydides? Daß Herr H. dieß gefühlt hat, macht ihm Ehre; aber noch preiswürdiger wäre es, wenn er die Gränze dessen erkannt hätte, was er überhaupt vermag. Hätte er sein Werk einfach einen Beitrag zur Kunde der alten Geschichte genannt, so würde er seinem Unternehmen den rechten Namen beigelegt haben; aber als Geschichte können wir eine solche Aneinanderreihung äußerer Ereignisse ohne alle Uebersichtlichkeit und Charakterisirung des Geisteslebens einer Nation nun ein für allemal nicht gelten lassen.

Jeder Recensent, welcher über alle Gebühr Lob spendet, begeht ein großes Unrecht an dem Autor wie am Publikum, indem das übermäßig gesteigerte Selbstvertrauen im ersteren zuletzt bitteren Unmuth von Seite des letzteren zum Lohne nach sich zieht. Darum haben wir uns offenbar mehr Verdienst um die in Aussicht gestellte Fortsetzung dieser Allgemeinen Geschichte der Urzeit erworben, als der Fragmentist, indem wir durch eine gerechte und billige Beurtheilung die excentrische Ansicht über dieses Buch in etwas reformiren, und die Begeisterung des Fragmentisten sowohl, wie des Verfassers gebührend abkühlend, das Ganze so wieder in's gehörige Gleichgewicht bringen. Woher aber dieß ungewöhnliche Interesse, welches Herr Fallmerayer an dem sorgfältigen Sammelwerk eines schweizerischen Gelehrten genommen hat? Sehen wir seinen Artikel an, so scheint es, als ob er kaum über die Vorrede des Buches hinausgekommen, und daher bruchstückweise sogar diese in seine Ankündigung aufzunehmen sich veranlaßt gesehen habe. Unmöglich kann er auch das rühmen wollen, was uns in den Augen eines jeden mehr als Halbgebildeten rügenswerth erschienen ist. Was in seinen Augen eigentlich löblich erscheint, ist die kühne Hinwegsetzung des Verfassers über noch bestehende Vorurtheile im Fache der alten Geschichte und Chronologie, oder der mehr oder weniger bemerklich gewordene Widerspruchsgeist gegen die noch immer im Allgemeinen festgehaltene Auto-

rität der Bibel, und die gnädige Beurtheilung der Schrift war für den Fragmentisten im Grunde nur Vorwand und Nebensache, eigentlicher Zweck dagegen, bei diesem Anlasse einer kleinlichen Kantonsregierung die verdiente Züchtigung angedeihen zu lassen. Herr Henne ist nämlich ein Leidensgenosse, und verdiente dadurch das Mitgefühl seines Verehrers, daß er gleich diesem durch die Unbill der Zeit vom Lehrstuhle entfernt wurde. Das hat für Fallmerayer den ganzen Standpunkt für die literarische Beurtheilung verrückt, und sollen wir auch darüber unsere Meinung sagen, so finden wir, zur Ehre Dr. Henne sei es ausgesprochen, eine solche Entsetzung auf Grund seines Werkes von Seite einer reformirten Regierung, dazu in einem Lande, das im beharrlichen Fortschritt vom Glauben zum klassischen Unglauben, vom Christenthum zum modernen Heidenthum begriffen ist, und dessen Politik eine ähnliche Stellung einnimmt, ganz unverantwortlich. Oder sind nicht im Verlaufe eines Dezenniums zu hunderten Werke von einer durchdachten, christenthum-feindlichen Tendenz, wie man Herrn Henne dessen keineswegs zeihen kann, in Deutschland erschienen, ohne daß eine Regierung dem Grund des Uebels steuerte; ja, hat nicht gerade die Berufung solcher Männer, deren Bildung über das Christenthum hinausging, auf die obersten Lehrstühle, zu dieser jetzt hie und da an dem Einzelnen gestraften irreligiösen Verkommenheit mitgewirkt? Und steht der schweizerische Protestantismus etwa noch auf dem Punkte, wo die Bigotterie von jedem Lehrer des Wortes das eidliche Glaubensbekenntniß erheischte, daß es Gott im Himmel sei, welcher die alttestamentliche Schrift nicht bloß in Bezug auf den Inhalt und bis auf's Wort, sondern selbst bis auf das Patach, Kamez und Kibbuz und alle hebräischen Vokale, mit Einschluß des Schwa, inspirirt habe!

Der Geist der Aufklärung verläugnet seine Consequenzen nicht, und wir Alle müssen aufzehren, was die Früheren uns eingekocht haben. Die Ahndung dieser historisch-begründeten Mißverhältnisse durch die bestehenden Regierungen ist es eben,

weßhalb der Fragmentist sich beschwert fühlt, und worüber auch jüngst bei Heinzen's Entsetzung im ganzen liberalen Deutschland Klage geführt wurde. Wir stimmen in den Tadel der Inconsequenz wider jede Obrigkeit ein, die selber den Pseudoliberalismus als ihren Vater erkennt, und im Grunde denselben irreligiösen Principien fröhnt, und doch gegen ihre Angehörigen, die Kinder derselben Mutter verfolgerisch mit Absetzung und Verbannung wüthet. Eben so verkehrt wäre das Verhältniß, wenn eine conservative Regierung die Männer ihres Geistes entfernen wollte. Nicht die gleiche Inconsequenz findet statt, wenn ein conservativer und wesentlich katholischer Staat, um sich sicher zu stellen, und dem verderblichen Umsichgreifen irreligiöser, und für die Societät gefährlicher Grundsätze zu steuern, ausnahmsweise und nur im äußersten Nothfalle der Selbstvertheidigung zu jenem letzten Mittel schreiten müßte. Die Sache ist im Grunde zu odios, und der Verdacht einer Beschränkung der Lehrfreiheit liegt zu nahe, als daß wir in jedem Falle glauben möchten, der Staat habe sich vor einer früher nicht geahnten Gefahr dadurch zu hüten, daß er solche, die er früher seines Vertrauens gewürdigt, wieder außer Wirksamkeit setzt, und die vorangegangene Täuschung an sich selber straft. Jedenfalls möchten wir zur Regulirung des Verfahrens bei solchen Eingriffen in die Freiheit des Unterrichtes kein eigenes Kapitel im öffentlichen Staatsrechte aufstellen. Diese Nebenrücksicht ist es übrigens, die den Fragmentisten bei seinem kritischen Fehlgriffe noch entschuldiget; außerdem dürfte er nicht viele Beurtheilungen solcher Urgeschichten mehr liefern, so wäre es um seinen ganzen Recensentenruhm geschehen.

XXXIV.

Die katholische Kirche in Norwegen.

Unter den Völkern germanischen Stammes sind die Norweger fast die letzten gewesen, welche, zur Wahrheit bekehrt, ihre Aufnahme in die Kirche gefunden haben. Allerdings war Manchem jener kühnen Seefahrer, welche seit dem achten Jahrhunderte die Küsten Englands und Frankreichs plündernd heimsuchten, das Christenthum bekannt worden, allein in ihrer Heimath schlug dasselbe, trotz der Bemühungen einzelner Könige, wie Haralds Schönhaar und Hakons des Guten, doch nicht vor dem eilften Jahrhunderte kräftige Wurzeln. Damals war es Olaf der Heilige, welcher mit Hülfe deutscher und englischer Priester kraftvoll an der Gründung der Kirche in Norwegen arbeitete. Die von ihm zu Drontheim erbaute Kirche des heiligen Clemens wurde bald zu einer Kathedrale, deren Bischof als Metropolit über die Bisthümer Bergen, Hammer und Stavanger gestellt wurde.

Die Norweger hingen fortan mit großem Eifer dem katholischen Glauben an, und wenn in den nachfolgenden Jahrhunderten auch hier über die Kirche manches Ungemach hereinbrach, indem namentlich König Swerker, der sich selbst den Beinamen des Großen beigelegt hatte, gegen den Clerus wüthete, und sich selbst wider den Primat des Papstes auflehnte, so waren dieß doch nur vorübergehende Stürme, welche weder

dem Glauben des Volkes, noch seiner Ehrfurcht vor der Kirche Eintrag thaten. Da nun auch der Clerus Norwegens nicht in gleichem Maße an der Sittenverderbniß Theil nahm, wie sich dieselbe über eine so große Anzahl von Geistlichen nicht nur in dem benachbarten Schweden und in Dänemark, sondern in den meisten europäischen Ländern während des späteren Mittelalters verbreitet hatte, so erklären diese Umstände die Erscheinung, daß das Norwegische Volk sich keineswegs sehr geneigt zeigte, sich zu dem Lutherthum zu bekennen. Daher konnte es auch geschehen, daß die Norweger, als Christian II. im Jahre 1531 bei Opslo landete, eifrig für ihn gegen Friedrich I., den lutherischen König von Dänemark, Partei nahmen. Der Ausgang jenes Königs, den für seine Schlechtigkeiten allerdings ein verdientes Loos traf, ist bekannt. Es gelang Friedrich I. seinem Sohne Christian III. die Succession zu sichern. Auf die gewaltsamste Weise führte dieser zuerst in Dänemark die Reformation durch, indem er die sämmtlichen Bischöfe an einem Tage verhaften ließ, und sie durch langes Gefängniß zu verzichten nöthigte; den Bischof Johannes Ronnau von Roeskild bezwang der König nicht, derselbe starb im Jahre 1544 als Bekenner der Wahrheit im Kerker. In Norwegen wurde in ganz ähnlicher Weise verfahren; zuerst verlor das Land seinen Reichsrath und wurde dem dänischen untergeordnet, alsdann wurde die Verfolgung gegen den Clerus begonnen; die Bischöfe, welche das Beispiel Dänemarks vor Augen hatten, flohen oder verzichteten, und so wurde binnen Kurzem die katholische Religion fast gänzlich ausgerottet. Die Katholiken verloren alle politischen Rechte und verschwanden bis auf eine geringe Zahl. Diese hat sich im Laufe von drei Jahrhunderten doch wiederum besonders in den Städten Christiania, Bergen und Drontheim zum Theil auch durch Einwanderungen vermehrt, und wenn man demnach zwar berechtigt ist, von der katholischen Kirche in Norwegen zu sprechen, so gestatten es die Umstände doch nicht, von einer katholischen Kirche jenes Landes Erwähnung zu thun; es gibt

dort lebendige Glieder der katholischen Kirche, aber sie haben im ganzen Königreiche nicht eine einzige Kirche. Bis zum Jahre 1845 stand dem Baue einer solchen das Landesgesetz im Wege; die jetzige Verfassung bringt es aber mit sich, daß, wenn bei dem alle drei Jahre sich versammelnden Storthing eine Proposition auf drei nacheinander folgenden Reichstagen angenommen worden ist, sie das dritte Mal nicht mehr durch das königliche Veto beseitigt werden kann. So ist es auch mit dem Antrage geschehen, daß die von dem lutherischen Staatsbekenntnisse dissentirenden christlichen Confessionen das Recht haben sollen, Gemeinden zu bilden und Kirchen zu bauen. Dieses Recht ist nunmehr also nach einem Zwischenraume von dreihundert Jahren durch die beharrliche Toleranz ihrer Mitbürger den Katholiken zu Theil geworden, allein es fehlt ihnen gänzlich an Mitteln dazu. Es hat sich daher der für die Sache der Kirche rastlos thätige apostolische Vicar in Schweden und Norwegen, Herr J. L. Studach, an die Redaction des zu Würzburg erscheinenden Allgemeinen Kirchen- und Religionsfreundes mit einem Schreiben gewendet, welches wir mit der auch von der erwähnten Redaction gemachten Bemerkung mittheilen, daß wir, sobald die in Bayern nöthige politische Erlaubniß hiezu ertheilt ist, uns gerne dieser wichtigen Sache annehmen werden.

„Vor zwölf Jahren wandte ich mich von Schweden aus zuerst an die Redaction des Allgemeinen Religions- und Kirchenfreundes mit dem Gesuche, die Angelegenheit eines katholischen Kirchenbaues zu Stockholm den katholischen Gläubigen an das Herz zu legen. Die Redaction kam mir damals bereitwillig entgegen, und andere katholische Blätter, insbesondere die Sion, folgten ihrem guten Beispiele und erwirkten ein glückliches Resultat. Meine Bitte fand gnädige Erhörung bei Gott und Menschen; der Kirchenbau ging rasch von Statten; 1835 begann er, und 1837 wurde die Kirche eingeweiht. Sie hat, zusammt dem Pfarr- und Waisenhause, an 100,000 Gulden gekostet. So hülfreich war damals die katholische Welt! Ich führe nun heute die Angelegenheiten der katholischen Kirche zu Christiania in Norwegen vor

und lebe der Zuversicht, daß die Redaction folgende Beschreibung nicht unberücksichtigt lasse, und ihre verehrlichen Leser auf unsere Zustände aufmerksam mache, die ich niederlege in Gottes Hand. Möchte ich auch in dieser Beziehung Freude erleben!"

„Seit 1845 haben die von dem lutherischen Staatsbekenntnisse dissentirenden christlichen Bekenntnisse das Recht, Gemeinden zu bilden und Kirchen zu bauen. Die Katholiken wünschen sehnlichst, von diesem Rechte Gebrauch zu machen und, bei ihrer Zerstreuung im Lande, wenigstens einen Vereinigungspunkt, eine Kirche, zu haben, zu der sie ihre Zuflucht nehmen und bei der sie ihre geistlichen Bedürfnisse stillen können. Ihre größte Anzahl lebt in der Hauptstadt Christiania, dem Orte, wo also nach dreihundertjähriger Unterbrechung die erste katholische Kirche in Norwegen wieder zu bauen ist. Ein Kirchenbau aber, wie begreiflich, übersteigt die Kräfte der norwegischen Katholiken. Was sie vermochten, ja darüber, das haben sie gethan. Der Bauplatz der Kirche in Mitte der Stadt ist für 26,000 Franken angekauft und größtentheils schon abbezahlt durch ihre Beiträge und die Hülfe des katholischen Missionswerkes. Die Bauplätze sind gar theuer in Christiania, einem Orte, der wie keiner in Europa seit zwanzig Jahren jährlich zugenommen, und von einem Dorfe aus Nadelholz zu einer hübschen Stadt aus Stein und Erz sich emporgeschwungen. Sie ist noch immer im jugendlichen Wachsthum. Daher ist alles theuer in ihr, vom ersten bis zum letzten Bedürfniß."

„Die Katholiken zahlen gegenwärtig für ihren gottesdienstlichen Saal, eine Schulstube und vier Zimmer für zwei Geistliche, 780 Gulden jährlicher Miethe. Das ist zu viel für eine arme Gemeinde, deren größte Zahl aus Handwerkern besteht. Schon dieser Umstand dürfte hinreichend seyn, ihre kirchenreichen Glaubensgenossen in andern Ländern zu bewegen, ihnen zu Hülfe zu kommen, und die Befriedigung geistlicher Bedürfnisse den armen Brüdern zu erleichtern, bedenkend, daß wenn auch der Geist willig, doch Fleisch und Blut nicht selten schwach ist. Mancher geht an der Kirche vorüber anstatt hinein zu gehen, wenn er den Eintritt mit seinem letzten Sparpfennig erkaufen muß. Ich bitte also die Redaction inständigst, diesen Kirchenbau zur Sprache zu bringen, und auch andere der Sache geneigte Blätter zur Theilnahme ein-

zuladen. Eine Kirche für 500 Personen ist das unerläßliche Bedürfniß zur Sicherstellung der katholischen Gemeinde in Norwegen; ihrem Baue steht kein anderes Hinderniß als die Armuth entgegen. Theilnahme wird sie auch hier finden, wenn selbe ihr auch anderswo nicht versagt wird, denn die Norweger sind humane Leute, und frei von jenen Vorurtheilen und politischen Erinnerungen, die in Schweden und Dänemark so drakonische Religionsgesetze geschaffen haben. Die gewaltsame Protestantisirung Norwegens hat den Norwegern seiner Zeit nicht nur ihre Kirchengüter, sondern auch von 1536 bis 1816 ihre politische Selbstständigkeit gekostet. Trotz dieser milderen Gesinnung aber hätten, ohne ein schuldenfreies Kirchengebäude, die gegenwärtigen Katholiken doch keine Zukunft in Norwegen; durch fortwährende Ermangelung dieses geistlichen Grundbesitzes blieben sie nach wie vor heimathlos, eine Heerde ohne Hürde, Wind und Wetter und den Wölfen ausgesetzt. Sat Sapienti. So große Bedeutung hat Tempel und Altar für die norwegischen Katholiken! Wer ihnen dazu verhilft, hat wahrlich die Hand an ein gutes Werk gelegt. Gott helfe! Christiania, fest. S. Augustini 1847."

Es kann daher nicht anders als unser lebhaftester Wunsch seyn, daß die deutschen Katholiken aus beständiger Liebe für ihre Glaubensgenossen das Werk der Toleranz der Landesgenossen derselben krönen. Wie einst König Christian V. aus dem Golde, welches in Norwegen in der Grube bei Königsberg, „die beständige Liebe" genannt, ausgebeutet ward, Münzen mit der Inschrift: „Von Mitternacht kommt Gold zu Lob für den erschrecklichen Gott", schlagen ließ, so möge sich auch für den Norden in dem Süden die Goldgrube der beständigen Liebe eröffnen, und die Gabe dort zu dem Lobe Gottes für den unvergänglichen Schatz umgeprägt werden, den sich die Katholiken Deutschlands im Himmel sammeln wollen.

XXXV.

Zeichen der Zeit.

Die Volksbewegung in der italienischen Halbinsel. — Die vorhergegangene Siesta. — Verlästerung Italiens von Seiten der antikatholischen Presse. — Das Verdienst Pius IX. — Lobeserhebungen und thörichte Erwartungen von Seiten der radikalen Presse. — Theatralischer Charakter der neuen Bewegung. — Die wahren Feinde der Reformen. — Warnung.

Die Bewegung in der südlichen Halbinsel, welche ursprünglich mit den von Pius IX. beabsichtigten Reformen im Kirchenstaate begann, ist seitdem von Monat zu Monat an äußerem Umfang und innerer Bedeutung mehr und mehr gewachsen. Nach und nach wurden alle italienischen Staaten mehr oder minder von dem Strudel des neuen Geistes ergriffen: so daß gegenwärtig die Wogen einer allgemeinen Aufregung im Norden bereits an die hohen Felswände der Alpen mit ihrem ewigen Eise anschlagen, während sie im tiefsten Süden um die Küsten Calabriens und um die äußerste Spitze Siziliens mit stürmischer Wuth branden. Ja, wie öffentliche Blätter melden, haben sie durch ihre Rückwirkung schon die Alpen überstiegen, und der etwas zaghaft gewordene Radicalism der Eidgenossenschaft möchte sich an dem italienischen Brande erwärmen, um über die Gründer der alten Freiheit im Namen eines Majoritätsbeschlußes herzufallen. Welches nun das Ende dieser Bewegungen im Süden der Alpen seyn wird, *liegt dermalen* außer aller menschlichen Berechnung; jedenfalls

nehmen sie mit Recht die allgemeine Theilnahme in An-
', und wir werden ihrer Entwickelung daher auch von
Zeit unseren Blick zukehren.

ß sich neues Leben in dem schönen Sonnenlande des
.s, dem uralten Stammsitze der Wissenschaften und Künste,
,, wo der Lorbeer grünt und die Granate blüht und die
„Goldorange glüht", das werden wir am allerwenigsten bekla-
gen. Oft genug haben wir unser Bedauern über die südliche
Indolenz ausgesprochen, da es uns vorkommen wollte, als
hielten die italienischen Völkerschaften seit langen Jahren schon,
im Genuße des dolce far niente, ihre Siesta, und sprächen
und träumten so viel von dem Ruhm und den Großthaten und
den großen Männern der Vergangenheit, daß ihnen keine Zeit
und keine Muße zu eigenen Großthaten für die Gegenwart ver-
bliebe. Denn wer in Italien gereist ist, hat gewiß oft genug
eine unbeschreibliche Verkommenheit und Verfallenheit in den
Bauernhüten so manchen schmutzigen Dorfes unter dem „ewig
blauen Himmel" wahrgenommen; nicht minder hatte er
ohne Zweifel Gelegenheit, die mächtigen Spinnengewebe in ih-
ren Pallästen, und den Schmutz und Moder, der sich hier seit
unfürdenklichen Zeiten in den alten Prunksälen mit den seidenen
Tapeten, den Marmorböden und Kunstschätzen, angehäuft, zu
bewundern; und wie sich ihm das Leben in den Häusern und
auf den Straßen darbot, wo ein todter Hund nicht selten
acht Tage ruhig liegen bleiben kann, ähnliche Vorstellungen von
Vernachläßigung und Verkommenheit haben sich ihm gewiß auch
von manchen politischen und moralischen Verhältnissen, beim
Anblick der zahlreichen Bettler, der zerlumpten Bauern auf dem
Lande und der müssigen Pflastertreter geistlichen und weltlichen
Standes in den Städten, aufgedrungen, wo der Mißbrauch
nicht minder den Gebrauch, wie der Epheu eine italienische
Ruine überwuchert hat. Ja, es will uns sogar bedünken, als
habe, wie es im Grunde auch nicht anders seyn kann, selbst
die herrliche italienische Sprache die Rückwirkung dieser Indo-
lenz und geistigen Trägheit des neueren Italieners mit empfun-

den, indem sie, statt der schnellkräftigen Energie und der gedankenreichen Concision des Dante, mit überwiegender Vorliebe den weichen Wohllaut und das süße Klangspiel Petrarca's ausbildete, und nur zu sehr den Charakter einer leeren Emphase annahm, die ihre wenigen, oft trivialen und dünnen Gedanken auf einem breiten Strom wohllautender Worte dahinschwimmen läßt.

Protestantische und der Kirche feindliche Schriftsteller haben von diesen Zuständen in der Halbinsel auch sattsam Vortheil in ihrer Polemik gezogen, indem sie uns Katholiken stets zuriefen: „Da seht ihr, was euere Religion und euere Priesterschaft aus den edelsten Völkern macht!" Theils aus Unwissenheit, theils aus Mißverstand oder auch aus bösem Willen übertrieben ihrer Manche noch die dortigen Uebel; das Gute blieb ihnen in seiner schweigenden, anspruchslosen Bescheidenheit verborgen, oder sie wollten es gar nicht sehen, und so theilten sie denn, nach einer flüchtigen Reise kaum in die Heimath gelangt, der Welt Schauderbilder, schwarz in Schwarz gemalt, zum abschreckenden Exempel mit. Nach ihnen gab es kein verkommeneres, hoffnungsloseres Volk, als die Italiener, dessen Geist durch die lange geistige und politische Sklaverei gänzlich versumpft sei, so daß das Licht der Aufklärung von Norden durch die träge Masse unmöglich durchdringen könne. Und ebenso gab es dort keinen Mißbrauch und keinen Mißstand, an dem nicht zuletzt die katholische Religion und die katholische Priesterschaft schuld war. Wir unserer Seits sind in mehr als einem Artikel dieser Blätter den Uebertreibungen und Entstellungen dieser Sorte entgegengetreten, und haben das Wort für das verkannte und verläumdete Italien ergriffen, indem wir auf das viele und großartige Gute, was in steigendem Maße, neben aller Indolenz, dort von Männern geschieht, die den Besten an die Seite gesetzt werden können, aufmerksam machten. Wir haben jenen einseitigen und eingebildeten, dünkelvollen Tadlern so manche Anstalt und manches Werk in's Gedächtniß gerufen, auf das sie stolz seyn könnten, wenn sie es in

ihrer Heimath besäßen, und wenn sie Männer hätten, die dergleichen großartiger Opfer für das allgemeine Beste fähig wären. Vor Allem aber haben wir stets darauf hingewiesen, welcher gesunde und tüchtige, von keiner Ueberbildung ausgelaugte Kern in diesem Volke noch verborgen liege, der gegenwärtig eben im Sonnenschein seiner Ruhe pflegt, aber nur der Aufweckung und rechten Leitung bedarf, um das Versäumte nachzuholen und Großes zu wirken.

Nun ist es das große Verdienst Pius IX., daß er diesen süßen Zauberschlaf des dolce far niente, dem sich die schöne Italia, auf ihren Lorbeeren ruhend, ergeben hatte, mit Gott vertrauendem Muthe gebrochen hat. Dieß hat ihm jenseits der Alpen zahllose, für das Glück und die Ehre ihres Vaterlandes warm begeisterte Herzen gewonnen, und wir können den Italienern hiefür nur aufrichtig Glück wünschen. Den Gebrüdern Schlendrian und Schludrian, die sich auch hier lähmend und erdrückend eingenistet, ist hiemit der Handschuh hingeworfen; mögen aber auch Alle, welche die neue Bewegung mit so lauter Begeisterung begrüßt, den Ernst ihrer Aufgabe begreifen, und dem hochherzigen Kirchenfürsten mit Selbstverläugnung und Aufopferung beistehen, den Augiasstall alter Mißbräuche, und den Schutt und Moder, den Unrath, den Staub und die Spinnengewebe auszufegen.

Indessen, wir müssen gestehen, so erfreulich das neu erwachte Leben an sich war, so ist doch die Wendung, welche seine Entwickelung bisher genommen, und die Weise, wie man die wohlgemeinten Absichten Pius IX. durch Uebertreibungen in guter oder böser Gesinnung mißverstanden und dadurch, statt sein Werk zu fördern, ihm hindernd in den Weg getreten, keineswegs tröstlich und für die Zukunft sonderlich befriedigend.

Freilich, je mehr die Dinge in Italien sich überstürzend die Dämme nothwendiger und wohlthätiger Reformen überstiegen und Hoffnung gaben, von der großen revolutionären Strömung unserer Zeit mit fortgerissen zu werden, um so auffallender änderte sich plötzlich die Sprache eines guten Theiles

unserer sogenannten freisinnigen Presse. Die, welche noch eben erst, wenn sie von dem italienischen Volke sprachen, die Farben nicht schwarz genug auftragen konnten, die kaum Worte der Verachtung und des Mitleids fanden, stark genug, um seine Richtswürdigkeit und trostlose Verkommenheit zu schildern; dieselben floßen nun plötzlich, ehe nur einmal etwas geschehen war, über von den übertriebensten Lobeserhebungen. Von der vernachläßigten Erziehung und den übrigen Vernachläßigungen war keine Rede mehr, die Italiener und die Römer an ihrer Spitze wurden uns als ein wie durch Zauber verjüngtes Volk unter Pauken und Trompeten angekündigt, hinter ihnen lag die grause, finstere, schauerliche Geistesnacht, wie der Ritterromandichter Spieß nur je eine geschildert, und vor ihnen ein ganz neues, lichtdurchflossenes Morgenroth; die Römer selbst aber waren bereits gemachte Helden und Politiker, von Kopf bis zu Fuß blank gewappnet, gestiefelt und gespornt dem Haupte des Zeus entsprungen. Der stumpfsinnige Zeitungspöbel in Deutschmichelland machte mit der französischen und englischen Presse aus vollem Halse Chorus, ja er gerieth darüber nach seiner Art in eine solche gedankenlose, unwiderstehliche Begeisterung, daß er fast mechanisch mit einstimmte, als seine neuen Helden jenseits der Berge, statt das Werk ihrer Reformen mit Ernst und Bescheidenheit weiter zu führen, es bequemer und unterhaltender fanden: morte ai Tedeschi zu schreien, und mit ihren neuen Waffen einen sehr unnöthigen Lärm über „die drohende Invasion der Barbaren“ zu machen.

Die guten Leute und schlechten Musikanten beschwichtigten ihren Patriotismus damit, daß das morte ai Tedeschi eigentlich den „Ultramontanen“ gelte. Sie schmeichelten sich sogar in vertraulichen Kreisen mit der süßen Hoffnung: Pius IX. werde dem Papstthum ein Ende machen, er werde von der Cathedra Sancti Petri herniedersteigen, dafür sich auf den hohen Stuhl der Freimaurer vom großen Orient schwingen, und an die Spitze der Freischaaren der Revolution stellen. In der

Schweiz machten die Radikalen so wenig hieraus ein Geheimniß, daß sie sich nicht scheuten, in ihren Carricaturen das Oberhaupt der katholischen Kirche auf die lichtfreundliche Seite der Kirchenstürmer und Freischärler, im Gegensatz zu den altgläubigen Katholiken, zu stellen. Die Encyclica und die verschiedenen, von dem heiligen Stuhl ausgegangenen Erklärungen, so wie die Maßregeln gegen den Unfug der Winkelpresse und gegen das Geschrei der Straßen- und Kaffeehauspolitiker haben sie zwar etwas in diesen ihren wahnsinnigen Erwartungen abgekühlt, und ihnen nicht wohl mehr einen Zweifel über die Absichten Pius IX. und den Charakter seiner Reformen gelassen; dafür aber werden sie sich nun mit der Hoffnung trösten, daß die einmal begonnene Bewegung, gleich einer Lavine mehr und mehr anwachsend, ihn selbst zuletzt dennoch, er möge wollen oder nicht, mit fortreißen werde. Um so dringender ist darum aber auch zu wünschen, daß die, welche sich an die Spitze gestellt und das Volk zu leiten unternommen, sich von dem ganzen Ernst ihrer schweren Pflichten durchdringen, und unverrückt auf das Ziel den Blick gekehrt, allen Excessen und Verirrungen des Volksgeistes entgegentreten mögen. Bis jetzt hatte leider die Bewegung nur allzu sehr den Charakter eines Rausches, einer Carnevalslustbarkeit, eines theatralischen Feuerwerkes, wobei die Theilnehmer sich mit allem Andern beschäftigten, nur nicht mit dem, was zunächst Noth that, so daß die Besorgniß nicht ganz ungegründet erscheint, es möchte dieser fieberhaften Aufregung des Volkes eine Erschöpfung und Ermattung folgen, die das Werk nicht zum Ziele führen werde. Als der gegenwärtige Staatssekretär, Kardinal Ferretti, in dem erwartungsvollen Rom anlangte, und die begeisterte Jugend unter dem üblichen Vivatrufen sich anschickte, dem Gefeierten des Tages die Pferde auszuspannen, sprach er die edlen und großen, eines alten Römers würdigen Worte zu ihnen: „Ahmet lieber euren Vorfahren nach, die sich bestrebten, Helden und große Männer, aber nicht Thiere zu seyn.“ Möchten die Italiener diese Worte wohl beherzigen und statt: Tod den Deut-

schen zu schreien und große Phrasen zu machen, und heute Diesen und morgen Jenen zum König von Italien auszurufen, in aller Bescheidenheit die Sünden und Versäumnisse der Vergangenheit gut machen, und sich eine bessere, glücklichere und größere Zukunft bereiten, die wir ihnen von Herzen gönnen und wünschen. Um jedoch zu diesem Ziele zu gelangen, haben sie ganz andere Feinde zu bekämpfen, und ungleich gefährlichere als die schwache österreichische Besatzung in Ferrara, oder die ganze österreichische Armee dießseits des Po, Feinde, die ihnen viel näher sind, wir meinen: ihre Eigensucht, ihre Trägheit, ihre Eifersucht, ihre Zwietracht, ihre Unwissenheit, ihren Mangel an thätigem, aufopfernden, politischen Gemeingeist, ihren Wankelmuth, ihre Neigung, sich leichtgläubig mit Illusionen und falchen Gerüchten zu belügen, und dann meinen wir den Radikalism des jungen Italiens, und die Verführungskünste der Abentheurer und Emigranten aller Nationen, und endlich den verlockenden Ruf ihrer eigenen, unerfahrenen, neu aufgeschossenen Presse und der alten, in allen Verführungskünsten durchtriebenen Journalistik des Auslandes, — dieß sind Gefahren und Untugenden, die wir in Deutschland ebenfalls leider nur zu gut kennen, um nicht unsere Freunde jenseits der Alpen vor ihnen zu warnen. Hier ist den kriegslustigen Helden der Piazza del Popolo ein weites Feld zu Siegen und Eroberungen eröffnet: hic Rhodus, hic salta. Nach der Wendung aber zu urtheilen, welche die Dinge bisher genommen, darf es Niemanden wundern, wenn von manchen Seiten die Besorgniß laut wird, daß die Phantastereien der sogenannten Nationalpartei, verbunden mit den Umtrieben und Aufreizungen des jungen Italiens und fremder Wühler, statt der gewünschten Reformen und geträumten Einheit und Unabhängigkeit Italiens über kurz oder lang, ohne Gottes besondere Gnade, eine anarchische Auflösung aller Ordnung und eine Vernichtung jeglicher Autorität herbeiführen möchten, was Gottes Barmherzigkeit verhüten wolle. Eine Besorgniß, welche wir zwar nicht theilen, der jedoch manche traurige Erscheinungen nur zu sehr das Wort reden. Die Italiener haben ein gutes altes Sprüchwort, mögen sie in ihrem heutigen Freiheitstaumel seiner wohl eingedenk seyn, es lautet: Chi troppo abbraccia, nulla stringe.

XXXVI.

Die geistliche Poesie in Deutschland.

Es ist schon oft ein ziemlich müßiger Streit darüber geführt worden, ob überhaupt die Religion zur Kunst, oder umgekehrt, die Kunst für die Religion etwas nütz sei. Die Einen betrachten die Religion nur als eine lästige, den Fortschritt hemmende Fessel der Kunst, wollen diese ganz von jener emancipiren, ja sie läugnen allen innern Connex zwischen beiden. Gutzkow z. B. sagt in seinen Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur: „In aller Welt, wo ist der Uebergang von einer andächtigen Empfindung zu einem artistischen Werke? Mußte die Technik nicht älter seyn, als dieser Uebergang? Ist also die Kunst (zu welcher der Verfasser doch ohne Zweifel auch die Poesie rechnen wird), man mag sie nun Instinct oder Ueberlegung nennen, ihrem Wesen nach nicht völlig unabhängig von Offenbarung, Mythus, Symbol und all den Begriffen, die man aus der Religionsgeschichte entnimmt, um sie an die Spitze der Kunstgeschichte zu stellen?"

Hier ist offenbar die Kunst mit der bloßen Kunstfertigkeit, mit dem Handwerk der Kunst, das diese freilich nirgends ganz entbehren kann, wunderlich verwechselt worden. In aller Welt, was wäre denn das z. B. für eine Poesie, die, gleich der Lafontainischen und der ganzen ordinären Unterhaltungsliteratur,

mit dem vom Leben an die Oberfläche ausgeworfenen, schmutzigen Schaume sich begnügte, und von Gott und dem inneren Menschen, als dem eigentlichen Inbegriff aller Religion, nichts wissen wollte! Oder bezeugt etwa nicht die Geschichte der Literatur aller Zeiten jenen, abgeläugneten Connex? Die religiösen Ueberzeugungen und Gefühle der Völker haben immer und überall Kunst und Poesie verwandelt und die Literatur-Epochen gemacht: im klassischen Griechenland das ursprüngliche Drama und die alte Lyrik, im Mittelalter die Ritterpoesie, später einen Dante, Michel Angelo, Raphael, und neuerlich noch die moderne Romantik.

Andere, und zum Theil sehr wohlgesinnte, meinen dagegen, die Religion stehe zu hoch, um von der Poesie erfaßt, oder um nicht, wo sie von ihr berührt wird, dadurch profanirt und also gewissermaßen gefährdet zu werden.

Die Letztern haben allerdings mancherlei Antecendentien für sich, in dieser extremen Allgemeinheit aber gewiß eben so Unrecht, wie Jene, denen sie durch ihre mißverständliche Ansicht wider Willen recht eigentlich in die Hände arbeiten. Es steht geschrieben: „Wenn Ihr nicht seyd wie die Kindlein, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Alle Kinder aber sind geborne Poeten, und mancher Dichter zehrt lebenslang an dem poetischen Schatze jener wunderbaren Zeit, wo er noch nicht wußte, daß es eine Dichtkunst in der Welt gibt. Scheinbar ein ganz nutzloses bloßes Luxuriren des menschlichen Geistes, ist es dennoch die eigentliche Lebensluft, in der wir Alle, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, mehr oder minder gesund und kräftig athmen; unsichtbar, aber alldurchdringend, nicht selbst das Licht, aber das Medium des Lichtes, wie die Luft, die uns die Sterne spiegelt und den Boden lockert und wärmt, daß die Blumen und Wälder sehnsüchtig daraus zum Himmel wachsen; und gäbe es Menschen, die gar keine Poesie in sich, oder ihre Poesie an die Altklugheit der Welt ausgetauscht hätten, so wären dieß eben nur kranke, defecte Leute. Wenn nun aber die Religion nicht einseitig diese und jene

Anlage, sondern den ganzen Menschen, also auch Phantasie und Gefühl, deren Ausdruck eben die Poesie ist, gleichmäßig in Anspruch nimmt, so ist gar nicht abzusehen, warum der Mensch gerade in seinem Innerlichsten auf jene mächtige Schwinge verzichten, aus dem wunderbaren Instrument, über das der Finger Gottes gleitet, eine Saite herausnehmen, und so die ursprünglich vorgesehene Harmonie muthwillig zerstören sollte. Diese Bedeutung der Poesie, als ein geheimnißvolles Organ zur Wahrnehmung wie zur Mittheilung der göttlichen Dinge, ist auch von jeher von der Kirche anerkannt worden, wie sie durch ihre Münster, ihre Musik, ihre Hymnen und Heiligenbilder zu allen Zeiten bekundet hat; ja der ganze äußere Cultus der Kirche selbst ist ein großes, bedeutungsvolles Kunstwerk.

Wenn wir aber sonach, gegen jene beiden exclusiven Ansichten, der Poesie das religiöse Gebiet vindiciren, so sind wir doch weit davon entfernt, dieselbe deßhalb schon in Bausch und Bogen heilig sprechen zu wollen. Clemens Brentano vergleicht einmal den Dichter von Profession mit einer Straßburger Gans, der man auf Unkosten von Hirn, Magen u. s. w., die Leber monströs überfüttere; so viele geschmackvolle Liebhaber sie dann auch finden möge, es bleibe doch nur eine kranke Gans. Dieser sinnige Witz trifft so ziemlich genau den wunden Fleck. Indem nämlich die Poesie, ihrer Natur nach, zwei Grundkräfte der menschlichen Seele, welche die Religion nur als organische Theile eines größern Ganzen liebreich schirmend und vermittelnd umfaßt, die Phantasie und das Gefühl, vorzugsweise herauszubilden strebt, so liegt hier die Versuchung und die Gefahr eben darin, daß sie, im Verlauf der Zeiten und Erfolge ihrer ursprünglichen Heimath vergessend, jene beiden Kräfte selbstständig aus aller Gemeinschaft mit dem Complex der göttlichen Geheimnisse, ja, als eine Religion der subjectiven Eigenmacht geradezu in Opposition gegen jenen höheren Organismus zu setzen unternimmt, und somit, gleich den gefallenen Engeln, jenseits dem Haß, der Hoffart und all der barbari-

schen Verwirrung verfallen muß, in welcher wir sie gegenwärtig befangen sehen. Daß aber die Poesie unter der glänzendsten Aegide einer vielseitigen Cultur, und nach so großen Anstrengungen und mancherlei redlichem Aufschwung endlich in der That eine solche leberkranke Gans werden konnte, ist wohl einer ernstern Beachtung werth. Wir wollen daher versuchen, ihre Gänge und Irrgänge auf diesem Gebiet durch einen kurzen Ueberblick der betreffenden Literatur in den nachstehenden Blättern näher zu beleuchten, und werden uns also hierbei vorzugsweise auf die geistliche Poesie, und zwar zunächst in Deutschland, beschränken.

Unter geistlicher Poesie aber verstehen wir nicht bloß das eigentliche Kirchenlied, sondern überhaupt alle Dichtung, die aus der Betrachtung und dem tieferen Gefühl der göttlichen Dinge hervorgegangen. Alle Dichtung setzt jedoch bekanntlich einige Begeisterung voraus, welche doch wieder nichts anderes seyn kann, als eben das, bis zum lebendigen Schauen gesteigerte Gefühl von der Größe, Wahrheit und Schönheit des begeisternden Gegenstandes, wenn wir uns nicht etwa, wie die guten Menschen und schlechten Comödianten im Hamlet, für Hekuba begeistern wollen. Jede Poesie wird daher auch nur geistlich seyn, insofern sie wahrhaft gläubig ist. Solche Glaubensbegeisterung, die mit der Liebe Eins ist, weht uns, wie aus einer andern Welt, aus den wunderbaren Gesängen des heiligen Franz von Assisi entgegen, sie waltet in Thomas von Aquino, in Thomas von Kempen, und hat das: dies irae und das Stabat mater unvergänglich gemacht.

Betrachten wir aber im Ganzen den Gang der Poesie in der Zeit, wo die dichtenden Völker noch durch einen lebendigen Glauben mit der Kirche innig verbunden waren, so gewahren wir, gleich der Centrifugal- und Centripetalkraft zur Erhaltung der physischen Weltordnung, auch hier vor Allem zwei sich wechselseitig ergänzende Grundklänge: das Streben einerseits, nach außen das Weltliche mit dem religiösen Element zu durchdringen und zu verklären, und andererseits, wo dieses

Element an der äußersten Peripherie sich zu zersplittern scheint, die höhere Selbstbescheidung und erwachende Sehnsucht des Weltlichen selbst, zu seinem göttlichen Urquell wieder zurückzukehren. Wir sehen das Christenthum erschütternd das nordische Naturgefühl durchleuchten, dann, immer weiter hinabsteigend, dem Muth, der Sitte und allen Lebenseinrichtungen der frischen germanischen Völker eine tiefere Bedeutung geben, und so, als Blüthe dieser Gesittung, endlich die Ritterpoesie herausbilden. Als aber das christliche Heldengedicht allmählig mit üppigspielender Zierlichkeit in den ganz weltlichen Minnegesang austönte, rankte dieser selbst, wie in Erinnerungen seiner höheren Abkunft, sich plötzlich an dem starken Glauben zur göttlichen Minne, zum Symbol aller Liebe und Frauenanmuth empor, und damals erklangen die schönsten Marienlieder. Dieselbe, von unsichtbaren himmlischen Mächten bewegte Fluth und Ebbe geht auch durch die späteren Zeiten noch immer fort: das ernste Kirchenlied wird zum Volkslied, das fröhliche Volkslied wird zum Kirchenliede. Aus dem einfachen, kirchlichen Kyrie eleison entstanden die sogenannten „Leison", Lieder, die bei Wallfahrten, Kirchweihen, Bittgängen, aber auch bei anderen, politischen und bürgerlichen Festen vom Volke gesungen wurden. Und umgekehrt wieder benutzte man das weltliche Volkslied, mit seiner Melodie und häufig auch nur mit geringer Abänderung der Worte, eben so zum kirchlichen Gebrauche. Z. B. das Handwerksburschenlied: „Innsbruck, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremde Land dahin ꝛc.", klingt nun: „O Welt, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in's ewig Vaterland ꝛc." Ja, die weltlichste aller Dichtungsarten, die dramatische, nahm, in den Mysterien, ihren Ursprung aus dem religiösen Gefühl, und blieb harmlos in Frieden mit der Kirche. — So schlang sich ein höheres, geistiges Band heiter und versöhnend durch alle Poesie, sie stets mit dem Mittelpunkte alles Daseyns vereinigend.

Als aber die Reformation, dieses uralte Band lösend, das Individuum zum Meister und Richter über die Kirche bestellt

hatte, mußte dort auch die Poesie, die überall den religiösen Phasen folgt, aus jener großen Gemeinschaft scheiden; das Individuum, und mit ihm die subjective Poesie, ging fortan seine eigenen Wege, und die Theologie die ihrigen. Im Anfange zwar, bevor die erste revolutionäre Begeisterung verflogen, waren die protestantischen geistlichen Gesänge noch frische Kriegslieder, und das berühmteste derselben: „Eine feste Burg ist unser Gott", wird unverkennbar noch bis auf den heutigen Tag bei den öffentlichen Manifestationen des Protestantismus als herausforderndes Banner gegen die Kirche gerichtet. Auch starkgläubig noch in ihrer Art waren jene frühesten Lieder. Allein der Glaube selbst war spoliirt und arm geworden, das Wunderbare hinweggenommen, und dem Verstande einseitig eine unverhältnißmäßige Befugniß eingeräumt; die Poesie hatte also in diesen Regionen ihr eigentliches Terrain verloren. Und wenn dennoch das geistliche Lied der Außerkirchlichen damals in Simon Dach, Gryphius, Gerhard und Flemming seine schönste Blüthe hatte, so geschah dieß nicht, wie protestantische Schriftsteller uns so zuversichtlich berichten wollen, durch jene Glaubensplünderung, sondern trotz ihr, und beweist eben nur, was eine innige Glaubenskraft auch bei dieser Verschränkung der Religionsansichten noch immer vermochte. Ja, bei dem Besten der genannten Dichter, bei Paul Gerhard, zeigt sich eben schon ganz deutlich die neue subjective Richtung, die nicht mehr die göttlichen Offenbarungen, sondern vielmehr die eigene Empfindung neben und bei Gelegenheit der Religion feiert; und auch Paul Flemming sagt schon, mit Bezug auf seine Fahrten nach dem Orient:

„— — ich will dir's besser weisen,
Wohin du sichrer sollst und mit mehr Nutzen reisen:
Geh! Sieh dich selbsten durch! Du selbst bist dir die Welt!
Verstehst du dich aus dir, so hast du's wohlbestellt."

Jedenfalls aber verhallten diese und andere schöne Lieder jener Zeit, unter denen überdieß bei weitem die meisten Uebersetzungen oder Ueberarbeitungen alter katholischer

Gesänge waren, gar bald in dem ungefügigen Chor, der nun allgemein angestimmt wurde. Denn die Poesie, da sie, wie gesagt, zu dem wenigen Dogma, das sie sich aus der Kirche herübergerettet, kein rechtes Herz mehr hatte, wurde nun reindidactisch, und versank und erstickte endlich in einer starren Orthodoxie um so rascher, je zäher und hartnäckiger sich die letztere gegen die verhaßten Papisten zu verschanzen und somit zu isoliren strebte. Oder wer könnte in der That sich jetzt noch an der entsetzlichen Breite und Monotonie erbauen, womit ein Neumeister, Löscher, Marperger, Taddel, Lehmus und zahllose Andere, unermüdlich einzelne Glaubenslehren und Sittengesetze in stolpernde Verse brachten, deren Keiner es leicht unter einigen hundert Liedern that, und unter welchen ein Benjamin Schmolke mit seinen „sonntäglichen Antrittsseufzern auf der Kanzel", seinen Cantaten, Arien und Recitativen noch als dichterischer Heros erscheint!

Es konnte nicht fehlen, diese bornirte Dickköpfigkeit mußte das andere Extrem hervorrufen. Der Pietismus setzte der Prosa die Ueberschwänglichkeit entgegen, um die erstarrte Mumie gewaltsam wieder zu beleben. Allein der Versuch mißlang gänzlich; denn die Wiedergeburt sollte, mit gleicher Einseitigkeit wie bei den Orthodoxen, durch eine bloße Steigerung des Gefühls erfolgen. Das Gefühl an sich aber ist nichts, sondern erhält überall seine Bedeutung und Wundermacht nur durch seinen Gegenstand, und an diesem wollten und konnten sie nichts mehr ändern. Daher das widerlich Schlaffe und Weichliche in dieser pietistischen Poesie, das beständige Umschlagen des gesund Kindlichen in das krankhaft Kindische, das gemüthliche Dahinfaseln über das Innerste der göttlichen Wahrheiten bei dem fast wollüstigen Behagen an den bloßen Aeußerlichkeiten; anstatt der gottbegeisterten Freudigkeit einer totalen Weltentsagung, das nichtsnutzige, halbe, ängstlich pedantische Mäkeln an der Moral, das den Tanz, den Scherz, das Lachen und Spazierengehen als Sünde denunzirt; jene sich selbst nicht trauende, forcirte Frömmigkeit, die endlich in den

Sonntagseufzerlein und Wiegensänglein der Herrnhuter in einer völlig lügenhaften Spielerei mit dem Heiligsten aufgeht. Ja, es ist unglaublich und doch wahr, daß Graf Zinzendorf selbst, der von Gott gewöhnlich als von dem „Papächen und süßen Mamächen" redete, Verse, wie:

„Ich liebe mein Papächen,
Ich liebe mein Mamächen,
Und Bruderlämmelein,
Ich lieb die lieben Engel.
Ich lieb den obern Sprengel,
Das Kirchlein und mein Herzelein."

als Poesie und Andacht ausgeben durfte. So bettelhaft genügsam war die Poesie durch ihren Abfall geworden.

Was sonach die Pietisten, so wie ihre erbittertsten Gegner, die Orthodoxen, unter großem Lärm und wechselseitigem Gezänke vergeblich angestrebt, war inzwischen katholischer Seits durch Scheffler, Spee und Balde geräuschlos und vollkommen erreicht worden. Während jene radikale Orthodoxie das Begriffs-Skelett der neuen Lehre zu conserviren meinte, indem sie es, abschließend und sorgfältig einbalsamirend, mit ihren stereotypen Redefiguren zu Grabe trug; hatte dagegen Johann Scheffler, unter dem Namen Angelus Silesius, in seinem „cherubinischen Wandersmann" die Gottwerdung der menschlichen Seele feiernd, nur einfach hingewiesen auf die unverwüstliche Poesie und Schönheit der Kirche mit tiefsinnigen Sprüchen, die wie feurige Gedankenblitze um den alten Münster spielen. Diesen Tiefsinn hatte Friedrich von Spee, vorzüglich in „Trutznachtigall", mit aller Innigkeit eines wahrhaft dichterischen Gefühls durchdrungen, und durch seine herzlichen Klänge das Volkslied dem kirchlichen Gebiete wieder erobert. Es sind religiöse Minnelieder; und gleichwie man dem weltlichen Minnegesang, als das demselben zu Grunde liegende edle und schöne Zartgefühl nicht mehr empfunden und verstanden ward, den Vorwurf spielender Tändelei zu machen begann, so hört man wohl auch jetzt, nachdem der alte Glaube

ausgegangen, denselben Tadel gegen die Spee'schen Dichtungen erheben. Mit gleichem Rechte freilich könnte die moderne Blasirtheit auch den jährlichen Frühlingsblumenflor eine Tändelei der Natur nennen. — Dem Halbwesen der Pietisten endlich, das zaghaft immer möchte und doch nicht mag, stellte Jacob Balde die ganze, wahrhafte und entschlossene Ascetik und Abtödtung des Irdischen um Gotteswillen, streng und erschütternd gegenüber.

Nun sollte man meinen, so große Dichter müßten auch auf die außerkirchlichen Poeten einen bedeutenden Einfluß geübt haben. Dem ist aber nicht so, aus dem einfachen Grunde, der noch heute gilt. — Spee und Balde waren Jesuiten, und Scheffler, von lutherischen Eltern geboren, war zur Kirche zurückgekehrt. Ja, viele Protestanten haben vielleicht noch heute keine Ahnung davon, daß z. B. Balde, der größtentheils lateinisch dichtete, durch klassische Bildung und Eleganz häufig an Horaz erinnert, und daß wir dem unermüdlichen Eifer Spee's vorzüglich die Abschaffung der grausamen Hexenprozesse zu verdanken haben. — Genug, die protestantische Poesie ließ sich das wenig anfechten, und setzte ihren Altweibertrott vom geistlichen Parnaß hinab ungestört und unaufhaltsam fort. Da sie nun aber auch in der That da droben nichts Rechtes mehr zu thun fand, so wählte sie einen andern, den einzigen Ausweg, der ihr noch blieb: das geistliche Lied wurde aus der Kirche in's Haus getragen, doch immer noch so, daß gleichsam das Haus die Kirche vorstellen sollte. So entstanden jetzt Bibelsummarien in Distichen für Kinder, gereimte Catechismen für Handwerksburschen auf der Wanderschaft und in der Werkstatt, christliche Reiterlieder, Lieder für wiegende Mütter, für Dienstmägde beim Schüsselwaschen, gegen das Kartenspiel, das Tabakrauchen rc.; ja eine einzige dieser zahllosen Sammlungen: „Des geistlichen und evangelischen Zions neue Standeslieder", enthält allein nicht weniger als 147 Lieder für Amtsschreiber, Barbiere und Bauern.

Auf solche Weise aber von den nach allen Seiten hin

ausgetretenen Gewässern einmal gründlich auf den Sand gesetzt, war der Poesie, wenn sie überhaupt noch irgend einen geistlichen Charakter behaupten wollte, der weitere Uebergang von selbst gewiesen. Sie trennte sich gänzlich von der Kirche, und nahm nun ausschließlich die bloße Moral zu ihrer Domaine. Gellert kann als Typus dieser Richtung angesehen werden. Seinem empfindlichen Meißner Geschmack war die herrschende Confusion, die ein unmögliches Bündniß zwischen hausbackener Prosa und den Mysterien des Christenthums erzwingen wollte, herzlich zuwider; er löste daher die disparaten Elemente verständig von einander, indem er das Positive lediglich auf sich beruhen ließ, und dagegen eine vom Glaubenskern gesonderte, und also völlig nüchterne Ethik, die sich auch äußerlich durch eine gewisse elegante Reinlichkeit der Sprache kund gab, zu popularisiren suchte. Seiner Intention lassen wir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, ja wir geben gerne zu, daß er, wie die Zeit nun einmal war, außerordentlich wohlthätig wirkte; denn wenn das Schiff zerschlagen, ist Jeder lobenswerth, der seinem schwimmenden Nebenmenschen auch nur eine morsche Planke zur Rettung unterschiebt. Aber eine Moral, die sich nirgend an den ewigen Pfeilern der positiven Religion lebendig emporrankt, wird nothwendig alles Wahrhaften, thatkräftigen Aufschwungs ermangeln; vor lauter Angst, sich auf dem Wege zum Himmel zu verirren, wagt sie es nicht, ihn resolut zu betreten; da sind überall Wegweiser mit langen dürren Fingern, nirgends Sterne oder Blitze, welche durchbrechend leuchten und zünden. Am wenigsten aber können wir, was auch Franz Horn und Andere gutmüthig dagegen sagen mögen, nach unserem poetischen Gewissen einräumen, daß eine so altgeborne, hüstelnde und hypochondrische Moral in irgend einer Weise dazu geeignet war, der siech gewordenen Poesie frische Jugend einzuhauchen.

Daher die freudige Ueberraschung, das allgemeine Staunen und Aufsehen, das ein unerwartet aufgehendes Dichtergestirn über ganz Deutschland verbreitete. Klopstock war

es, der es jugendlich unternahm und als seine Mission betrachtete, das, was der Unverstand oder die Ermattung der Zeit geschieden, Religion und Poesie wieder zu versöhnen und wechselseitig durcheinander zu beseelen. Nicht diese oder jene Glaubenslehre, noch die Moral oder einzelne Tugenden, sondern den Angelpunkt des Christenthums selbst, die Erlösung des Menschengeschlechts durch den Gekreuzigten, machte er zum Gegenstand seiner Messiade; und das Selbstbewußtseyn von der Größe und Würde dieses Unternehmens gab seiner Gesinnung, ja seinem ganzen Leben einen Aufschwung und Pathos, der ihn seinen Zeitgenossen, und noch lange nachher, fast als ein überirdisches Wesen erscheinen ließ. Aber jeder Dichter ist mehr oder minder ein Kind seiner Zeit, und auch Klopstock konnte dem protestantischen Zuge derselben nicht entgehen. Anstatt der höheren Allegorie und kühnen Symbolik des Mittelalters, wie sie noch im Dante großartig waltet, stellte er in der Messiade, der ewigen Wahrheit das subjective Menschliche, die Naturwahrheit, mit einem Wort: das Individuum, gleichsam als ebenbürtig gegenüber, indem er das Göttliche und Uebermenschliche zur reinen Herzenssache machen wollte. Allein die göttliche Offenbarung, das Positive der Religion ist zu übermächtig, um so unvermittelt im bloßen Gefühle aufzugehen. Daher wird in der Messiade die sich beständig übernehmende Empfindung so oft überschwänglich, und das Wunderbare und Geheimnißvolle des Christenthums, weil das Organ zu seiner Erfassung nicht zureicht, dagegen abstrakt ohne lebendige Anschauung. Engel und Teufel säuseln und stürmen nicht, wie in Dante's göttlicher Kommödie, leibhaftig, himmlisch, entsetzlich, segnend oder verfluchend an uns vorüber, sondern halten lange, schmuckvolle Reden; es ist eine endlose Exposition, die es nicht zur wirklichen dramatischen Handlung kommen läßt. Ja, als Folge dieser bloß subjectiven Auffassung der Dinge, sehen wir auch in Klopstock's übrigen Bestrebungen, bei aller tüchtigen Gesinnung, denselben Mangel an gesunder Objectivität; in seinem Bardenthum eine fabelhafte teutonische Unna-

die niemals war, in seiner Gelehrtenrepublik eine Welt, die niemals seyn kann. Das war das alte Schauen des Glaubens nicht mehr, sondern das, immerhin edle, Gefühl seiner eigenen sinkenden Macht und der Nothwendigkeit daher, ihn zu stärken und zu vertheidigen.

Doch es gibt noch einen andern Grund, warum sein Messias mehr bewundert als gelesen wurde, und als christliches Erbauungsbuch niemals populär werden konnte. Klopstock war nicht, wie er endlich selbst glaubte und Anderen glauben machte, ein Wiederhersteller religiöser Ueberzeugungen, sondern recht eigentlich ein Reformator der deutschen Sprache und Dichtkunst. Gleichwie er in früher Jugend lange über die Wahl für sein starkes poetisches Bedürfniß, zwischen Messias und einem ganz weltlichen Stoffe, geschwankt hatte, so wurde auch späterhin von ihm das Christenthum und das teutonische Heidenthum, die altnordische wie die christliche Mythologie, mit gleichem Eifer, wenn auch nicht mit gleichem Glücke umfaßt. Es war nicht sowohl die Religion, welche er mit antiken Versmaßen verweltlichend zum Stoff eines sentimentalen Kunstwerks gemacht, als vielmehr die Poesie, die er durch die Wahl eines solchen Stoffes feierte und zu adeln strebte. Gellert hat mehr auf die Gegenwart, Klopstock mehr auf die Nachwelt gewirkt. Durch jene maßloße Berechtigung des Subjects, der positiven Religion gegenüber, wurde er der Vater der neueren Poesie überhaupt, durch seine Aesthetisirung des Christenthums der Ahnherr der modernen Romantik.

Seine, weniger auf das Volk, als auf die Gelehrten und Schriftsteller gerichtete Wirksamkeit verbreitete sich auch über das katholische Deutschland; doch, wenn man den allerdings bedeutenden Vortheil einer edleren Sprache abrechnet, eben nicht zum Gewinne. Denn z. B. die geistlichen Dichtungen des Jesuiten D e n i s, der hier vor allen Andern zu nennen wäre, werden durch die Klopstockische antike Odenform ungenießbarer, als sie es nach ihrer innigen Frömmigkeit seyn sollten.

Der Gang aber, den seitdem die protestantische Theologie genommen, ist allbekannt; sie endete mit dem Rationalismus oder Vernunftglauben. Die göttliche Wahrheit sollte nicht mehr durch die Offenbarung, sondern die Offenbarung durch die menschliche Vernunft bestätigt werden, das Geoffenbarte nur in sofern gültig seyn, als es von dieser Vernunft das landesherrliche Placet erhalten. Vergebens protestirte der ehrliche Wandsbecker Bote, Claudius, gegen solche Souverainetät der Vernunft, und suchte, was er in seiner Einsamkeit vom positiven Christenthum sich treu und herzlich bewahrt, in einem heiteren, freilich mehr gemachten als naturwüchsigen Volkstone unter die Leute zu bringen. Sie fanden ihn liebenswürdig, neckisch, unterhaltend; aber sie wußten doch Alles besser. Die Vernunft wollte ihre eigene, vornehme Religion haben, und erfand die Religion der Humanität; d. h. es wurde ein conventionelles Ideal des Menschlichen als Dogma hingestellt, zu dem der Mensch sich aus sich selbst und ohne göttliche Hülfe und Gnade unter der stolzen Firma der sittlichen Kraft hinaufarbeiten könne und solle. Herder mit seinem bewunderungswürdigen Talent, aus dem Christenthum, wie aus Philosophie und Geschichte, das Menschliche herauszufühlen, wurde der Hauptdichter des neuen Glaubens. Auch Tiedge, wenn gleich geistig Herder in keiner Weise vergleichbar, darf hier nicht übergangen werden. Seine „Urania", indem sie diesen Humanitätscultus durch ästhetisch-rhetorischen Schmuck salonfähig machte, war fast ein Menschenalter hindurch das religiöse Handbuch der Gebildeten, zumal der Frauen. Schiller folgte demselben Gedankenzuge; ja sein Don Carlos, und darin insbesondere der Posa, sind nur praktische Ausführung dieses Themas im großen Styl. Göthe dagegen war völlig indifferent, er nahm, wie ein Maler seine Farben, Lichter und Schlagschatten, aus allen Religionen, vom alten und neuen Glauben gerade das und so viel, als ihm eben künstlerisch rathsam schien; er kann also hier, wo von geistlicher Poesie die Rede ist, nicht näher in Betracht kommen.

Allein wie in allen Dingen, wenn sie in immer weiteren Kreisen Gemeingut geworden, das Gemeine sein unverjährbares Gewohnheitsrecht geltend macht, so ist es auch mit der Erfindung der Humanitätsreligion ergangen. Als die volltönende Münze aus dem Reichthum jener vornehmen Geister unter die Armuth des gebildeten Pöbels, an Nicolai und seine Pflegebefohlenen gekommen und von den gröberen Händen abgegriffen war, erwies sich das Gold sofort als eine bloße künstliche Composition, die das geheime Kupfer überall durchschimmern ließ. Das merkten sie sich instinctartig sehr bald, und die ganze Sache schlug nun in die weltbekannte Aufklärung um, deren Geheimniß eben darin bestand, daß sie das überkommene Capital zu größerer Bequemlichkeit und Menschenbeglückung völlig in Scheidemünze und Kupfer umprägte, und an die Stelle jener idealen Menschlichkeit den bloßen nüchternen Verstand setzte, der fortan Haus und Kirche bestellen und die wißbegierige Welt über alles, was er wußte und nicht wußte, gehörig aufklären sollte. Da aber in Norddeutschland der Wein theuer, und daher die Nüchternheit wohlfeil ist, auch überdem ein Jeder Verstand genug zu haben meint, so entstand jetzt in Berlin, Leipzig u. s. w. eine ungeheure Rührigkeit im Menschenbeglücken, und aus dieser jene platte Carricaturliteratur, die wir noch bis auf den heutigen Tag nicht ganz verwunden haben. Bei der rapiden Ausbreitung des Fabrikgeschäfts mußte ohne Verzug auch die Arbeitstheilung eingeführt werden; Iffland übernahm die lahme und stolpernde, Kotzebue die gefallene Tugend, und Lafontaine überrieselte zu besserem Gedeihen das Ganze mit seinen thränenreichen Romanen. Und weil der Verstand Alles begreifen will, so war dabei zwar von Liebe, Kartoffelbau, Unschuld und Runkelrüben viel rührendes Geschrei, von positiver Religion aber und Allem, was sich eben nicht greifen läßt, nimmermehr die Rede.

Es versteht sich von selbst, dieser alberne und unwürdige Zustand mußte endlich den Ernst der Nation zu einer umfassenden Reaction herausfordern. Es mußte vor allem Andern

nur erst der innerlich verstümmelte Mensch wiederhergestellt, der einseitigen Aufklärung des überfütterten Verstandes, der sich damals exclusiv der gesunde nannte, mußte die verborgene, tiefere Nachtseite der menschlichen Seele: Gefühl und Phantasie, erfrischend wieder beigegeben, und das sonach erweiterte und ergänzte Daseyn mit der großen Vergangenheit, von der es die Reformation geschieden, von neuem in welthistorischen Zusammenhang gebracht werden. Jene dämonischen Grundkräfte der Seele aber können ohne Vermittelung eines Höheren über ihnen kein harmonisches Ganze bilden; man mußte daher ferner, ganz unprotestantisch, dem emancipirten Subject das Positive, dem wandelbaren menschlichen Belieben die unwandelbare göttliche Wahrheit, mit einem Wort: die Kirche entgegensetzen. Das Alles that, oder versuchte vielmehr, die Romantik, und zwar vorzugsweise durch das Medium der Poesie. Jene höchste Vermittelung erstrebte Novalis, in seinem Heinrich von Ofterdingen, ganz speziell für die Dichtkunst; Friedrich Schlegel, mehr kritisch als dichterisch productiv, für die Wissenschaft. Die Romantik in dichterischer Beziehung ist mithin nicht bloß in ihren einzelnen Erscheinungen, sondern ihrem innersten Wesen und Princip nach, ganz und gar eine geistliche Poesie.

Allein die Religion, auf die sie sich stützte, beruht auf dem Glauben. Die nächsten Nachfolger von Novalis und Fr. Schlegel aber, mehr oder minder in ihrer Zeit befangen, hatten selbst den vollen Glauben nicht, den sie verfochten; ein innerer Widerspruch, der bei der eigenthümlichen Natur dieser Poesie, dieselbe von Grund aus zerklüften mußte. Dieser Grundmangel ergibt sich bei August Wilhelm Schlegel unumwunden aus seinen, erst späterhin veröffentlichten Selbstgeständnissen, worin er den Katholicismus und seinen Bruder Friedrich vornehm desavouirt, und den ersteren, ohne alle eigene Ueberzeugung, nur als moderne Mythologie und geschicktes Reizmittel gegen die geistige Apathie seiner Zeitgenossen benützt zu haben bekennt. Tieck zwar hat sich dergleichen niemals offen

merken lassen, aber nur um so wirksamer kundgegeben durch eine, gegen die Sache selbst gerichtete, feinzersetzende Ironie, die sich durch alle seine Dichtungen schlingt und unter dem Vorwand über den Dingen zu schweben, anmuthig spielend mit der einen Hand wieder nimmt, was sie mit der andern gegeben.

Ein so perfides Halb- und Scheinwesen konnte aber natürlicherweise ebenfalls nicht dauernd befriedigen. Es that sich daher sehr bald dieselbe Erscheinung hervor, die wir unter ähnlichen Verhältnissen schon bei Klopstock bemerkt haben. Der selbstbewußte Mangel gläubigen Inhalts sollte durch prächtige Formen ersetzt, die Verarmung durch Luxus überboten werden; und wie in der Messiade der Protestantismus, wurde nun auch hier der Katholicismus, von dem sie nur noch ein vages Kunstgefühl hatten, ästhetisch gemacht. Mit dem Unterschiede jedoch, daß die wieder entfesselte Phantasie, welche sich bei Klopstock noch schüchtern mit der gewissenhaftesten Ausschmückung ihres Stoffes begnügte, jetzt mächtiger und tiefer greifend die göttlichen Wahrheiten selbst in ihrer Weise umzudeuten unternahm und nicht ruhte, bis sie bei einem, ihr zu allen Zeiten besonders zusagenden Pantheismus angelangt. Ein Uebel, das im Keime schon bei Novalis sich andeutet, in Werner's frühesten Schriften künstlerisch systematisirt wird, bei Platen und Anderen endlich offen zum Tage kommt. — Die Romantik hatte sonach sich selbst gerichtet. Heine war der Erste, der in dem verwilderten Feldzuge das: sauve qui peut! öffentlich ertönen ließ und, mit zweischneidiger Ironie von dem in der eigenen Phantasterei steckengebliebenen Munitionskarren der Romantik rasch die letzten Gurten und Stränge durchschneidend, mit Sattel und Zeug zu dem schon lange schadenfroh gegenüberlauernden Heidenthum Reißaus nahm. Eine ganze Freischaar romantischer Trainknechte, Nachzügler und Marodeurs, ja Alles, was inzwischen am Glauben Schiffbruch gelitten, folgte, eben so frech aber weniger witzig als Heine, seinem willkommenen Signalrufe; und so entstand bei einer

neuen Generation, die, durch die Befreiungskriege von Jenen geschieden, die Romantik kaum als fabelhafte Tradition mehr kannte, die allerneueste Poesie, die wir füglich als die antichristliche bezeichnen können.

Diese antichristliche Dichtung hat also nicht etwa Neues erfunden, sondern nur dem Längstvorbereiteten poetischen Ausdruck, und somit allerdings eine verschärfte und allgemeinere Wirksamkeit gegeben. Es ist eben nur der farbigschillernde Gischt der Brandung, die seit mehreren Menschenaltern unwillig an den Fels der Kirche sich emporbäumt, nur die fast unvermeidliche Consequenz der dreihundertjährigen protestantischen Gedankenströmung, die sich nun plötzlich als Nemesis entlarvt hat. Habt Ihr einmal, direct oder indirect, dem emancipirten Subject die Souverainetät zuerkannt; aus welchem Grunde wollt Ihr ihm nun die Befugniß absprechen, dieses Recht jetzt auch gegen den Protestantismus selbst zu kehren und, eine Schranke nach der andern durchbrechend, endlich die ganze, volle, unbedingte subjective Freiheit bis zum Naturstande des Ourang-Outang zu erstreben? Und in der That, das Charakteristische und Unterscheidende dieser neuesten Literatur liegt keinesweges in einer Veränderung des Principes, sondern nur in dem Mehr oder Minder seiner praktischen Anwendung, es liegt darin, daß dieselbe, nachdem sie mit der positiven Religion längst fertig geworden, jetzt aus derselben eigenen Machtvollkommenheit auch das Joch der Moral abschüttelt, und, da sie in diesem Fortschritt von gewissen mittelalterlichen Erinnerungen und Einrichtungen ungebührlich belästiget wird, mit gesteigertem Fanatismus und Wegwerfung aller bisherigen Scham und Scheu, dem Christenthum Haß und gänzliche Vernichtung offen proclamirt, gleich jenem Wahnwitzigen, der den Tempel der Diana in Brand steckte, in der wüsten Zerstörung des Heiligen eine eitle Unsterblichkeit suchend. Hinter diesen letzten Trümmern einer tausendjährigen Cultur lauert freilich die Anarchie, die Barbarei, und der Communismus; der Proletarier hat an der willkommenen Bresche, wie zur Probe, schon

die Sturmleitern angelegt. Aber: après nous le dèluge! Was geht das den subjectiven Absolutismus an!

Und was machten inzwischen die katholischen Dichter gegen diese lüderliche Rebellion der Poesie? Wenige, vereinzelte, schüchterne Klänge abgerechnet, lange Zeit hindurch — Nichts, und am Ende noch etwas Schlimmeres: die „Stunden der Andacht", einer zimperlichen Andacht, die sich, dem philosophischen Indifferentismus zu Gefallen, alles Katholischen entäußert. Soll denn auch unsere Frömmigkeit bei dem Protestantismus betteln gehen? Wir lassen ihren religiösen Dichtungen, wenn sie es verdienen, gern und unumwunden volle Gerechtigkeit wiederfahren, ja, wir würden keinen Anstand nehmen, einige der besten Kirchenlieder von Dach, Gerhard, Novalis oder Schenkendorf freudig als die unseren anzuerkennen. Aber wir haben oben gesehen, wohin die geistliche Poesie der Protestanten unaufhaltsam gerathen, da sie, sich selbst überlassen, frei waltete. Wo sie aber von den Consistorien und Synoden zum liturgischen Gebrauche eingefangen wurde, ist sie unter der Censur der fanatisch verschlimmbessernden Vernunftreligion ganz altklug und prosaisch geworden, und daraus endlich die gegenwärtige Gesangbuchsnoth entstanden, die, der allgemeinen Confusion verfallen und eine wahre literarhistorische Musterkarte aufweisend, noch bis heute zwischen dem ästhetisch-religiösen, historisch-antiquarischen und kirchlich-praktischen Standpunkte rathlos hin und her schwankt, und nichts geringeres, als „ein Gesangbuch der unsichtbaren Kirche, die nicht hier oder dort ist, sondern Gott allein bewußt", im Schilde führt.

Da ist also für uns nichts nachzuahmen, noch abzulernen, als etwa, wie wir es nicht machen sollen. Eben so thöricht aber, ja widersinnig wäre es, sich allzuschreckhaft von dem wüsten Vandalismus drüben bis zum andern Extreme hintreiben zu lassen, in der geistlichen Dichtkunst, weil sie des Mißbrauchs empfänglich, die Kunst verwerfen, und gleichsam wie eine vom Zeitgeist belagerte Festung hinter dem Bollwerk verbrauchter Formeln sich selber geistig aushungern zu wollen.

Solche furchtsame, abschließende, bloß negative Moralität wird von dem geschäftigen Feinde über kurz oder lang nothwendig überflügelt; wie der einfältige Vogel Strauß, der beim Anblick des Jägers die Augen zudrückt und meint, es habe keine Gefahr, weil er sie nicht sehen mag. Wohlmeinende Absicht allein ist noch keine Poesie; eine prosaische Poesie aber, wenn man sie so bezeichnen darf, verfehlt ihr Ziel nur um so gewisser, je größer und würdiger ihr Gegenstand ist. Wer diesen daher durch eine ängstlich abwehrende Beschränktheit in Auffassung und Darstellung geltend machen wollte, wäre wie jener ehrliche Deutsche, der sich mit seiner französischen Einquartirung am besten zu verständigen meinte, wenn er das Deutsche, wie ein Deutschfranzos, gebrochen sprach. Wir haben so viele schöne geistliche Lieder und Sprüche von Fr. Schlegel, von Werner, Clemens Brentano und den ungenannten Dichtern in Diepenbrock's geistlichem Blumenstrauß; warum werden sie in unseren stereotypen Gebet= und Gesangbüchern nicht zur Erfrischung des religiösen Sinnes benützt?

Nicht in der unläugbaren künstlerischen Vollendung ihrer Formen besteht ja die Sünde der modernen Poesie, sondern darin, daß sie keinen Inhalt hat, als ihre Leidenschaft und das dämonische Spiel der losgebundenen Elementargeister; daß sie, an den äußersten Gränzen menschlicher Freiheit und Willkür angelangt, faustisch taumelnd über diese hinausverlangt, und da auf der wüsten Höh dieser Versucher zu ihr getreten, sich mit ihrem Herzblut ihm verschrieben und vor Baal das Knie gebeugt, der ihr dafür nun Macht gegeben über alle Lande und Weltherrlichkeit. Aber der Teufel ist ein Humorist. Er hat ihr zugleich heimlich den Stempel der Philisterei als Emblem ihrer Weltherrschaft aufgedrückt. Denn ein Philister ist, wer mit Nichts geheimnißvoll und wichtig thut, wer die hohen Dinge materialistisch und also gemein ansieht, wer sich selbst als goldenes Kalb in die Mitte der Welt setzt und es ehrfurchtsvoll anbetend umtanzt. Und was wäre denn jene

nihilistische Poesie anders, als ein solcher vornehmgewordener, sublimirter Egoismus?

Und dennoch, wir wiederholen es, Ehre, wem Ehre gebührt! Verkennt und verschmähet also die Kunst nicht, weil jene sie zu theuer mit ihrer Seele erkauft und mißbraucht haben; denn sie ist ein von Gott bestimmtes Gefäß himmlischer Wahrheiten. Aber gebt diesem entweihten Gefäße, bevor sie es ganz zerschlagen, den ursprünglichen Wein des Lebens wieder, gebt dieser jungbyronschen Poesie, gleichviel ob im Drama, Roman oder im geistlichen Liede, wieder jene große, tiefsinnige Weltansicht, welche, indem sie das Dießseits an das Jenseits knüpft, aller irdischen Erscheinung eine höhere Bedeutung und Schönheit verleiht. Ob und wie bald oder spät der frische Lebenstrank dem, von jenem potenzirten Schnapps verbrannten Gaumen der Menge munden wird, ist menschlicher Weise nicht vorauszusehen. Aber in Zeiten gährenden Kampfes kommt es darauf an, sich vor Allem seiner eigenen Stellung klar bewußt zu werden, gegen das erkannte Böse, unbekümmert um die Ordonnanzen des Journalismus, nach bestem Wissen und Gewissen Einspruch zu thun, und so den ewigen Banner, den die Nachwelt von uns fordern wird, wenigstens für eine bessere Zukunft unbefleckt über dem Getümmel aufrecht zu erhalten.

XXXVII.

Cola di Rienzo und die modernen Nationalitäten.

Eine der lehrreichsten Episoden des italienischen Mittelalters ist die Geschichte des römischen Tribunen Nicolaus, Sohn des Lorenzo, dem es gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gelang, sich aus der Hefe des Volkes, dem er durch seine Geburt angehörte, zur höchsten Herrschaft über die alte Hauptstadt der Welt emporzuschwingen. Nachdem er kurze Zeit diese Gewalt ausgeübt und die wunderlichsten Erlebnisse und Abentheuer bestanden hatte, erlag er am 8. October 1354 der Wuth desselben in Haß und Liebe gleich unverständigen Volkshaufens, welcher ihn kurz zuvor erhoben und vergöttert hatte. Sein Leben ist, zumal in unsern Tagen, reich an Stoff zu den lehrreichsten, historischen Betrachtungen. Wir verweisen in Beziehung auf die Einzelheiten seiner Geschichte auf das, größtentheils aus ungedruckten Quellen geschöpfte Werk eines leider zu früh verblichenen jungen katholischen Gelehrten, der diesen Stoff zum Gegenstande einer meisterhaften Darstellung machte, deren Lectüre wir unsern Lesern hiermit bestens empfohlen haben wollen *).

*) Felix Papencordt Cola di Rienzo und seine Zeit. Hamburg und Gotha 1841.

So wie überhaupt erst die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Idee der modernen Nationalitäten schuf, so kann insbesondere das wirkliche oder vorgebliche italienische Nationalgefühl, und der Gedanke an eine nothwendige Einheit Italiens bis auf den ersten Ursprung nachgewiesen werden; die Geburtsstunde dieser Tendenzen fällt aber in eben jene Periode.

Der Nationalismus ist ursprünglich eine wiederauflebende Erinnerung aus der antiken Welt. Dem Alterthume war das Bewußtseyn einer ursprünglichen Einheit der Menschheit eben so fremd, wie die Hoffnung auf Wiederherstellung derselben. Das Glied eines andern Stammes, derjenige, der in diesem bestimmten Staate Fremdling (nicht Bürger) war, konnte den Genossen desselben nur als Feind erscheinen. Er war eines andern Geschlechts. So kannte also das Alterthum Nationalitäten im eigentlichen Sinne des Wortes. Das Band, welches den Menschen an den Menschen knüpfte, war nicht vorhanden. Damals galt entweder, in den rein und unvermischt gebliebenen Stämmen die Einheit des Bluts, oder der Staat, der in der alten Welt zugleich das ganze Gebiet umfaßte, welches heute der Kirche gehört, bot ein Surrogat für die Stammesverwandtschaft. In diesem Falle verknüpfte das politische Gemeinwesen alle seine Bürger zu einem unauflöslichen, mystischen Ganzen, welches der Nationalcultus mit dem Zauber einer religiösen Weihe umgab, und in den Lichtglanz poetischer Verherrlichung hüllte. Daher war die Vaterlandsschwärmerei der Alten, in ihrer Zeit und im Zusammenhange des ganzen antiken Lebens, nichts weniger als das, was sie später wurde: eine bloß angelernte Fiction, zu der sich die Gebildeten hinaufschrauben müssen; sie war eine wirkliche, naturwüchsige Wahrheit. So wie überhaupt der Staat die höchste sociale Production war, zu der es das Alterthum bringen konnte, so die Liebe zu dieser Politeia das höchste und edelste Gefühl, dessen der antike Mensch fähig ist. Die Vaterlands- oder richtiger Vaterstaatsliebe war eine Religion. Sie war die Blü-

the und die praktische Seite des Cultus der alten Götter, das einzig Gemeinsame in dem der Egoismus des Individuums aufgehen konnte, gleichsam die Moral und die Ascese des Alterthums.

Dieser Nationalismus der alten Welt fand fast gleichzeitig sein unvermeidliches Grab im römischen Reiche und im Christenthum. Jenes schmolz gewaltsam alle Stammesverschiedenheiten und Nationalstaaten des damals bekannten Erdkreises in dem großen Tiegel eines militärischen Weltstaates ein, und mit der Schärfe des Schwertes brach es den Particularismus der beschränkten Vaterlandsliebe; dieses schuf in der Kirche eine neue, die Welt umfassende Gesellschaft, wies dem Menschen jenseits des Thales der Thränen seine ewige Heimath, und lehrte ihn alle Dinge dieses Lebens, am meisten aber die Unterschiede, welche die Menschheit trennen, als ein Untergeordnetes, Nichtiges und Vergängliches erkennen. Mit und neben dieser Gesinnung wäre die antike Vaterlandsschwärmerei eine Unmöglichkeit geworden, auch wenn ihr jene großen Weltereignisse, welche das Alterthum von der neuen Zeit scheiden, nicht schon von vornherein jede thatsächliche Basis entzogen hätten. Die Völkerwanderung hatte den celtischen, romanischen und germanischen Stamm durch einander gerüttelt, die germanische Eroberung und der Gefolgsdienst, welcher sich bald zum Lehenwesen erweiterte, den antiken Staat bis auf seine Fundamente zerstört. Eine neue Politik war in und mit der neuen Gesellschaft entstanden, also daß die Religion der alten republikanischen Freiheit keine Stätte mehr fand. Hatte diese ja doch schon nach der Schlacht bei Actium, die den ersten Imperator schuf, ihre Macht im Bewußtseyn der europäischen Menschheit unwiederbringlich verloren!

So wie überhaupt jedes Zeitalter sich seine Verfassungen und Institutionen aus seinem innersten Geiste heraus schafft, so auch die nun folgende Periode, während welcher die germanischen Völker sich in den Ruinen des Römerreiches neue Wohnungen bauten. Diese erste Hälfte des christlich-germani-

schen Mittelalters kennt keine Tugend der Nationalität, weder im antiken Sinne, noch im Geiste unserer Zeit, welche die Antike restauriren möchte. Der Strom der Begebenheiten verschmolz thatsächlich, und die Kirche auf dem Gebiet der Lehre und dem Principe nach, römische Provincialen und Barbaren, und aus der Mischung ging ein neues Geschlecht hervor. Nationalverschieden von der Christenwelt war, außer dem Juden, der geduldet wurde, weil er die lebendig unter uns herumwandelnde Erfüllung der Prophezeiungen Christi ist, nur der Sarazene, und dieß auch nur, weil der Sohn Ismaels, der dem falschen Propheten aus seinem Stamme anhing, sich außerhalb der Kirche stellend, die Befreiung aus den engen Banden seines Volksthums hartnäckig verschmähte. Die occidentalische Christenheit dagegen bildete als eine Völkerfamilie den oft geschilderten, großen Christenstaat mit seinen beiden Häuptern, der in seinem weiten Dome eine unendliche Mannigfaltigkeit von Stämmen und Zungen umschloß. Dieß war die größte sociale und politische Conception, deren die Menschheit fähig ist. Dort hatten auch die Nationalitäten ihre wahre Stellung gefunden, innerhalb und unter der rechten Einheit. Und weil sie zu dem Mittelpunkte, den Gott gesetzt, im rechten Verhältnisse standen, konnten sie auch friedlich und freundlich eine neben der andern bestehen, ohne Haß und hochmüthigen Groll. Eine gemeinschaftliche Sprache, die der Kirche und der Wissenschaft, welche eben dadurch Sprache aller Gebildeten geworden war, vermittelte den geistigen Verkehr und machte von vorn herein jenen „Sprachenkampf“ unmöglich, aus dem der künstlich erzeugte Nationalhaß unserer Tage, froh, daß er einen Nahrungsstoff gefunden, seinen Bedarf an Fanatismus zieht. Denn man denke sich den heutigen Nationalenthusiasmus ohne fanatischen Haß nach irgend einer Seite hin; — er würde ohne dieses Ingrediens nicht vierundzwanzig Stunden bestehen!

Wie hoch wir aber auch die Idee eines von Papst und

Kaiser regierten Christenstaates stellen mögen, zweierlei darf dabei nicht außer Acht gelassen werden. Zuerst ist nämlich zu bemerken, daß noch nie in der Geschichte eine Idee rein und vollständig verwirklicht worden ist; je erhabener ein Gedanke, desto weiter blieb die Erscheinung im Leben hinter ihm zurück. Von allem Großen und Herrlichen muß daher immer ein gewisser größerer oder geringerer Bruchtheil von Sünde, Irrthum und alltäglicher Gemeinheit abgezogen werden. So ist auch das Bild jenes kirchlichen Christenstaates, selbst in der Zeit seiner höchsten Blüthe, niemals vollkommen rein und in der Weise dargestellt worden, daß die Principien ungetrübt in's Leben getreten wären, auf denen er ruhte, und die wir heute als Theorie aus der Geschichte abziehen können. Wir erinnern hier nur an die Kämpfe zwischen Papst und Kaiser, für welche das System, von dem die Rede ist, keine Auskunft kannte, die aber unvermeidlich waren, so lange Kirche und Staat von Menschen regiert wurden. Zweitens wäre es ein großer Irrthum: den christlichen Staat des Mittelalters und die katholische Kirche für gleichbedeutend zu nehmen, oder etwa jene, einer bestimmten Zeit und ihren Verhältnissen angehörende politische Form für eine absolute Forderung der Kirche in allen Zeiten zu halten. Auf dieser Verwechselung, welche bekanntlich übler Wille zu politischen Verdächtigungen heute mehr als je zu benutzen sucht, beruhen auch bei wohlmeinenden und redlichen, aber des Ideenkreises der Katholiken unkundigen Protestanten viele Vorurtheile gegen die Kirche. Hier sei deßhalb und für dieses Mal nur in der Kürze bemerkt: daß die von Gott unmittelbar gestiftete Kirche nach unserm Glauben bestehen wird, bis der Herr wiederkömmt zum Gericht; daß aber jenes, die ganze Christenheit umfassende Reich, als eine Form des Staats, seiner Zeit angehörte, wie jede andere, und somit in der Zeit entstand und wieder verging. Die Kirche war nicht an jene politischen Zustände gebunden; diese konnten untergehen, sie aber ist dieselbe geblie-

ben bis auf diesen Tag *). Uebrigens ist der christliche Staat des Mittelalters, so wenig wie irgend ein anderer aus der Menschen vorbedachtem Willen und überlegtem Plan, sondern allein aus der Macht der Thatsachen und des damaligen Zeitgeistes, mit einem Worte aus der Fügung der Vorsehung erwachsen. Dort bestand, wie allenthalben im Leben, zuerst die unbewußte Praxis, deren leitende Ideen wirkten wie der Same, aus dem die Pflanze wächst, und dann erst kam die sammelnde, vergleichende, ordnende und unterscheidende Theorie. So in der Natur, so auch in der Geschichte und Politik. Daraus folgt aber auch, daß es eine große Thorheit wäre, irgend einen vergangenen und ehemaligen Zustand, ohne jene Factoren und ohne Rücksicht auf die Fügung Gottes, durch bloßes Menschenwerk und als Produkt unsers Verstandes, mit planmäßiger Absichtlichkeit wieder herstellen zu wollen. Die Kirche besteht auf dem Grunde der Verheißung Christi, und sie gehört nicht dem Mittelalter, sondern allen Zeiten an. Für sie gibt es keinen politischen Normalstaat, sondern sie hat die Aufgabe: in jeder Lage, in die ihr Herr und Stifter sie auf Erden versetzt, ihren göttlichen Beruf zu erfüllen. In diesem Sinne kann man sagen, daß jeder politische Zustand, in welchem sich die Kirche befindet, selbst der der Verfolgung, insofern der beste ist, als denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Daß damit begreiflicherweise nichts an der Pflicht der irdischen Vertreter der Kirche geändert oder gemindert wird, gegenüber der Sünde und Thorheit der Menschen ihr göttliches Recht zu vertheidigen, bedarf für keinen

*) Es wäre sehr zu wünschen, daß man sich von beiden Seiten daran gewöhnte: alle Streitfragen zwischen den Päpsten und Kaisern als solche anzusehen, die lediglich der Geschichte und einem schon seit Jahrhunderten untergegangenen politischen Systeme angehören, mit dem katholischen Glauben und der Kirche aber an und für sich eben so wenig zu schaffen haben, als mit der Gegenwart.

Verständigen einer Bemerkung. Hier sollte nur das arge und lächerliche Mißverständniß zurückgewiesen werden, als sähen wir Katholiken die Zustände des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts als das Zeitalter der katholischen Normalpolitik an, auf dessen Wiederkehr wir hofften, oder nach dessen Erneuerung und Wiederbelebung wir zu trachten im Gewissen verpflichtet wären.

Kehren wir von dieser Abschweifung zu unserm Gegenstande zurück, so müssen wir den Zeitpunkt des Verfalls und der allmähligen Auflösung jenes Bündnisses zwischen Reich und Kirche, die wir hier als christlichen Staat des Mittelalters bezeichneten, in das Ende des dreizehnten und den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts setzen. Alle frühern Zerwürfnisse zwischen den Kaisern und Päpsten hatten bloß vorübergehende Erschütterungen in ihrem Gefolge gehabt. In jene Zeit aber fällt der Wendepunkt, der das Mittelalter in zwei große Hälften trennt, weil von dieser Zeit an, in die Stelle des großen Reiches der Christen zuerst in unbedeutenden Anfängen die wiederauflebenden, heidnischen Nationalitäten zu treten beginnen. Dieser Uebergang vermittelt sich aber in folgender Weise.

Der Riesenkampf zwischen dem Papstthum und dem antichristlichen Absolutismus im Mittelalter endete mit dem Untergange des Geschlechts der Hohenstaufen. In Friedrich II. hatten sich alle übeln Tendenzen seines Jahrhunderts auf die Spitze getrieben; seiner Zeit um ein halbes Jahrtausend vorauseilend, befehdete er, der Napoleon des dreizehnten Jahrhunderts, die Kirche von seinem Standpunkte einer indifferentistisch-skeptischen Gleichstellung des Christenthums und der Lehre Muhammeds aus, mit einer Beharrlichkeit und Grausamkeit, wie Niemand vor ihm seit den Zeiten Julians des Abtrünnigen. Endlich war der geistliche Arm Sieger über das Kaiserthum und allein auf dem Kampfplatze geblieben; aber um welchen Preis! Die moralische Zerrüttung Deutschlands und Italiens, während des Zwistes und in der nächstfolgenden Zeit, wäre, als ein vorübergehendes, noch das geringere Uebel gewesen. Aber die

moralische Macht und der Glanz des Reiches, die religiöse Ehrfurcht bei den Nationen des Abendlandes, diese waren für immer dahin.

Dieser Verfall der großen politischen Einheit der christlichen Gesellschaft war es nun, aus dem der selbstsüchtige Particularismus der neuern Zeit hervorging, der sich, als absolute Staatsraison schon in Philipp dem Schönen auch der Kirche schroff und feindlich gegenüberstellte. Frankreich, dem sich nach dem Falle des Reiches die Politik der Päpste in die Arme geworfen, bildete zuerst jenen unchristlichen Nationalgeist aus, in dessen Sklaverei das Oberhaupt der Kirche fiel. Die Welt sollte durch die Erfahrung die doppelte Lehre empfangen: daß Hochmuth und Eitelkeit eines Einzelnen oder eines Volkes nicht zur Schutzherrschaft über die Kirche Christi berufen seien, und daß: allgemeine Kirche und Nationalegoismus zwei Begriffe sind, die sich gegenseitig in ihrem Princip ausschließen.

Bei der nunmehr über die Welt hereinbrechenden Verwirrung war für Italien ein hartes Loos gefallen. Mit der Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon hatte es die Ehre und den Vortheil eingebüßt, das Oberhaupt der Kirche in seinem Schooße thronen zu sehen. Rom hatte nach dessen Entfernung aufgehört die Hauptstadt der christlichen Welt zu seyn; nur die Hoffnung und der gerechte Anspruch auf Wiederkehr des Papstes aus dem französischen Exil waren ihm geblieben. Außerdem hatten aber auch die Zerwürfnisse des dreizehnten Jahrhunderts den ersten Kaisern des Hauses Habsburg den Wunsch und das Bestreben nahe gelegt, sich in die innern Verhältnisse der Halbinsel so wenig wie möglich zu mischen, und Italien seinem Schicksal zu überlassen. Heinrich VII. suchte zwar in aller Weise jenseits der Alpen Ordnung zu schaffen, und dort das Amt eines weltlichen Hauptes der Christenheit kräftig zu üben, aber sein früher Tod vereitelte die Hoffnung aller Bessern. Dann folgte die Zeit der Kämpfe Ludwigs IV. mit den Päpsten von Avignon, und Rom sah zwar auf eine

kleine Weile das Reichsoberhaupt in seinen Mauern, aber nur als gewaltthätigen Beschützer eines häretischen Gegenpapstes. Karl IV. endlich, der das Reich Preis gab, um für die Begründung seiner böhmischen Hausmacht Sorge zu tragen, war eben so wenig fähig oder geneigt, im fernen Süden ein Reich der Ordnung und des Friedens zu gründen. Die nothwendige Folge dieser Verhältnisse aber war: daß das von Papst und Kaiser verlassene, unter zahllose kleine Gewaltherren und unruhige Freistaaten vertheilte, von eifersüchtigen, jeder edlern leitenden Idee beraubten, dafür aber desto unversöhnlichern Parteien zerfleischte Italien ein Heerd der Anarchie und eine Stätte der Verwüstung ward. So erschallen namentlich schon mit dem Beginne der avignonesischen Zeit bittere Klagen aus Rom, daß die Stadt an den Rand des Verderbens gebracht, und der Stuhl der Apostel in Stücke zerbrochen sei. Unter Clemens VI. war die Kirche im Lateran (Caput et mater omnium ecclesiarum mundi, wie die dort angebrachte Inschrift besagt!) ohne Dach und dem Schnee und Regen preisgegeben; die Denkmale des Alterthums wurden verwüstet und abgebrochen, die Steine zu andern Bauten benutzt. Am traurigsten aber war der politische Zustand des Kirchenstaates. Der Feudaladel hatte diesen während der Abwesenheit der päpstlichen Regierung in eine Menge kleiner unabhängiger Tyrannenstaaten zersplittert, die später von den Legaten des Papstes einzeln wieder erobert werden mußten. Unter diesen Baronen, deren fast Jeder in Rom selbst seine befestigten Castelle hatte, galt ein mit der wildesten Grausamkeit geübtes Faustrecht, so daß die Raubgier des zuchtlosen Adels und der Söldnerbanden die Pilger selbst bis in die Straßen der heiligen Stadt verfolgte, und sie an der Schwelle der Kirche plünderte und ermordete.

Unter diesen Umständen war die tiefe Trauer aller bessern Zeitgenossen über den Zustand Roms und Italiens eben so gerechtfertigt als leicht erklärlich. Rechnet man dazu noch die damals in Italien wiedererwachende Beschäftigung mit dem

klassischen Alterthum und ihren moralischen Einfluß auf der einen Seite, so wie die gerechte Entrüstung über die Sünden und Mißgriffe des, dem französischen Nationalinteresse ergebenen, päpstlichen Hofes zu Avignon auf der andern, so hat man den Schlüssel zu der merkwürdigen Erscheinung, daß Männer wie Dante, der Dichter des katholischen Mittelalters im eminenten Sinne, sich den damaligen Ghibellinen zuwenden konnten. Ueber diese allerdings nicht zu läugnende Thatsache sind die wunderlichsten Fabeln in Umlauf gesetzt, und nachdem seit Jahrhunderten schon alle Jene, die für den Staat und gegen die Kirche Partei nahmen, den Versuch gemacht haben, aus Dante's Vorgang eine Entschuldigung oder Rechtfertigung für das eigene Beginnen heraus und ihre Richtung in ihn hinein zu commentiren, steht dieser heute, in einer Zeit, die aus Allem Alles macht, vollends in Gefahr zur Mythe zu werden. Ein sonst ganz achtbarer norddeutscher Gelehrter, — derselbe, der sich auf das etwas schwierige Geschäft verlegt hat, die Concordanz von Göthe, Hegel und Christus nachzuweisen! — ist schon seit Jahren beschäftigt, den Dichter der Divina Comedia zu einem Vorläufer Luthers umzustempeln. Dieß ist augenfällig lächerlich. Aber auch das wäre ein großes Mißverständniß: heutige Begriffe und Meinungen in die damaligen Zeiten hineinzutragen, und Männer wie Dante und Petrarca eines Verrathes der Selbstständigkeit und Freiheit der Kirche an die weltliche Macht, oder überhaupt nur febronianischer Anwandlungen fähig zu halten. Dergleichen Meinungen können, Kenntniß der Sache vorausgesetzt, immer nur, wenn nicht offenbar übelm Willen, so doch unheilbaren Vorurtheilen ihren Ursprung verdanken. Dante neigt zu keiner Art von Häresie, sondern steht auf theologischem Gebiet innerhalb der strengsten Gränzen der katholischen Kirchenlehre. Auch ist von Unterordnung der Kirche unter den Staat bei ihm mit nichten die Rede; die Kirche ist auch ihm die Sonne, das Kaiserthum der Mond. Aber Petrus und Paulus hatten durch ihren Mär-

tyrertod nicht Avignon, sondern Rom zum apostolischen Sitze geheiligt, und er ist trostlos darüber, daß die ewige Stadt jetzt beider Lichter beraubt, und doppelt verwaist sei. Aber, bei all dieser Trauer und trotz der tiefen Einsicht in den Sitz des Uebels, erkennt er allein den Cardinälen das Recht zu, nach dem Tode Clemens V. das Oberhaupt der Kirche, durch Wahl eines neuen Papstes nach Rom zurückzuführen. Eben so liegt in seiner Auffassung der politischen Zeitverhältnisse ein großes Element von Wahrheit und Recht; von ghibellinischem Parteigeiste ist er eben so fern, wie vom Gegentheil *). Jener große Christenstaat, von dem wir oben sprachen, hatte nicht ein Haupt, sondern zwei, ein geistliches und ein weltliches. Setzte der Kaiser als solcher den Papst voraus, der ihn krönte, so bedurften in dieser geschichtlich gegebenen Oekonomie der Dinge auch der Papst und die Kirche des Kaisers, nicht nur als ihres unentbehrlichen Schutzherrn, sondern gewissermaßen selbst als eines Gegengewichtes gegen die geistliche Gewalt, deren Träger nach der allgemein menschlichen Schwäche und Gebrechlichkeit sich im Besitze einer ganz schrankenlosen Macht-

*) Der entscheidendste Beweis für die Unabhängigkeit der politischen Gesinnung Dante's liegt in der Stelle des Paradiso Vers 97 bis 108. Wenn sich, das ist der Sinn derselben, die Ghibellinen des Reichsbanners zu ihrem Privatvortheil bedienen und den Adler von der Gerechtigkeit trennen wollen, dann mögen sie ihre Künste unter einem andern Zeichen treiben. Ob sie, ob ihre guelfischen Gegner mehr im Unrecht seien, ist dann schwer zu entscheiden.

Omai puoi giudicar di que' cotali
Ch' io accusai di sopra e de' lor falli,
Che son cagion di tutti i vostri mali.
L'uno al pubblico segno i gigli gialli
Oppone, e l' altro appropria quel s' a parte,
Si ch'è forte a veder qual più si falli.
Faccian i Ghibellin, faccian lor arte
Sott' altro segno; che mal segue quello
Sempre chi la giustizia e lui diparte.

fülle leicht überheben, und die christliche, kirchlich-politische Gesellschaft aus dem Gleichgewichte bringen konnten. Insbesondere mußte es hellen Geistern, wie Dante, aus dem Schicksale Italiens, unter dessen Drucke sie lebten, klar werden, daß ihr Heimathland nicht ohne den eisernen Arm eines starken Kaisers regiert werden konnte. Daher ihre Sehnsucht nach der Hülfe der weltlichen Macht, die, wie sie, treu dem Staats- und Völkerrechte ihrer Zeit glaubten, der römischen Kirche und Italien nur vom Reiche und vom Kaiser werden könne; eine Sehnsucht, die den Dichter der Divina Comedia zu dem, allerdings mehrfacher Auslegung und bedenklicher Folgerungen fähigen Satze führte, welchen er in seinem Buche über die Monarchie, „dem Manifeste der denkenden Ghibellinen" *) ausspricht; die christliche Kaiserwürde sei die Erbin der Machtfülle der alten römischen Kaiser, und habe, unmittelbar von Gott, eine absolute Gewalt über den ganzen Erdkreis. Diese ghibellinische Ansicht Dante's ist aber nicht aus einer Theorie, sondern ganz naturgemäß aus der Noth der Zeit geboren; nicht eine der Kirche abgeneigte Gesinnung hat sie geschaffen, sondern das thatsächliche Elend Italiens. Man bedurfte des Kaisers, und weil man seiner bedurfte, suchte man nach einer Begründung seines Rechts, die seine Macht verstärken sollte. Von einer modernen, als Princip vorausgesetzten Staatsgläubigkeit, von einem Kampfe gegen den Geist der Kirche, von einem Versuche: sie dem Staate zu unterwerfen, oder höchstens als Mittel für „Staatszwecke" gelten zu lassen, findet sich in den Schriften Dante's eben so wenig eine Spur, wie von modernem Vaterlandsenthusiasmus. Dante strebte allerdings nach Befreiung Italiens, aber nach der vom Joche der unzähligen kleinen, eingebornen Tyrannen. Auch nach Einheit sehnt er sich, aber nur in sofern diese mit Frieden und Ordnung gleichbedeutend ist. Wovon er aber schlechthin keine Ahnung hat,

*) So meint es mit Recht Döllinger.

ist der spätere italienische Nationalgeist, der abstracte Unabhängigkeitsdrang und der heute als Tugend empfohlene, künstlich erzeugte Fremdenhaß, mit dem sich die Mehrheit der jetzigen, gebildeten Italiener trägt. Freilich beklagt der Dichter Italiens Geschick, welches er vor Augen hatte, aber er steht dabei, angesehen die Verhältnisse des vierzehnten Jahrhunderts, auf dem Boden der strengsten Wahrheit und Wirklichkeit. Sein Schmerz ist ächt, kein durch Reflexion erzwungenes, heutiges Nationalweh, deßhalb offenbart er sich in einfachen und wahren Naturlauten, und die schlagendsten Thatsachen, die praktischsten Verhältnisse erklären und rechtfertigen ihn. Vor Allem ist Dante, unähnlich den heutigen Leitern der Nationalbegeisterungen in den verschiedenen Ländern Europas, von nichts weiter entfernt, als von kriechender Lobhudelei seiner Landsleute. O Sklavin Italia! ruft er aus, du Abgrund der Schmerzen, Schiff ohne Steuermann im Sturme, nicht Herrin der Provinzen, sondern Haus der Unzucht; die in Dir leben, wüthen gegen einander, selbst Jene, die ein Graben und eine Mauer umschließt. Such' nach an Deiner Flüße Ufern und an Deinen Meeresstranden, such' nach in Deinem Busen, ob irgend wo ein Fleck zu finden, der sich des Friedens freut. Was hilft es Dir, daß Justinian Dir die Zügel (Deine Gesetze) ausbesserte, wenn der Sattel leer ist? Ohne ihn lastete jetzt geringe Schande auf Dir! O Volk, Du hättest sollen unterwürfig seyn, und den Kaiser in dem Sattel sitzen lassen, wenn Du wohl begriffen hättest, was Gott Dir zu verstehen gibt! Sieh, wie dieß Thier boshaft geworden ist, weil es, seitdem Ihr (seine einheimischen Herrscher!) die Hand an die Zügel gelegt, nicht mehr die Sporen fühlt. Dante geht sogar — nach heutigen Begriffen ein Hochverrath am italienischen Nationalgeiste! — so weit, mit schmerzlicher Klage die Deutschen zu rufen, und die beiden ersten Könige aus dem Hause Habsburg mit Fluch und Vorwurf zu überschütten, weil sie, jenseits der Alpen festgehalten, Italien des Reiches Garten

hätten wüst werden lassen *). Dagegen sieht er für Heinrich VII. im Paradiese den Sitz bereitet, der ihn dafür lohnen soll:

Ch'a drizzare Italia,
Verrà in prima ch'ella sia disposta **).

(Fortsetzung folgt.)

*) *Purgatorio* Canto VI. 97 seqq.
O Alberto tedosco ch' abbandoni
Costei ch'è fatta indomita e selvaggia
E dovresti inforcar li suoi arcioni
. . . .
Ch' avete tu e'l tuo padre sofferto
Per cupidigia di costà distretti,
Che'l giardino dello'mprio sia diserto.
. . . .
Vien crudel, vieni e vedi la pressura
De'tuoi gentili e cura lor magagne,
. . . .
Vieni a veder la tua Roma che piagne
Vedova, sola e die notta chiama:
Cesare mio, perchè non m'accompagne?
Vieni a veder la gente quanto s'ama;
E se nulla di noi pietá ti muove,
A vergognarti vien della tua fama!

**) Nach Streckfuß Uebersetzung (Paradies 30ster Gesang 133.):
„Auf jenem großen Stuhle, wo du dem Strahle
Der Krone, die dort glänzt, Dein Auge leihst,
Dort, eh' Du kommst zu diesem Hochzeitmahle,
Wird sitzen des erhabnen Heinrichs Geist,
Des Cäsars, der Italien zu gestalten
Kommt, eh' es sich dazu geneigt beweist.

XXXVIII.

Raymund von Pennaforte.

Vier rothe Balken in goldenem Schilde zierten einst das Wappen der Könige von Arragon; sie finden sich inmitten zweier Pineen in dem Wappen der Familie von Pennaforte wieder, deren Stammsitz bei Villa Franca de Penades, zwanzig Miglien von Barcellona, belegen war. Ob diese Familie mit der königlichen verwandt war, wie von Einigen angenommen wird, kann dahingestellt bleiben; der Adel des Geschlechts erhielt einen mehr als königlichen Glanz durch Raymund, den viel genannten und doch in seinem hohen inneren Werthe wenig gekannten Verfasser der Decretensammlung, welche im Jahre 1234 auf Befehl Papst Gregors IX. als Gesetzbuch für die gesammte Kirche verkündet wurde, und noch gegenwärtig einen der wichtigsten Bestandtheile unseres gemeinen Rechtes in Deutschland bildet. Allerdings scheint das Leben eines Gesetzsammlers zunächst nur für den Rechtsgelehrten ein Interesse zu haben. Darum würden wir, zugleich anerkennend, daß sein Werk an manchen nicht unerheblichen Mängeln, wie das des gefeierten Tribonian, leidet, der Biographie desselben in diesen Blättern keinen Raum gönnen, sondern diesen Gegenstand ausschließlich der Literaturgeschichte

überlassen. Allein abgesehen davon, daß Raymund als Bearbeiter des Rechtes der Kirche ein allgemeines Interesse hat, so gehört er auch der Zahl derjenigen Männer an, welche diese als Heilige verehrt. Mit seinem großen und ausgebreiteten Wissen vereinigte er die höchsten christlichen Tugenden, mit einem sehr ausgebildeten Verstande den kindlichsten und festesten Glauben in solchem Grade, daß Gott ihm sogar die Gnade der Wunder verlieh. Er verdient es, daß die Nachwelt seiner mit Ehrfurcht und Dankbarkeit gedenke.

Gegen Ausgang, wahrscheinlich in den achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts geboren, gab Raymund von Pennaforte bereits frühzeitig die großen Eigenschaften kund, welche seinen Geist und seine Seele zierten. Wie zum Lehrer geboren, theilte er das von ihm Erlernte und schnell Gefaßte in bewunderswerthem Vortrage andern Lernbegierigen mit, und, kaum zwanzig Jahre alt, soll er schon zu Barcellona die Logik und andere philosophische Wissenschaften gelehrt haben. Wie so viele junge Männer seiner Zeit wurde auch er durch den Ruhm der Universität Bologna angelockt, sich nach diesem Sitze der Wissenschaft hinzubegeben. Die Reise dahin, welche Raymund in Begleitung eines Geistlichen, Namens Petrus Ruber, unternahm, fällt, wenn nicht früher, etwa in das Jahr 1209. In Bologna angelangt, verlegte sich Raymund mit dem größten Eifer auf das Studium der Rechte, erhielt die Doctorwürde, bestieg selbst das Katheder, und hielt mit großem Beifalle Vorlesungen über das canonische Recht. Vor seinen Collegen zeichnete er sich dadurch aus, daß er die Vorträge ganz unentgeltlich hielt, doch setzte ihm, in Anerkennung seiner Verdienste, der Magistrat von Bologna eine jährliche Summe fest. Drei Jahre hindurch verblieb er auf dieser Stelle, und würde sie wohl auch noch länger bekleidet haben, wenn nicht der Bischof Berengar von Barcellona auf seiner Rückreise nach Rom, durch den Ruf von Raymunds Gelehrsamkeit und Frömmigkeit angezogen, eigens

seinen Weg über Bologna genommen hätte, um jenen kennen zu lernen. Den dringenden Bitten des Bischofes, dessen Diöcese er durch die Geburt angehörte, er möge nach Barcellona zurückkehren, gab er endlich nach. Er erhielt nunmehr ein Canonicat an der dortigen Kathedrale.

Um eben jene Zeit hatte der Bischof Berengar den Orden des heiligen Dominicus nach Barcellona berufen; einstweilen bekamen die Predigerbrüder ein Privathaus, bald wurde ihnen eine eigene Kirche eingeräumt. Die große und heilbringende Wirksamkeit dieses Ordens begeisterte Raymund in dem Grade, daß er, etwa fünf und zwanzig Jahre alt, allen Ehrenstellen und irdischen Reichthümern entsagte, und sich in die Zahl der Söhne des heiligen Dominicus aufnehmen ließ. Sein Beispiel ermunterte auch Andere zu diesem Schritte, namentlich seinen ehemaligen Reisegefährten Petrus Ruber. Hatte Raymund zuvor in allen Lebensverhältnissen mit großer Strenge gegen sich, alle seine Pflichten auf das Gewissenhafteste erfüllt, so erhielt jetzt sein christlicher Eifer durch die Ablegung der drei klösterlichen Gelübde noch einen neuen Aufschwung. Sein Herz glühte von Liebe zu seinen Mitmenschen, und es bot sich in jener Zeit eine eigenthümliche Gelegenheit, diese zu üben. Die Mauren, mit den Christen in einem fast ununterbrochenen Kriegszustande, schleppten von ihren verheerenden Zügen, welche sie in die christlichen Königreiche unternahmen, gewöhnlich eine große Anzahl von Menschen in die Gefangenschaft mit sich. Raymund war auf das Eifrigste bemüht, das Loos dieser Armen zu erleichtern; zu ihrer Auslösung sammelte er überall Geld, insbesondere aber gab ihm sein Freund, Petrus Nolasco, einen großen Theil seines Vermögens zu diesem Zwecke. Um jede Gemeinschaft mit der Secte der Albigenser zu meiden, hatte dieser sein väterliches Erbe bei Toulouse verkauft, und war nach Barcellona gekommen. Hier schloß er sich innig an Raymund an, und wirkte unter dessen Leitung die größten Werke der Liebe. Fünf-

mal ging er nach Valencia zu den Mauren, und kaufte jedes Mal dreihundert Gefangene von ihnen los. Petrus Nolasco wurde der Gründer des Ordens der Barmherzigkeit, der als ein dritter Orden den beiden andern an die Seite trat, welche das dreizehnte Jahrhundert hatte entstehen sehen. Gegen das Gift der Ketzerei sandte Dominicus seine Prediger aus; gegen das Verderbniß der Sitten stritt Franciscus mit der Schaar seiner minderen Brüder; zur Befreiung der Christen von Sklavenketten wurde der Orden de Misericordia oder de Mercede gegründet; Raymund entwarf die Regeln und setzte dann, im Auftrage Papst Gregors IX., seinen Freund Petrus als ersten Ordensgeneral ein.

So wie nun diese neuen Macchabäer, — wie Papst Alexander IV. sie nennt — das Loos der Christensklaven zu mildern suchten, so mußte doch auch darauf gedacht werden, die Ursache des Uebels zu entfernen, und daher die Mauren mit den Waffen des Geistes und des Schwertes zu bekämpfen. Es sendete deßhalb Papst Gregor IX. den Cardinalbischof Johann von Sabina (Halgrin von Abbeville) im Jahre 1229 nach Spanien, um einen Kreuzzug gegen die Mauren zu predigen; noch andere wichtige Geschäfte, namentlich die Scheidung der Ehe König Jakobs von Arragonien und der Eleonora von Castilien, waren dem päpstlichen Legaten aufgetragen. Auch er hatte viel von Raymund von Pennaforte gehört, und so ersah er sich ihn als Gehülfen in der Predigt des Kreuzes. In Gemeinschaft mit einem Ordensbruder wanderte Raymund mit entblößten Füßen dem Cardinal voran, ließ in Nichts von der Strenge der Ordensregel nach, und widmete sich mit dem größten Eifer der Seelsorge und der Predigt. Der Cardinal gewann eine große Zuneigung zu ihm, und statt aller andern köstlichen Geschenke wollte er bei seiner Heimkehr dem Papste am Liebsten Raymund von Pennaforte mitbringen. Allein seine Vorstellungen, die er diesem machte, auf daß er ihn begleite,

fruchteten Nichts; Raymund wollte sich in der Ruhe seines klösterlichen Lebens nicht stören lassen. Was aber der Cardinal durch seine Bitten bei Raymund nicht erlangt hatte, das erreichte er bei Gregor IX. durch die Schilderung, die er von jenem entwarf. Der Papst gewann ihn schon im Voraus so lieb, daß er seiner nicht entbehren zu können glaubte, sondern ihn sofort zu sich nach Rom berief; aus Gehorsam brachte Raymund das Opfer. Gregor IX. erkannte alsbald, welch einen großen Schatz er an diesem Manne gewonnen habe; er machte ihn zu seinem Capellan und zum Pönitentiar, zwei Aemter, mit welchen keine geringe Bürde verbunden war, da damals die päpstlichen Capelläne auch diejenigen Geschäfte zu versehen hatten, die heute zu Tage den Auditores Rotae obliegen. Noch mehr, Gregor IX. machte Raymund zu seinem Beichtvater, und wie dieser von einer so großen Liebe für die Armen beseelt war, so pflegte er es dem Papste auch als Buße aufzuerlegen, daß er die Bitten und Beschwerden armer Leute vor allen andern sogleich berücksichtigen und auf's Schleunigste erledigen solle. Daher schreibt es sich auch, daß Gregor IX. ihn so oft mit dem Namen eines „Vaters der Armen" beehrte.

Wirkte Raymund hier auf das Schönste durch seine Liebe, so eröffnete sich zugleich ein großes Feld für seine wissenschaftliche Thätigkeit. Er war es, welchen sich Gregor IX. zum Bearbeiter der Decretalen ausersah. In Zeit von drei Jahren war die große Arbeit, vermittelst welcher die sämmtlichen seit fast einem Jahrhunderte in großer Zahl erschienenen päpstlichen Gesetze in eine zweckmäßige Ordnung gebracht wurden, vollendet; die Publication erfolgte im Jahre 1234.

Begreiflicherweise wollte Gregor IX. seinen Freund reichlich belohnen; dazu bot sich eine Gelegenheit durch die Erledigung des Erzbisthums von Tarragona, womit der Primat über Catalonien und Arragonien verbunden war. Raymund

aber, der schon andere Würden ausgeschlagen hatte, erschrack so sehr über die Zumuthung, Erzbischof werden zu sollen, daß er in ein heftiges Fieber verfiel und die Fürbitte mehrerer Cardinäle in Anspruch nahm, um den Papst zu bestimmen, von seinem Verlangen abzustehen. Gregor, den Wunsch Raymunds ehrend, verlangte von ihm nur, daß er Denjenigen bezeichnen solle, den er für den Tauglichsten zu jenem Erzbisthum hielte, und so lenkte jener des Papstes Aufmerksamkeit auf Wilhelm von Montegrino (Mongrin), einen überaus thatkräftigen Mann, wie ihn damals die Verhältnisse jener Länder erforderten. Während nämlich von der einen Seite die Mauren drohten, hatten von Frankreich her die „Armen von Lyon", ein Zweig der Waldenser (in Spanien Inzabbatati genannt) sich in nicht geringer Zahl eingeschlichen und Anhang gefunden. Noch ehe er zum Episcopate gelangte, hatte Wilhelm mit gewaffneter Hand den Mauren die Insel Yviça abgenommen und ein Castell der Sectirer zerstört.

Raymund fuhr in Rom fort, sich mit ununterbrochenem Eifer seinen Geschäften zu widmen, allein seine Kräfte erlagen den Anstrengungen; eine Krankheit brachte ihn an den Rand des Grabes. Die Aerzte stellten als Bedingung für die Erhaltung seines Lebens die Rückkehr zu einem ungestörten Leben, und so „verließ Raymund die Curie, wie er gekommen war", ein Wort, wodurch die Biographen die Tugendhaftigkeit dieses Mannes, der nun wieder in seine Heimath zurückkehrte, bezeichnend hervorheben wollen.

Bei Tossa (jetzt Blanes) betrat er die vaterländische Küste. Kaum hatte sich die Kunde von seiner Ankunft verbreitet, so strömten von allen Seiten die Leute herbei, um ihn zu sehen, ihn zu sprechen, ihn um Rath zu fragen, ihm zu beichten und geistlichen Trost von ihm zu empfangen. Es war dieß gerade eine der vorzüglichsten Gaben, mit welcher Gott ihn begnadigt hatte, daß er für Jedermann guten Rath wußte. Um diesen

ging ihn sogar noch öfters Gregor IX. an, dessen Beispiel hierin auch andere Päpste, Innocenz IV., Alexander IV., Clemens IV. und Gregor X. folgten; auch blieb er noch ferner Pönitentiar und päpstlicher Capellan, doch legte er das erstere Amt in späterer Zeit nieder. Die größere Muße welche ihm in Barcellona zu Theil geworden war, benützte er zunächst dazu, um ein Werk, zu welchem er schon früher die Grundlage gelegt haben mochte, auszuarbeiten. Dieß war seine Summa de poenitentia, ein Werk, welches gleich nach seinem Erscheinen, auch wegen seines praktischen Werthes, so großen Beifall erhielt, daß es von mehreren Zeitgenossen als ein unumgänglich nothwendiges bezeichnet und in vielen tausend Abschriften verbreitet wurde. Seiner Bedeutung nach soll es für viele zweifelhafte Gewissensfälle eine Entscheidung und Anleitung geben, und Niemand konnte zu einer solchen Arbeit mehr geeignet seyn, als eben der Mann, welcher von dem Geiste des kirchlichen Rechtes durchdrungen war, und als Beichtvater so reiche Erfahrungen gesammelt hatte.

Es war jedoch Raymund nicht beschieden, die Ruhe in dem heimathlichen Kloster zu genießen. Ob er von König Jakob zum Papste gesendet worden ist, um für Manfred die Absolution von dem Banne zu erbitten, ist nicht völlig gewiß; dagegen kam er zuverläßig im Jahre 1238 nach Italien, jedoch in einer andern Eigenschaft. Jordan, nach dem heiligen Dominicus der erste General des von diesem gestifteten Ordens, war gestorben, und es versammelte sich zu Bologna das Capitel, um zur Wahl des Nachfolgers zu schreiten. Die deutschen Dominicaner wünschten Albertus Magnus, die französischen Hugo an die Spitze zu stellen; trotz mehrerer Scrutinien blieb die Wahl zwiespältig. Da flehten die Ordensbrüder an dem Grabe des heiligen Dominicus um Erleuchtung, und als man wiederum zur Wahl schritt, fiel diese einstimmig auf Raymund von Pennaforte. Natürlich wollte

er, damals schon im vorgerückten Alter, auch diese Würde nicht annehmen, allein hier entschied doch das Wohl des Ordens und er gab nach. Im Jahre 1239 hielt er eine allgemeine Versammlung desselben, und brachte ein Statut in Vorschlag, demgemäß der General des Ordens mit Beistimmung der Diffinitoren sein Amt sollte niederlegen dürfen. Raymund machte bald davon Gebrauch; er regierte den Orden nur zwei Jahre, aber so vortrefflich, daß eine allgemeine Betrübniß entstand, als er resignirte und sich wiederum in sein Kloster zu Barcellona zurückzog.

Nach Spanien heimgekehrt, war es wieder sein erstes Augenmerk, für das Heil der Seelen zu wirken, und auf Abhülfe der Gefahren zu denken, von denen die Kirche in seinem Vaterlande durch Mauren, Juden und Sectirer bedroht war. Er empfahl daher nachdrücklich die Anstellung einer sorgfältigen Nachforschung nach dem Glauben der Einzelnen, welche an sich schon zu den Pflichten der Bischöfe gehörte. Schon mehrmals haben wir auf die wahre und eigentliche Bedeutung der Inquisition und auf deren spätere Ausartung in Spanien aufmerksam gemacht (Bd. 8 S. 156, Bd. 19 S. 493), und somit glauben wir auch jedem Mißverständnisse in Betreff Raymunds zu begegnen, der vermittelst der von ihm vorgeschlagenen und im Jahre 1240 auf dem Concilium zu Tarragona beschlossenen Glaubens-Inquisition nur das Wohl der Seelen beabsichtigt, und auch zum großen Theile erreicht hat. Er soll es auch ganz besonders gewesen seyn, der den angelischen Doctor, den heiligen Thomas von Aquino, dazu ermuntert und bewogen hat, sein großes Werk, die Summa theologiae, als eine Waffe gegen die Irrlehren, zu Stande zu bringen. Aber auch den Juden und Sarrazenen das Licht des wahren Glaubens anzuzünden, war er eifrigst bedacht; er sorgte für die Errichtung eines Seminars, in welchem im Arabischen und Hebräischen Unterricht ertheilt wurde, und es ist den Dominicanern auf

diesem Wege in jener Zeit gelungen, an zehntausend Ungläubige zur Kirche zu bekehren.

Aber auch der Kampf mit dem Schwerte mußte gegen die Mauren fortgesetzt werden, sollte nicht das abendländische Europa durch diesen schrecklichen Feind abermals wie zur Zeit Karl Martells in Schrecken gesetzt werden. Zu verschiedenen Zeiten war König Jakob von Arragon als rüstiger Streiter wider sie ausgezogen. Schon im Jahre 1229 hatte er den Mauren die Insel Majorca abgewonnen, und den für den christlichen Glauben rastlos thätigen Orden der Dominicaner dorthin berufen. Jakob nahm öfters seinen Aufenthalt auf Majorca, einmal auch in Begleitung Raymunds, den er sich zu seinem Beichtvater gewählt hatte. Für diesen war damit aber ein bitterer Kummer verbunden, den ihm sein königlicher Freund verursachte. Derselbe hatte mit einer gewissen Berengaria ein unerlaubtes Verhältniß angeknüpft, und war durch Nichts zu bewegen, dasselbe aufzugeben und jene Person von sich zu entfernen. Hatte doch der Provincial der Dominicaner, Arnold Segerra, schon früher einmal dem Könige, der gerade in die Schlacht gegen die Mauren ausziehen wollte, eben deßhalb die Absolution verweigert; auch Raymunds Bitten und Vorstellungen bei Jakob waren vergeblich. Dieser hatte die Berengaria ebenfalls nach Majorca kommen lassen; da erklärte Raymund dem Könige, er müsse die Insel verlassen, denn er dürfe auch nicht den äußern Schein auf sich laden, als ob er diesen Ehebruch billige. Jakob kam natürlich Alles darauf an, den Beichtvater zurückzuhalten; da aber dieser fest auf seinem Beschlusse beharrte, so erließ der König ein Verbot an alle Schiffer, Raymund nach Spanien hinüberzuführen. So wanderte dieser vergeblich am Ufer herum, endlich kam er nach Solerio; auch hier wurde er zurückgewiesen, aber im festen Vertrauen auf Gott erklärte er seinem Gefährten: „So mag es wohl der sterbliche König angeordnet haben, allein der ewige Köuig

wird es anders anordnen." Wirklich gelang es Raymund, die spanische Küste zu erreichen; die Legende erzählt, es sei auf dieselbe Weise geschehen, wie der heilige Sebaldus auf seinem Mantel über das Wasser getragen worden. Er erlebte die Freude, seinen königlichen Freund von jener Leidenschaft bekehrt zu sehen.

Raymund beschloß sein Gott und seinen Mitmenschen gewidmetes Leben am 6. Januar 1275, mehr als neunzig Jahre alt. Zwei Könige und ihre Infanten, mehrere Bischöfe und andere Prälaten folgten seinem Sarge, und das Volk erklärte ihn, dessen Leben durch viele von ihm gewirkte Wunder bezeichnet ist, für einen Heiligen. Schon vier Jahre nach seinem Tode trug der Erzbischof von Tarragona auf seine Canonisation an; diese erfolgte aber erst durch Clemens VIII. im Jahre 1601. Als die frohe Kunde davon nach Barcellona kam, wurde der Leib des heiligen Raymund erhoben und in feierlicher Prozession durch die Stadt getragen, und so begeht die Kirche noch gegenwärtig den 23. Januar als Festtag desjenigen Juristen, dessen Arbeit ein Fundament unseres gesammten positiven Rechtes geworden ist.

XXXIX.

Literatur.

I.

Wir haben vor längerer Zeit (Bd. 13, S. 643) das erste Erscheinen der Zeitschrift, welche der historische Verein der fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug unter dem Namen des „Geschichtsfreundes" herausgibt, begrüßt. Daß dieses wahrhaft patriotische Unternehmen trotz der politischen Stürme, welche jene Orte heimgesucht haben, keine Unterbrechung gelitten hat, ist sehr erfreulich. Es liegen nunmehr abermals zwei neue Bände vor, welche eine nicht geringe Zahl interessanter Mittheilungen enthalten, aus welchen wir hier Einzelnes herausheben wollen.

Die sechste Säcularfeier des Klosters Rathhausen bot die Veranlassung, die Geschichte dieser Stiftung ausführlicher zu behandeln; sie ist zugleich mit einem reichen Urkundenschatze versehen, wie denn überhaupt die Zeitschrift eine große Menge von diplomatischen Beiträgen liefert. Diese reichen im zweiten Bande vom Jahre 1181 bis 1633, im zweiten von 1126 bis 1704. Es ist hiebei allerdings auffallend, daß der Verein über die anfänglich gesteckte Gränze hinausgegangen ist, indem eigentlich bloß das Mittelalter als die Hauptaufgabe seiner historischen Thätigkeit gestellt war. Indessen mit dieser Modification wird unstreitig jeder Geschichtsfreund sich einverstanden

erklären, und insbesondere darf man dem Herausgeber für die acht unterm Jahre 1633 mitgetheilten Documente Dank wissen, welche sich auf den damals erfolgten Einfall der Schweden in das Gebiet der Eidgenossenschaft beziehen. Um aber wiederum zu dem Mittelalter zurückzukehren, so sind an „kirchlichen Sachen" hauptsächlich noch Folgende bemerkenswerth: die Geschichte des Baues der schönen St. Oswaldskirche zu Zug, die Geschichte der Kirche und des Capitelhauses der Barfüßer von Lucern, so wie auch die der Gründung des ebendaselbst belegenen Minoritenklosters. Von vielem Interesse sind die von Schneller mitgetheilten Briefe des Chronikschreibers Aegidius Tschudi, vornämlich aber die Darstellung des Lebens und der Schriften Alberts von Bonstetten, des berühmten Decans von Einsiedeln. Diese verdankt man der Feder des gelehrten P. Gallus Morel, dem gegenwärtigen Archivar jenes Klosters. Es dürfte bei den jetzigen Zeitläuften nicht uninteressant seyn, zu vernehmen, wie Bonstetten vor nun beinahe vier Jahrhunderten sich in seinem Werke: „Superioris Germaniae confederationis urbium terrarumque situs, hominum morumque brevio descriptio, ut et insignis loci heremitarum S. Mariae Virginis" über die fünf Orte geäußert hat. In diesem Buche, welches Bonstetten im Jahre 1481 dem König Ludwig XI. von Frankreich dedicirte, heißt es: „Zu Luzern sind vier wunderschöne Brücken über die Reuß gebaut. Stadt und Umgegend ist wohl bevölkert, und kann über 9000 streitbare Männer in's Feld stellen. Die Bürgerschaft zumal ist ganz kriegerischer, die jungen Leute ungemein lustiger Art, der Pracht und dem Frauendienste ergeben. Wegen der schicklichen Lage, ungefähr in der Mitte der Eidgenossenschaft, werden zu Luzern häufige Tagsatzungen gehalten. Brod hat dieser Stand genug, aber keinen Wein, außer dem, welcher eingeführt wird. Der Pilatusberg ist eine fürchterliche Wüste und Aufenthalt wilder Thiere. — Uri, mit den höchsten Gebirgen umgeben, wird von einem starkmüthigen, halsstarrigen, streitlustigen, innerhalb seiner Gränzen unüberwindlichen Volke bewohnt, ob-

wohl es kaum 3000 Mann in's Feld stellen kann. — Schwyz ist ebenfalls ganz von Bergen umzäunt, dennoch reich an fruchtbaren Alpen, anmuthigen Matten und Baumgärten. Die Einwohner von gewaltigem Körperbau, von kühner, nie gebändigter Art, und darum auch zum Krieg äußerst abgehärtet. Sie können im Nothfall 4000 Mann und auch wohl mehr in's Feld stellen. Die Schwyzer führen ein ganz rothes, von andern Figuren unbeflecktes Wappen; nur allein, wenn sie in den Kampf ziehen, oben im Banner auf der einen Seite ein Crucifix, welches ihnen von Kaiser Rudolph wegen besonderer Verdienste zu tragen vergönnt wurde. — Unterwalden trägt weder Korn noch Wein, aber hat desto fettere Weiden, anmuthige Seen u. s. w. Die großen und kriegerischen Alpenbewohner nähren sich meistens von der Viehzucht. Im Krieg stellt es 3000 Mann in's Feld. — Zug, das Städtchen, liegt von der einen Seite an grasreichen Gebirgen, von der andern an einem schönen See. Die Landeshoheit und Regierung steht bei den dortigen Bürgern und einigen äußeren Gemeinden gemeinschaftlich. Auch die Einwohner dieses Standes, welcher 2500 Mann in's Feld stellt, sitzen nicht gern weichlich im Schatten, noch sind sie lau unter den Waffen, sondern abgehärtete Ulysses, die überhaupt mehr Aehnlichkeit mit den Thalbewohnern von Uri, Schwyz und Unterwalden, als mit den der Städte haben."

Wir wünschen dem Vereine, der sich zu seinem Siegel sehr passend das Bildniß des seligen Niklas von der Flue gewählt hat, eine gesegnete Fortbauer seiner Thätigkeit, den fünf Orten aber den ungestörten Frieden, unter dessen Schutze die Wissenschaft immer mehr gedeihen möge.

II.

Deutsches Hausbuch, herausgegeben von Guido Görres. Jahrgang 1847 oder zweiter Band. München in Commission der literarisch-artistischen Anstalt. Mit vielen Holzschnitten alter und neuer Meister. 6 Hefte. 4.

Wir Deutsche sind bekanntlich ein erstaunlich schreibseliges Volk; nirgend wird wohl so viel geschrieben und gedruckt, in Prosa und in Versen, als in Deutschland; keine Literatur besitzt neben zahllosen Originalwerken so viele Uebersetzungen aus allen Sprachen und Zeiten, als die deutsche; und dennoch geschieht es nicht selten, ergeht die Frage nach einem einfachen Buche über die ersten und nothwendigsten Dinge, so findet sich keines, das man mit gutem Gewissen empfehlen könnte. Unsere Bücherwelt gleicht in dieser Beziehung einer reich besetzten Luxustafel: fragt man nach ostindischen Vogelnestern, nach chinesischem Eingemachten, nach Pastetten von Straßburg, nach Glace au four, so wird man sogleich bedient; will man aber einfaches gesundes Hausbrod, so kann man lange warten.

Diese Blätter haben (Band 19, Seite 183) beim Erscheinen des ersten Jahrgangs ihre Leser mit dem Zweck und Plan des deutschen Hausbuches bekannt gemacht. Der zweite Band desselben liegt gegenwärtig vollendet der öffentlichen Beurtheilung vor. Das Ziel des Unternehmens: der Masse unpassender oder verderblicher Lectüre, welche gegenwärtig der Jugend und dem Volke von so vielen Seiten geboten wird, Lesestücke von gesundem Inhalt zur Kräftigung des religiösen, des sittlichen und vaterländischen Sinnes entgegenzustellen, ist unverändert derselbe geblieben.

Werfen wir nun bei dieser Gelegenheit einen Blick auf das Gebiet der verwandten Literatur in Deutschland: so sind die Resultate, die sich uns hier, neben manchem Erfreulichen

im Einzelnen, dennoch im Ganzen und Großen darbieten, nichts weniger als tröstlich und beruhigend für die Zukunft. Während die Theilnahme an ernsten, wissenschaftlichen Werken eher abzunehmen als zu wachsen scheint, während fast in allen Zweigen der Literatur eine immer größere äußere Zersplitterung und innere Zerrissenheit sich kundgibt, so daß es gegenwärtig einem umfangreicheren Werke strenger Forschung, das nicht den flüchtigen Parteiinteressen des Tages, oder der frivolen Unterhaltungssucht des Leihbibliotheken-Publikums dient, unendlich schwer wird, sich Bahn zu brechen und einen genügenden Leserkreis zu gewinnen: ist eine ungemeine Rührigkeit in der sogenannten Volksschriftstellerei wahrzunehmen. Alle Welt scheint bemüht, das Volk mit Gewalt aufzuklären; wer zu sonst nichts taugt, glaubt sich dennoch zu einem Volksschriftsteller und Volksredner berufen; wie es denn auch nicht leicht einen Gimpel gibt, der nicht meint, sein Geist reiche vollkommen hin, sich seine eigene Religion à sa façon zu flickschneidern. Ganz vorzüglich sind es aber die Volkskalender, welche sich unsere industriösen Buchhändler zum Ziele ihres philanthropischen Thurmwettrennens ausersehen haben, und das zwar aus guten Gründen, die ein französischer Almanach für 1848 in seinem Motto in folgenden wenigen Worten zusammenfaßt: Quinze millions de Français n'apprennent que par les Almanachs les destins de l'Europe, les lois de leur pays, les progrès des sciences, des arts et de l'industrie. Seit man diese Entdeckung auch bei uns gemacht, wimmelt es überall neben den vermehrten kleinen Tagsblättern von Volkskalendern, Volksboten und Volksfreunden. Kein bankerotter Literat, kein entlaufener Student, kein fortgejagter Schulmeister, kein verdorbener Advokat und schriftstellerischer Abentheurer, der sich nicht mit dem Gedanken schmeichelte, daß er immer noch gut genug sei, als kleiner Zeitungsredacteur oder als Kalendermann im Solde eines speculativen Buchhändlers das Volk zu schulmeistern, zu bilden und über seine wahren Interessen aufzuklären. In der Schweiz und in Belgien ist es schon vorge-

kommen, daß zeitungschreibende Volksaufklärer dieser Art den Vorwurf erfahren mußten, sie seien aus dem Zuchthaus oder von der Galeere in ihr Redactions-Büreau übergesiedelt. Der Redacteur eines belgischen Blattes erbot sich sogar in einer öffentlichen Erklärung, man möge eine Commission von Ehrenmännern zusammenberufen, dort wolle er seinen Rücken entblößen, damit auf gerichtlichem Wege das Publikum, zur Schmach seiner Feinde und Verläumder, darüber zufrieden gestellt würde, daß er keineswegs gebrandmarkt sei, wie man fälschlich vorgebe. Wir haben dieser Untersuchung nicht beigewohnt, so viel aber ist gewiß: nur ein Schelm gibt mehr, als er hat; und wie sollten da Leute, die weder wahre wissenschaftliche Bildung, noch sittlichen Charakter besitzen, von dem religiösen Glauben ganz zu schweigen, die mit ihrer Halbwisserei in allen Verirrungen und Verkehrtheiten der Gegenwart befangen sind, und zu ihrer Unwissenheit die große Krankheit der Zeit, die herrschende geistige Hoffart gesellen, die sich vor nichts Höherem und Heiligem beugen mag, — wie sollen diese Aposteln geeignet seyn, das Volk aufzuklären, oder es auf einen andern Pfad, als auf den ihrer eigenen Verirrungen zu bringen. Um indessen diese Literatur zu einer wirklich gefährlichen Macht zu machen, hat es nur der Verhältnisse des Proletariates und des von Jahr zu Jahr in einem so bedrohlichen Maße steigenden Pauperismus bedurft. Für einen schlechten Schriftsteller, dem das Wahre und Rechte selbst unbekannt ist, und der fürchten muß, langweilig zu werden, wenn er das Gute mittheilt, liegt die Versuchung nur allzunahe, die Theilnahme seiner Leser dadurch zu gewinnen, daß er die schlechten Leidenschaften der unteren Klassen aufstachelt, ihrem Neid nach oben schmeichelt, ihren Ingrimm gegen die Reichen aufweckt, und ihren Gelüsten eine lockende Beute zeigt. Es ist unglaublich, welche Fortschritte unsere populaire Literatur in dieser Beziehung gemacht hat, und wie man die Ohren nach und nach an die frechste Gottlosigkeit und die Verhöhnung aller bestehenden Rechte gewöhnt hat. Dinge, die man sich vor zehn Jahren kaum

mit halben Worten in vertrauten Kreisen zuflüsterte, weil sie zur Auflösung aller Sitte und Gesittung, die den Menschen vom Thier unterscheidet, führen müssen, werden nun von den Dächern dem Volke herabgepredigt, als verstünden sie sich von selbst. Wir hatten öfter Gelegenheit, die Leser darauf aufmerksam zu machen, wie die blutigsten Scheusale der ersten französischen Revolution und die Gräuel des Bürgerkrieges in Blättern, für das Volk bestimmt, ihre Lobredner gefunden haben, und wie es nicht selten gerade die Gebildeten und die Vermögenden sind, die bei ihren Festgelagen in zuchtloser Selbstverblendung den blutgierigen Tieger im Herzen des Proletairs aufwecken. Die Folgen davon können natürlich nicht ausbleiben. Zusehends wächst mit der Zahl und mit der Verarmung auch die Erbitterung und die Verwegenheit in den untern Klassen, von Rednern und Journalisten unermüdlich geschürt, die ihnen mit dem Christenthum und seinen Geboten auch seine Tugenden, Gehorsam und Demuth, Geduld und Ergebung, und die Hoffnung auf einen jenseitigen Lohn lächerlich und verhaßt machen. Welche Früchte die Popularisirung von Strauß der Schweiz gebracht, davon haben wir jüngst (Bd. XX, S. 311) unsern Lesern in der St. Gallener Mordgeschichte ein Beispiel vor Augen geführt. Und wenn heute selbst die gemäßigt-radikale Partei in der Schweiz sich für den Bürgerkrieg entscheidet, damit das wilde Freischaarenthum, an dessen Spitze ihr Bundespräsident gestanden, ihn nicht gegen den Willen der Tagsatzung auf eigene Faust beginnt, so hat die Schweiz diesen Bankerott der gesetzlichen Gewalten guten Theils den Sünden ihrer corrupten Presse zu verdanken, die Jahr aus Jahr ein alle moralischen Bande der Gesellschaft gelöst, der Empörung das Wort geredet, und die wilden Leidenschaften in den Herzen erweckt hat. Wie wir aber zum öfteren in diesen Blättern bemerkt: nicht die sind die Gefährlichsten, die ohne Rückhalt ihr letztes Wort offen aussprechen, und das Evangelium von Raub und Mord und von der Wiedergeburt eines neuen blutigen Terrorism despotischer Pöbelherrschaft unverholen

verkünden. Es gibt andere verderblichere Feinde, die mit seidenen Katzenpfoten leiser auftreten, die eine süßere, blumigere Sprache reden, die kein erschreckendes Wort gebrauchen, und ihren vergifteten Dolch mit lächelnder Miene wohl zu verstecken wissen. Auch sie haben sich der Volksschriftstellerei und des Kalendermachens bemeistert. An Talent fehlt es ihnen manchmal nicht, sie lassen sich auch keine Mühe verdrießen: sie studiren das Volk, sie lernen seine Leiden kennen, sie belauschen es in der Stunde seiner Noth und Bedrängniß, sie lernen seine Sprache reden, um es dann mit vertraulichen Worten an sich zu locken und ihm seine Wunden zu zeigen, aber nicht um sie zu heilen, und es zu trösten und zu beruhigen, sondern um ihnen das brennende Gift ihres eigenen Unglaubens, ihrer inneren Zerrissenheit, und ihres kalten, mit Gott zerfallenen Hochmuths tropfenweise einzuträufeln, und sie auf den Ausbruch einer Katastrophe durch steigende Erbitterung vorzubereiten, wovon der Bürgerkrieg der Schweiz, wenn er wirklich ausbrechen sollte, nur ein kleines Vorspiel seyn würde. Niemand darf sich darum auch wundern, wenn neben der üppig aufblühenden Volksschriftstellerei die Statistiken vielfach eine schreckenerregende Zunahme von Verbrechen nachweisen, wenn die öffentliche Sicherheit abnimmt und die Journale Ausbrüche der Verwilderung und Ruchlosigkeit fast Tag für Tag berichten, die man früher nur in Romanen zu lesen pflegte.

Jeder, dem das Heil unseres Volkes und das Geschick der Zukunft am Herzen liegt, wird darum auch seine Verpflichtung fühlen, in seinem Kreise und nach dem Maße seiner Kräfte dieser verführerischen Volksliteratur mit Wachsamkeit und Thätigkeit entgegen zu treten. Katholischer Seits hat sich, wie wir früher schon bemerkt, einiges Leben in dieser Beziehung zu zeigen begonnen. Es erscheinen unter anderen seit einigen Jahren Kalender, für das katholische Volk bestimmt, so der von Trier in der Buchhandlung von Linz, so insbesondere der von Tangermann, den die thätige und um die katholische Literatur wohlverdiente Buchhandlung von Schwann in Neuß heraus-

gibt, und den wir zum neuen Jahre mit unserer besten Empfehlung willkommen heißen, da wir von der löblichen Gesinnung und der Gewissenhaftigkeit der Redaction überzeugt sind. Die Verdienste des Kalenders für Zeit und Ewigkeit haben wir mehr denn einmal anerkannt. So hörten wir auch, daß der früher bestandene Nationalkalender für Tirol und Vorarlberg dieses Jahr in verjüngter Gestalt wieder erscheinen sollte, was uns nur freuen kann, da er uns in der Ebene gewiß so manches Herzerhebende und Geisterfrischende aus den Bergen und Thälern seiner Heimath mittheilen könnte. Bestrebungen dieser Gesinnung reiht sich, als ein Lesebuch für allgemeinere Kreise bestimmt, auch der neue Jahrgang des deutschen Hausbuches an.

Das allgemeine Titelblatt stellt, nach einer Zeichnung von W. Kaulbach, das Christuskind auf einem Löwen dar, der, seiner königlichen Kraft wohl bewußt, in freiwilligem Gehorsam das Haupt beugend, über die Erdkugel dahinschreitet; ein alter Gedanke, den auch das Heidenthum schon kannte, bezeichnend die Herrschaft Gottes und des Göttlichen über die ihm dienstbaren Naturgewalten. Ganz dieselbe Idee, nur unter einer andern Form, stellt auch die schöne Legende von dem alten streitmuthigen Riesen St. Christoph dar, der das kleine Christkindlein auf seinen Schultern über die Fluthen trägt und unter ihm zusammensinken möchte, bis er die Weihe der Taufe empfängt.

Führte der Eingang des vorigen Jahrgangs den Leser in die klang- und sangreiche Vergangenheit und ihr heiteres, gemüthliches Volksleben, so führt der Eingang des gegenwärtigen Bandes denselben umgekehrt in die Stille der ländlichen Einsamkeit nach einer Kapelle am Fuße der Albanerberge und unter den Schatten der grünen Tasso's-Eiche, wo der Blick sinnend über der ewigen Stadt schwebt, und endlich zu einem friedlichen Klausner im stillen Schooße der Alpen, zu dessen Füßen die grünen Matten und die lichten Seen der Vierwald-

stätte mit ihren Männern alter Frömmigkeit, Sitte und Kraft und Mannheit sich ausbreiten.

Von älteren Stücken katholischer Schriftsteller hat dießmal unter anderen der fahrende Schüler von Clemens Brentano, begleitet von zwölf Zeichnungen von Fr. Pocci, eine Aufnahme gefunden.

Eine eigene Reihe von Schilderungen und Charakterzügen aus dem Leben katholischer Völker ist darin begonnen. Dahin gehört die Hochherzigkeit des alten Spaniers in seinem noch guten, unverdorbenen Kern; und zwar ist es ein englischer, stockprotestantischer, bibelvertheilender Missionair, der hier als Lobredner erscheint. Ferner gehört hierhin die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit der Irländer in all ihrem gränzenlosen Elende, wie sie Kohl und Venedey schildern. Als den praktischen Missionsgeist der Franzosen bezeichnend, wird das Beispiel eines Priesters von Toulon angeführt, der die Herzen der dortigen Galeerensträflinge sich dadurch gewonnen und zum Besseren umgewandelt, daß er sie kleine Stücke religiösen und moralischen Inhaltes in der Weise eines Schauspiels aufführen läßt. Auch Roms und der Römer wird hier gedacht, und zwar mit Beziehung auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse. Es ist eine Erinnerung an die fromme und wohlthätige Fürstin Borghese, wobei sich der Edelmuth der mittleren Volksklasse in einem schönen Lichte zeigt. Junge Handwerker hatten die Fürstin zum Zeichen ihrer Verehrung auf ihren Schultern nach der Familienkruft zu Santa Maria Maggiore getragen. Der Fürst ließ den, welcher an der Spitze stand, ersuchen, ihm die Namen der jungen Handwerker zu nennen, damit er ihnen seinen Dank als Fürst bezeigen könne. „Sagen Sie dem Fürsten", war die Antwort des Römers, „das haben die Römer gethan." — „Ein Volk, das solcher Gesinnungen fähig ist", fährt das deutsche Hausbuch fort, „verdient keine Verachtung; möge es aber gegenwärtig, wo die Dinge jenseits der Alpen immer ernster werden, nicht in die Hand böser Führer und Verführer fallen, die seine Unerfahrenheit und leicht ent-

zündliche Leidenschaftlichkeit auch zu den größten Verbrechen und Gräueln entflammen können. Leider ist die unheilvolle Hand der Revolution, die unserem Zeitalter wie ein Fluch auf dem Fuße folgt, auch hier nur zu sehr beschäftigt, den Samen giftigen Unkrautes unter den Waizen zu streuen: Aufruhr und Mord erheben von Tag zu Tag frecher ihr Haupt; das Geschrei der Massen wird immer lauter, immer gebieterischer, immer drohender; das junge Italien, der Bundesgenosse der jungen Schweiz, wird gewiß nicht müßig bleiben. Das wohlthätige Werk Pius IX., der mit hochherzigem Vertrauen begonnen, die Sünden und Versäumnisse der Vergangenheit gut zu machen, eingewurzelte Mißbräuche abzustellen, die Verwaltung zu verjüngen, die Erziehung zu verbessern, der Gerechtigkeit Nachdruck zu geben, den Haushalt zu ordnen, der bürgerlichen Freiheit neue Bahnen zu öffnen und überall neues Leben zu wecken, alle diese Verbesserungen sollen in den Strudel der Revolution hinabgerissen werden. Die Pferde bäumen sich wild auf, und die Wogen der Anarchie schlagen immer höher. Möge Gott seinem irdischen Statthalter beistehen, möge weder die ungezügelte Maßlosigkeit der Neuerer sein Werk zerstören, noch die Muthlosigkeit wohlmeinender aber kurzsichtiger Vertreter des Alten es preisgeben, noch die Starrheit eigensüchtiger Nutznießer bestandener Mißbräuche es hemmen, auf daß sich Alles zum Guten wende, und uns, den Deutschen, den vielfach gehaßten, das eben nicht beneidenswerthe Loos erspart werde, den Brand zuletzt, wie schon so oft geschehen, mit deutschem Blut zu löschen."

Als würdiges Seitenstück zu der edlen Antwort des Römers steht die unerschrockene Mildthätigkeit des gegenwärtigen Staatssekretärs Ferretti während der Cholera von Neapel, deren an einer anderen Stelle gedacht wird, so wie denn in diesem Bande den Werken der Nächstenliebe überhaupt eine eigene Abtheilung gewidmet ist unter der Ueberschrift: „Spiegel christlicher Barmherzigkeit."

Wenden wir uns aus Italien nach jenseits der Alpen zu

unserem deutschen Vaterlande, so treten uns verschiedene Bilder entgegen. Der erste Band hatte die Zugspitzbesteigung von Dr. Einsele mitgetheilt, der zweite beschreibt den hohen Göhl bei Berchtesgaden. Es ist derselbe einfache, anspruchslose, in jedem seiner Worte so gewissenhafte, naturgetreue Führer, der den Leser unter lehrreichen Gesprächen die beschwerlichen Felsenpfade hinanführt. Andere Scenerien stellen die „Münchener Bilder und Spaziergänge" dar, in denen das alte München seiner frommen Herzoge mit seinen Festen und Andachten dem neuen München gegenübertritt. Eine Jugenderinnerung an Westenrieder mit seinem Bilde ruft diesen rechten und echten Vertreter seines Volksstammes in's Gedächtniß zurück, so wie er selbst wieder die guten Seiten des bayerischen Nationalcharakters in seinem sterbenden Freunde, Sebastian Knorr, schildert. Die Wildheit der kräftigen bayerischen Natur spricht sich dagegen in dem „gekreuzigten Jäger" aus, der früher selbst ein Wilddieb und dann Forstwart, eine echte Bergnatur, von den Wilddieben im Schlaf überrascht und mit hölzernen Nägeln wörtlich an einem Heustadel gekreuzigt ward, aber dennoch durch seine Lebenskraft davon kam. Eine Geschichte, welche sich vor nicht langer Zeit am Staremberger See ereignete. Das Bild des Jägers ist nach der Natur gezeichnet. Heiterer und harmloser dagegen ist das Abentheuer der beiden reisenden armen Studenten, ein bayerisches Stillleben. Einer von ihnen traf vor einem Bauernhofe einen rauchenden „Schmarren", der zum Abkühlen einsam und verlassen da stand, er bringt ihn ungesehen seinem Kameraden, sie essen ihn und nun heißt er den anderen die Pfanne zurückbringen und sich bei der Bäuerin bedanken; der Arglose geht, nichts Schlimmes ahnend; wie er aber von der zornigen Bäuerin empfangen wird, kann sich Jeder denken.

Die Schilderung Beda Webers, von der Art und Weise des ausgezeichneten Tiroler Malers Koch in Rom, führt uns eine in ihrer scharfen Ausprägung an Dante erinnernde Persönlichkeit vor Augen, und läßt uns einen Blick in ein höchst originelles katholisches Künstlerleben thun.

Viele Exempel umfaßt dießmal die Abtheilung: „Fürstenspiegel und Hofsitten.“ Sehr irren aber würde sich, wer da meinte, mit den hier gegebenen Lehren sei es einzig auf regierende Herren abgesehen. Nichts weniger; denn da Jeder ein Fürst und Herr in seinem Kreise ist, mag dieser auch noch so klein seyn, so wird hier auch Jeder oft genug Gelegenheit finden, sich selbst bei der Nase zu zupfen und vor seiner eigenen Thüre zu kehren. Und was die Hofsitten und die Manieren der Höflinge betrifft, so kommen diese bekanntlich so ziemlich mit den Weltsitten überein.

Der erste Band enthielt Briefe von Alcuin, dem Lehrer Karls des Großen, von Sailer, von Raphael, Mozart, Beethoven, Maria von Weber und Clemens Brentano. Einige weitere gesellen sich diesen im zweiten Bande bei. In einem dieser Briefe schildert Sir Stamford Raffles den Brand des Schiffes, das ihn mit seiner Familie und all seinen wissenschaftlichen Sammlungen und Schätzen von Sumatra nach England zurückbringen sollte; in einem anderen gibt der Leibarzt Maximilians I. von Bayern, Thomas Fyens, im Jahre 1601 seinem Freunde Lipsius ein Bild von dem herzoglichen Hof und der Stadt München. Das Wichtigste jedoch in dieser Beziehung sind zwei Briefe Fenelons. Der eine schildert Ludwig den Heiligen als Vorbild eines wahrhaft christlichen und hochherzigen Fürsten, in dem anderen hält er Ludwig XIV. einen furchtbaren Spiegel vor Augen. Man hat die Echtheit dieses merkwürdigen Schreibens bezweifelt, das d'Alembert zuerst in seiner Histoire des membres de l'Academie française tom. III, pag. 351 mitgetheilt hat. Allein das Original von der Hand und mit Correcturen Fenelons hat sich gefunden, und der Buchhändler Renouard in Paris hat es mit einem Facsimile 1825 herausgegeben. Eine andere Frage aber ist die: ob diese Zuschrift in ihrer scharfen, rücksichtslosen Sprache je wirklich in die Hand des durch Schmeichler verwöhnten Königs kam, und ob es nicht ein bloßer Gedanke oder ein vorläufiger Entwurf war, den Fenelon vor der Absendung gemil-

dert hätte. Der Herausgeber seiner Briefe bemerkt hierüber, daß Fenelon wohl nie eine so maßlose Sprache, die offenbar ihren Zweck hätte verfehlen müssen, an einen Monarchen, wie Ludwig XIV., würde gerichtet haben. „War Fenelon ja gerade“, fährt er fort, „der Mann seines Jahrhunderts, der die Gesetze des religiösen und gesellschaftlichen Anstandes am besten zu beobachten wußte, und dieß beständig durch die That bewährte. Ohne bestimmte Beweise des Gegentheiles läßt es sich daher nicht annehmen, und wir müssen diesen Brief nur als einen Entwurf ansehen, dem Fenelon keine Folge gegeben hätte, und dessen Veröffentlichung sicherlich seine Mißbilligung würde erfahren haben.“ Anderer Seits steht jedoch hiegegen zu bedenken, daß dieses Schreiben nach seiner ganzen Fassung offenbar anonym in des Königs Hände kommen, und wie eine Donnerstimme sein Gewissen aus dem Schlummer seiner von Schmeichlern verblendeten Selbstliebe wecken sollte. Bischof Sailer hat dasselbe gleichfalls in seiner Briefsammlung aus allen Jahrhunderten aufgenommen, und ihm sehr beherzigenswerthe und zeitgemäße Worte an die Fürsten und Fürstensöhne vorangeschickt. Fenelon zeigt sich darin übrigens, was die Grundsätze betrifft, als einen wahrhaft christlichen Staatsmann, der die ganze Staatsweisheit für Fürsten und Völker auf der Gerechtigkeit gegründet wissen will: thue recht und scheue Niemand. Von nichts war seine hochherzige Gesinnung freier, als von der Schmeichelei des Despotismus, wie er zu seiner Zeit in einem großen Theile Europas herrschte. „Die, welche Anderen befehlen sollen“, schreibt er in dieser Beziehung bei einer andern Gelegenheit seinem geliebten Zögling, dem Enkel und künftigen Thronerben Ludwigs XIV., dem hoffnungsvollen jungen Herzog Ludwig von Burgund, „die, welche Anderen befehlen sollen, können ihren Beruf nicht mit Nutzen erfüllen, wenn sie die Achtung und das Vertrauen ihrer Völker verloren haben. Nichts wäre härter und unerträglicher für die Völker, nichts gefährlicher und entehrender für einen Fürsten, als eine Herrschaft bloßer Autorität, die keine Milderung fände in der Ach-

tung, in dem Vertrauen und in der gegenseitigen Liebe. Es kömmt darum vor Allem darauf an, daß große Fürsten unermüdet nach der Liebe und der Achtung ihrer Völker ringen, nicht aus eitler Herablassung, sondern aus Pflichttreue gegen Gott, dessen Güte sie auf der Erde vertreten sollen." Sind übrigens die Züge, mit welchen Fenelon in jenem Schreiben den Zustand Frankreichs und den Charakter seiner despotischen Regierung schildert, düster und abschreckend, so hatte er selbst noch Gelegenheit, wahrzunehmen, wie seine Besorgnisse in Erfüllung gingen und der Abgrund, der sein unglückliches Vaterland zu verschlingen drohte, sich immer erweiterte. Das anonyme Schreiben an den König fällt zwischen die Jahre 1693 und 1694. Fünfzehn Jahre später hatten sich in Folge der wiederholten Unfälle der französischen Waffen in dem spanischen Erbfolgekriege die Uebel, welche auf Frankreich lasteten, bis auf's Aeußerste gesteigert. Um diese Zeit (1710) verfaßte der Erzbischof von Cambrai ein Memoire zum vertraulichen Gebrauche für den Herzog von Beauvilliers und von Chevreuse, worin er uns das Elend des Landes am Ende jener glänzenden Regierung Ludwigs XIV. in einer Weise schildert, wie es nur ein Augenzeuge vermag, der täglich den Jammer vor Augen hat, und das Klaggeschrei des Volkes vernimmt.

Es kann diese Schilderung als eine Ergänzung des von dem deutschen Hausbuche mitgetheilten Schreibens gelten. Fenelon spricht sich unter Anderem also aus: „Was mich betrifft, wollte ich mir die Freiheit nehmen, den Zustand Frankreichs nach den Bruchstücken der Regierung zu beurtheilen, die ich hier auf den Gränzen vor Augen habe, so würde mein Schluß der seyn, daß man nur noch durch ein Wunder lebt; daß es eine alte abgenützte Maschine ist, die nur noch von ihrem ursprünglichen Schwunge geht, beim ersten Stoß aber vollends in Trümmer fallen wird. Für das größte Unglück möchte ich dann weiter halten, daß Niemand den Grund des Uebels sieht, ja daß man fest entschlossen ist, ihn nicht sehen zu wollen; daß man es nicht in's Auge zu fassen

wagt, wie man zum Aeußersten gekommen; daß Alles darauf hinausläuft, die Augen zu schließen und die Hand zu öffnen, um fort und fort zu nehmen, ohne zu wissen, ob man noch etwas zu nehmen finden wird; und daß das Wunder von heute die einzige Gewähr ist für das Wunder, welches morgen nothwendig seyn wird, und daß man unser Unglück im Einzelnen und in seinem großen Ganzen nicht sehen will, um keinen angemessenen Entschluß zu fassen, bis es zu spät ist. Die Soldaten ohne Sold, schlecht genährt, murrend und drohend werden sich schlecht schlagen. Die niederen Offiziere in noch größerer Noth, Viele von einer Muthlosigkeit und Verzweiflung, die Alles fürchten läßt. Kann man Soldaten strafen, die man Hungers sterben läßt, und die nur plündern, um nicht ohnmächtig hinzusinken? Straft man sie aber nicht, welch Unheil steht zu befürchten? Das Volk hat keine geringere Furcht vor den Soldaten, die es vertheidigen sollen, wie vor den Feinden, die es angreifen. Die Armee kann keine Bewegung machen, weil sie gewöhnlich nur für einen Tag Brod hat. Die Festungen, die man für die stärksten hält, sind nicht vollendet, der König wurde mit der Maurerarbeit schmählich betrogen; noch eine verlorene Schlacht, und sie fallen wie Kartenhäuser. Das Volk führt kein menschliches Leben mehr, auf seine Geduld ist nicht ferner zu zählen, so wurde seine Prüfung auf's Aeußerste getrieben. Die, welche ihr Märzkorn verloren, sind jeder Hülfe entblöst; den Andern, die weiter zurück wohnen, steht das Gleiche bevor. Da ihnen nichts zu hoffen bleibt, so haben sie auch nichts zu fürchten. Die Einkünfte der Städte sind für den König schon auf zehn Jahre vorausgenommen, und man schämt sich nicht, unter Drohungen weitere Vorschüsse abzuverlangen, welche die bereits geleisteten um das Doppelte übersteigen. Alle Spitäler mit Soldaten überfüllt, die Bürger, denen sie gehören, daraus verdrängt; man ist den Spitälern schon große Summen schuldig und überbürdet sie noch täglich. Die gefangenen Franzosen in Holland sterben Hungers, weil der König für sie keine Zahlung

leistet. Unsere Verwundeten in der größten Entblößung. Wer wird noch ferner sein Leben aussetzen wollen? Die Soldaten lassen in ihrer Verzweiflung hören, daß sie ihre Waffen beim Nahen der Feinde niederlegen wollen. Was ist daher von einer Schlacht zu fürchten, die über Frankreichs Schicksal entscheiden würde? Das ganze Land erliegt unter der Forderung von Wagen für die Zufuhr; man tödtet den Bauern die Pferde, damit wird der Ackerbau auf die nächsten Jahre vernichtet, und zugleich jede Hoffnung des Unterhaltes für das Volk und die Truppen. Man schließe hieraus, wie verhaßt dem ganzen Lande die französische Herrschaft werden muß. Die Intendanten sind gezwungen zu rauben wie die Plünderer, wo sie etwas finden, sie können keinen Vertrag halten, nur mit Betrügereien von allen Seiten geschieht der Dienst; es ist ein Leben von Zigeunern und nicht von Menschen, die regieren. Die Nation sinkt in Schmach; sie wird der Gegenstand öffentlichen Hohnes. Das Volk, die Soldaten, die Offiziere haben keine Anhänglichkeit, keine Achtung, kein Vertrauen, keine Hoffnung zu einer Wiedererhebung, noch auch eine Achtung vor der Autorität; Jeder sucht nur die Gesetze zu umgehen und abzuwarten, daß der Krieg um jeden Preis ein Ende nehme."

Allein Fenelon war kein Mann, der, wie so mancher Volksfreund dieser Tage, sich damit begnügte, das Uebel zu kennen und darüber Reden zu halten und Bücher zu schreiben; seine hochherzige, für Gott begeisterte Selbstverläugnung war der größten Opfer für sein Vaterland, für seinen König und für jeden Einzelnen bis hinab zum Aermsten und Niedrigsten fähig. Ein wahrer Priester des Evangeliums und Nachfolger Jesu Christi forderte er nicht von Anderen, was er nicht selbst leistete, und er brachte seine Opfer dar ohne irgend einen Anspruch auf Dank. Gerade aus dieser Zeit, aus dem schrecklichen Winter 1709, haben wir das Zeugniß des Herzogs von Saint Simon, wie das hungernde Heer bei ihm eine Zufluchtsstätte fand. „Sein offenes Haus und seine offene Tafel", erzählt derselbe wörtlich, „schienen eines Gouverneurs von Flan-

dern würdig, und trugen dennoch wahrhaft den Charakter eines bischöflichen Palastes; beständig fanden sich dort eine Menge ausgezeichneter Militairs ein, und viele Offiziere insbesondere, gesunde, kranke und verwundete, die alle bei ihm wohnten, und von ihm verköstigt und verpflegt wurden, als hätte er nur für einen Einzigen zu sorgen. In der Regel wohnte er selbst den Berathungen der Aerzte und Chirurgen bei; er versah bei den Kranken und Verwundeten das Amt des liebreichsten Hirten; oft ging er auch demselben Dienst in den Häusern und Spitäler zu versehen, wo die Soldaten zerstreut lagen; und dieß Alles that er ohne Zerstreuung, ohne Kleinlichkeit, immer zuvorkommend mit offenen Händen. Eine wohlverstandene Freigebigkeit, ein Aufwand, der nicht verletzte, und den Offizieren und den Soldaten zu gut kam, der sich mit einer großartigen Gastlichkeit verband, und in Bezug auf Tafel, auf Meubles und Equipagen sich in den gehörigen Gränzen seines Ranges hielt; und er selbst gleich dienstwillig und bescheiden und verschwiegen bei Hülfeleistungen, die sich verbergen ließen und deren sich zahllose darboten; anspruchslos und zuvorkommend gegen Andere bis zu einem Grade, daß er sich denen, welche er beschenkte, verpflichtet zeigte, und es sie glauben machte; niemals eilfertig, kein Mann von Complimenten, aber von einer Herzensfreundlichkeit, die, indem sie Alles umfaßte, stets das richtige Maß hielt, so zwar, daß es Jedem schien, als gelte sie nur ihm, mit jener eigenthümlichen Sicherheit, worin er sich so sehr auszeichnete; so war er denn auch angebetet von Allen. Ihm gehörte die herzliche Bewunderung und die Ergebenheit aller Bewohner der Niederlande, wer sie immer seyn mochten, und welcher von den verschiedenen Herrschaften sie auch unterthan waren, deren Liebe und Verehrung er war." — Ebenso als er zur Zeit dieser Hungersnoth die Masse seines Getraides zum Besten des darbenden Heeres der Regierung zur Verfügung stellte, und der Minister ihn bat, den Preis zu bestimmen, lautete seine hochherzige Antwort: „Ich habe Ihnen mein Getraide überlassen; verfügen Sie, wie Ihnen beliebt; es wird Alles recht

seyn.“ In der gleichen Gesinnung öffnete er auch seine Speicher in der Zeit der Theurung, wodurch er seinen wohlthätigen Zweck erreichte, die Preise herabzudrücken.

Sein Auge jedoch, das fernblickende, das sich nicht scheute, dem Elende seiner Zeit fest in's Auge zu blicken und seine ganze Tiefe zu ergründen, erkannte, daß die despotische Regierungsform für Frankreich bankerott sei, und daß die Rettung nur von dem Volke selbst und seiner Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten durch eine Verjüngung seiner ständischen Verfassung möglich sei. In diesem Sinne schreibt er unter dem 4. August 1710 an den Herzog von Chevreuse in der Bekümmerniß seines Herzens: „Wir sind in den caudinischen Päßen; nicht von der Vergangenheit ist ferner die Rede, es handelt sich von der Zukunft; die Nation muß sich selbst retten; sie muß Mittel suchen überall wo sie zu finden sind, zur gemeinsamen Rettung. Mit einem Worte, ich wünschte, daß man es den weisesten und angesehensten Männern der Nation anheimstelle, die nothwendigen Hülfsmittel ausfindig zu machen, die Nation zu retten.“ — Da Louis XIV. alle jene Einrichtungen, welche die Vorzeit gegründet, um die Unterthanen und den König zu verbinden, und die Allgewalt der Beamten zu beschränken und den Klagen über Mißbräuche eine Stimme zu leihen, aufgehoben oder eingehen lassen zu Gunsten seiner unumschränkten Allgewalt und zu Gunsten von Paris, so rieth Fenelon jetzt, da Alles auf's Aeußerste gekommen, zur neuen Belebung der Provinzialstände, wie sie bereits in der blühenden und nicht minder gehorsamen Languedoc beständen, und endlich zur Berufung der Reichsstände. Er verkannte jedoch keineswegs die Gefahr, die hiemit verbunden war, indem eine Nation, die seit so lange jeder Theilnahme an ihren eigenen Angelegenheiten entwöhnt war, und wo man Alles gethan hatte, um den Gemeinsinn zu vernichten, aus einem Aeußersten, nämlich aus willenloser Unterwürfigkeit, leicht in eine zügellose Frechheit, in Ungehorsam, Empörung und Gesetzlosigkeit fallen konnte. Es schien ihm aber unerläßlich nothwendig, der Nation

zu zeigen, vor welchem Abgrund sie stünde, um sie durch den Schrecken vor fremder Unterjochung und Zerstückelung zur freiwilligen Darbringung neuer Opfer zu bewegen, und zu vermögen, daß sie sich mit Rath und That dabei betheilige. Dann fügte er bei: „So lange der Despotism in seiner Lebensfülle ist, handelt er mit mehr Nachdruck und Schnellkraft, als irgend eine andere gemäßigte Regierungsweise: sobald er aber ohne Vertrauen erschöpft darniedersinkt, ist sein Sturz ein plötzlich rettungsloser; was er vollführt, geschieht kraft seines bloßen Ansehens; nun fehlt ihm jede Wirksamkeit, und er vermag fürder nichts, als eine halb todte Bevölkerung Hungers sterben zu lassen; ja er hat noch ihre Verzweiflung zu fürchten. Wenn der Despotism anerkanntermaßen überschuldet ist, wie kann man von den feilen Seelen, die sich mit dem Blute des Volkes bereichert, verlangen, daß sie sich zu seiner Rettung opfern sollen, dieß hieße ja von eigensüchtigen Menschen Selbstverläugnung verlangen.“ — So sprach Fenelon im Beginne des vorigen Jahrhunderts; allein seine Zöglinge starben, Ludwig XIV. war alt, müd und krank, und auf ihn folgte die zuchtlose Regierung Ludwigs XV. mit ihrem Maitressenregiment, das den wankenden Thron des Despotismus vollends mit der öffentlichen Moral untergrub, worauf dann die Revolution hereinbrach und mit eiserner Ruthe den Dienst der Nemesis vollzog. Doch wir müssen diese Betrachtungen, zu denen uns das im Hausbuche mitgetheilte Schreiben und die Betrachtungen Sailers verführt haben, schließen. Wir bemerken hier nur noch, daß sich neben diesen ernsten Mittheilungen darin so viele heiteren und scherzhaften Inhaltes, und Schwänke und Schnurren befinden, daß man dem deutschen Hausbuche gewiß nicht den Vorwurf wird machen können, es nähre den Trübsinn und huldige der Kopfhängerei.

XL.

Memento über die Zustände des Orients.

„Frankreich wird christlich, England katholisch seyn, und in der Sophienkirche wird man die Messe singen." Das sind die geistreichen Worte eines gelehrten und eben so frommen Mannes unserer Zeit, des Grafen Joseph de Maistre, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so möchte die Stunde bald kommen, wo diese Worte zum Theil wenigstens Wahrheit werden. Zwar blinken noch immer die vergoldeten Halbmonde auf der Hagia Sophia, und von ihren Minarets herab rufen die Priester der Moslims noch immer die Gläubigen zum Gebet, durch ihr einförmiges Geschrei das Getöse der Weltstadt noch bunter machend. Aber während hier der altgläubige Türke seiner religiösen Pflicht genügt, versammeln in kurzer Entfernung Missionsbrüder des heil. Vincenz von Paul die Gläubigen der lateinischen Kirche zum Gottesdienste, und feiern mit einer Pracht und Feierlichkeit ihre Andacht, wie es vor einem Menschenalter noch Niemand gewagt, wie es vor hundert Jahren Niemand geahnt hätte.

Es ist eine eigene, wundersame Stadt das alte Stambul, dessen Namen einst die Völker des Abendlandes mit Schrecken nannten, wie eine Riesin aus einer längst vergangenen Zeit liegt sie da, am Ende des civilisirten Europa als wundere sie

sich in ihrer heutigen Gestalt über sich selbst, daß sie noch den Kaftan trage, daß nicht längst die Civilisation ihre alten Insassen verdrängt und ihr selbst eine neue, durchaus veränderte Form gegeben habe. Aber mit jedem Wellenschlag des Bosporus scheint die Stunde näher zu rücken, wo jene Civilisation ihren Einzug in der alten Stadt Constantins halten wird, und andere Menschen, andere Sprachen, andere Sitten mit sich zu bringen droht.

Da sitzen noch am Meeresgestade in faltenreichen Gewändern die Söhne des Orients, ernst und schweigsam aus den langen, kostbaren Pfeifen rauchend und der herrlichen Abendkühle sich erfreuend, während drüben in Pera Franzosen, voll leichten Blutes, in modernster Stutzertracht, „den Glimmstengel" im Munde herumschlendern, bis die Stille des Abends durch den weithin schallenden Retraiteschuß unterbrochen wird, welcher den Schiffsmannschaften die Heimkehr zum Schiffe anzeigt, nicht jenen der türkischen Flotte, wie vielleicht mancher glaubt, — nein, denen der großen Seemächte des civilisirten Europas, deren Kriegsfahrzeuge stolz im Hafen liegen, mit vollwichtigen Feuerschlünden wohl versehen; gleich als wollten sie bei erster bester Gelegenheit vereint die türkische Hauptstadt über den Haufen schießen, während sie doch wechselseitig sich selbst beobachten und beargwohnen, und durch ihre drohende Stellung nur den Befehlen ihrer Herren bei der hohen Pforte Nachdruck geben sollen.

Ja diese Pforte, die einst die Christenheit zittern machte, wie scheint sie so altersschwach; — ihr weiland so stolzer Bau droht längst den Einsturz, und zeigt allerorts Risse und Sprünge, welche die eifersüchtige Diplomatie der Franken mit raffinirter Kunstfertigkeit bedeckt, aufmerksam die dahin rinnenden Stunden der Sanduhr zählend. Wie lang wird der Kranke sein Leben noch fristen? Wo sind die Horden hin, die einst des Baues Stützen waren, und die mit ihren Gräueln die halbe Christenheit verheerten? Sie sind verschwunden, nur ihre Trümmer findest du noch in den Bergen des benachbarten Asiens.

Jene Söldner, die in Tophana *) preußische Offiziere im Fußschritt einüben, sind an ihre Stellen getreten, die einem neuen Heere von Kreuzfahrern nur schwachen Widerstand leisten würden. Und die mächtigen Vasallen, welche des Türkenreiches Herrschaft bis zur Meerenge vor Gibraltar und bis zum Thore des Todes trugen, deren leichte Kaperschiffe das Mittelmeer beherrschten und die Bewohner seiner Küsten zinspflichtig machten; sie haben meist ihrem alten Herrn längst den Absagebrief zugesandt, und da, wo der furchtbarste von ihnen geherrscht, den ganz Italien einst fürchtete und den des Abendlandes mächtigster Kaiser, Karl V., fruchtlos bekriegte, weht jetzt die dreifarbige Fahne des Nachfolgers der allerchristlichsten Könige.

Werfen wir einen Blick in das Innere des heutigen Osmanenreiches, betrachten wir dieß bunte Gewühl seiner aus so verschiedenen Nationen gemischten Bevölkerung mit ihrem vagen Treiben und Bestrebungen der verschiedensten Art auf der einen Seite, und ihrer Lethargie und Schlaffheit auf der anderen.

Da erblicken wir kein geregeltes, durch eine feste Ordnung der Dinge zusammengehaltenes Ganze, in dem Ruhe und Sicherheit herrscht, Landbau und Gewerbe aller Art in schönster Blüthe stehen, und Künste und Wissenschaften einen fruchtbaren Boden finden. Von allem dem nur wenig; — aber statt dessen überall Unordnung und Verwirrung, übermüthige Paschas, welche in den ihnen untergebenen Provinzen die eigenmächtigen Herren spielen und die Rajas fortwährend brandschatzen, während ihre Söldlinge den alten Durst nach Christenblut und Christengeld, der ihnen angeboren ist, hie und da stillen und ihm Opfer schlachten zur Schande des christlichen Europas, das so laut mit Humanität prahlt, und ungestraft diese Gräuel geschehen läßt, auf den Jammerschrei seiner Mitbrüder nicht hörend, die unter dem Henkerbeile entmenschter Wütheriche verbluten.

Wie lange soll noch die Christenheit diese jedes Men-

*) Vorstadt von Konstantinopel.

schenherz empörenden Auftritte ruhig mit ansehen? Wie lange sollen noch die Gotteshäuser, welche das Almosen von Tausenden erbaute, durch die Willkür der Barbaren zerstört, christliche Jungfrauen von Wüstlingen geschändet, die Diener des Heiligthums ihres Lebens nicht gesichert seyn? Da kann unsere europäische Politik ruhig mit zusehen, während sie doch sonst, wo es ihr Vortheil gilt, nur allzu rührig und thätig ist. Ungestraft darf ein Barbarengeschlecht an dem einen Ende Europas alle Gräuel verüben, nur, weil man über die zukünftige Theilung des Länderbesitzes dieser anarchischen Herrschaft sich noch nicht geeinigt hat.

Und jene Provinzen, welche unter dem Drucke habsüchtiger Statthalter fast erliegen, welch einen trefflichen, zum größten Theil noch unbebauten Boden zeigen sie, auf dem europäischen und insbesondere deutschen Fleißes und deutscher Hände Arbeit herrlich sich lohnen und hundertfältige Früchte tragen würden, während sie so zu Hause verkümmern müssen, oder mit der Concurrenz des Auslandes den Wettkampf der Verzweiflung führen.

Dort liegen Länderstriche geeignet, wie wenige, zur Aufnahme unserer Auswanderer, die jetzt zu Tausenden jährlich das Vaterland verlassen, um nur zu oft von Schiffsrhedern geprellt und als weiße Sklaven verhandelt zu werden. Da könnten sie die Wälder lichten, welche die Abhänge des Hämus bedecken; Forste, die seit tausend Jahren unberührt von Menschenhand stehen, und deren Beholzung ihres Gleichen sucht, wo die Steineiche wächst, die schattenreiche Platane und die schlanke Ceder, treffliches Holz zum Schiffsbaue liefernd. Und wie der zum Ackerbau geeignetste Boden unbenutzt ist, eben so sind es die Berge, welche edle Metalle in Ueberfluß hegen. Unbekümmert läßt sie ihr gegenwärtiger Bewohner ruhen, nur zuweilen müssen fremde Bergleute nach ihnen forschen, damit die Herren des Landes sich überzeugen, daß sie noch vorhanden sind.

Einen Anblick ganz jenem des platten Landes entsprechend,

gewähren die Städte mit ihren zerfallenden Mauern, welche der Epheu umrankt, und auf denen Gestrüpp mannigfacher Art in üppiger Fülle wuchert, Straßen, die mit Schmutz angefüllt sind und deren Luft verpestet ist, durch den Geruch, welchen das zahlreich umherliegende todte Gethier aushaucht.

Zwar ist in den größeren Städten, besonders an der Küste, ein ziemlich bedeutender Handel und auch vielfältig Gewerbfleiß, an denen aber der Muselmann den geringsten Antheil nimmt, Griechen, Armenier, Franken und die zahlreichen Juden theilen sich darein und geben einen Theil des reichlichen Gewinnes freiwillig oder unfreiwillig an ihre Unterdrücker ab. Besonders sind es die Griechen, welche äußerst gewandt in Handelsgeschäften, mit einer zahlreichen Kauffarteiflotte, fast den ganzen Seehandel betreiben. Unermeßliche Reichthümer haben sich die Griechen des Fanals und jene zu Smyrna durch ihren Handel erworben, die sie sorgfältig vor den Augen ihrer Herren zu verbergen wissen. Aber auch die Franken, und unter ihnen in neuester Zeit auch Deutsche, nahmen Antheil an dem Handel, und deutscher Gewerbfleiß hat sich in jenem Lande einen Markt eröffnet, der noch viel größere Bedeutung erlangen wird, wenn das deutsche Eisenbahnnetz vollendet und das Königreich Griechenland, wie es sehr zu wünschen ist, dem Zollverein durch einen Vertrag geöffnet wird.

Haben wir so gesehen, daß der Türke an den Interessen des Handels, die ein so schweres Gewicht in die Wage des Wohlstandes eines Landes legen, wenig oder keinen Antheil nimmt, so ist dieß noch mehr der Fall mit den Wissenschaften und Künsten.

Diese beiden mächtigen Hebel der Entwickelung eines Volkes liegen im Orient tief, sehr tief darnieder, und sie sind es gerade, mit denen der Franke jetzt schon jene Länder in einem gewissen Sinne zu seiner Ausbeute in Besitz genommen hat. Dem Anhänger des Propheten, wie er heute dahinlebt, sind die bildenden Künste gleichgültig, er gibt sich nicht einmal die

Mühe, die Denkmale einer kunstsinnigen Vorzeit zu erhalten, er zerstört sie vielmehr noch und gefällt sich in seiner Zerstörungssucht. Was die Wissenschaften betrifft, so scheint sich die Türkei auch an ihnen in neuester Zeit betheiligen zu wollen, doch es ist dieß nur die überfirnißte Außenseite, hinter der wenig Wahrheit steckt. Wissenschaftliche Bildung läßt sich nicht durch Befehle einführen, sie ist die Frucht langen und mühevollen Strebens. Den regsten Antheil an europäischer Bildung nimmt dagegen die christliche Bevölkerung des Landes, und steht hiedurch geistig unabhängig der Herrschaft ihrer Gewahlthaber gegenüber. Sie hat insbesondere die Franzosen zu Lehrmeistern, die in dem Oriente durch Verbreitung abendländischer Bildung sich überall Eingang zu verschaffen und Einfluß zu gewinnen suchen. Zahlreiche französische Missionäre, die von heiligem Eifer glühen, mit dem sie alle Hindernisse überwinden, ziehen nach der Levante, überall das Christenthum predigend und Schulen gründend, in denen sie die christliche Jugend unterrichten, ja selbst die Kinder der Ungläubigen, um auch sie allmählig für den christlichen Glauben und christliche Bildung zu gewinnen.

Und Frankreich ist es auch, in dem die Söhne osmanischer Großen europäische Bildung sich suchen, mit der diese Leute freilich auch größtentheils die Vorurtheile eines fanatischen Glaubens ablegen, dafür aber häufig moderne Gleichgültigkeit und völligen Unglauben eintauschen, um dereinst dem lauernden Eroberer, in welchem sie keinen Feind ihres Glaubens mehr sehen, das Spiel leicht zu machen. Auch England und Nordamerika sendet seine Glaubensboten nach dem Osten hin, doch sie verkünden keinen positiven Glauben, dessen sie selbst baar und ledig sind, sie bringen nur die Ansichten jeder Secte, welcher sie angehören, und tragen eher dazu bei, die Ansicht vom Christenthume unter den Moslims herunterzusetzen, oder die Gleichgültigkeit gegen alle Religion, die auch dort in den höheren Klassen der Gesellschaft rasche Fortschritte macht, zu vermehren.

Die Gebildetsten unter der christlichen Bevölkerung des Osmanenreichs sind die zahlreichen Griechen, sie erkennen: wie ihre Stammverwandten im Königreiche Griechenland vor dem Befreiungskriege, daß, wenn sie ihren Beherrschern geistig überlegen sind, es nur eines geringen Anstoßes bedürfe, um eine große Katastrophe hervorzurufen. Für die Griechen der ganzen Levante ist in geistiger Beziehung Athen längst die Hauptstadt geworden, sie ist in wissenschaftlicher Beziehung der Brennpunkt, zu dem das junge Griechenvolk von allen Seiten des türkischen Reiches zieht, um sich dort wissenschaftliche Bildung und politischen Sinn zu holen.

Das sind in materieller und geistiger Beziehung die Zustände eines so schönen, aber durch eine kraftlose Verwaltung tief gesunkenen Landes. Und über dieses Land herrscht ein Kaiser — ja mit seinem Namen herrscht darüber ein Jüngling, welchen die Genüsse des Harems früh geschwächt, und der mit Reformen in europäischem Geschmack das wankende Reich aufrecht zu erhalten strebt. Wir sagten, er herrsche nur dem Namen nach, denn gar Viele sind es, die von seiner Herrschaft nichts wissen wollen.

In den Bergen von Montenegro da wohnt ein freies, trutziges Volk, das hat sich nie viel um die Herrschaft der Osmanen gekümmert, und hat diese stets, wenn sie kamen, um das Bergvolk zu unterjochen, mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Und an der griechischen Gränze, wie in den Thälern des Balkans, da treiben kecke Klephten lustig ihr schlimmes Handwerk, sie sind überall und nirgends; ist auch ein Pascha so glücklich, Truppen zusammenzubringen und auf die Räuber zu stoßen, sie stieben auseinander, und mögen auch ein Paar Köpfe fallen, bald erscheinen sie an einem andern Orte wieder.

In den Donaufürstenthümern, die bei der Pforte seither zu Lehen gingen, und deren Hospodare sonst durch alle Mittel in der Gunst des Großherrn sich zu erhalten suchten, ist die Oberhoheit des Sultans kaum mehr als ein Scheinbild, dort

herrscht Rußlands Politik, und der Czar schreibt die Gesetze vor.

Blicken wir in die türkischen Gebiete jenseits der Meerenge von Konstantinopel, wie ist es da mit der Herrschaft des Padischah bestellt? Da erheben bald tapfere Drusen ihr Haupt, empört durch die Bedrückungen ihrer barbärischen Herren, bald beschäftigen kriegslustige, wilde Kurden die Truppen der türkischen Beys, und am rothen Meere hält ein schlimmer Gast die Wache, mit unverwandtem, lüsternen Blicke nach Syrien und seines sogenannten Herren Gebiet hinüberschauend, der bei hohen Tagen rührige Mehemed Ali!

So steht es heutigen Tages mit dem Reiche der früheren Erbfeinde der Christenheit aus. Wie locker ist dieß Band der Herrschaft geworden, das einst so viele Völker umschlang und sie durch alle Mittel der absolutesten Gewalt im Zaume hielt! Wie lange wird dieser Bau noch den Stürmen widerstehen? Ein Windstoß vielleicht um Mitternacht in die glühende Asche, und das ganze Reich steht an allen Ecken in hellen Flammen. Diese zahlreiche griechische Bevölkerung, und hinter ihr Rußland, sie ist unermüdlich thätig und bereitet sich langsam, aber sicher zu ihrer Erhebung vor. — Allein schon seit lange, schon seit mehr denn hundert Jahren harren die Auguren und Zeichendeuter, daß der Bau mit dem Halbmond einstürze und immer noch steht er aufrecht, eine geheime innere Lebenskraft, die dem Tod widerstrebt, sich bewahrend. Doch wenn einst für das Reich Osmannlis die unabwendbare Stunde nun wirklich schlagen wird, in der es seinem unvermeidlichen Geschicke unterliegt, und die Mächtigsten der Franken daran gehen, das Kleid des Propheten zu theilen, wie werden dann die Loose fallen? Werden Rußland und England sich die Theile des Löwen zueignen, und wird Deutschland das Zuschauen haben?

Wie lange hat Oesterreich nun an der Gränze des Islams zum gemeinen Besten treu die Wache gehalten, mit Aufopfe-

rung seiner Heere und Finanzen? Wie oft sind seine helden-müthigen Schaaren ausgezogen, um übermüthige, blutdürstige Horden in ihre Wohnsitze zurückzutreiben, welche die entzweite Christenheit ihnen einst so leichten Kaufes überlassen. Zweimal hat es den grimmigen Feind vor seiner Hauptstadt gesehen, zweimal wurden hier seine Streitmassen völlig auf's Haupt geschlagen und das christliche Abendland gerettet. Ein ganzes Jahrhundert *) fast hat es einen unerbittlichen Kampf auf Leben und Tod mit dem Erbfeinde der Christenheit geführt, die Tapfersten aus den ersten Geschlechtern Deutschlands sind darin gefallen, unter ihnen einer der edelsten Sprossen Zähringischen Stammes, dessen Andenken, mit dem des heldenmüthigen Prinzen von Savoyen, noch heute das ganze deutsche Volk im Liede feiert. Zeigt nicht immer noch das bürgerliche Zeughaus zu Wien den Kopf Kara Mustaphas nebst dem Todtenhemde dieses furchtbaren osmanischen Heerführers; dort steht auch die große türkische Blutfahne, welche die Kaiserlichen bei Humbabazegh (1684) erbeutet, um den Preis so vieler ihrer Tapferen. Das sind sprechende Siegeszeichen; vielleicht kommt die Zeit, daß sie den Heeren des österreichischen Kaisers noch einmal vorgetragen werden, ein schöner Sporn zur Tapferkeit. Und welche Erinnerungen knüpfen sich an Belgrad, die mächtige Schutzwehr an der Donau, in deren Umgebung die Gebeine so vieler Helden modern, aus allen Ländern deutscher Nation. Möge die Zeit nicht ferne seyn, wo durch Oesterreichs Einfluß und Uebergewicht Servien, Bosnien, Slavonien, die Herzogewina und Donaufürstenthümer sich abendländischer Kultur und deutschen Ansiedelungen öffnen. Und wenn unter Oesterreichs Schirm diese Länder sich wieder dem Abendlande erschließen, dann wird Deutschland seine Söhne dort hinsenden, damit sie ein Land bebauen, das an Fruchtbarkeit seines Gleichen sucht. Dann mag sich dort vielleicht ein deutscher Bauern-

*) Das Sechszehnte.

stand in stattlichen Dorfschaften erheben, der jetzt die alte Heimath und die Sitze der Väter zu verlassen sich genöthigt sieht, um nicht auch dem Proletariate anheim zu fallen, und deutsche Handwerker werden bürgerlichen Gewerbfleiß in Städten blühen machen, die jetzt, unter der Indolenz der Asiaten, ihrem Untergange mehr und mehr entgegengehen. Doch nicht allein in diese Gegenden mag der Strom der deutschen Auswanderer sich richten, südlicher von jenen liegen Striche von Ländern, welche die erwähnten an Fruchtbarkeit übertreffen. Da liegt Thessalien und Epirus, nach denen Griechenland, von dem sie in alter Zeit ein Hauptbestandtheil war, hinblickt; da liegen im ägeischen und Marmormeere Eilande, unvergleichlich durch ihre Anmuth und die Fruchtbarkeit ihres Bodens, um die England und Frankreich sich wohl beneiden mögen. Und diese Inseln, von denen einige das Paradies der Erde bilden, sie könnten für Deutschland geöffnet, auch sie könnten durch deutsche Colonisation jetzt schon für Deutschland blühend werden. Vor Allen haben wir Cypern im Auge, die Königin unter jenen Inseln, die wegen ihrer Schönheit hochberühmt schon im Alterthume war, auf der trefflicher Wein wächst und Getreide im Ueberfluß, auf welcher die Baumwollenstaude gedeiht, und der Seidenbau reichlichen Gewinn abwirft.

Auf dieser Insel, die einen Umfang von 343½ Quadratmeilen hat, und eine im Verhältniß zu dieser Größe geringe Bevölkerung, von der nur der kleinere Theil Türken sind, würde eine deutsche Colonie gewiß trefflich gedeihen, und sie läßt sich leicht dort begründen, wenn sich zu diesem Zwecke ein Verein bildete, an dessen Spitze deutsche Fürsten ständen, und dem deutsche Capitalisten das Geld zum Ankauf von Ländereien auf jener Insel zusammenschößen. Die jetzigen Herrn von Cypern würden durch Geld und Unterhandlungen ohne große Schwierigkeiten dahin zu bewegen seyn, eine solche Colonisation ungehindert sich begründen zu lassen, und Oesterreichs Kriegsflotte,

die von Tag zu Tage mächtiger wird, würde die neuen Ansiedler zu schützen wissen.

Mit Triest und so unmittelbar mit Deutschland läßt sich Cypern durch eine regelmäßige Dampfschifffahrt leicht verbinden, und so würde das Ueberführen deutscher Einwanderer in jene Colonie ohne übermäßige Kosten bewerkstelligt werden können, und die Ueberfahrt nicht jene Schwierigkeiten und die Zeitdauer erfordern, wie jene über den weiten Ocean hin nach dem fernen Westen. Von Stunde zu Stunde wächst im deutschen Lande die Zahl der Uebervölkerung, mit ihr die Zahl der Armen, das Proletariat, dessen Namen für so Viele schreckenerregend klingt; eine wohlgeregelte Auswanderung ist ein Hauptmittel dagegen, man leite diese Auswanderung in die erwähnten Gegenden, und sie wird reichen Gewinn tragen. So könnte für Deutschland ein nahe gelegener Ableitungspunkt gewonnen, eine rein deutsche Colonie erworben werden, welche deutsche Wehrmannschaft und deutsche Kriegsfahrzeuge vertheidigen würden.

Die Sache ist von hoher Wichtigkeit für unser Vaterland, und verdient bei den von Tag zu Tage schwieriger werdenden Verhältnissen, bei der immer höher steigenden Nahrungslosigkeit der niedern Stände volle Beachtung; möge doch das deutsche Volk nicht ruhig den Verlauf der Dinge im Oriente abwarten, um bei einer künftigen Katastrophe das bloße Zusehen zu haben. Es liegt im größten Interesse Deutschlands, und besonders der Zollvereinsstaaten, durch deutsche Ansiedelung in der Levante uns wenigstens einen Theil der großen Vortheile, welche die Handelsverhältnisse jener Gegenden gewähren, zuzuwenden. Wie rührig sind uns gegenüber England, Frankreich und Rußland im Oriente? Sie wissen ihre Unterthanen, ihren Handel und Industrie durch Gesandte, durch Consuln und durch mächtige Flotten zu schützen, während Niemand sich um den Deutschen bekümmert, und selbst bei der Erhebung eines

deutschen Fürsten auf den Thron von Griechenland die günstige Gelegenheit unverzeihlicher Weise versäumt ward, den Strom der Auswanderung zum Besten von Deutschland und Griechenland dort hinüber zu leiten. Jene Mächte möchten sich seiner Zeit gewiß trefflich bedenken, Rußland wird an den Mündungen der Donau und in Asien seine Herrschaft ausdehnen, so weit nur möglich, während Frankreich die ehemaligen Vasallenstaaten der Pforte an der Nordküste Afrikas allmählig seiner Macht unterwerfen, und ein Sohn Ludwig Philipps dort als Vizekönig herrschen wird. England aber, das eifersüchtige, wird sicherlich am wenigsten zu kurz kommen wollen, es wird einen Theil der schönen Inseln und die mit trefflichen Häfen versehenen Küstenstriche Kleinasiens beanspruchen und die festen Plätze an der Meerenge des Hellespontes in Besitz nehmen, um mit scharfem Auge einen Nebenbuhler zu bewachen, dessen Flagge stolz auf dem schwarzen Meere weht, und der längst der Herrschaft des Großherrn ein Ende gemacht hätte, wenn die Eifersucht der anderen Mächte es zulassen würde. So möchte vielleicht der Sinn des Menschen theilen. Allein das Schicksal der Reiche steht in eines Andern Hand. Doch wenn einst der Halbmond über der Sophienkirche erbleichen wird, möchte dann auch das Grab des Erlösers nicht vergessen werden, und unter dem Schutze des christlichen Abendlandes ungefährdet der Pilger zu ihm ziehen können. Das gebe Gott!

XLI.

Aus Italien.

Villa Malpaga. — Der napoleonische Feldhauptmann. — Dampfwaggons nach Venedig. — Reform und Communismus auf der Halbinsel. — Die modernen Seccacujoni. — Landvolk. — Fittabili. — Coloni. — Bauernhütten. — Küche und Keller. — Milchkaffee. — Polenta e la Santa Communione. — Weingenuß. — Hennemeier und Freiligrath. — Die weiße und die braune Race. — Volksbildung in Kirche und Schule. — Die Pfarre Vorbiago. — Frühmesse von der langen Exspektanz. — Almosen für die Kirche. — Bauernbegräbniß. — Nachtfahrt im Park. — Recension der Bauernzustände in Italien. — Deutschenhaß. — Die natio comoeda. — Eigne Scholle. — Steuerprivilegien. — Richterthum. — Mauth. — Patrioten. — Imperialisten. — La Giovine Italia. — Die päpstliche Cocarde auf dem Hut des Feldhauptmanns. — Die Tauben von St. Marco. — Mazza aus Verona. — Verkehrte Erziehung des Volkes. — Mazza's Erziehungsgrundsätze. — Das bigotte Verona. — Emancipation des Talentes. — Die Familie. — Der Kaserndienst. — Todtfall an einem Strohhalm. — Freie Bewegung der Kräfte. — Standeswahl. — Kunst und Poesie. — Weltläufigkeit. — Mazza's Institute für arme Mädchen, talentvolle Knaben, Priester, Aerzte, Juristen, Künstler. — Musterwirthschaft. — Association für Bauern auf eigner Scholle. — Evviva Pio nono und das Landvolk von Italien.

Sie erhalten mein Schreiben aus einem blutgedüngten Felde, und was noch ärger als dieser Umstand, von der Villa Malpaga, deren Name jedes christliche Gemüth zu erschrecken im Stande ist. Sie liegt zwischen Venedig und Padua unweit

der Brenta auf der unermeßlichen Ebene, die sich aus den verhängnißvollen ultramontanen Alpen als späteres Festland um den Golf von Venedig gelagert hat, ein grünwogendes Meer einförmiger Fruchtbarkeit mit den tiefeindringlichen Stichen des Heimwehs für die Gebirgsländer. Sie gehörte in der mittleren Zeit dem berühmten Venetianergeschlecht Malpaga an der Stelle, wo einst wohl zwanzig Wohnungen standen, die aber von einem Kriegssturme hinweggefegt wurden. Noch immer findet man in den Feldgründen bei tieferem Nachgraben Menschengebeine, Waffen, venetianische Münzen, zertrümmerte Säulenschäfte und weitläufige Mauerspuren, die auf eine gewaltsame Zerstörung der älteren Menschenansiedelung schließen lassen. Seltsamer Weise ließ sich vor einigen Jahren auf Malpaga ein bejahrter napoleonischer Feldhauptmann nieder, die Furchen eines vielbewegten Lebens im scharfausgeprägten Gesichte, mit den Narben aus vierzig Schlachten, und jenen klugen rollenden Augen, die „vieler Menschen Städte gesehen und den Sinn der Bewohner erforscht haben.“ Auf die Sturm- und Drang-Periode jenes früheren Lebens ist die milde Windstille des Alters gefolgt, die uns an verdienten Veteranen so liebenswürdig erscheint, und aus den narbenvollen Zügen spricht eine fast weiblich zarte Seele mit leisem Anflug weltschmerzlicher Empfindung, die nie ungerecht und maßlos wird, weil der heitere Schein christlicher Ergebung auf das rauschende Gewühl menschlicher Erlebnisse fällt. Wie ich mit ihm bekannt geworden, kann Ihren Lesern gleichgültig seyn. Er nahm mich als warmer Freund in sein Haus auf, und ich folge dem Drange meines Herzens, wenn ich einige Eindrücke der Villa Malpaga schriftlich festzustellen versuche.

Wir lagen eines Abends im offenen Fenster, und ließen unsere Augen in's Blaue der fernen Nordgebirge schweifen, über welchen der reichste Schimmer der Abendröthe leuchtete mit jenem unbeschreiblichen Zauber, der Ihnen von Venedig aus bekannt ist. Da prasselte auf einmal der letzte Eisenbahnzug von Padua wie ein schnaubendes Ungethüm an uns vorü-

der in die alte Dogenstadt, dessen unheimliche Triebkraft nie verfehlt, ein leises Grauen in den Gemüthern aufzuregen. Bei diesem Anblick wendete sich mein Gastfreund seitwärts, und fuhr mit der linken Hand auf seine Brust in schmerzabwehrender Geberde. „So oft ich diese Dampfmaschine hier vorüberfliegen sehe", sagte er, unter leisem Zucken seiner Augenwimpern, „so schmerzt mich die Wunde über der zweiten Rippe, die ich unter Rusca bei der Mühlbacher Klause aus einem verzweifelten Kampf mit den Tirolern davongetragen habe. Die Narbe regt sich nur bei geistigem Aufruhr im prophetischen Vorgefühl möglichen Unheils, und hat mich noch nie betrogen. Sie lächeln über meinen Aberglauben, aber vieljährige Erfahrung läßt sich nicht abstreiten. Die blinde Triebkraft der Dampfwaggons erinnert mich stets unwillführlich an die unleitbare Wuth eines entzügelten Volkes in den Händen communistischer Verführer ohne Religion und Sitte. Dieser Gedanke reißt mir dann jedesmal mit einem scharfen Stich durch meine alte Wunde. Das kann nichts Gutes bedeuten, denken Sie an mich! Journalisten und Müssiggänger reden auch in Italien das große Wort zum Heil des Volkes, aber kein einziger derselben denkt daran, die Zustände des Volkes wirklich zu verbessern und den irdischen Schmutz wegzuräumen, in welchem unsere Landleute geistig und leiblich verkümmern. Man wühlt und bohrt, natürlich mit dem tugendhaftesten Ingrimm von der Welt, gegen die geistlichen Orden, die mit der modernen Bildung im Widerspruche stehen, und doch sind es diese Institute fast allein, welche die Sache des Volkes zur ihrigen gemacht haben und an seinen Leiden Antheil nehmen. Und so fürchte ich, naht die Zeit auch für Italien, wo der auflösende Geist in die ausgedorrten Gebeine unserer Proletarier fährt, und sie im Sturme gegen den Besitz über die Ebene reißt. Dann wird mehr als ein blutgedüngtes Feld von Malpaga zum Himmel leuchten."
Er fuhr bei diesen Worten wieder ängstlich auf seine alte Brustwunde und war den ganzen Abend ungewöhnlich still. Und als er mir vor dem Schlafengehen freundlich die Hand

drückte, sagte der sonst sanfte Mann: „Lieber Freund! Wer das Volk wahrhaft liebt, muß wenigstens ein Pfund Polenta wöchentlich zu seinem Wohle beisteuern; mit großen Worten läßt sich da nicht helfen. In unserer Pfarre sind zwanzig Besitzer mit ungefähr hundert arbeitfreien Familiengliedern. Die andern haben nichts als die schwere Arbeit in den dürftigsten Umständen, achthundert Menschen gegen hundert, und dieses Verhältniß ist noch eines der besten in der Gegend. Wer mir von Reform spricht, und diesen Jammer aufrecht erhalten will, der ist mit Verlaub ein Seccacujoni. Er arbeitet bewußt oder unbewußt dem Volksverderben in die Hände, welche das tiefe Elend des Volks benützen, um dasselbe gegen die Besitzer aufzustacheln. Die Kirche mit ihren Instituten ist noch das einzige Wehrmittel dagegen, aber der Platzregen der schlechten Presse hat bereits begonnen. Wir wollen sehen, was er stehen läßt." Bei diesen Worten drehte er sich auf dem Absatze seines rechten Stiefels im Kreise herum, und pfiff mit einem schneidenden Tone spöttisch durch die zwei erhobenen Mittelfinger in die Nachtluft. Brummend entfernte er sich in sein Schlafzimmer, und ich konnte nichts mehr vernehmen, als das gedehnte Quei seccacujoni.

Dieser Ernst des alten Degens bewog mich, meinen Aufenthalt in der Gegend vorzüglich dazu zu benützen, um mich über die Volkszustände näher aufzuklären. Denn läugnen ließ sich nicht, daß die italische Reform zuvörderst mit dem Volke anfangen müsse, um auf den Grund eines unabhängigen Bauernstandes das Staatsgebäude festzustellen. Von einem Bauer im deutschen Sinne ist in Italien selbst in den günstigsten Verhältnissen keine Rede. Es gibt bloß Pächter (fittabili) und Bauleute (coloni) nach einem erbärmlichen Maßstabe. Die ersteren sitzen in geringer Anzahl auf zerstückelten Guttheilchen um einen Pachtzins, der ihnen wenig mehr übrig läßt, als die Möglichkeit, ihr nacktes Leben kümmerlich zu fristen. Die bei weitem größere Anzahl des Volks versieht Baumannsdienste, welche noch weniger freie Bewegung des bäuerlichen Lebens

gestatten, und ohne Zweifel im Venetianischen am wenigsten einträglich sind. Diese Bauleute wohnen in ärmlichen Hütten, die kaum so hoch sind, als das erste Stockwerk unserer deutschen Bauernhäuser, aus Lehm roh zusammengeflickt und in der Regel ohne eigentliche Fenster. Die besten derselben haben gegen die Sonne drei Oeffnungen. Durch die erste tritt man in's Vorrathsgemach, wo der geringe Haushalt, Rindvieh, Futter und Stroh mit allerlei plunderhaft durch einander liegendem Gerümpel untergebracht ist; durch die zweite kommt man in die Küche, die auch zur Wohnstube dient, und von den jungen Schweinen und dem zahmen Geflügel eifrig besucht wird, voll Unrath und Schmutz in jeder Ecke; die dritte Oeffnung zeigt die Schlafstelle für das Ehepaar und die halbnackten Kindlein größtentheils in so faulen Nestern, die wahrhaft Grausen erregen. An ein Pflaster oder an einen Holzboden nicht zu denken, sondern überall der nackte Lehmboden in feuchten Gründen, und von eindringendem Regenwasser kaum verschont, die Rückseite größtentheils mit einem Erdwalle geschützt, welcher seine überflüssige Nässe einwärts schlagen läßt. Von Oefen keine Spur, ungeachtet der Winter oft drückend ist. Die in solchen engen Räumen untergebrachten Siebensachen der armen Leute stimmen unwillkührlich zum Mitleid. Das Bett ist gewöhnlich schmutziger, als die Wurfstelle eines Wildes, nicht nur überall ohne Betttücher, sondern öfter sogar ohne Stroh. Kästen für ihre Kleider brauchen sie keine; ein einziger Nagel trägt leicht den Vorrath, dessen sich die besteingerichtete Person rühmen kann. Unser deutsches Bauernthum, in vielen Gegenden auch dürftig genug, erscheint dagegen fast als wünschenswerthes Behagen. Im Tiefgrunde der venetianischen Ebene, der einst Moor und Sumpf war, und noch durch Abzugsgräben entwässert werden muß, läßt sich kein Keller für Getränke und Gemüse anbringen, daher fehlen die meisten bei uns so viel entscheidenden Lebensstoffe aus dem Pflanzenreiche. Selbst der gemeine Salat ist ein Luxusartikel, den man sich aus Mangel unverdorbenen Essigs meistentheils versagen muß. Durch

künstliche Nachhülfe solchen Uebelständen vorzubeugen, macht das Landvolk in seiner kümmerlichen Unbehülflichkeit nicht den mindesten Versuch. Der Landbau wird auf oberflächliche Weise mit höchst mangelhaften Werkzeugen betrieben, als lebte man in einem Zeitalter, wo die ersten Versuche des Wein- und Getreidbaues gemacht wurden, und die unermeßlichen Verbesserungen in diesen ländlichen Arbeitszweigen, wie man sie in England, Frankreich und zum Theil auch in Deutschland findet, sind hier zu Lande ganz unbekannt. Der Wein, die Seide und der Mais sind die Hauptgegenstände des Anbaus; die übrigen Getreidearten werden als Nebensache behandelt. Das Erzeugniß an Wein und Seide gehört beinahe ungetheilt dem Besitzer des Grundstückes, und es hängt von seiner Billigkeit ab, wie viel er sogenannten Nachdruck zu vin piccolo seinen Bauleuten überlassen will, in der Regel so wenig, daß sie bloß eine sehr kurze Zeit im Winter davon zu kosten haben. Im Sommer ging diese Art verwässerten Sauergetränks ohnehin durch die einfallende Hitze zu Grunde. Beim Mangel an frischem Wasser, der in den meisten Gegenden vorherrscht, ist diese Entbehrung von unberechenbarem Gewicht für das hart angestrengte Landvolk. Vom Mais und dem übrigen Getreide erhalten sie einen bestimmten Antheil, und zwar vom ersteren mehr als vom letzteren, aber stets in sehr ausgemessenen Antheilen. Der Grasnutzen, in den meisten Gegenden unbedeutend aus Mangel ausgiebiger Wiesen, und durch Laubniß aller Art ergänzt, nährt wenig Vieh, und vorzugsweise nur Zugvieh zur Bearbeitung des Feldes, so daß im Sommer oft weitum keine Kuh anzutreffen ist. Deßhalb kann von Milch und Schmalz bei den meisten Bauleuten kaum die Rede seyn. Wir mußten unseren Kaffee des Morgens schwarz trinken, wenn die Köchin zufällig vergaß, die Milch aus weiter Ferne zu bestellen.

Eines Tages ging ich gegen neun Uhr Morgens durch die Felder. An einem Pappelbaume, der rings ausgiebige Schatten warf, loderte zwischen zwei Kieselsteinen ein von

dünnem Reisig geschürtes Feuerlein, und darüber rührte ein alter Mann seine Polenta ab mit bedächtiger Sorgfalt, die eben so viel Rücksicht für seinen kostbaren Schatz als Eßlust bewies. Sein tiefgefurchtes, sonnenverbranntes Gesicht war in schauderhafte Falten eingegangen, die mir in deutschen Gegenden nie begegnet sind. Der wälsche Sonnenbrand in dumpfer Ebene hatte durch siebenzig Sommer in die einst regelmäßigen Züge des Mannes gearbeitet, und für die lange Noth eines kummerhaften Lebens ein abschreckendes Gepräge erfunden. Auf seinem schwarzdürren Haupte lagen vereinzelte Büschel weißer Haare, und seine Kleidung bedeckte kaum die ärgsten Blößen. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein. „Ich habe nichts", sagte er, „als harte Arbeit, wenig Polenta und die heilige Communion, mai altro! Keine andere Speise ist seit vierzig Jahren über meine Lippen gekommen, polenta e la santa communione! Und wenn ich zweimal des Tages ein Stück Polenta habe, so muß ich mich glücklich schätzen. Die meisten meiner Nachbarn haben oft kaum einmal des Tages davon zu essen." Bei diesen Worten blickte er mit seinem braunen Gesichte zu mir empor, und zwei volle Adern schwollen auf seiner Stirn, wie drohend auf. Polenta e la santa communione! konnte ich mehrere Tage nicht aus meinen Ohren bringen, und noch jetzt regt sich bisweilen der Nachklang davon in meiner Seele. Und in der That hatte der Mann nur die bittere Wahrheit gesagt. Polenta bildet die einzige Nahrung des Landmanns. Man ißt sie wie Brod ohne allen Zusatz, und das unreine Wasser der Ziehbrunnen ist den größten Theil des Jahres die einzige Schmelze dazu. Und um diese Speise zu haben, muß man sehr fleißig und mit äußerster Sparsamkeit dem bäuerlichen Berufe obliegen. Das Weintrinken ist so selten, daß mir Männer und Frauen namhaft gemacht wurden, welche seit fünfzig Jahren keinen Tropfen mehr davon getrunken hatten, und doch rankt sich die Rebe an allen Sträuchern in die Höhe, und oft in die Hausfenster der Villa hinein. Um sich nothdürftig zu kleiden, ernähren diese Bauleute

einige Haus- und Feldthiere, Schweine, Gänse, Enten und Hennen, welche den Feldern zwar sehr verderblich sind, aber vom Grundbesitzer geduldet werden müssen, wenn das Volk nicht in Verzweiflung gerathen soll. Sie leben größtentheils in den schmutzigen Abzugsgräben, welche sich zwischen allen Feldern hinziehen, mit Schilfröhricht überwuchert, an deren Räumung Niemand denkt. Sie werden darin ohne alle weitere Sorge groß und fett, und wandern in unglaublicher Menge auf die benachbarten Märkte. Mit der emsigsten Sorglichkeit hebt die Hausfrau die großen Eier ihrer Hennen auf, und läßt es sich gar nicht einfallen, eines derselben für ihre Familie zu verwenden. Am Samstage fährt ihr Gemahl mit den lebendigen und todten Gegenständen seiner mühevollen Zucht in die benachbarte Stadt, und enthält sich dergestalt von jeder unnöthigen Geldauslage, daß man siebenzigjährige Greise findet, welche sich bei solchen Gelegenheiten nie einen Trunk Wein erlaubten, um ihr karges Sümmchen unverkürzt heimzubringen. So gilt auch von diesen armen italienischen Bauern Freiligraths berühmtes Lied von den Leiden des irischen Volkes, welches im fruchtbarsten Land ackert und züchtet, ohne je von den Edelfrüchten und Zuchtthieren desselben etwas zu genießen. Die Noth dieser Bauleute ist trotz der beschriebenen Nebeneinnahme noch immer so groß, daß sie häufig über die Linie des Rechtes hinausgetrieben, gegen ihre Herren in eine Art heimlichen Krieges eingehen. Was die letztern nicht einsperren können, ist auch nicht sicher, wobei jedoch eine eigenthümliche Regel des Diebstahles genau eingehalten wird. Der arme Baumann nimmt nur, was ihm zum Lebensunterhalt von Feldfrüchten unumgänglich nöthig ist. Diebstähle von anderer Art sind äußerst selten. Gutmüthige Herren haben dieses unnatürliche Verhältniß längst durch offene Duldung des Unvermeidlichen in ein naturgemäßes umgewandelt, aber leider sind solche Menschenfreunde noch sehr selten. Dadurch geht alles wechselseitige Vertrauen zwischen den Herren und Bauleuten verloren. Die einen nehmen sich vor dem andern in Acht,

und Geringschätzung auf beiden Seiten macht das Leben unbehaglich. Diese geistige Kluft zwischen Herren- und Bauernthum, wenigstens eben so tief als die besitzliche, theilt die ganze Bevölkerung gleichsam in zwei abgesonderte Racen, in die weiße und braune, wovon die erstere nicht bloß allen Besitz, sondern auch alle Ehrlichkeit in Anspruch nimmt, während die andere mit ihrer verbrannten Physiognomie, durch Einflüsse des Himmels und der Erde verkümmert, einem Kabylenstamme anzugehören scheint, und weder für ihre Arbeit noch Treue sonderliche Anerkennung erwarten darf. Dieses bäuerliche Mißverhältniß erhält seine größte Schärfe, wenn die behaglichen Besitzer aus der Lust volkreicher Städte zu bestimmten Zeiten heranrauschen, und sich arbeitslos in den Prunksälen der Villa niederlassen, die ein glücklicher Ahnherr gebaut, im Schatten der grünen Laubwaldung, die jedem Sonnenstiche wehrt, mit der empfundensten Sorglosigkeit, welche das Gefühl erblichen Vorzugs in allen Mienen preisgibt. Ich mußte in solchen Zuständen das Widerstreben meines deutschen Gemüthes stets mit Ernst niederhalten, während der Italiener von gottgeordneter Gliederung der Herren und Knechte spricht, und von der freien Presse und Bürgergarde alles Heil der Gesellschaft erwartet.

In solchen Verhältnissen liegt die geistige Bildung des Volkes begreiflicher Weise kläglich darnieder. Die Schule des Ortes besteht nur so lange, als die armen Leute einen Lehrer besolden können. Die napoleonische Regierung hat die meisten frommen Stiftungen, die klösterlichen Institute und Brüderschaften nach ihrer Art in sehr kurzer Zeit aufgefressen, und dadurch die Bildungsmittel unzähliger Gemeinden gänzlich verwüstet. Der Nachwachs volksthümlicher Stiftungen geht auf dem Lande nur sehr langsam, und im materiell-gesinnten Zeitalter mit geringen Geldkräften von Statten. Deßhalb herrscht hier noch immer eine fühlbare Oede an geistiger Bearbeitung der Volkselemente. Und wo eine Schule wirklich regelmäßig besteht, wird sie selten fleißig besucht. Was nur immer Hände

zur Arbeit regen kann, bleibt von derselben weg, und Nöthigung zum Schulbesuche durch weltliche und geistliche Obrigkeit findet hier nicht statt. Daher die kaum überraschende Erscheinung, daß die meisten Landleute nicht lesen können, und oft eine Stumpfheit und Gleichgültigkeit für alle geistige Erhebung an den Tag legen, die am sonst lebhaften italienischen Volke doppelt auffallen muß. Unter solchen Umständen trifft man oft kirchliche Zustände, wie sie in Deutschland nur vor dem Concil in Trient im sechszehnten Jahrhundert vorkamen. Um ihnen nähere Beweise für diese Behauptung zu liefern, wähle ich die ansehnliche Pfarrgemeinde Borbiago zwischen Venedig und Padua unweit des Fleckens Mira. Benedictiner von Venedig hatten sie gegründet, und ihr durch viele Jahrhunderte Schul- und Kirchendienste unentgeltlich geleistet. Zur Zeit der Unterdrückung dieser Ordensleute wurde all ihr Besitzthum verkauft, ohne mindeste Rücksicht für Kirche und Schule. Dadurch stand das ganze Pfarrthum in der Luft. Da der Staatsfond nur sehr wenig leistet, das arme Volk mit seiner eigenen Noth vollauf zu thun hat, und die reichen Herren in Treviso, Venedig und Padua nichts thun wollen, so erlahmt aller Eifer und Muth, selbst an den Geistlichen besonders im Kirchensprengel von Padua. An Werktagen erscheint Niemand zur Messe, ja es geschieht nicht selten, daß die Geistlichen oft wochenlang abwesend sind. Ich kam eines Morgens um sieben Uhr zur Pfarrkirche. Der Meßner saß in Hemdärmeln auf der Schwelle der Kirchenthür mit dem Rücken gegen den Hochaltar, und sang ein wunderlich Lied in die Morgennebel hinaus. Auf mein Befragen erzählte er mir, daß er hier sitze, bis der Caplan zum Messelesen käme. Das könne sich im ungünstigsten Falle bis auf zehn Uhr verzögern, wenn späteres Einschlafen längere Morgenruhe für den geistlichen Herrn nothwendig mache. Der Pfarrer sei Morgens früh ohne Messe auf den Viehmarkt nach Mirano gezogen, und werde erst nach vier Tagen wieder heimkehren. So treffe es ihn täglich, mehrere Stunden hier auf der Kirchenschwelle zu sitzen, und er müsse bis-

wellen ohne Meßdienst aufstehen, wenn die beiden Geistlichen einen lustigen Kreisgang (un bel giretto) unternommen hätten. An gewöhnlichen Sonntagen geht Niemand zur Beichte, und bei aller Anhänglichkeit des Volkes an die Kirche zeigt sich in demselben wenig Begehren nach den heiligen Sacramenten. Die Pfarrer, auf mäßiges Einkommen beschränkt, stellen beim Landvolke, das ohnehin dürftig genug ist, alljährlich im Herbste eine Fruchtsammlung an; deßgleichen der Frühmesser und Meßner. Selbst der Kirchenunterhalt, leider oft prunkvoller als in solchen Umständen zu verantworten ist, wird zum Theil durch Sammelbeiträge ganz eigener Art bestritten. Ein Sammler geht in der Gemeinde Tag aus Tag ein umher, wie ein Pilger gekleidet, auf der Brust mit einer Tafel, worauf geschrieben steht: „Zum Almosen für die Kirche", und auf den Schultern einen Quersack. In den letztern wirft er die zusammengebettelten Stücke von Polenta, welche die Bauleute in Ermangelung des Geldes vom Munde weggeben, und verkauft dieselben wieder an ärmere Leute, um sich selbst zu erhalten, und mit dem Reste der Pfarrkirche aufzuhelfen. Man hat keinen Begriff, wie heißhungerig sich die armen Käufer um den schmutzigen Polentasack drängen, und die kreuzerweis erhandelten Brocken hinabschlingen.

Eines Tages begleitete ich den Caplan zu einem kranken Mann. Er lag in einer Hütte, die mir nicht erlaubte, ganz aufrecht zu stehen, auf einem aufgelösten und verbrauchten Strohbunde. Der Kopf ruhte auf einem Holzblock, über welchen ein grobes, in Schmutz starrendes Stück Leinwand gebreitet war, der übrige Leib unter einer verblaßten, einst blumigen Kinderdecke, die mit vieljährigen Schmutzflecken bedeckt, und an manchen Stellen löcherig, Hals und Füße frei ließ. Seine Haut, beinahe schwarz geworden und lederartig zusammengeschrumpft im Brande von dreiundsechszig Sommern, ließ bei lebendem Leibe ein scharf ausgeprägtes Gerippe wahrnehmen. Seine Füße waren stark geschwollen und die Brust sehr beengt. Niemand stand zu seinen Diensten bereit, da die

drängende Feldarbeit alle gesunden Kräfte des Hauses in Anspruch genommen hatte. Auf einer Steinplatte neben ihm stand ein Krug Wasser aus der nächsten Pfütze, und dabei lag ein Stück Polenta. So lag er schon fünf Stunden allein ohne Klage. Von einem Arzte war noch nicht die Rede gewesen, und der Kranke sagte gefaßt: Un medico costa troppo per noi altri. Der Geistliche versah ihn mit den Sterbsacramenten, und am Ende der Zeremonien wollte er mit ihm noch ein Wort allein reden. Ich trat ab, aber bald folgte mir der Caplan nach und erzählte mir, der Kranke wolle Niemanden bei sich, und habe ihn bloß gebeten um ein christliches Begräbniß, das er nicht bezahlen könne. Ein solches Begehren habe seine Schwierigkeiten, fügte er bedeutsam hinzu. Und in der That war das Bedenken nicht ungegründet. Der Mann starb noch dieselbe Nacht, und der Pfarrer weigerte sich, ihn ohne Bezahlung zu begraben. So lag die Leiche, trotz der heißen Jahreszeit, fünf Tage unbegraben, bis sich ein Nachbar herbeiließ, die Begräbnißkosten zu bezahlen. Hätte ich diesen unerhörten Fall nicht selbst erlebt, so würde ich nicht wagen, den Glauben Ihrer Leser für eine Thatsache in Anspruch zu nehmen, die selbst im irischen Hungerlande, dem anerkannt klassischen Boden des tiefsten Volksjammers, schwerlich vorkommen dürfte. Nach näherer Erkundigung war er nicht einmal seltsam, und vor jedem Begräbniß die Sicherstellung der Bezahlung für diesen traurigen letzten Dienst durchaus unerläßlich.

In den lauen Sommernächten, die sich mit dem mächtigen Zauber wolkenloser Himmelsheiterkeit auf die rastlosen Grillenlieder und das Cicadengeschmetter der dämmerhaften Landschaft legten, und die Duftwogen des Gartens in die Lindengänge des Parkes trugen, stieg mir erst das Elend der Bauleute recht zu Gemüthe, und das furchtbare Unrecht der weißen Race in einem Lande, das so überreichlich gesegnet mit schwellenden Früchten aller Art den armen Baumann mit Weib und schmutzigen Kindlein zu hoffnungsloser Noth verdammt. Sie

wissen, die venetianischen Nächte haben überhaupt etwas Aufregendes und reißen uns die Gedanken aus der Seele und das Wort von den Lippen, ohne viel Rücksicht auf die Gesellschaft, welcher die nakte Wahrheit mißliebig genug ist. Um die Schaale voll zu machen, gesellte sich in solchen Momenten stets der treuherzige Gastfreund und Feldhauptmann zu mir, noch warm von der Zeitungslectüre, welche damals gerade die ersten Brander gegen die Deutschen für die indipendenza italiana schwärmen ließ. Bei seiner genauen Kenntniß der italienischen Zustände wurde die Unterhaltung mit dem vielerfahrenen Manne eben so anziehend als lehrreich, besonders in unsern Tagen, wo der Tumult aufgeregter Wünsche und Begierden so selten den wahren Fleck des menschlichen Bedürfnisses zu Tage treten läßt. „Der Zustand unserer Bauleute", sagte er, „ist in ganz Italien, das ich genau nach allen Richtungen kennen gelernt habe, der nämliche. Man nimmt zwar gewöhnlich die Bauern der Lombardie und von Toscana aus, aber sehr mit Unrecht. Die Lombardie ist im Durchschnitt besser angebaut, als die übrige Halbinsel, und der durch kluge Altvordern überall hin vertheilte Wasserreichthum macht eine ansehnliche Milchwirthschaft möglich, welche das tägliche Loos der Arbeiter einigermaßen erleichtert. Aber sie befinden sich ganz auf derselben Stufe, wie die Bauleute des Venetianischen, und in keiner Stadt Italiens ist mir der Abstand zwischen Stadt und Land mehr aufgefallen, als in Mailand. Während in der Metropole eine schwellgende Ueberfülle schöner Menschenbildungen überraschend zu Tage tritt, beginnt gleich außerhalb der Linien derselben das braune Geschlecht der Bauleute und Pächter in verschrumpfter, frühzeitig abgelebter und durch bitteres Mühsal zerdrückter Form, die jedes Herz um so tiefer ergreift, je schwellender die umgebende Natur ihre Keime ausstattet, so daß man auf ewige Jugend rechnen zu können glauben möchte. Nichts lehrreicher, als an Sonntagen auf den Stufen des Riesendoms die aus- und einwogende Landbevölkerung zu mustern. Jene Geschmeidigkeit der Glieder, die eure deutschen Bauern so vortheilhaft

auszeichnet, das Wohlbehagen in Gesicht und Gang, wie es nur aus dem Gefühle eigenen Besitzes hervorgehen kann, die ungezwungene edle Heiterkeit eines in den gewöhnlichen Bedürfnissen befriedigten Lebens sind hier nirgends zu schauen; es ist die Noth, die uns in früh alternden Formen begegnet, und der Schrei der Lust ein meist unglücklicher Versuch, den Jammer alltäglicher Beschränkung auf das ärmste Loos zu vergessen. Was in Toscana zur Erleichterung des Bauernstandes vom deutschen Leopold geschehen, war allerdings ein nie genug zu preisender Versuch, die sociale Freiheit auf naturgemäße Grundlagen zu stellen, aber leider nur ein Anfang, der keine durchgreifende Fortbildung erfahren hat. Und der Grund dieses Stillstandes lag nicht am wohldenkenden Fürstenhause, sondern an den Italienern selbst, die nie mit Willen an diese nothwendige Bedingung aller vernünftigen Reform denken. In Sardinien, in Piemont, im Kirchenstaate, in Neapel und Sicilien sind die Bauleute noch weit schlechter daran, als in den genannten Staaten, wo der deutsche Geist sich, trotz aller Hindernisse, mit echtgermanischer Milde für die Klasse der Arbeiter einigermaßen geltend gemacht hat. Ja, ich wage es zu sagen aus vieljähriger Erfahrung, der jetzt auftauchende Deutschenhaß hat seinen Grund mitunter unbewußt in dieser Vorliebe deutscher Gerechtigkeit für das Volk, er ist ein instinctartiger Ausbruch aristokratischer Hintergedanken, die aus deutschen Einflüssen keinen Vortheil zu ziehen fürchten. Die reichen Besitzer geben ihr Geld zu überschwänglichen Demonstrationen für die italische Unabhängigkeit und Nationalität, lassen aber ihre Gründe und Waldungen lieber zur Weide liegen, als daß sie den Besitz um ewigen Grundzins unter die armen Bauleute austheilen ließen, wie man in Deutschland mit so viel weiser Maßhaltung schon längst gethan hat. Darum klingt die Prahlhanserei der städtischen Pflastertreter, Journalisten und politischen Pamphletisten so unbeschreiblich lächerlich, wenn sie mit eisenfresserischem Ueberschwang von Blut und Krieg reden contra omnes gentes has. Von der städtischen Bevölkerung ver-

spreche ich mir nicht viel, und das Landvolk, durch eine ungeheure Kluft von den Besitzern getrennt, kann um Geld zu einem Crawall gewonnen werden, aber für regelmäßige, aushaltige Tapferkeit desselben ist weder Grund noch Anschein vorhanden. Niemand läßt sich gern für nichts und aber nichts todtschießen, der italienische Landmann am allerwenigsten. Die Nationalkraft kann nur erstarken durch einen Bauernstand, der Etwas zu verlieren hat. Wer für diesen letzteren Zweck arbeitet, reformirt und exercirt, ist wahrhaft national, ein Patriot im wahren Sinne des Wortes. Tiraden, Bürgerwachaufzüge, Schwenken von Sacktüchern und ellenlange Mauernanschläge gegen die Barbaren helfen hier nicht weiter. Höchstens fühlt man, daß die klassische Race der buffoni, oder höflicher zu reden, die natio comoeda, noch nicht ausgestorben ist. Gehen wir auf diesem Wege weiter mit einer oft zügellosen Presse, mit tausend Winkelbuchmanufakturen, mit freien Einlaß ausländisch-französischer Schmutzliteratur, so kommt, fürchte ich, früher als man meint, die Zeit, wo die Proletarier auch im Lande der Zitronen- und Myrtenblüthen begreifen werden, daß sie einigen Anspruch auf den Comfort des Lebens haben, und ihn selbst erwerben müssen auf dem kurzen Wege socialer Umwälzung, da man so lange gezögert hat, ihr Loos wahrhaft zu verbessern."

„Von dieser Boden- und Bauernreform hängt auch die produktive Wichtigkeit der Halbinsel im ersten Keime weit mehr ab, als von allen agrarischen Gesellschaften, welche durch reiche Parlatori von stimmfester Brust vertreten, so gelehrte Zusammenkünfte halten, während die Sumpfluft der Maremmen, und die Oede der Steppen oft unweit von den Thoren der Hauptstadt ihre unwissenschaftlichen Vorträge zum Besten geben. Italien kann bei einem Bauernstand auf eigener Scholle das Doppelte seiner jährlichen Erzeugnisse auf den Markt bringen, und scharfsehende Augen merken bald, welche Reform, welcher Anlauf zur italienischen Nationalität auf diesem friedlichsten Wege von der Welt möglich ist. Die Besitzer selbst

werden nach den unvermeidlichen Opfern zuerst durch festen Pacht, und sofort in allmähliger Weiterbildung durch ewiges Baurecht ihrer Arbeiter weit weniger verlieren, als es auf dem ersten oberflächlichen Blick den Anschein hat. Sie kommen jetzt noch wohlfeil ab; ihre Enkel werden dafür ein dreimal größeres Opfer bringen müssen, ohne auch nur ein Dritttheil des gegenwärtigen Nutzens davon zu haben. An diese Aneignung der Scholle zu Gunsten des Landvolkes muß sich eine gleichmäßige Besteuerung anschließen, mit Beseitigung aller Vorrechte und Ausnahmszustände, die jetzt an vielen Orten der Halbinsel noch gefunden werden. Namentlich muß hierin die Kirche mit ihren Besitzungen vorausgehen im Verzicht auf Rechte, die im Grunde nur Lasten des Volkes sind. Als aufrichtiger Anhänger der katholischen Kirche muß ich zum Vortheile derselben ein solches Beispiel wünschen, damit die Zeit verlerne, das Kirchenregiment als eigennützig und reformwidrig darzustellen. Der Nutzen solches zeitgemäßen Verzichtes kommt der Lehre des Evangeliums zu Gute, durch das wir Alle als Kinder eines Vaters selig zu werden hoffen. Hat sofort der Bestand der gesellschaftlichen Zustände in einem unbestechlichen und unabsetzbaren Richterstande mit Ausschluß jeder Willkürmaßregel, mit nothwendiger Einschränkung anwältischer Aussaugerei, mit Beseitigung unzuläßiger Ausdehnung des geistlichen Rechtes und durch das Fallen der Mauthschranken im Innern der Halbinsel festere Begründung erhalten, so ist der erste Schritt zur Wiedergeburt Italiens gemacht Dann erst, und nur dann werden die weiteren vernünftigen liberalen Forderungen ohne Schaden in's Leben bringen dürfen. Mir ist auf Erden nichts verhaßter, als zu sehen, daß man den Bau der Pyramiden mit der Spitze beginnt, denn Erfahrung hat mich gelehrt, daß von einem solchen Beginnen nur ein Schritt zum Wahnsinn ist, welcher die bestehenden Kirchthürme auf die Spitze zu stellen sucht.“ Bei diesen Worten sank der Veteran, aufgeregt, auf eine Rasenbank, klagte über Schmerz seiner Brustwunde und überließ sich tiefem Stillschweigen.

Auf unserm Heimwege fuhr er mit mildem Ernste weiter: „Die Leute, welche jetzt in Italien den Beruf zu haben glauben, die als nothwendig erkannte Reform der socialen Zustände zu leiten, und ihre Ansichten in Journalen und Schriften den Zeitgenossen bekannt zu geben, lassen sich füglich in drei Klassen eintheilen. Die erste derselben begreift die redlichen Vaterlandsfreunde, Jung und Alt, Gelehrte und Ungelehrte, aus den höchsten und niedrigsten Ständen, in der Regel ohne umfassende Kenntnisse der Welt- und Menschengeschichte. Italien ist ihnen alles oft in unklarster Ueberschätzung, mit gutmüthiger Verachtung aller fremden Zustände, die sie nicht kennen und noch weniger verstehen. Sie deklamiren mit der wegwerfenden Miene eines Bramarbas gegen die Deutschen, aber ihr Haß ist unschuldig, sie meinen es nicht böse, und wollen bloß in blindem Anlaufe von Herzen und mit allen möglichen Mitteln patriotisch seyn. Im mündlichen Verkehre kommen sie leicht von ihren Uebertreibungen zurück, und lassen sich über die Deutschen einigermaßen verständigen. Gioberti ist ganz ihr Mann. An den mystischen Bau seiner italienischen Nationalität schließen sie sich an und werden vom Strome seiner volltönenden Beredsamkeit getragen wie fette Schwäne, die mit Selbstgefälligkeit thalwärts segeln. Das Gefühl waltet bei allen ihren Ansichten und Schritten vor, und läßt nie klare Gedanken aufkommen. Was ihre Mystiker die profondissima notte di contemplazione nennen, nehmen sie verkehrter Weise für ihre Politik in Anspruch, und sie wären unglücklich, wenn das geistreiche Nachtwandeln und Tappen ein Ende nehmen müßte. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß diese Patrioten in der Wonne ihres überschwänglichen Nationalgefühls nie zum eigentlichen Volke herabsteigen, sie jubeln und schwenken ihre Hüte auf der hohen Warte ihrer Begeisterung, und liebkosen Mond und Sterne des italienischen Himmels, ohne allen Sinn für den Jammer der Erde. Und doch ist gerade diese Klasse von Reformatoren diejenige, von welcher noch am ehesten eine Theilnahme für die Zustände der Landleute zu

erwarten wäre, wenn es gelänge, sie in die rechte Bahn einzulenken. Die zweite Klasse der Reformfreunde könnte man die imperialistische nennen. Die Idee eines italienischen Königreiches unter einem einheimischen Fürsten ist ihr Abgott, und bei aller Beschönigung ihrer löblichen Absichten verrathen sie keine große Angst in der Wahl ihrer Mittel zum Zwecke. Napoleonische Reminiscenzen, altrömische Imperatorenweisheit, republikanische Träume fließen bei ihnen zusammen in die Mischung des neuen Teiges, und über die tausend Schwierigkeiten ihres Planes schlüpfen sie mit der Glattheit des Aals leicht hinweg, weil der Hintergedanken zu viele hülfreiche Hinwegräumung aller Noth versprechen. Ihr Mann ist der berühmte Cäsare Balbo mit seinen Hoffnungen Italiens, das Gegenstück des phantasiereichen Gioberti, haarspaltend, wortarm, mehr andeutend als aussprechend. Die Kirche steht ihnen fühlbar im Wege, aber sie sind voll guter Worte für Rom, ohne daß die Gesammtheit ihrer Lehren einen ganz günstigen Eindruck dafür macht. „Kommt Zeit, kommt Rath!“ ist ihre heimliche Loosung. Daß diese an das Volk nicht denken, liegt in ihren Grundsätzen. Ihre Centralisationsideen lösen sich nie ganz von gewaltsamen Maßregeln ab, und freie Besitzer des Bauernstandes wären ihnen mehr lästig als fördersam. Selbst wenn sie von Volksvertretern reden, verstehen sie darunter nur ihres Gleichen, mit Ausschluß der Arbeiter bei allen gemeinsamen Berathungen über Landeswohl. Die Lüsternheit nach fremdem Besitz rechnen sie zum Nationalgefühl, und blicken mit der größten Unbefangenheit auf Tirol, Dalmatien, die südliche Schweiz, ja selbst nach Syrien und Aegypten. Ihr Deutschenhaß besteht nicht in persönlicher Exaltation, sondern im Gefühle des Widerstandes von dieser Seite bei ihrer uneigennützigen Abrundung des italischen Königreiches. Es liegt etwas ungemein Naives in ihren Bestrebungen, und es gehört mit zu den Zeichen der Zeit, daß es in der italienissen Presse so harmlos und ungeschminkt zu Tage treten darf. Die dritte Klasse der Völkerverbesserer in Italien besteht aus den Mitglie-

dern der Giovine Italia in allen Abstufungen vom milden Orioli bis zu Mazzini herunter, aus jedem Alter und Geschlecht mit einer bedeutsamen Beimischung von geistreichen Frauenkräften. Wer von diesen Maß hält, thut's in der Hoffnung des Gewinns für die Zukunft. Auch diese schonen vor der Hand die Kirche größtentheils, viele ohne Zweifel aufrichtig, aber ginge ihre Reformansicht durch, so würde von weltlicher Macht für das Kirchenoberhaupt nicht mehr viel übrig bleiben. Sie neigen zu republikanischen Institutionen, und würden sich dafür gewaltsame Revolutionen gefallen lassen. An ihren äußersten Schweif hängt sich der ganze Unsinn communistischer Volksverführung zur Lösung aller Bande sittlicher Zucht. Zum Glücke hat die oberste Kirchengewalt eine Stellung eingenommen, welche alle Pläne dieser Klasse vor der Hand lähmt. Es ist noch zu viel gesundes Leben in der Nation, um sich von diesem Sauerteige anstecken zu lassen zum Nachtheile der Reformen vom rechtmäßigen Organe aus, das allein das Heil der Gesellschaft begründen kann. So stehen wir mitten in einer gährenden Zeit und warten auf den Propheten, welcher den Strom der Weltverbesserung in die kläglichen Zustände unseres Landvolkes leitet, und aus diesem gesunden Kerne heraus eine Nation und wahres Nationalleben bildet. Das Kirchenoberhaupt geht fast mit jedem Schritte in der wärmsten Theilnahme für die armen Leute voraus. Es erübrigt nur, daß die Städte und die Besitzer auf dem Lande in die Fußstapfen des Papstes treten, und das Gesetz an die Stelle maßloser Willkür und Ungleichheit einführen, mit jener Milde, die der Grundton des Christenthums ist, und jetzt so oft als Aushängeschild dienen muß. Nur dadurch ist eine Wiedergeburt Italiens möglich und einer Katastrophe vorzubeugen, die auch uns treffen muß, wenn wir auf dem verkehrten Wege vorwärts schreiten. So bald ich einmal den Ruf höre: „Laßt uns einen tüchtigen Bauernstand gründen!" stecke auch ich die beliebte Cokarde auf meinen Hut, denn der Anfang des Anfangs zum Heile Italiens ist gemacht!"

Als wir gegen ein Uhr Nachts zur Ruhe gingen, ließ

der freundliche Wirth geheimnißvolle Reden fallen von interessanten Besuchen, die uns morgen erwarteten. Ich konnte wenig schlafen und bedarf es seltsamer Weise in südlichen Gegenden weit weniger, als im kühlen Norden. Um fünf Uhr Morgens wandelte ich wieder neugestärkt im dichten Untergehölze, über welchem Linden und Pappeln in der Frühsonne schimmerten, in einer weichen anschmiegenden Luft, mit den Wohlgerüchen aus den nahen Orangenanlagen. Zahme Tauben, angeblich von San Marco in Venedig, flatterten mir so lange nach, bis ich von dem Schaffner der Villa eine Maiskörnersaat auswirkte. Freudig ihres Fundes, erhob sich die geflügelte Schaar wieder durch die geklärten Lüfte aus dem Garten hinweg, gerade im Augenblicke, als ein anständig gekleideter Abbate aus einem Seitengange hervortrat und auf mich zuging, eine stattliche Gestalt mit sehr klugen Augen, die verrätherisch die bescheidene Haltung beleuchteten, fern von allem Bemühen, seine Gegenwart näher zu erläutern. Mit der zutraulichsten Miene gesellte er sich zu mir, und hatte mir bald Stand und Geschäft, Neigung und Theilnahme abgelockt. Wie Sie sich leicht denken können, fiel das Gespräch gleich auf die Volkserziehung, und der unbekannte Spaziergänger wurde in allen Mienen und Geberden lebendiger, als ich nach dem ersten Eindrucke erwartet hatte. „Unsere Erziehung besteht eigentlich in Fehlgriffen“, sprach er mit Erhebung seiner klangreichen Stimme, „und das ist das Mißlichste in der Sache. Bestünde sie bloß in der Nichterziehung, so könnte die überaus treue, wahrhafte und unerschöpfliche Natur mit Gottes Segen noch etwas aus dem Menschen machen. Aber die Unsitte des Lebens, die ohne alle Berechtigung ihre Herrschaft geltend macht, die Eitelkeit der Pädagogen, die aus den mannigfaltigsten allbeweglichen Naturen steife und einförmige Pedanten pressen will, die windige Politik, die sich in jeden Kinderbrei mischt und alle ernste Selbstbildung in den Rauch eitlen Wortgezänkes aufgehen läßt, und die einseitige Gesetzgebung, welche vorzugsweise die Städte und die sogenannten gebildeten Klassen

im Auge hat und das Landvolk den verkehrten Wirkungen dieser Richtung preisgiebt, ohne alle Rücksicht auf die Zustände des gemeinen Lebens, lassen den tüchtigen Kern des Menschen zu keiner naturgemäßen Entwickelung kommen. Im Gegentheile wirken sie vereint, oft ohne es zu beabsichtigen, dahin, das Landvolk von der geistigen Errungenschaft der Nation auszuschließen, wie es vom Besitze der weltlichen Güter bereits ausgeschlossen ist. Nur die Kirche bleibt ihrer himmlischen Aufgabe treu, nur vor ihr gilt es kein Ansehen der Person, und aus ihrem Schooße treten alljährlich eine Unzahl uneigennütziger Priester hervor, welche zum Volke herabsteigen und die Schuld des Lebens an den armen Landleuten durch warme Theilnahme zu sühnen suchen. Sie hat nur einen Feind zu bekämpfen, der aus ihrer Mitte hervorgeht, den Uebereifer nämlich, der einerseits durch falsche Behandlung der Ascese die Frische des ursprünglichen Volkskeimes gefährdet, andererseits zu Gunsten der Kirche Partei wird, und die Pflanze gegen ihre natürliche Anlage in aufgedrungene Zustände zwingen will."

Bei den letzten Worten war der Abbate dergestalt in Eifer gekommen, daß er mit seinem Stocke einen derben Streich in die Haselstauden führte. „So muß ich hervortreten und die treffliche Predigt meines Freundes unterbrechen", rief der Feldhauptmann, aus einem Gehölze auftauchend, lächelnd aus, und küßte den Abbate mit warmer Innigkeit auf beide Wangen. Denken Sie sich meine Ueberraschung! Der Fremde, dem ich mit harmloser Unbefangenheit gefolgt war, dessen Vortrag über Volkserziehung ich so gern zu Ende gehört hätte, war kein anderer, als der berühmte Menschenfreund Nicola Mazza, den Ihre Blätter, wenn ich nicht sehr irre, schon einmal dem Leser vorgeführt haben. Damals war sein Wirken im ersten Beginn, und Ihre Leser hören gewiß mit Vergnügen den Verlauf desselben, der auf dem Boden der katholischen Kirche eine merkwürdige und nachahmenswerthe Erscheinung an's Licht gestellt hat. Mazza ist ein Priester des Kirchsprengels von Verona.

Von Jugend auf wandte sich seine Neigung jenem Felde wissenschaftlicher Thätigkeit zu, das durch die Resultate scharfer Berechnung so ungemeinen Einfluß auf das wirkliche Leben genommen hat, wir meinen den mathematischen und physikalischen Wissenszweigen. Und während wir in diesem Kreise oft Männern begegnen, denen im Zahlenreviere aller Sinn für reinmenschliche Verhältnisse abhanden gekommen zu seyn scheint, dachte er vielmehr daran, die Kunst der höhern Mechanik dem Leben dienstbar zu machen, und die strenge Ordnung wissenschaftlicher Folgerungen zu Gunsten des armen Volkes in Ausübung zu bringen. So kam es, daß der junge Professor der Mathematik mit seinem Herzen voll Menschenliebe als Reformator der Zustände in den untersten Schichten der Gesellschaft auftrat, ohne andere Mittel als den Geist, der ihn trieb, und das Vertrauen auf den Beistand des Himmels. „Das bigotte Verona“, wie man es in Italien von sogenannten Liberalen bezeichnet hören kann, kam seinen Plänen mit der großartigen Freigebigkeit entgegen, die nirgends staunenswerther zu Tage tritt, als in dieser reichen und wahrhaft christlichen Stadt, wenn es gilt, unverdientes Elend zu mindern, und die unteren Volksklassen zur allmählichen Theilnahme an den höhern Gütern dieses Lebens heranzubilden. Er ging zunächst von einer sehr einfachen, aber folgerichtigen Idee aus, die er selbst in diesen Worten zusammenfaßt: „Die Welt war schon getheilt, als ich das Licht derselben erblickte, und ich hatte keine Lust, ein Umwälzer zu werden, am wenigsten in meinem Vaterlande Italien, wo vieljährige Ungleichheit so feste Wurzeln geschlagen hatte. Wir haben nur in grellsten Gegensätzen Besitzer und Besitzlose. Nach hinlänglich erprobter Erfahrung lassen sich die erstern nicht so leicht und so bald herbei, mit den letztern zu theilen. Das Gesetz selbst nimmt die bestehenden Verhältnisse in Schutz, und die Kirche muß sie nothgedrungen achten. Daher eine Kluft zwischen Herren und Bauern, deren Ausfüllung einer größeren Zukunft vorbehalten bleibt, als ich mir in nächster Zeit versprechen darf. Aber ein Ausweg ist

den Besitzlosen geblieben, und diesen nach Thunlichkeit zu ebnen, ist die Aufgabe des Menschenfreundes. Der italienische Proletarier ist frei mit seiner Person, mit seinem Talente, mit seiner Thätigkeit. Dadurch kann er sich Eingang in die gebildete Welt zur Theilnahme an den Gütern der Gesellschaft erzwingen. Führt dieses geistige Sichherausarbeiten aus dem angebornen Schmutze auch nicht unmittelbar zum Besitze, so ist es doch der nächste, und vor der Hand der einzige Weg dazu. Da nicht zu erwarten steht, daß die Gesellschaft so bald massenhaft sich dieser Emancipation annimmt, so muß das Individuum nach Vermögen eintreten, um dieselbe zu befördern. Das kann nur durch Erziehung geschehen, die den Menschen zum Gebrauche seiner Kräfte heranbildet."

Nach Mazza's Ansicht wird jedoch die Erziehung nur dann ihrer dießfälligen Aufgabe gewachsen seyn, wenn sie auf richtigen Grundsätzen fußt. Er ging in dieselben beim Mittagessen näher ein, und entwickelte sie mit der ruhigsten Klarheit, welche diesem schönen Geiste ohnehin in hohem Grade eigen ist. Seine Rede hat bei der größten Einfalt etwas ungemein Einschmeichelndes, und die milde Wärme eines für Menschenwohl glühenden Herzens spricht sich durch leises Roth auf seinen verständigen Zügen aus. „Die Familie", sprach er, „ist die ursprüngliche und beste Erzieherin des Menschengeschlechtes, und wo diese fehlt oder fehlerhaft ist, muß das für dieselbe eintretende Institut so viel als möglich die Familienhaftigkeit festhalten, welche zur Bildung der Menschenpflanze nothwendig ist. Viele unserer Erziehungsanstalten sind mit Recht in Verruf gekommen, weil sie an die Stelle menschlicher Theilnahme und Geduld einen herzlosen Kaserndienst setzten, und alle kindliche Unbefangenheit im Rigorismus pedantischer Haarspalter zu Grunde gehen ließen. Die Gesetze der Mechanik sollten den ewigbeweglichen Menschengeist regeln in völliger Mißachtung der tausendgestaltigen Individualitäten, und die drathpuppenmäßige Bewegung allein hatte noch Werth in den Augen dieser Menschenpresser. Wo der Mutterathem fehlt, ist leider ein solcher

Fehlgriff nur allzu leicht gemacht, aber stets das Verderben jeder naturgemäßen Erziehung. Wunderlicherweise geht diesem steifen Zopfwesen eine oft lächerliche Sentimentalität zur Seite, die jede freie Kraftäußerung mit Angst verhindert, aus Furcht, das junge Wesen möchte sich an einem Strohhalm zu todt fallen. Meine Ansicht stimmt zur Weisheit der alten Griechen, nach denen der junge Mensch nur zur Ausbildung gelangt, wenn er geschunden wird. Es braucht dazu keinen Marsyas mit Bocksfüßen und Ziegenbart, unser eigenes Herz im Conflict mit Zeit und Welt leistet uns diesen Dienst weit besser. Daher sollen meine Buben (putti) die Polenta selbst abrühren, und wenn sie sich dabei ihre Nase verbrennen, so schicke ich um keinen Wundarzt, sie muß von selbst heilen. Weihnachtkindlein kann man machen mit gefärbten Wangen aus Wachs, mit krausen Baumwollhaaren und schwarzen Pechkoralläugen; mit Menschen geht dieß Verfahren nicht an. Ich bedaure jedes Institut, jeden Orden, jedes Haus, worin man bei der Menschenerziehung diese Selbstentwickelung zur Weltbürgerlichkeit überflüssig findet. Man traut der Ascese zu viel zu, wenn sie alles thun soll. Bilden kann und muß sie, aber machen müssen sich die Menschen selbst. Dazu ist eine vernünftige Freiheit der Bewegung durchaus nothwendig, und kann mit der pünktlichsten Ordnung sehr gut bestehen. Nur diejenige Menschenkraft verdient Vertrauen und weiß es am besten zu rechtfertigen, welche die Feuerprobe in freier Aeußerung bestanden hat, und durch Erfahrung an sich selbst geläutert worden ist. Ein anderer und leider sehr häufiger Mißgriff der Erziehung ist von gleich verderblichen Folgen begleitet. Der Mensch tritt in's Leben unter Bedingungen, die erfüllt seyn wollen, wenn er gedeihen soll. Nur für ein bestimmtes Fach kann er mit ganzer Seele wirken, und für die Wahl desselben eifert eine unfehlbare angeborne Stimme mit unverkennbarer Vorliebe in seinem Innern. Es gibt keine größere Unbild, als gegen dieselbe anzukämpfen, keine folgenreichere Wohlthat, als dieses Zusammenklingen der Kräfte und Neigung im Kinde

anzuerkennen und dem Leben ersprießlich zu machen. Wo dieser natürliche Stempel des Individuums keine Anerkennung findet, wo unangemessene Thätigkeit den Geist in fremdartige Formen zwingt, steht der Mensch in aufgenöthigtem Berufe, ohne naturgemäße Basis, und mit ihm spielen Wolken und Wind. Selbst der tiefverborgene sittliche Nerv verliert seine Spannkraft, und die gräßlichsten Verbrechen entspringen größtentheils aus diesem Mißhaushalt mit den menschlichen Kräften und Neigungen. Deßhalb stelle ich überall den Grundsatz freiester Standeswahl in der Erziehung meiner Kinder voraus, und sorge mit rastloser Umsicht für alle jene Gelegenheiten, an denen sich die jungen Geister erproben, und ihrer eigenen oft schlummernden Vermögen bewußt werden können. Die seltsame Lehre von der sittlichen Vortrefflichkeit des einen Standes vor dem andern hat mir überhaupt nie eingeleuchtet, vielmehr muß ich sie als Ursache betrachten, daß so viel Halbheit, Stümperhaftigkeit und Lebensüberdruß das feinste Geäder der Gesellschaft vergiftet. Wer nicht con amore arbeitet, thut es in der Regel schlecht oder mißgestimmt, und der Früchte solchen Thuns werden nach einem griechischen Dichterausspruche weder die Götter noch Menschen froh. Derjenige Stand ist für jeden Menschen der beste, wozu er am meisten Anlage, Geschick und Willen hat. Nur in einem solchen erfüllt er seine Pflicht am besten und wird am leichtesten selig. Ich habe alle Achtung vor dem berühmten Spruch: Si non es vocatus, fac te vocatum, aber er beweist nur, wie viel Ungeräthe die Ascese hier gut zu machen hat, und wir wissen, daß selbst dadurch nicht allen Blutzeugen verfehlter Lebenszwecke zu helfen ist. Ein weiterer Grundsatz meiner Erziehungsweise ist das Heranziehen aller erlaubten Mittel, den Geist anzuregen, um den Funken verborgener Fähigkeit hervorzulocken, besonders der Kunst und Poesie, die man nicht selten mit schelen Augen anzusehen gewohnt ist, mehr im Gefühl des Mißbrauches dieser Bildungsmittel, als aus bewußter Unzweckmäßigkeit derselben. Die Kunst und Poesie wurzelt in den ersten Bildungs-

anfängen aller Völker, und selbst die heilige Geschichte zog großentheils auf diesem Wege in's Bewußtseyn der rohen vorweltlichen Bewohner ein. Lied, Musik und Bildlichkeit ragen als wirksamste Grundlagen ältester Bildung aus dem Urwalde des Menschengeschlechtes auf, und sich davon lossagen wollen, ist ein nie genug zu beklagender Rückschritt, schon deßhalb, weil diese mächtigen Erziehungsmomente dadurch ganz dem bösen Principe anheimfallen, und gewöhnlich leicht über die Trockenheit der gegnerischen Erziehungsweise siegen. Die entschiedene Richtung nach dieser Seite würde jedoch stets einseitig bleiben, verstände das Institut nicht die ideale Gemüthsanregung unmittelbar an die Natur und Thatsächlichkeit des Lebens anzuschließen. Wo das vergessen wird, stehen die Zöglinge nach ihrer Rückkehr in's Weltgewühl thatsächlich in der Luft, und die wirklichen Zustände schlagen mit ihren Wogen so ungestüm an ihre Unweltläufigkeit, daß die meisten in der Brandung zu Grunde gehen."

Mazza gab uns hierauf im Verlaufe des Nachmittages genaue Aufklärungen über seine bisherigen Leistungen, die ich hier zum Frommen Ihrer verehrten Leser kurz zusammenstellen will. Er begann im Jahre 1828 mit der Gründung eines Institutes für arme und von Haus aus verwahrloste Mädchen von Stadt und Land, im Vertrauen auf die Vorsehung, die nach ihm eine „Bank ist, die nie fallirt." Um die Familienhaftigkeit so viel als möglich festzuhalten, trennte er seine Mädchen in verschiedenen Familien, ja selbst in verschiedenen Häusern und Stockwerken zu abgesonderten, von einander ganz unabhängigen Genossenschaften, die, auf eine übersehbare Anzahl beschränkt, dem Familiengeiste täuschend angenähert sind. An der Spitze einer jeden Genossenschaft steht eine Mutter, am liebsten eine Wittwe, von gewissenhaftester Auswahl, welche von einer Erziehungsgehülfin und einer Wirthschafterin unterstützt wird. Mutterhafte Liebe und Nachsicht in regelmäßiger Hausordnung sind die Triebfedern, welche die Anstalt in Bewegung setzen und erhalten. Zwei edle Frauen führen durch

fleißiges Zugehen und verständige Theilnahme an den Fortschritten der Mädchen die mittelbare Aufsicht, und Mazza selbst hält den Faden der Oberleitung rastlos in seiner Hand, ungeachtet sein Einfluß kaum beobachtet wird. Nach seiner bescheidenen Meinung muß man die Thür nie mit den Füßen eintreten, wenn eine Möglichkeit vorhanden ist, sie mit der Hand leise aufzumachen, und unscheinbarer Maienregen wirkt weit heilsamer, als das Geprassel des Gewitters mit lautem Sturm. Die innere Einrichtung gleicht ganz einer verständig regsamen Familie mit allen möglichen Gelegenheiten zu Arbeiten in Stube und Küche, Hof und Garten. Thätigkeit wird als erstes Erforderniß von allen Mädchen verlangt, aber die Art derselben nach Anlage und Fähigkeit in möglichst freier Wahl bestimmt. Es ist ein erquicklicher Genuß, die Reinlichkeit, Zweckmäßigkeit und Umsicht in allen Räumen der Familie wahrzunehmen, und das Vergnügen leuchtet den Kindern aus den Augen im Gefühle, daß ihre Geschicklichkeit dazu mitgewirkt hat. Sie hangen mit der kindlichsten Liebe an ihrer Mutter, und thun ihr nicht bloß Alles, was sie ihr an den Augen ansehen, sondern kommen den meisten ihrer Wünsche mit edlem Wetteifer zuvor. Alle lernen lesen, schreiben, rechnen und weibliche Handarbeiten in möglichster Geläufigkeit verfertigen. Die alltäglichen Hausgeschäfte, Küchendienste, Gartenpflege und dergleichen müssen ebenfalls von allen bis zur Fertigkeit durchgemacht werden, ja manche, deren Neigung und Geschick entscheidend, bleiben für immer auf der untersten Stufe ihrer Thätigkeit sitzen. Die andern Mädchen steigen zu den verschiedensten Arbeitszweigen höherer Art auf. Einige widmen sich künstlichen Stickereien, welche nicht bloß Laub, Blumen und Kränze in mannigfaltigster Anwendung, sondern sogar Gemälde der berühmtesten Meister wiedergeben, besonders mit patriotischer Vorliebe aus der veronesischen Schule, die sich durch Naturwahrheit und Reichthum schöner Formen dazu vorzüglich eignet. Meßgewande, Tapeten, Teppiche und andere Zimmer[illegible]richtungsstücke der prachtvollsten Art treten hiedurch [illegible] Tage.

Andere bilden Blumen mit so überraschender Meisterschaft, daß die Frische, Wahrheit und Weichheit des künstlichen Blüthenflors jedes Auge entzücken, in geistvoller Steigerung von der dunkelglühenden Rose bis zum Blau der Waldviole, zu Kränzen geflochten in schwellendem Grün von Laubwerk und zartem Moos. Wieder andere ziehen Seide an Maschinen, die Mazza selbst erfunden hat, und liefern die glänzendste Waare, welche in der Lombardie gefunden wird. Die Mädchen sehen so gesund und blühend aus, als ständen sie noch als Hirtinnen auf der heimathlichen Flur, in frischem Lufthauche der benachbarten Berge. Die Seele blickt so arglos aus den vollen Gesichtern, daß man sich unwillkürlich zur Mitfreude mit den fröhlichen Geschöpfen bewogen fühlt. Gegenwärtig leben zweihundert und achtundneunzig Mädchen im Institute. Nach erhaltener Ausbildung treten sie in angemessene Kreise des Lebens zurück, je nach ihrer Neigung und den Gelegenheiten, die sich darbieten, als Dienstmädchen, Kammerfrauen, Gattinnen, Nonnen, Lehrerinnen, und erhalten zu dieser Aenderung ihres Looses noch eine beträchtliche Ausstattung, die ihnen ihren Rücktritt in die Welt wesentlich erleichtert. Sie werden mit Vorliebe gesucht, und man hat kein Beispiel, das eines derselben den gehegten Erwartungen nicht entsprochen hätte.

Dieses Mädcheninstitut hatte bereits durch vier Jahre feste Wurzeln in's Leben von Verona geschlagen, als Mazza sich bewogen fühlte, auf dem betretenen Wege weiter zu schreiten. Er gründete im Jahre 1832 ein Institut für arme Knaben von vorzüglichen Fähigkeiten, um aus ihnen würdige Priester, Beamte, Aerzte und Künstler zu bilden bei völlig freier Standeswahl für die Zöglinge. Dabei ist festgestellt, daß jeder Knabe des Institutes sich in allen Lehrgegenständen auszeichnen muß; sonst wird er auf der Stelle entlassen. Mazza spricht mit einer Art von Zorn gegen die Thorheit, Mittelmäßigkeiten in's höhere Leben emporzuschieben zum Nachtheile der gemeinen Handarbeit, und leitet daraus das Unglück ab, daß so viel Schlendrian, Faulheit und Ungeschick die Gesellschaft überschwemmt. So war

der ursprüngliche Plan ausgeschlüpft, und Mazza stand mittellos bei seinem schönen Traume für's Wohl der Welt. Aber sogleich wies ihm eine hochstehende Frau zu diesem Zwecke ein Haus an, freilich wüst und öde. Ansehnliche Beiträge ließen nicht lange auf sich warten von bekannten und unbekannten Menschenfreunden, so daß das Haus auf's beste eingerichtet werden konnte. Die Blüthe des Talentes aus verwahrlosten Ständen und Verhältnissen sammelte sich in demselben unter der lebendigen Theilnahme des deutschen Bischofs Grasser, welcher mit nie leeren Händen dem herrlichen Gedanken des geistreichen Menschenbildners nachging. Der Priester Pietro Albertini trat an Mazza noch andere Häuser und eine Kirche ab, woraus das Institut großartigen Fortgang gewann. Die darin aufgenommenen Jünglinge besuchen die öffentlichen Schulen, deren Bildungsmomente nach Mazza für's Leben unerläßlich sind. „Ein Talent", meint er, „das sich nicht im Ringkampfe mit andern versucht und erprobt hat, ist entweder nicht vorhanden, oder ein Buch mit sieben Siegeln, die Niemand lösen kann." Armuth des Knaben ist eine nothwendige Bedingung zu seiner Aufnahme, und die Zucht des Hauses unter einem Rector und gleichgesinnten Gehülfen ist zwar geregelt, aber nicht strenge, um hinlänglichen Raum für freie Thätigkeit zu lassen. Mit Sorgfalt und rührender Liebe schleicht Mazza jedem einzelnen Zöglinge nach, horcht ihm das Geheimniß seines Wesens, Tiefe und Umfang des Talentes, Neigung und moralische Bedenken ab, und sucht mit väterlicher Zärtlichkeit das Gesammtergebniß dem Knaben bewußt zu machen, damit er ja nur nach bestem Willen und redlicher Zuneigung den Stand ergreife, der ihm zusagt. Gegenwärtig leben über hundert Jünglinge in diesem Institut, und zeigen einen Flor ausgezeichneter Talente, die man selbst im berühmtesten Institute nicht so vereint finden dürfte. Wer nach Vollendung der Gymnasial- und philosophischen Studien sich zur Theologie wendet, kann unentgeltlich im Institute bleiben, aber ohne ferner besonderer Aufsicht unterworfen zu seyn, da anzu-

nehmen ist, daß die Erziehung ihn tauglich gemacht habe zur Selbstbeherrschung seiner Person und anderweitiger Lebensverhältnisse. Die meisten Mißstände im Leben junger Geistlichen entstehen nach Mazza aus der Unweltläufigkeit, die in abgeschlossenen Seminarien wuchert, und den unschuldigsten Kontakt mit Welt und Leben an sich zu erfahren verhindert war. Man findet gegenwärtig dreizehn Studenten der Theologie in diesem Institute, im Ganzen bereits achtundzwanzig, denen der Stifter Vater, Freund und innigster Vertrauter ist. Nach dem Empfange der Priesterweihe, die erst nach Vollendung der theologischen Studien ertheilt wird, müssen die jungen Priester noch vier Jahre in der Anstalt bleiben, und sich angestrengt auf irgend einen Zweig des theologischen oder profanen Wissens verlegen ganz nach ihrer Fähigkeit und Neigung. „Ich habe die Erfahrung gemacht", erklärte uns Mazza, „daß der allzu hastige Eintritt der jungen Priester in's Geschäftsleben den Studiengeist tödtet, und das übereifrige Jugendgemüth in tausend Kleinigkeiten zersplittert. Wenige Jahre dieser Umfahrt im Alltäglichen genügen, das schönste Talent verbauern zu lassen, und die Rinde so hart über alle Menschenkeime zu ziehen, daß selbst die sittliche Zartfühligkeit allmählig verloren geht. Dagegen ist irgend eine wissenschaftliche Vorliebe nicht bloß mit der gewissenhaftesten Berufstreue möglich, sondern ein immerwährender Antrieb des Fortschrittes selbst im Priesterleben. Aber sie muß bereits festgegründet seyn, erwerben läßt sie sich nicht so leicht." In den Gesprächen über diesen Gegenstand fiel mir besonders auf, daß Mazza für die Wissenschaft als solche im allgemeinsten Sinne des Wortes eine unbegränzte Verehrung hat, und den profanen Zweigen derselben weit mehr einräumt, als es sonst bei manchem seines Standes zu geschehen pflegt. Der Meister in was immer für einem Fache ist ihm der vortreffliche und allzeit willkommene Arbeiter im Reiche Gottes. Alle Wissenszweige sollen verchristlicht werden durch Gott wohlgefällige Verwendung im Leben mit Ausschluß aller Einseitigkeit, die einer tausendgestaltigen Welt gegenüber keines-

wegs mächtig genug ist, den Strom der Menschenbildung zu zügeln. Bereits sind mehrere dieser Priesterzöglinge heilsam und mit unzweideutiger Freude der Betheiligten in's Geschäftsleben eingetreten. Einer derselben lehrt in Rovigo die Philosophie, ein anderer zog als Missionär aus der Propaganda zu Rom mit den vielseitigsten Kenntnissen in's Weite. Ein Dritter, der tiefgelehrte edle Dust, ist leider unlängst, zum Schmerz aller Guten, gestorben.

Von dieser Sorge für den ersten aller Weltstände ging Mazza weiter zu den Juristen, Aerzten, Künstlern. Er ist der Meinung, daß nichts mehr zur Verwilderung der Gesellschaft beiträgt, als die Religionslosigkeit der Männer dieser Fächer, leider eine nur zu deutlich in die Augen fallende Erscheinung, wofür die bisher angewendeten Mittel wenig oder nichts gefruchtet haben. In manchen Staaten haftet gerade in der unteren und mittleren Beamtenwelt, im Arzneiwesen und Soldatenstande die Eiterbeule, deren wiederholtes Bersten die Gesellschaft vergiftet und Katastrophen vorbereitet, wofür unsere conservativen Volkslenker noch keinen Anschein von Vorgefühl haben. Ja die verkehrte Erziehungsweise auf dieser Seite tritt nur allzu gern in scharfen Gegenstreit mit der priesterlichen Thätigkeit, die dort am meisten Feinde und Mißdeuter findet, wo sie ihre vorzüglichsten Mithelfer erwartet hatte. Mazza hat daher vollkommen recht, wenn er sagt: „Der gründliche Jurist, der tüchtige Arzt, der geniale Künstler, in christlicher Gesittung festbegründet, sind mir auf ihrer Seite so werth, für die Welt so wichtig, als der fromme und gebildete Priester auf der andern Seite. Zwischen beiden sollte keine Kluft des Denkens und Glaubens sich aufthun, sondern inniger wechselseitiger Verkehr, der alle Weltkräfte zum Guten wendet.“ Diesem Grundsatze zufolge hing er sich mit der ganzen Liebeskraft seiner schönen Seele an jene Institutszöglinge, welche nach Vollendung der philosophischen Studien an die Hochschule nach Padua wandern mußten. Mit Geldern, die nur diesem uneigennützigen Geiste zur Verfügung stehen, miethete er im Jahre 1840

ein Haus zu Padua, in welchem er jetzt vierzig ausgezeichnete Jünglinge unterhält, welche Arzneikunde, Rechtswissenschaft und andere Fächer des weltlichen Wissens studiren, zwar unter heilsamer Oberaufsicht, aber in völliger Freiheit der Bewegung, wie es für alle Leute von Weltläufigkeit nothwendig ist. Pedanterie haßt Mazza auf den Tod, wie alle ausgezeichneten Geister; darum bildet auch die Regel: „Der Geist belebt, aber der Buchstabe tödtet", die oberste Devise des Lebens seiner Studenten in Padua. Nichts rührender als die Anhänglichkeit dieser jungen Männer an ihren Meister, der sie oft besucht, dem sie ihre Herzensangelegenheiten ohne alle Verlegenheit offenbaren, und sich selbst da weise leiten lassen, wo die Sophisterei der Leidenschaft über alle Dämme hinauszuschäumen pflegt. Einer seiner geliebtesten Zöglinge, Antonio Marini, bewies ein vorzügliches Talent für Malerei, und Mazza sandte ihn auf eigene Kosten zur Fortbildung nach Venedig, wo er die größten Hoffnungen erweckte, und bald die Reise nach Rom antreten sollte. Aber eine heillose Krankheit knickte diese schöne Blume, und wer die Thränen Mazza's über diesen frühzeitigen Tod des Jünglings gesehen hat, weiß auch, daß die Liebe des edlen Mannes das Beste an seinen Arbeiten thut. In diesem Augenblicke (1847) geht er mit dem Gedanken um, seine Thätigkeit zum ersten Ausgange seiner Bestrebungen zurückzuführen, nämlich zum Landvolke, und eine Musterwirthschaft zu gründen, welche nirgends nöthiger ist, als in Italien, damit auf die wirksamste Weise alle jene Verbesserungen eingeführt werden, welche hier einen unberechenbaren Erfolg im fruchtbarsten Lande von Europa haben können. Er betrachtet diese Arbeitfertigkeit und die dadurch bewirkte größere Einträglichkeit derselben als erste Bedingung zur Hebung des Bauernstandes, welcher nach seiner Berechnung dadurch wohlhabender, und allmählig durch Fleiß wenigstens theilweise Besitzer werden könnte, bis zur Zeit, wo die Gesellschaft in besserer Einsicht des Nothwendigen die Bauern massenhaft auf

eigene Scholle zu stellen für zeitgemäß finden würde. Mazza steht zwar vor der Hand mit seinem Plane allein, ohne Geld und Gut, aber nach den bisherigen Erfahrungen dürfte es ihm kaum an Menschenfreunden fehlen, welche die Ausführung desselben möglich machen.

Der treuherzige Feldhauptmann, welcher allen Erläuterungen über die Verbesserungen der Volkszustände mit größter Aufmerksamkeit und Theilnahme gefolgt, wurde bei der Entwickelung des Planes einer Musterwirthschaft für's arme Landvolk unruhig auf seinem Stuhle und ein ganz eigenes Funkeln seiner Augen bewies, daß die rechte Saite berührt worden. Er rückte mit seinem Sitze hin und her, bis der Vortrag zu Ende gebracht war. Dann erhob er sich rasch, umarmte seinen Freund mit größter Zärtlichkeit, und versprach nach Kräften zu diesem schönen Plane mitzuwirken. „Aber bleiben Sie dabei nicht stehen“, fuhr er feurig fort, „die Zeit der Reform ist für Italien gekommen, man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Die Städte werden uns zu diesem Zwecke im Großen schwerlich so geschwind zu Hülfe kommen, sie haben den Kopf zu warm von ihren Municipalfreiheiten, und der Sturm der Evviva's, welcher durch ganz Italien geht, betäubt die Ohren für unsere ländlichen Volkszustände. Machen Sie den Vorschlag zu einem Vereine reicher Besitzer, welche aus freiem Willen allmählig feste Pachtverhältnisse und Aneignung der liegenden Gründe für unsere Bauern in Aussicht stellen. Die italienischen Herzen sind weich, es braucht in der Gährung, in welcher wir nun einmal leben, vielleicht nur den Muth, diesen Gedanken mit Kraft und Beredsamkeit in's Leben zu schleudern. Tausend Broschüren kreisen durch's Land, von Freiheit und Unabhängigkeit überschäumend, noch hat keine unseres Landvolkes gedacht, dessen erbarmungswürdigen Zuständen im allgemeinen Reformjubel Rechnung getragen werden soll. Zu einem solchen Vereine sind die Umstände besonders in Italien günstig, wo die Gebildeten von jeher zu Innungen, Bru-

derschaften und Klubs geneigt gewesen, und gegenwärtig bei der in Fluß gerathenen Gesellschaft es mit jedem Tage mehr zu werden anfangen. Gewiß Pius der Neunte, vor dem ich mein greises Haupt beuge und täglich den Schmerz meiner Wunden aufopfere als rechtem Statthalter Christi, wird die Idee einer solchen Association mit Freuden unterstützen. Das ist eben sein größter Ruhm, daß er die Völker mitreden läßt zur Reform und ihren Bedürfnissen nach der Einsicht der Edelsten und Besten zu Hülfe eilt. Evviva Pius der Neunte und das Landvolk von Italien! Laßt auch diesen Jubelruf mitklingen an beiden Seiten des Mittelmeeres unter den Tausenden, deren mancher weit weniger vernünftigen Sinn hat. Unsere Städtebevölkerungen sind allzu beweglich nach unzweideutigem Zeugnisse der Geschichte, und laufen Gefahr, aus lauter Freiheitsluft die Freiheit selbst zu gefährden. Sie sollen anfangen, sich auf einen tüchtigen Kern zu stützen, welcher kein anderer seyn kann, als ein besitzender Bauernstand, durch welchen erst Kraft, Haltung und Mark in die italienische Nationalität fahren soll. Schön lauten die Phrasen vom hellenischen und pelasgischen Blut der Italiener, von der eisernen Kraft des Fabius Cunctator in den Gliedern der klassischen Leiber auf unserer schönen Halbinsel, aber nicht vergessen werden soll, daß dieses herrliche Alterthum auf freiem Landbesitze der Bauern ruhte, deren jeder für sein Eigen Blut und Leben preisgab. Selbst der Schrei gegen die Barbaren hat für uns eine höchst praktische Bedeutung, wenn er eine Protestation ist gegen den Feudalismus, der uns einst rohe Volksschaaren gebracht, um auf unserem kräftigen Bauernthum die Volksbelastung zu gründen zu Gunsten glücklichen Faustrechts, woraus die Ungleichheit zwischen Besitzern und Arbeitern größten Theils bis auf den heutigen Tage geflossen ist. Das ist der heimliche Wunsch jedes Menschenfreundes. Evviva Pius der Neunte und das Landvolk von Italien!" Mazza, der bei theoretischen Entwickelungen leicht erregt und feurig wird, entfaltete bei diesem

Aufrufe des alten Freundes die ganze Milde und Lieblichkeit eines seiner Kraft und seines guten Willens bewußten Mannes, wie ein schöner Frühlingstag ohne Wolken und Winde voll inniger Heiterkeit, Wärme und Anmuth, um die kleinsten Samen zu befruchten und die verborgensten Keime in feurige Blüthenpracht emporzutreiben. Je mehr Herzen in solcher Lenzesmilde, in so glühender Hoffnung einer großen Zukunft und mit so uneigennütziger Menschenliebe über Italien aufgehen, und thatenfroh aus dem Gesichte entschlossener Männer leuchten (und wir wissen, daß daran kein Mangel ist), um so eher wird die Reform in's Leben vergessener Landleute und Proletarier herabsteigen, und sie zum Glücke eigenen Selbstbewußtseyns auf angehöriger Scholle heranbilden. Und wenn wir den historisch-politischen Blättern anmuthen, zu Gunsten dieser rein menschlichen Angelegenheit ihre Spalten zu öffnen, so geschieht es im Vertrauen auf die Würde und Unabhängigkeit ihrer Stellung und der warmen Theilnahme, welche sie stets für die ärmsten Schichten des Volkes an den Tag gelegt haben. Wir referiren über Erlebtes und Wirkliches, und halten unser Referat nicht für überflüssig zur richtigen Auffassung italienischer Zustände, welche jetzt die Welt mit ihrem oft verwickelten Gange beschäftigen.

XLII.

Der celto-gallische Druidencultus und seine Priester.

Arbores fuere templa. Plinius, L. II.

Frankreichs südlichste Bezirke des Languedoc und der Provence waren bereits fünfzehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung durch Ligurier bevölkert, die einen Zweig der großen Celtenfamilie bildeten, und alle Nordküsten des mittelländischen Meeres bewohnten, von Gibraltar beginnend bis zu den Arnomündungen hin.

Nordwestlich von dem heutigen Marseille, unfern Tarascon, d. h. zwischen der Alpinen-Bergkette, die Strabo irrthümlich als Alpen bezeichnet, und den Rhonemündungen, hatten sich celto-ligurische Salier angesiedelt, deren Name unstreitig von den seit undenklicher Zeit, und noch gegenwärtig hier ausgebeuteten Meersalinen abzuleiten ist. Bis auf unsere Tage heißt jene alte Straße le chemin Salier, die von dem Etang oder Meersalzteich von Berre bis nach Pertuis führt, einem der frühesten Orte am Ufer der Durançe, wohin diese Salier ihr Salz zu Markte führten, um Getreide und sonstige Feldprodukte dafür einzutauschen. Die ihnen benachbarte Stadt Salo, späterhin als Geburtsort des Astrologen Nostrodamus bekannt, war, wie schon ihre Benennung lehrt, eine ähnliche Hauptniederlage für das Salz. Ligurischen Ursprunges ist nicht minder das provencalische Hafenstädtchen Bouc, an der Rhonemündung (Bouche) gelegen;

und hier, bei dem Einströmen eines ausgedehnten Sumpfwassers in das Mittelmeer, findet man einen zweiten celto-gallischen Volks-Stamm angesiedelt, die Cänomanen, oder Cänobrigier, weßhalb noch gegenwärtig jenes Gewässer, d. h. der östliche Rhone-Arm le vieux Caenus heißt. Späterhin geben die unfern von ihm gelandeten phocäischen Griechen der Insel Bouc den Namen *Metapine*, nach *μετα* zwischen und *πινος* Schmutz, weil sie von Sümpfen durchschnitten war.

Oft sahen sich die Salier den Anfällen der Römer ausgesetzt, und wurden insbesondere durch Julius Cäsar an den Ufern des Salzsees von Thau bekämpft, dessen Bezeichnung man, seiner Felsbegränzung wegen, von demselben celtischen Worte *Taur* (Berg) ableiten will, nach welchem süddeutsche Alpenvölker Taurisker, und steiermärkische wie kärnthnische Bergpässe Tauern heißen. Um den Nachstellungen des römischen Feldherrn zu entgehen, flohen die Bewohner bei jedem Angriff in die dichten Wälder ihrer Berge, so daß es, nach Florus Bemerkung (II, 3.), schwieriger war, sie aufzufinden als zu besiegen, und des Dichters Wort auch von ihnen galt:

„Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land;
Weh' dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand."

Als dem Weidwerk leidenschaftlich ergeben, kommen diese Nomaden in der That bei Cäsar vor. „Sehr viel beschäftigen sie sich", sagt er, „mit der Jagd (multumque sunt in venationibus); eine Lebensweise, die, von ungezügelter Freiheit begünstigt, den Körper stärkt und dauerhafte Gesundheit verleiht."

Jenseits von Marseille dagegen, d. h. nordöstlich in den kaum einige Stunden entfernten Berggruppen, lebte der mit dieser Stadt befreundete Volksstamm der ligurischen Albicier, denen sie rüstigen Beistand verdankte, als Cäsar den Massiliotensitz belagerte. Obwohl Roms Feldherr die Albicier barbarische Leute nennt, so spricht er dennoch von ihrer uralten Treue für Marseille: qui in eorum fide antiquitus erant. Ihr Hauptort war das heutige Aubagne, wo in neueren Tagen Barthelemy, Verfasser der Reisen des jungen Anacharsis, geboren wurde. Ueber der kleinen Stadt ragte eine scharf ausgezackte Kalksteinfelskette empor, deren

kastenartiger Gipfel der weit in's Meer hinausblickende Garbelaban ist, auf welchem jene Albicier eine Hochwache unterhielten, um römische Einfälle zu überwachen. Das celtische laban entspricht unserm Weiß, und hat sowohl im Hebräischen als in den meisten andern Sprachen des Orients die gleiche Bedeutung: hier mithin „die Wacht auf dem weißen Berge."

Bis an den Fuß dieser Höhen erstreckte sich ein geheiligter Wald, wiewohl der berühmteste aller provencalischen Druidenhaine jenen Berg beschattete, der heute dicht über Marseille unter dem christlichen Namen von ***Notre-Dame dela Garde*** emporragt. Bevor wir seiner umständlicher gedenken, sei es gestattet, einige Andeutungen über den Cultus der Urbewohner Südfrankreichs voranzustellen.

Bekanntlich bildeten die Druiden eine, den indischen Brahminen ähnlich abgeschlossene Priesterkaste, deren erste und geraume Zeit hindurch einzige Pflanzschulen sich zu Chartres und Dreux befanden, wo auch Galliens Oberpriester residirten. Ein ähnliches Institut bestand während der Sommermonate in dem Gebiet von Autun auf einer Anhöhe, die noch heut als Druidenberg (mont des Druides) bekannt ist; zur Winterzeit jedoch stiegen sie in die Fläche der Bauce zwischen Chartres und Orleans hinab.

In dieser Art von Seminarien lehrten sie religiöse Dogmen, wie z. B. das Dogma von Unsterblichkeit der Seele, oder wie Lucan behauptet *), von der Seelenwanderung, und trugen nächstdem verschiedene Wissenschaften vor, worüber Julius Cäsar Ausführliches berichtet **). Sie waren in der Astronomie, Arznei, Poesie, Natur- und Rechtskunde erfahren; ihre Aussprüche galten als Gesetz ohne Apellation und Widerruf, und auch die Wahl der höchsten Obrigkeiten hing von ihrer Entscheidung ab. Uebrigens waren sie hinsichtlich ihres Glaubenssystems ungemein verschwiegen, und um in diese Geheimlehre nur wenig Auserlesene einzuweihen, befolgten sie das Gesetz sehr streng, durchaus nichts davon niederzuschreiben, wodurch der Nachwelt alle nähere Auskunft darüber entzogen wurde. Auch lehrten sie in ihren Schulen die Grund-

*) Pharsal. Lib. III, c. 2.

**) De bello Gallieo. Lib. VI.

säte der Moral, die, wie Diogenes Laertius versichert, sich jedoch auf folgende drei Hauptartikel beschränkten:

1) Deos colendos, σεβεῖν Θεούς, die Götter ehren.
2) Nihil agendum mali, μηδὲν κακον δρᾷν, nichts Böses thun, und
3) Fortitudinem exercendam, ἀνδρείαν ἀσκεῖν, Tapferkeit und Mannstugend ausübend.

Uebrigens feierten die Celten oder alten Gallier anfänglich, d. h. bevor griechischer und römischer Einfluß sich bei ihnen geltend machte, nur Einen Gott, den Gebieter des Weltalls, ohne ihn durch besondere Namen zu bezeichnen. Sie errichteten keine Altäre, und kannten weder förmliche Libationen noch sonstige Ceremonien, welche bei ägyptischen oder phönicischen Opferpriestern statt fanden. Ihre Versammlungen hielten sie auf offenem Felde oder im Walddunkel, und zwar bei einer stehenden Säule, wie bei zusammengetragenen Felsblöcken und Steinplatten, vorzüglich aber im Schatten der heiligen Eiche, deren Mistel in ihrem Cultus eine Hauptrolle spielte.

Diese Mistel (lat. viscum, franz. gui) ist eine kleine, sich von Baumsaft nährende Schmarotzerpflanze, deren gelbe Blüthenglöckchen sich bereits gegen Ende des Winters, d. h. im Februar und März öffnen, während die übrige Vegetation noch unentwickelt bleibt. Dieß Gewächs kommt auf den meisten Obst- und Waldbäumen fort, am seltensten jedoch auf Eichen, ihrer harten Rinde wegen. Solche Seltenheit und des Baumes Heiligkeit überhaupt waren Ursache, daß die Eichenmistel mehr geschätzt wurde, als jede andere. Die Druiden nennen sie Allesheilend (Omnia sanantem appellantes suo vocabulo), wie Plinius behauptet, Buch XVI, Kapit. 44, und bezeichneten sie als ein wahres Himmelsgeschenk (e coelo missum putant, Plinius a. a. O.). Unfruchtbare Weiber hielten einen Mistelabsud für ihr vorzüglichstes Heilmittel, wie ebenfalls aus Plinius erhellt, Buch XVI, Kap. 44. (Foecunditatem eo poto dari . . . contra venena omnia esse remedio.)

(Schluß folgt.)

XLIII.

Zeichen der Zeit.

Die Alternative der radikalen Hetzerei in der Schweiz. — Die radikale Civica in Bern. — Das radikale Polizeiregiment. — Die Indolenz der Wohlgesinnten und Gemäßigten. — Der Ruf: „Hetzer voraus!“ — Die Allgemeine Zeitung und das Hetzercorps ihrer Correspondenten.

Nach vieljährigem Wühlen und Hetzen hat es der Radikalism in der Schweiz endlich zu der verhängnißvollen Alternative gebracht, daß er, wenn er entwaffnet und die aufgebotenen Truppen nach den gemachten Drohungen heimkehren läßt, fürchtet, Ansehen und Macht einzubüßen, und sich in den Augen des Volkes lächerlich und verächtlich zu machen; entwaffnet er aber nicht, gibt er das von Tausenden und Tausenden aus seiner eigenen Mitte ängstlich erwartete Zeichen zum Aufbruch, so stürzt er das Vaterland in alle Schrecken und Gräuel eines politisch-religiösen Bruderkriegs, dessen Ende nicht abzusehen, und dessen vergossenes Blut die in Haß entflammten Gemüther gewiß nicht aussöhnen wird.

Sie hatten gehofft, die Urschweiz werde sich Angesichts der feindlichen Uebermacht durch den Terrorism ihrer Drohungen, wie sie sich schon so Vieles hat gefallen lassen, auch die jüngsten Forderungen gefallen lassen. Da die Gründer des Bundes nun aber, Gott und ihrem guten Rechte vertrauend, fast einstimmig, muthig und fest erklärt haben: lieber zu sterben,

als sich und ihre beschworne alte Freiheit der nimmersatten Willkür radikaler Zwingherren zu unterwerfen, und daß sie bereit seien, der Gewalt die Gewalt entgegenzusetzen: so stehen die Führer jetzt in dem letzten entscheidenden Augenblicke betroffen da.

Sie sollen den Haß und den Fluch der Geschichte auf sich laden, die Angreifer zu machen, um einen mühselig zusammengebrachten tyrannischen Majoritätsbeschluß gegen Eidesbrüder durchzusetzen, deren heiligste Rechte so oft und so schwer verletzt wurden, ohne daß sie dafür Genugthuung und beruhigende Garantien für die Zukunft erhalten hätten; sie tragen in ihrer Brust das lähmende und vernichtende Gefühl, daß sie im Begriff stehen, einen so ungeheuren Schritt zu thun, ohne sich wenigstens mit seiner Popularität trösten zu können. Denn sie, die im Namen der Volkssouverainetät regieren, haben nicht den Muth gehabt, da, wo es sich um das Schrecklichste, was einem Volk begegnen kann, um einen Bürgerkrieg, handelt, das Volk, das sie zur Schlachtbank führen wollen, um seine Zustimmung zu fragen; ja sie müssen umgekehrt die peinigende Ueberzeugung in ihrer Brust unterdrücken, daß dieß Volk statt Blut und Krieg, Friede und Versöhnung mit entschiedener Majorität verlangt hätte. So müssen sie denn nun auch vor ihren eigenen Augen sehen, wie der Unwille dieses mißachteten Volkes, in dessen Namen sie zu handeln vorgeben, sich überall Luft macht; wie Thränen, Murren und Flüche ihr Werk anklagen; wie in den Reihen ihrer eigenen Truppen, noch ehe einmal der Kampf begonnen, da und dort Meutereien ausbrechen; wie ganze Compagnien sich unter dem Rufe: es lebe der Sonderbund! auflösen, und wie Aufstände befürchtet werden, die sie nöthigen, die Truppen des einen Kantons zur Beruhigung und Unterdrückung der Volksstimmung des anderen anzurufen. So sehen sie sich gezwungen, das Werk, was sie mit Hinterlist und Gewalt gegen den gesunden Sinn und den Willen des Volkes begonnen, nun mit Gewalt weiter zu führen.

Ja, was am meisten dieses Regiment als eine Zwingherrschaft bezeichnet, die nicht im Willen des Volkes, sondern in der Gewalt und Unterdrückung ihre Stütze sucht und findet, beweist der Umstand, daß es selbst am Sitzungsorte der Tagsatzung, in der unmittelbaren Nähe seiner Zwölfermajorität, die Ruhe nur durch eine eigene Parteiwache nach Weise der Tyrannen des Alterthums aufrecht zu erhalten weiß. „Seit etwa zwei Wochen", so berichtete in dieser Beziehung jüngst die Süddeutsche politische Zeitung unter dem 18. October von Bern, „existirt hier eine sogenannte „„Bürgerwache"". Nach der bestehenden Verfassung sollte dieselbe „„aus allen ehrenfähigen Einwohnern"" gebildet werden können; die Verfassung wurde jedoch auch diesmal ignorirt, und eine ausschließlich aus „„entschieden freisinnigen"" Einwohnern, d. h. Radikalen, die überdies der Mehrzahl nach geringe Garantieen für die öffentliche Sicherheit geben, bestehende Kamarilla hat sich jetzt unter den Auspizien der Parteiregierung konstituirt. Die Konservativen unserer Stadt sind ausdrücklich davon ausgeschlossen, und es bleibt dieser, durchschnittlich aus der gebildeteren und wohlhabenderen Klasse bestehenden Partei Nichts mehr zur Vertheidigung ihres Gutes und Blutes übrig, als — ohne gemeinschaftliche Organisation — ein Jeder für sich zu sorgen und zu rüsten. Die Anfrage des Einwohner-Gemeinderathes um Errichtung einer eigentlichen Bürgerwache ist von der Regierung völlig abgewiesen worden." Wir müssen es sehr beklagen, daß auf diese Weise die sogenannten Wohlgesinnten sich beinahe überall durch ihre muthlose Indolenz um ihr gutes Recht bringen und auf „eine Privatorganisation" beschränken lassen. Der römische Adel und die höheren Bürgerclassen in Rom haben bei der Errichtung der Civica besser erkannt, was ihre Pflicht und ihre Selbsterhaltung gebieterisch fordert. Eben damit sie in keine solche bernerische Demagogenbande, in ein williges Werkzeug der Zwingherren und Escamoteurs der gesetzlichen Gewalt sich umwandele, haben römische Fürsten als Offiziere sich an

ihre Spitze gestellt und ihre Söhne als Gemeine einreihen lassen. Dadurch ist die Civica, statt eine Waffe der Demagogie und der Revolution, eine wirkliche Stütze der Gesetze und der Ordnung geworden, und wird es auch so lange bleiben, als ihre natürlichen Führer und Mitglieder, die höheren Klassen, ihre Pflicht erfüllen.

Leider aber, und dieß ist als das größte Unglück zu beklagen, entwickelt der Rührigkeit der Radicalen gegenüber die sie an Zahl so weit übertreffende Majorität der Gemäßigten und Friedlichgesinnten in den radicalen Kantonen der Schweiz keineswegs die Thätigkeit und Energie für Aufrechthaltung des Friedens und für Achtung der gesetzlichen Ordnung, wie die Hetzer und Wühler zum Besten des Krieges und des Umsturzes der bestehenden Ordnung. Nicht allein in Bern, auch anderwärts lassen sie sich in der Ausübung ihrer Rechte durch Polizeimaaßregeln beschränken, sich aus dem öffentlichen Leben verdrängen, um ihren gesetzlichen Einfluß bringen, ihre Stimme misachten und sich selbst mit Füßen treten. So schildert die Eidgenössische Zeitung den Zustand in Zürich unter ihrem Polizeiregiment ohngefähr in derselben Weise wie die Süddeutsche den von Bern. Sie berichtete jüngst: „Das Spionirsystem, als eine unvermeidliche, wenn auch ohne Zweifel von dem „„freisinnigen““ Polizeipräsidenten Bollier durchaus nicht beabsichtigte Folge der regierungsräthlichen Kundmachung, welche sogar die Züricher Zeitung nur „„mit blutendem Herzen““ ihren Lesern zur Kunde brachte, gewinnt immer weitere Ausdehnung. Wirthe werden ersucht, jedes mißbeliebige Wort sofort anzuzeigen, unter Versicherung strengster Verschwiegenheit solcher Denunziation. Verkleidete Landjäger schleichen um die Wirthshäuser herum, gehen in dieselben, mischen sich in politische Discussionen, und rapportiren wahrscheinlich dann allerhöchsten Ortes allfällige sogenannte „„staatsgefährliche““ Aeußerungen.“ Die Behörden des Kantons Aargau haben sich denn auch, wie nicht anders zu erwarten stand, wieder ihrem alten fanatischen

Geist brutaler Gewalt getreu gezeigt. Sie sind gegen ihre Unterthanen, gegen freie Bürger eines Freistaates, die von dem Petitionsrechte Gebrauch machten, um für den Frieden zu petitioniren, mit Verhaftung, als gegen Aufhetzer! eingeschritten. Wie Hohn klingt es, wenn sie das Verbrechen als einen Mißbrauch des Petitionsrechtes bezeichnen. Im Kanton St. Gallen, dessen Majorität katholisch ist, haben 16,000 Katholiken wirklich eine Petition um Friede eingereicht, allein der große Rath hielt sie keiner Berücksichtigung werth, und beging das Ungeheure, mit einer Mehrheit von nur drei Stimmen gegen dreiundsiebenzig und hunderttausend Katholiken im Rücken, seine Gutheißung zu einem der ungerechtesten, frevelhaftesten und muthwilligsten Kriege zu geben, den die Geschichte kennt.

Wir wiederholen es, die Indolenz der sogenannten Wohlgesinnten, vorzüglich in den protestantischen Kantonen der radikalen Majorität, trägt einen guten Theil der Schuld dieses unheilvollen Kampfes; denn an ihnen war es, so bald sie sahen, daß die Vertreter ihres souveränen Willens die Stimme des Volkes mißachteten, und einen Bürgerkrieg, ohne das Volk auch nur einmal zu befragen, gegen seine offenkundige Gesinnung wagen wollten, da war es an ihnen, die letzte Frist, wo die Gesandten die noch mangelnden Instructionen einholten, zu benutzen, und kraft des Petitionsrechtes einen solchen Sturm als letzte Nothwehr aufzubieten, daß den Zwingherren es unmöglich geworden wäre, gegen den so laut und einstimmig erklärten Willen des Volkes auf ihrer unheilvollen Bahn zum Verderben Aller voranzuschreiten.

Jetzt, wo es zu spät ist, fängt das Volk freilich an, es einzusehen, daß es dieß heillose Aeußerste, zu dem die Dinge gediehen sind, guten Theils den Wühlereien und Hetzereien seiner wüthigen Presse zu verdanken hat, die Jahr aus Jahr ein diesem Ziele entgegengearbeitet hat, indem sie, statt die Heilighaltung des Rechtes und die Achtung der Gesetze zu vertreten, nur die Leidenschaften durch Lug und Trug künstlich

aufstachelte, um Gegensätze hervorzurufen, die nun ihre Urheber selbst umwickeln, so daß sie keine andere Wahl mehr zu haben glauben, als den Entscheid durch die Waffen. Das mißbrauchte Volk, das nun für die Zügellosigkeit und die Eigensucht seiner Demagogen sein Blut in einem Kampf, den es verflucht, vergießen soll, ruft daher jetzt mit Recht: die Hetzer voraus! die Hetzer voraus! wie nach Schweizer Blättern die Allgemeine von Augsburg in diesen Tagen berichtete. Allein, wie uns scheint, so könnte die Allgemeine Zeitung aus ihren eigenen Correspondenten ein Freicorps von solchen Hetzern in das Vordertreffen stoßen lassen, und nicht nur die Katholiken, sondern alle Freunde des Rechtes und der wahren, d. h. gesetzlichen Freiheit würden ihr dafür den herzlichsten Dank wissen. Oder führt die Majorität dieser ihrer Correspondenten ein anderes Banner, als das der Hetzer und Freischaarenhäuptlinge? Reden sie etwa andere Worte, als solche, die nur brennendes Gift in die blutenden Wunden gießen? Sie selbst aber, die Redaction, wenn sie mit einer Bemerkung oder einer Andeutung vortritt, wohin zielt in der Regel die Spitze ihres Pfeiles? Da gibt es kein wahres oder erfundenes Histörchen, was nicht aufgetischt wird, um die Regierung von Luzern verhaßt zu machen. Wollte sie aber alle die Scheußlichkeiten des radikalen Regimentes aufzählen, wie würden ihre Spalten dazu ausreichen? Da gilt es ihr als eine ausgemachte Wahrheit, daß die Zeitung der katholischen Schweiz von den Jesuiten geleitet werde; den Eindruck, daß ein Protestant als Obergeneral an der Spitze des Sonderbundes stehe, dämpft sie sogleich durch die Bemerkung, daß er bald zur katholischen Kirche übertreten werde. Da schmäht der Eine ihrer Correspondenten (Allg. Zeit. Num. 294, Luzern 16. Oct. u. Num. 293), unter dem Zeichen ***, die Hälfte der katholischen Geistlichkeit von Luzern als wüthige Eiferer, die das Volk zum Krieg fanatisirten unter dem falschen Vorwande, als stehe seine Religion in Gefahr; während doch Jeder weiß, daß die Urkantone nicht die

Angreifer sind, und daß es keines Fanatisirens bedarf, weil sie nichts wollen als den Frieden und den ungestörten Genuß ihres guten Rechtes und ihrer alten Freiheit im Innern, wie sie dieselbe seit Jahrhunderten besaßen, und wie sie ihnen von allen Kantonen alljährlich beschworen wird, und wie das Ausland sie gewährleistet hat. Da wird uns dann hinwiederum aus einer andern ihrer Correspondenzen mitgetheilt, wie sich laut Privatbriefen aus Zürich eine frostige Gesinnung und der größte Widerwille gegen den Krieg zeigen. „Dieselbe frostige Stimmung", heißt es wörtlich, „soll sich an vielen Orten zeigen, wo man sie nicht erwartet hätte. An diesem Widerwillen gegen das Ausrücken" (in dem sich doch gewiß nichts anderes als das Gefühl des Unrechts und die Stimme des Gewissens ausspricht) „mag theils das Phlegma der protestantischen Schweizer, die von Natur dem Krieg und Feldleben abhold, und für eine politische Idee ungemein schwer zu begeistern sind, theils der Einfluß der protestantischen Geistlichkeit schuld seyn, die in vielen Gegenden den Krieg gegen den Sonderbund für eine Sünde erklärt, und zur Widersetzlichkeit gegen die militärischen Befehle der Kantonalregierungen geradezu aufgefordert haben soll." Schade daß keine Landjäger diesen Gestrengen zur Verfügung stehen! Wiederum droht der *** Correspondent (Allg. Z. Num. 292) der österreichischen Monarchie im Falle einer Intervention mit einem Einfall der Tessiner in die Lombardei, und auf daß seine Landsleute sich ja nicht in ihrem wahnsinnvollen Beginnen durch den Gedanken eines solchen Einschreitens Seitens des Auslandes (gegen welches sie sich doch zur Aufrechthaltung des Bundes und der 22 Cantone verpflichtet haben) zurückschrecken lassen, so ruft dieser Advocat des Bürgerkrieges ihnen den beruhigenden Gedanken in's Gedächtniß: „Oesterreich werde sich zweimal besinnen, bevor es sich in einen Krieg einlasse, der zu gleicher Zeit in Italien ein Feuer entzünden könnte, welches nicht

so leicht zu löschen, während Frankreich durch die öffentliche Meinung abgehalten werde. In dieser Weise suchen die Correspondenten fort und fort die Idee einer den Frieden gebietenden Intervention durch versteckte Drohungen fern zu halten, während das Ausland es denn doch endlich einmal müde werden könnte, die Schweiz zu einem gefahrvollen Herde für die Propaganda der Revolution und des Communismus fortdauernd gemacht zu sehen. Nun bringt sie endlich, um allen diesen Bemühungen die Krone aufzusetzen, in ihrem jüngsten Blatte (Allg. Außerordentl. Beilage Num. 302) unter der Ueberschrift „Die Lage der Schweiz und ihre Aussichten" eine rabulistische Beschönigung des Bürgerkrieges, den einer ihrer radicalen Freunde von St. Gallen mit eisiger herzloser Kälte als eine unausweichliche Nothwendigkeit darstellt, die die Gemüther zur Aussöhnung führen werde. Nehmen wir einmal den umgekehrten Fall an. Setzen wir: die sieben Kantone wären protestantisch; sie hätten den Bund gegründet, ein katholischer Kanton aber hätte ihnen im Wege der Gewalt eidlich gewährleistete, uralte, ihnen theuere Stiftungen vernichtet; für diesen Friedensbruch hätten sie bei der katholischen Majorität keine Genugthuung erhalten; zweimal aber hätten katholische Freischaaren mitten im Frieden sie mit Feuer und Schwert wie Räuber überfallen; statt ihnen aber Sicherheit vor der Wiederholung solchen Frevels zu gewähren, wolle die katholische Majorität ihnen nicht einmal die Freiheit vergönnen, ihre Kinder durch solche erziehen zu lassen, die ihr Vertrauen besitzen; diese katholische Majorität verlange nicht, daß diese protestantischen Erzieher wegen Uebertretung weltlicher Gesetze vor Gericht gestellt werden oder daß ihre geistliche Lehre von ihrer rechtmäßigen Obrigkeit untersucht werde, ob sie mit der Lehre ihrer anerkannten Kirche übereinstimme; nein, sie verlange von ihnen mit gebieterischer Drohung deren Austreibung, als stünden sie außer dem Gesetze. Mit welchem Unwillen würde in diesem Falle die Allgemeine Zeitung einen Correspondenten zurückweisen, der sich unterfangen wollte,

die Behauptung aufzustellen und auszuführen, ein Krieg sei nun eine unausweichliche Nothwendigkeit, ein Bruderkrieg, den die katholische Uebermacht beginnt, um die protestantische Minderheit, die sich zu ihrer blosen Vertheidigung und zu nichts Anderem als zur Aufrechthaltung ihrer beschworenen Rechte verbunden, unter das Joch ihrer ungerechten Foderungen zu bringen. — Allein jetzt ist der Fall umgekehrt, die Angreifer sind radicale Protestanten, die Angegriffenen conservative Katholiken: da finden solche Artikel willige Aufnahme. In dem entscheidenden Augenblicke unmittelbar vor dem Ausbruche des Kampfs, wo ein unbetheiligtes Blatt wie die Allgemeine nur Worten der Versöhnung seine Spalten öffnen sollte, sagt dieser Advokat des Bruderkrieges in seinem näselnden kalten Ton: „Die Gegensätze unseres eidgenössischen Lebens werden sich mit dem Bajonett begegnen müssen, ehe irgend wie an gegenseitiges Verständniß zu denken ist. Und welches sind diese Gegensätze?" fragt der subtile Doktor, „etwa Siegwart und Ochsenbein — oder Jesuitismus und „„Aufkläricht"" oder dergleichen. Glauben Sie es nicht; sie liegen unendlich viel tiefer. Ich möchte sagen, es sind die Gegensätze der alten und neuen Zeit, des Herkommens und der Ideen und Doctrinen, die Gegensätze der schnellen Zeitcultur und der unveränderlichen historischen Stabilität." Kurz es ist der Kampf, wie er sich weiter vernehmen läßt „der Urschweiz und der regenerirten (d. h. radicalisirten) Schweiz, des historischen und des Vernunftrechtes"; während doch ein unbefangener Beurtheiler auf Seiten der Radicalen, trotz der gerühmten Regeneration, überall nur Unvernunft, Leidenschaft und Gewaltthätigkeit sieht. Daß Neuenburg und Baselstadt, statt ihr protestantisches Gewissen mit diesen Sophismen zu beschwichtigen und ihre Stimme in die Wagschale des Bruderkrieges zu legen, die Sprache des Rechtes und der Versöhnung gesprochen, das wird ihnen von diesem Correspondenten der Allgemeinen auf eine wahrhaft empörende Weise bitter verdacht, denn „Ihr Conservatismus", so lauten die Worte des verblendeten Parteimannes,

„ist himmelweit verschieden von dem der inneren Kantone, und darum verdienen auch ihre Sympathien die harte Beurtheilung der zwölf Stände, während sie von der innern Schweiz nicht erwidert werden.“ Am Schluß macht er noch den Führern der Sonderbundsstände den wie Spott klingenden Vorwurf, daß sie sich vorzüglich dadurch versündigt, indem sie confessionelle Sympathien in die Tagesfrage hineingezogen, während er den garantielosen Phrasen der Proclamation der Tagsatzung seine Anerkennung zollt. Die Allgemeine wird sich ohne Zweifel dagegen verwahren, daß man sie wieder für die Ansichten ihrer Correspondenten verantwortlich mache. Allein es ist der vorherrschende Ton ihres Blattes, den wir wieder und wieder, nicht im Interesse unserer Confession, sondern des Rechtes und der Freiheit Aller und des Friedens unseres Vaterlandes, schmerzlich beklagen. Oder ist es etwas Unbilliges, wenn wir von ihr, deren Leser zu vier Fünfteln Katholiken sind, verlangen, daß sie in jenem unseligen Kampfe die Mäßigung und die Anerkennung des rechtlichen Standpunktes behaupte, wie die protestantischen Zeitungen, z. B. von Basel, von Karlsruhe oder die Eidgenössische. Vielleicht aber bringt sie uns in dem Blatte des folgenden Morgens einen entgegengesetzten Artikel, etwa gerade einen aus der Karlsruher Zeitung? Allein ist dem Rechte und der Wahrheit mit solchem Verfahren gedient? Haben wir nicht Verwirrung in Deutschland genug? Sind die Begriffe von Recht und Unrecht nicht schon hinreichend erschüttert, als daß sie noch nöthig hätte, durch schlechte, lügenhafte Correspondenzen, die sie selbst oft genug mystificirt haben, die Verwirrung zu steigern? Sollen wir es für ein Glück halten, wenn Deutschland in denselben heillosen Zustand gestürzt wird, in dem wir nun die unglückliche Schweiz sehen? Soll es auch bei uns dahin kommen, daß man uns zu unserm Troste mit gleicher eiskalter Herzlosigkeit vordemonstrirt: ein ungerechter, fluchwürdiger Bruderkrieg sei eine Nothwendigkeit geworden, er sei eine wohlthä-

tige Krisis unserer krankhaften Zustände? Doch wir wollen schweigen, wir wollen statt der als ultramontan verschrieenen historisch-politischen Blätter ein Blatt reden lassen, das von einem unbefangenen, das Recht und die Freiheit jeder Confession achtenden Protestanten redigirt wird; wir meinen die Karlsruher Zeitung, die auf die Sophistereien der Hetzer und Kriegsapologeten der Allgemeinen Zeitung die einfachste, Allen verständliche Antwort enthält. Sie ließ sich noch, ehe sie die St. Gallner Lehre von der Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des Bruderkampfes in der Allgemeinen Zeitung kannte, also vernehmen:

„Es gibt Blätter, welche in ihrer Naivetät glauben, oder glauben machen wollen, ein Zusammenstoß sei nöthig; — die Hände, welche heute vom Blute der Erschlagenen rauchen, lassen sich morgen um so besser zur Versöhnung schütteln!"

„Wir wollen ihnen nicht die Ehre anthun, diesen Glauben zu widerlegen; er spricht der edlern Natur des Menschen Hohn; auch zeigen die traurigsten Blätter der Geschichte der Schweizer Republiken genugsam, wie tief dort politischer Haß wurzelt, und wie lange die Rache sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt. Aus Blut und Gewaltthat keimt kein Heil für die Menschen; gewißlich nicht für Die, welche daran Theil haben."

„Was will der Sonderbund? Was wollen die sieben Kantone, was wollen sie nicht? Wo ist ihr Recht?"

„Die Kantone des Sonderbundes wollen ihr Recht; sie wollen die Freiheit, für sich wie für die andern, ihre Religion nach ihrer Weise zu üben, ihre Kinder erziehen und unterrichten zu lassen, durch wen und wie sie es für gut halten. Sie wollen, obgleich kleiner und schwächer als die andern Kantone, doch ihren freien Einzelwillen wie die andern behalten, souverän bleiben in ihren innern Verhältnissen, wie sie nach uralter Geschichte, Verfassung und neuestem Bundesvertrag souverän sind. Sie wollen den Bund halten, und verlangen, daß er von den andern gehalten werde. Sie wollen sich wehren, gemeinschaftlich bis zum Untergang, wenn man ihnen jenes Recht, jene Freiheit mit Gewalt rauben will, wenn ihnen anarchische Freischaaren drohen, oder wenn eine Majorität den Bund nicht mehr halten, die Schranken

durchbrechen, mit Macht sich in ihre innern Angelegenheiten mischen, und ihre Souveränität unterdrücken will."

„Sie wollen nicht sich zwingen lassen durch physische Gewalt zu Dingen, zu denen sie nach dem Bundesvertrag nicht verpflichtet sind, und über welche die Tagsatzung zu beschließen nicht berechtigt ist. Sie wollen sich nicht durch inkompetente Beschlüsse, Kanonen und Bajonette den Beweis aufdringen lassen, daß die Majorität immer recht hat, auch wenn sie den Bundesvertrag bricht, daß die Jesuiten für ihre Religion und den Unterricht ihrer Kinder Nichts taugen, und daß sie kein Recht haben, sich zu wehren, wenn sie von brutaler Gewalt, wie früher, überfallen, oder wenn sie in legaler Form im innersten Wesen ihrer vertragsmäßigen, selbstständigen Existenz angegriffen werden."

„Will man etwa behaupten, es könne keine tyrannische Bundesbehörde geben, welche inkompetente Majoritätsbeschlüsse fassen, und mit derselben Majorität die Gültigkeit dieser Beschlüsse und deren Vollzug mit Waffengewalt beschließen würde? Oder mit andern Worten: Ist jeder Majoritätsbeschluß auch ein gültiger? Wäre nicht vielleicht die Omnipotenz der Majorität die Auflösung des Bundes? Wo ist der Jurist, der die Stirne hätte, eine solche Majoritätstheorie nach den klaren Worten der eidgenössischen Urkunde aufzustellen?

„Aber man weiß ja, daß die Wissenschaft des Rechts für viele politische Blätter nur so weit etwas taugt, als man damit beweisen kann, was man gerade möchte, und daß man sie bei Seite läßt, sobald sie unbequem wird. Wer möchte sich auch mit der Urkunde befassen, wo es sich von einem Vertrag und seiner richtigen Auslegung handelt? Das könnte ja der öffentlichen Meinung schaden, die man gerade durch solche Zeitungen nach seinem Sinne machen will. So wundert sich die „„Neue Zürcher Zeitung““, daß man von zweiundzwanzig Kantonen sprechen könne, da sie schon längst damit fertig ist, einen einzigen Schweizerstaat daraus zu machen. So weiß auch die „„Deutsche Zeitung““, an deren Spitze Juristennamen prangen, nur von Ungehorsam gegen die Majoritätsbeschlüsse der Tagsatzung zu reden, und kein Wort von dem Ungehorsam einer Majorität gegen klare Bestimmungen des Bundesvertrags."

„Und wegen eines solchen Tagsatzungsbeschlusses, einer geringen, mit Mühe zusammengetriebenen Majorität soll der Bürgerkrieg in der Schweiz entbrennen? Ein Krieg, für den man in allen Kantonen der Majorität nicht gewagt hat, die Stimme des Volkes zu vernehmen, das dafür bluten soll?“

„Das Geschrei der Leidenschaft füllt schon die Thäler, und hallt wieder von den Bergen. Die alten Firsten werden Zeugen seyn von neuen Greueln, oder wohl ihre glänzenden Häupter in trauernden Nebel hüllen, wenn Mütter ihre Söhne beweinen, Kinder ihre Väter, verarmte, verwaiste Familien in Verzweiflung untergehen, Freunde, Verwandte, Eidgenossen den brudermörderischen Stahl schwingen, und wenn die Wellen der Reuß, wo einst die Freiheit der Berge ihren Ursprung nahm, und jetzt wieder unterzugehen droht, sich von dem Blute der Unterdrückten färben.“

„Was könnte im Stande seyn, den Vollzug eines Majoritätsbeschlusses durch Bürgerblut zu rechtfertigen? Nicht die Nothwendigkeit der Konsequenz und die Furcht, sich zu kompromittiren — auch nicht einmal das Recht allein — das äußerste Recht nur, verbunden mit der äußersten Noth und Gefahr, könnte das schrecklichste Beginnen entschuldigen. Davon ist aber hier keine Rede. Seht dorthin nach den kleinen Landsgemeinden: — sie denken an keinen frevelhaften Angriff; Alles ist nur erfüllt von der heiligen Nothwehr zum Schutze des Theuersten, wofür der Mensch sein Blut vergießen kann. Jene Bergvölker werden streiten und fallen wie Helden, im festen Glauben an ihre gute Sache. Nur die Andern werden im Zweifel schwanken, nur ihnen wird ein warnendes Gewissen mitten im Kampfe zurufen, daß ein wenig Vernunft, Geduld und Bruderliebe bessere Stützen für das Glück des freien Vaterlandes seien, als Rechthaberei der Majorität und Haß und Brudermord.“

„An die Schweizer aber möchten wir noch einmal vor der entscheidenden Stunde mit mächtiger Posaune den Ruf des großen Dichters ertönen lassen: „„Seyd einig, einig, einig!““ **Wehe Denen**, welche durch Wort oder That dahin wirken und gewirkt haben, daß diese höhere Stimme der Poesie, die auch die Stimme der Vernunft und der wahren Politik ist, von einem tüchtigen und sonst vernünftigen Volke überhört wird!“

XLV.

Der celto-gallische Druidencultus und seine Priester.

Arbores fuere templa. Plinius, L. II.

(Schluß.)

Das große Mistelopfer fand bei jedem Wechsel des gallischen Jahres statt, und wurde hauptsächlich unfern Chartres mit vielen Ceremonien vorgenommen. Einige Zeit zuvor schon sandte der Oberpriester oder souveraine Pontifex seine Boten aus, um dem Volke das Fest anzukündigen. Die Priester, welche sonst niemals oder nur bei unvermeidlichen Gelegenheiten ihre Wälder verließen, durchzogen nunmehr die Provinzen, mit lauter Stimme rufend: „das Mistelfest des neuen Jahres kommt heran.“ **Ad viscum druidae clamare solebant,** wie Plinius sagt. Zahllose Menschenmassen versammelten sich am festgesetzten Tage bei Chartres; und man begann damit, Mistelzweige auf einer etwa dreißigjährigen Eiche aufzusuchen. Sobald sie gefunden waren, errichtete man am Fuße des Baumstammes einen Altar, und eröffnete das Fest durch eine Prozession, bei welcher zwei weiße Opferstiere den Zug eröffneten, während nachfolgende Barden zum Lobe der Gottheit Hymnen anstimmten. Ihnen schlossen sich Novizen an; dann ein weiß gekleideter Waffenherold mit Flügelhut und einer Art von Caduceus in der Hand, wie man ihn als Merkurabzeichen kennt.

Die drei ältesten Druiden, Brod, ein Gefäß voll Wein und eine Hand von Elfenbein auf einem Stabe als Symbol der Gerichtsbarkeit tragend, schritten unmittelbar dem Oberpriester voraus, hinter welchem Adel und Volk einherzogen. Bei dem heiligen Baume angekommen, verbrannte der Pontif unter Gebeten Etwas von dem Brode, vergoß einige Tropfen Wein, weihte den Rest und vertheilte ihn unter die Anwesenden. Hierauf erstieg er die Eiche, schnitt die Mistel mit goldener Sichel ab, und warf sie in den Schurz eines sie erwartenden Priesters. Dann schlachtete man die Stiere und gab kleine Parzellen dieser Zweige an Jung und Alt als Heilmittel gegen Unfruchtbarkeit und jede Art von Viehkrankheit oder Gift. So beschreibt Plinius in seiner Naturgeschichte, Buch XVI, Kap. 44 diese Feierlichkeit, und noch an andern Stellen erwähnt er ähnliche Druidenbräuche *).

Die Mistel wurde also von den Druiden als Neujahrsgeschenk vertheilt; woher ein Gebrauch stammt, der noch jetzt in manchen Gegenden Frankreichs herrscht, z. B. in der Perche, um Chartres, in der Ober-Normandie und um Dreux, wo alle Neujahrsgaben unter dem Namen éguilas, éguilables, von eguinètes, aguinètes oder éguilaneuf (le gui de l'an neuf) bekannt sind. Die Kinder im Gebiet von Vendôme rufen am Neujahrtage sowohl angesessenen Hausbewohnern, als vorübergehenden Fremden zu: *Au gui l'an né!* oder *Donnez moi ma gui-l'an né!* und in der Maine schließt die Jugend ähnliche Neujahrslieder stets mit einer Formel, welche solche gui-l'an né's sich erbittet. Selbst in dem alten Volksrefrain: O gué! will man den Ruf wiedererkennen, womit die Gallier den heiligen Zweig begrüßten und von den Bäumen ablösten. — Vor der Revolution stand das über Eichenmisteln destillirte Wasser beim Volke, und selbst bei Apothekern in großem Ansehen, ja seine Anwendung wird noch gegenwärtig in Deutschlaud als ein erfolgreiches Mittel wider die fallende Sucht gepriesen. Zu erwähnen ist jedoch, daß auch berühmte Aerzte, wie Boerhave, Van-Swieten, Déhean u. A. dieser Pflanze, zumal bei Nervenkrankheiten angewendet, günstige Resultate zuschreiben.

---

*) Wie z. B. Buch V, Buch XXIV, Kap. II.; Buch XXIX, Kap. I. u. s. w.

Nicht weit von der kleinen südfranzösischen Stadt Mauléon steht eine Druideneiche aufrecht, oder vielmehr ihr Nachkömmling. Jedes Jahr wird am Johannistage die Mistel feierlich von ihren Zweigen abgelöst, dann getrocknet, zu Pulver gerieben und als kostbares Präservativ verkauft. Immer noch heißt dieß Gewächs der Gespensterzweig (rameau des Spectres). Bei dem Wallfarthsbesuche der in der Provençe von Jedermann verehrten Grotte Sainte-Baume, worin Magdalena lange Jahre hindurch ihre Reuethränen vergoß, wie die fromme Sage erzählt, unterläßt der Neuvermählte niemals, einen Mistelzweig auf mysteriöse Weise in den Gürtel seiner Frau zu stecken, und ihr dessen Aufbewahrung dringend zu empfehlen, denn er wünscht sich Nachkommenschaft; und vor nicht langer Zeit pflegten in dem französischen Jura, insbesondere in den Umgebungen der sehr alten Stadt Salis, Mütter ihren Kindern sprichwörtlich zuzurufen: „Wenn man Mistelzweige während der Messe bei sich trägt, so bleibt ihr Segen ohne Wirkung."

Obschon, nach Sueton's Angabe*), Kaiser Claudius, den gallischen Druidencultus auszurotten bemüht war; so versichert Eusebius im vierten Buche seiner evangelischen Vorbereitungen, daß er noch bis in seine Tage, d. h. bis um das Jahr 320 fortgedauert habe. Natürlich erklärte sich das Christenthum gegen alle Druiden, wodurch sie bald verhaßt und als Magier und Zauberer verrufen wurden; in den anglosaxonischen Schriften des sechsten Jahrhunderts gedenkt man ihrer nie anders, als in dieser herabwürdigenden Beziehung. Frühere und neuere Gelehrte wollten den Namen dieser Priester aus der griechischen Benennung der Eiche (*Δρύς*) ableiten, was jedoch schon Diogenes Laertius tadelt, da er nicht begreifen kann, wie die Gallier dazu gekommen wären, heimathliche Gegenstände mit den Worten einer ihnen fremden Sprache zu bezeichnen. Plinius begnügt sich mit der Vermuthung eines griechischen Ursprunges dieses Wortes: Interpretatione graeca possint Druidae vocari. Die altbritischen Poesien des fünften und sechsten Jahrhunderts, d. h. einer Zeit angehörend,

*) Druidarum religionum apud Gallos dirae imanitatis et tantum civibus sub Augusto interdictam, penitus absolevit. Sueton, cap. 25.

wo der Druidencultus noch nicht völlig zerstört war, sprechen, wie gesagt, ebenfalls von diesen Priestern, deren Name sich *Derouyden* in der Mehrzahl, und *Derouyd* in der Einzahl geschrieben findet. Zwei celtische Wurzeln dürften darin erkennbar seyn: *De* oder *Di*, d. h. Gott und *rouydd* oder *raydd*, Particip des Zeitwortes *rayddheim* oder *rouyddim*, sprechen, anreden, behaupten, lehren. Dieser Etymologie zufolge hätte demnach *Derouyd* dieselbe Bedeutung, wie das *Θεολόγος* der Griechen, Theologe, Gottesgelehrter; indeß verdient angeführt zu werden, daß auch bei kymrischer und gaëlischer Sprache die Eiche *Derw*, *Deru*, *Dair* heißt. Diodor von Sicilien hätte demnach nicht Unrecht, wenn er den Namen der Druiden als gleichbedeutend mit *Σαρονίδα* erklärt, was Eichenmänner bedeutet. Diese celto-gallischen Priester waren also „Waldbewohner" par excellence, ganz so, wie schon der Name der Celten auf Wald hindeutet. Nach Armstrong's gaëlischem Wörterbuche bedeutet *ceil* verbergen, *Coille* Wald und *Ceiltach* ein im Walde Lebender.

Gegenwärtig zeigt sich der Boden um Marseille durch die Cultur von vierundzwanzig Jahrhunderten erschöpft; und die an einzelnen Punkten, zumal um die Bastiden oder Villen aufgeschossene Vegetation, kann nur als mühsam herbeigezwungener Luxus gelten. Aller Weinbau ist im Abnehmen; die einst so reichen Anpflanzungen des Feigenbaumes sind fast verschwunden, ja sogar der Oelbaum geht immer mehr zu Grunde, und widersteht den Winterstürmen nicht mehr wie sonst. Freilich bezeichnet schon Strabo die Stadt als petraso in loco sita; aber das Bild, was Béranger, der provençalische Dichter, von ihrer Umgebung, und zunächst von ihren Meeresufern entwirft, ist erst nach den Revolutionstagen eine traurige Wahrheit geworden:

Là sur l'aride sein d'une terre durcie
Est éteint pour jamais le germe de la vie;
Là des buissons sans sève, et de faibles rameaux
Sont les fruits malheureux d'un sol sans énergie.

Wie anders war es in jenen Tagen, wo Milo im Schatten der hiesigen Waldungen, Cicero's für ihn verfaßte Vertheidigungs-

rede las; wo statt der heutigen, nicht selten kleinlichen Bastiden auf den benachbarten Anhöhen Tempel, Säulengänge, Wasserleitungen, Bäder und geschmackvoll erbaute Römer-Villen standen! Zur Zeit der celtischen Gallier trugen die jetzt größtentheils baumleeren Berge der Provence dichten Wald, auf den sich anwenden ließ, was Seneca seinem Freunde Lucidius schrieb: „Wenn sich Deinem Blick ein Hain darstellt von alten Bäumen bevölkert, deren Gipfel bis in die Wolken steigen, und deren in einander geflochtene Aeste der Tageshelle den Zugang verschließen: so wird ihre wunderbare Höhe, das Geheimnißvolle dieser Einsamkeit, diese imposante Laubmasse, die sich unabsehbar ausdehnt, Alles dieß wird Dich an die Gegenwart einer Gottheit erinnern *).

Daß Frankreichs Littorale des mittelländischen Meeres in frühester Zeit mit dichten Waldungen bedeckt war, sagt auch Livius (Lib. V. c. 34). Damals ragte auf den Abhängen vom Berg Notre-Dame-de-la-Garde dicht über Marseilles Hafen jener gallische Hain empor, worin der Oberpriester mit goldenem Messer die heilige Mistel ablöste, während — in sofern römische Autoren keine Verläumdung aussprechen — bei wildem Beifallsrufe der Menge, Sklaven oder Gefangene unter dem Opferbeile verbluteten. Cäsar, wie bereits oben erwähnt, bezeichnet die Druiden als eine besondere, durch gemeinsame Regel verbundene Körperschaft: Sodalitiis adstrictis consortiis, sagt von ihnen nicht minder Ammianus Marcellinus. Ihre Bardengesänge scheinen ernst, ja bisweilen Schauer erregend gewesen zu seyn; und wahrscheinlich mochte die Erinnerung daran dem römischen, oder vielmehr spanischen Dichter Lucan vorschweben, als er in seiner Pharsalia Marseilles Druidenhain in folgender Weise schilderte:

Es war ein heiliger, seit grauer Vorzeit unangetasteter, unverletzlicher Wald. Dichte Finsterniß, frostige Schatten blieben

---

*) Si tibi occurrit vetustatis arboribus et solitam altitudinem egressis frequens lucus, et conspectum coeli densitate ramorum aliorum alios protegentium submovens; illa proceritas sylvae et secretum loci, et admiratio umbrae, in aperto tam densae atque continuae, fidem tibi numinis facit.

unter dem Dache eng in einander verwachsener Aeste eingeschlossen, unzugänglich den Sonnenstrahlen. Weder ländliche Faunen, noch beschützende Waldsylphen oder sonstige Nymphen bewohnten diesen Ort. Er war barbarischen Göttern und Gebräuchen geheiligt; Altäre erhoben sich hier, durch Schreckensopfer befleckt, und jeder Baum war mit Menschenblut geröthet. Wenn das für seine Götter enthusiastische Alterthum Glauben verdient, so fürchteten die Vögel sich auf diesen Zweigen niederzulassen, und selbst wilde Thiere wagten es nicht, in solcher Waldesnacht ihre Stätte zu suchen. Niemals bewegte der Wind diese Aeste; niemals entlud die dunkle Wolke hier ihren Blitz; die stummen Bäume zitterten wie durch Fieberfrost schaudernd, und schwarze Fluth rieselte aus hundert Quellen. Unerfahrene Hände haben in die Baumstämme formlose Götterbilder geschnitten; schon der Ort an und für sich, so wie die abgestorbene Farbe dieser bemoosten Gehölze flößen Schrecken ein. Man fürchtet Gottheiten, deren Gestalt unbekannt ist; man zittert vor ihnen, und dieß um so mehr, je weniger man von ihnen weiß. Die Sage erzählt, daß der Boden hier häufig erbebt, und durch den Mund tiefer Höhlen ein furchtbares Aechzen ausstößt; daß die Taxusbäume sich von selbst niederbeugen und plötzlich wieder emporrichten; daß der Wald oft wie vor den Gluthen einer Feuersbrunst leuchtet, ohne sich zu verzehren; daß schreckliches Gewürm die Bäume wie mit Knoten umschlingt und auf ihren Stämmen kriecht. Ob Phöbus den Höhepunkt seines Laufes erreicht hat, oder ob dunkle Nacht den Himmel bedeckt, stets wagt der Priester nur erbleichend in solche Schatten einzudringen; er ist von Furcht ergriffen und zittert, in solch nächtlichem Dunkel den Gebieter dieser Behausung selbst zu überraschen."

Ob zwar vorstehende Schilderung des Massiliotischen Druidenhaines eine der Glanzstellen von Lucans Pharsalia ist, so enthält sie dessen ungeachtet vielleicht eben so wenig rein Geschichtliches, wie ein ähnliches Gemälde von Tasso, der uns ebenfalls einen geheimnißvollen schrecklichen Wald beschreibt, dessen Bäume von Menschenblut triefen. Das Lucanische Bild erinnert an die Wälder, welche Tieck im Phantasus und Fouqué in der Undine schilderten; jedoch auffallender noch mahnt es an jenen Hain, der in Seneca's Thyest (Act IV, Scene I) bei Erwähnung des Pelopspalastes von Mycene besprochen wird. Auch er ist ein niemals

von der Axt berührtes Urgehölz, wo inmitten des starren Nadelgebüsches eine gewaltige Eiche emporragt, an welcher die Söhne des Tantalus ihre Votivgaben und sonstige Weihgeschenke befestigten (affixa inhaerent dona), d. h. Kriegstrompeten, Trophäen und sonstige den Barbaren abgenommene Beute. In diesem Pelopshaine nicht minder erblickt man ein schwarzes Sumpfgewässer, den stygischen Fluthen ähnlich; auch hier seufzen Grabesgottheiten und klirren heilende Manen mit ihren Ketten; ja Gespenster, nebst sonstigen Schreck einflößenden Schatten bewohnen diese Wildniß, deren Bäume ebenfalls bisweilen in magischer Gluth zu brennen scheinen.

Julius Cäsar, Massilia belagernd, befiehlt jenen Druidenhain zu fällen, der ihm die freie Aussicht zum Beobachten des Feindes raubt. Aber die Hände zittern sogar den kühnsten Kriegern, so fährt Lucan fort (sed fortes tremuere manus); von der Majestät des Ortes ergriffen, fürchten sie ein Verbrechen zu begehen, und das gegen die Bäume gerichtete Eisen sich gegen sie selbst wenden zu sehen. Da die Krieger zaudern, so ergreift Cäsar in eigener Person und als der Erste das Beil (primus raptam librare bipennem ausus), schwingt es in kräftiger Faust, eine majestätische Eiche niederschlagend. „Und jetzt", ruft er aus, „jetzt haut diesen Wald furchtlos nieder; ist solch Beginnen ein Frevel, so übernehme ich selbst dessen Verantwortung. (Jam ne quis vestrum dubitet subvertere silvam, credite me fecisse nefas.) Sogleich gehorcht das Heer, nicht weil es völlig versichert ist, sondern weil es den Zorn der Gottheit und den des Feldherrn gegen einander abwägt. Da endlich wankt der Wald, doch seine allzudicht neben einander stehenden Bäume verhindern dessen Fall (propulsaque robore denso sustinuit se silva cadens). Bei diesem Anblick seufzen die gallischen Völker (gemuere videntes Gallorum populi), während die Belagerer jubeln; wer aber könnte in der That glauben, die Götter ungestraft zu beleidigen?"

Ein gleicher Druidendienst, nicht sowohl von Priestern als von Priesterinnen versehen, fand dicht bei dem heutigen Staatsgefängnisse Mont-Saint-Michel statt, d. h. an der Küste der Bre-

tagne auf Mont-Tombèlene (Tumba Beleni), wo die Gallier ihren Gott Belenus, den Apollo oder Osiris der Celten anbeteten. Diese Druiden besaßen, so erzählte das Volk nach Pomponius Mela, die Gabe der Weissagung, und vermochten durch ihre Zaubersprüche jedes Unwetter zu beschwören. Sie verkauften den Seeleuten Pfeile, mit denen die empörten Wogen zu stillen waren, sobald sie ein schöner Jüngling in das Meer abschoß.

Unfern des Rhoneufers in der Dauphiné, bei Bourg-Saint-Andéol bemerkt man an dem Flüßchen Tourne ein Druidendenkmal, d. h. einen Dolmen, ganz wie sie in dem Departement der Ardèche und die Pyrenäenkette entlang nicht selten vorkommen. Sein Hauptstein trägt rohe Sculptur, die von Mehreren für eine jagende Diana mit Hirsch und Hund ausgegeben wird; aber eher von einem Mithrasdenkmale herstammen könnte, weil auch in diesen Bezirken Galliens der Mithrasdienst viele Anhänger gefunden hatte.

Nicht minder gab es in den Pyrenäen auf den Anhöhen des Cebenus, welche der Pic de Nore beherrscht, so wie auf der Alpinenkette zwischen Aix und Arles Druidenhaine, deren Standorte noch jetzt „Kriegswald" heißen, wiewohl auf ihnen jede Spur von Waldung längst verschwunden ist. Priester beobachteten auch hier die Naturerscheinungen, weihten junge Leute in die Geheimnisse ihrer wunderbaren Theogenie ein, und riefen Volksversammlungen zusammen, wenn die gefeierte Mistel abgeschnitten werden sollte.

Noch ein Wort über die angeblichen Menschenopfer der gallischen Druiden! Obwohl die Behauptung, daß diese Opfer wirklich stattfanden, von Dichtern, Geschichtsschreibern und selbst von ernsten Philosophen vielfältig ausgesprochen wurde, so läßt sich dennoch an ihrer Wahrheit zweifeln; denn vor Allem ist zu bemerken, daß Römer sie verbreiteten, d. h. Galliens geschworne Feinde, denen es darum zu thun war, für ihre oft tyrannischen Eroberungspläne einen Deckmantel und Vorwand aufzufinden. Der reine Druidencultus stand mit jenen unmenschlichen Ceremonien im grellsten Widerspruch, während die rohe Grausamkeit des Polytheismus das Menschenblut auf seinen Altären in Strömen vergoß.

Es handelte sich bei den römischen Machthabern darum, an den gefürchteten Galliern Rache zu nehmen, und nichts wurde unterlassen, selbst oft nicht Verläumbung oder Lüge, um diesen Zweck zu erreichen. Die echte Lehre der Druiden hatte sehr viel Aehnlichkeit mit dem Judaismus. Wie Origenes behauptet, wurde Großbrittanien durch den Druidendienst für die beglückende Lehre des Evangeliums vorbereitet, und der humane Pythagoras *) würde für diesen Cultus gewiß nicht so viele Achtung gehabt haben, hätte er jenen Vorwurf wirklich verdient.

Was der Dichter Lucan von den Menschenopfern der Druiden singt, kann unmöglich als Autorität gelten; eben so wenig genau sind die meisten übrigen Berichte, die uns in Betreff gallischer Gebräuche von den Römern hinterlassen wurden, die nichts von der Sprache ihrer Gegner verstanden und ihre Sitten nur oberflächlich beobachten. Die sogenannten Menschenopfer lassen sich demnach höchst wahrscheinlich als gerichtlich begründete Verurtheilungen ansehen, denn die Druiden waren nicht nur Priester, sondern auch Beamte und Gerichtspersonen.

---

*) Alexander Polyhistor und Strabo behaupten, daß Pythagoras ein Schüler der Druiden gewesen sei, und von ihnen seine Philosophie erlernt habe, ja daß er nicht der einzige Philosoph des Alterthums war, der ihre Schule besuchte.

XLVI.

Patriotische Phantasien über den Fortschritt.

Unverkennbar tragen alle Lebensfragen unserer Zeit ein religiöses Gepräge an sich, sollten sie auch gänzlich dem Boden des Materialismus entnommen seyn, und das Zweifels ohne deßwegen, weil unsere Propheten der Staatsweisheit das Geheimniß der Volksbeseligung gefunden zu haben glauben, indem sie lehren, der eigentliche Fortschritt eines Volkes sei an den Fortschritt der Religion gebunden; daher sind ihnen alle Stabilitätsmänner in Sachen des Glaubens so sehr verhaßt. Auch der Katholik kennt einen religiösen Fortschritt; versteht aber darunter die Verbreitung seines Glaubens nach außen, und die Zunahme der Religiösität nach innen, mitunter wohl auch in Beziehung auf das Volk die Verschmelzung der äußern Form mit der Erkenntniß und mit dem innern Leben, so daß Beide ein organisches Ganzes bilden, und die Form nicht wie ein altes Kleid am Menschen hängt. Allein diesen Fortschritt nennt der Protestantismus einen unwahren und unpraktischen; er meint, so lang bei uns Glaubenszwang herrsche, sei an einen Fortschritt nicht zu denken. Unser Dogmenglaube ist ihm Glaubenszwang. Da wir aber hier den gläubigen Protestantism im Auge haben, jenen, welcher für wahr hält: Christus ist Gottmensch und unser Erlöser, so müssen wir uns

die Frage erlauben: Ist der Glaube an Christus kein Dogma, sondern nur ein Lehrsatz der Vernunft? — Wenn Ersteres, dann leben ja auch die gläubigen Protestanten ganz unter demselben Glaubenszwang, wie wir, und es handelt sich nur um ein mehr oder weniger, indem wir mehr Dogmen haben, als sie, wenn beim wahren Glauben überhaupt von einem Zwange die Rede seyn könnte, und er nicht die freieste Bewegung des Glaubens und des Willens zur Grundlage hätte, und haben müßte.

Dieses nicht erkennend, rufen sie uns daher beständig zu: Laßt eure Dogmen fahren; denn es genügt, an Christus zu glauben ohne alle weitere Dogmen. Diese Annahme hat allerdings etwas Wahres, und ist ein sicheres Band einer möglichen Vereinigung zwischen uns und ihnen. Es wäre von unserer Seite gefehlt, wollte man den Dogmenglauben schroff und einseitig hervorheben, und die Gläubigkeit im Allgemeinen zu sehr in den Hintergrund stellen. Es ist wahr, es genügt der allgemeine Glaube an Christus, die Gläubigkeit an Ihn, ohne Dogmenglaube und ohne Sacramente, wo mehr nicht gegeben, oder nicht empfangen werden kann *).

So war der Glaube des ganzen alten Bundes beschaffen; er war nur ein allgemeiner Glaube an den Messias, und er genügte; so verhielt es sich auch mit dem Glauben vieler Martyrer; sie sahen die Kämpfe der Christen und ihre Siege, dieß bewog sie zum Glauben an Christus; dieser Glaube aber war noch kein Dogmenglaube, wie ihn uns die Protestanten vorwerfen, auch empfingen sie kein Sacrament, und doch verehrt sie die Kirche sogar als Heilige, obwohl sie nur im Allgemeinen glaubten: Christus ist Gottmensch und unser Erlöser. Also bleibt wahr: es genügt der allgemeine Glaube an Christus ohne Dogmenglaube und ohne Sacramente. Warum geben

*) S. hierüber unter Anderem den Artikel: „Der Friede des Protestantismus mit der Kirche“, Bd. 3, S. 457 ff.

dann wir Katholiken den Dogmenglauben nicht auf, sondern machen sogar die Seligkeit des Menschen von ihm abhängig? Verlangt man ja doch von uns nichts anderes.

Dieses Aufgeben wäre jener Fortschritt in der Religion, der Deutschland vereinigen und es wieder glücklich machen sollte. Ist es nicht bloß Halsstarrigkeit der Unkenntniß an etwas, als an einer absoluten Nothwendigkeit festzuhalten, was viele Heilige nicht gehabt haben? Hatten ja die Katechumenen der Kirche auch keinen anderen, als diesen allgemeinen Glauben an Christus.

Der Grund dieses Benehmens der Katholiken ist einfach dieser: die allgemeine Gläubigkeit an Christus genügt, um seiner habhaft, um mit ihm vereinigt zu werden, und dadurch Antheil an seiner Erlösung zu erhalten; aber der bewußte und hartnäckige Widerspruch auch nur gegen eine einzige Lehre Christi genügt ebenfalls, um mit Christus selbst in Widerspruch zu kommen, und so die erste Einheit wieder aufzuheben. Also nicht das ist zur Seligkeit nothwendig, daß man einen Dogmenglauben habe, aber das ist absolut nothwendig, daß man mit Christus nicht im Widerspruche stehe; denn im Widerspruche ist keine Vereinigung. Deßwegen fällen wir auch kein Urtheil über den Protestanten in Bezug auf seine Seligkeit; denn er hat die allgemeine Gläubigkeit an Christus, und unter Umständen genügt dieser Glaube zur Vereinigung mit Christus, und bei einem Solchen ist dann nicht mehr die Frage, ob er mit Christus vereinigt sei, sondern ob er nicht freiwillig und mit Bewußtseyn mit Christus sich wieder in Widerspruch gesetzt habe. Aber offenbar besteht auch hier der Fortschritt in der Religion nicht in der allgemeinen Gläubigkeit an Christus, nicht darin, daß man bloß weiß und annimmt, was Christus gelehrt hat. Das Wenigerwissen ist doch niemals ein Fortschritt des Wissens selbst gewesen. Daß die Lichtfreunde ihre Christusläugnung einen Fortschritt in der Religion nennen, geschieht deßwegen, weil sie nicht wissen, daß in ihnen die

Häreste zu ihrem Anfange zurückgekehrt ist; denn der erste Häretiker im Christenthume war ein Christusläugner, wie sie. Soll es in Deutschland zu einer Vereinigung im Glauben kommen, so müssen allerdings die Protestanten noch zuvor bedeutende Fortschritte machen; es muß anerkannt werden, daß das Christenthum zuerst ein Factum ist, und nicht ein Lehrsatz. Ein Factum aber ohne das Zeugniß der Geschichte feststellen zu wollen, ist entweder ein unverständiges oder unehrliches Bemühen. Wenn einmal der Protestantism alle Thatsachen des Christenthums, die als Thatsachen der Geschichte angehören müssen, auch durch die Geschichte in ihrem wahren Bestande ermittelt hat, dann, und erst dann ist die Grundlage gewonnen, auf der die Einheit des Glaubens aufgeführt werden kann. Sonach sollte man in aller Weise das Studium der Kirchenväter fördern, und der Geschichte jede möglich praktische Richtung zu geben bemüht seyn.

Was nun aber den politischen Fortschritt betrifft, so müssen wir gestehen, daß uns all dieß Gerede, das wir bisher über diesen Gegenstand vernommen, gar nicht gefallen will; denn nur Wenige wissen, was sie eigentlich wollen, und auch diese haben oft nur das Zunächstliegende im Auge. Wir wollen zuerst hierüber unsere Grundprincipien aussprechen; eine weitere Verständigung wird sich dann von selbst ergeben.

Die Geschichte des einzelnen Menschen ist auch die Geschichte der ganzen Menschheit, wie einzelner Völker. Wie der Mensch seine Jugend, sein Mannesalter und seine Greisenschwäche hat, so die Menschheit, so ein Volk. Aber auch der gesunde Leib des Menschen ist das wahre Bild eines gutgeordneten Staates. Die Glieder des Leibes stehen in einer organischen Verbindung, und ihre harmonische Gesammtthätigkeit bedingt das volle Leben und die Gesundheit desselben.

Würde man ein Glied unterbinden und seine organische Thätigkeit hemmen, es müßte krank und dem Leibe selbst gefährlich werden; würde ein Glied mehr wachsen, als die an-

dern, so müßte der Leib zum Krüppel oder zum Monstrum werden. Das Gesetz des organischen Lebens ist das harmonische Geben und Nehmen der verbundenen Glieder. Nur dieses Gesetz ist das rechte Staatsgrundgesetz, das bisher gar wenige Staaten zu finden im Stande waren. Selbst die großen Römer fanden es nicht. Die Gewalt des Königs, der Regierung und des Volkes befanden sich niemals in einer organisch-harmonischen Verbindung, sondern standen immer einander feindlich gegenüber, wodurch unzählige Kämpfe veranlaßt, und zuletzt der Untergang dieses größten Reiches der Welt herbeigeführt wurde. Tiefersehende Staatsmänner des alten Roms erkannten dieses selbst, und sagten auch den Untergang ihres Reiches ganz bestimmt voraus. Die erste Grundbedingung eines gesunden Staates ist daher gegenseitiges Empfangen und Geben, Gegenseitigkeit der Rechte und der Pflichten nach dem Organismus der Glieder.

Diese Gegenseitigkeit, diese wahrhaft organische Verbindung aller Staatsglieder in ihrer Durchführung auch nur zu erkennen und zu wollen, ist dem menschlichen Egoismus schwer; sie aber herzustellen und festzuhalten, den menschlichen Leidenschaften gegenüber, bereits unausführbar. All unsere Repräsentativstaaten bleiben weit hinter der Wahrheit zurück. Was das Herzblut für das Leben des Leibes, das sind die Gesammtinteressen für das Leben des Staates. So lang man in demselben Staate von einem Staatsinteresse und von einem Volksinteresse, von einem Regierungsinteresse und einem Interesse der Stände als sich widerstreitend spricht, hat man noch nicht einmal die Kinderschuhe des politischen Staatslebens ausgezogen. Nicht gleiche Repräsentation der Stände, sondern gleiche Repräsentation der Interessen durch die Stände bildet die wahre Grundlage eines gesunden politischen Lebens, das eines Fortschrittes fähig ist. Diesem Grundsatze ist entgegen jede Staatsordnung, die kein Gleichgewicht zwischen Rechten und Pflichten hält; die den Einen Rechte zusichert, ohne die Anderen gegen deren Mißbrauch zu sichern, und in ihrer freien Bewegung zu schir-

men; solche Verhältnisse, in denen keine Ausgleichung zwischen Vorrechten und Vorpflichten, zwischen Geben und Nehmen stattfindet, sind naturwidrig und führen auf die Dauer verderbliche Krisen herbei, weil sie das organische Leben der einzelnen Glieder mehr oder weniger unterbinden, und den einzelnen Menschen niemals zu jener Freiheit kommen lassen, auf die jeder Bürger des Staats gleiches Recht hat; denn der Mensch erscheint dann nicht freier, als es sein Grundstück ist, auf dem er lebt. Diese Freiheit des Grundes und des Mannes, und diese Gleichheit der Interessen der Einzelnen zu wahren, hat Gott im jüdischen Staate das Jubeljahr eingeführt, und nach fünfzig Jahren mußte jedes Haus, jeder Acker und jeder Mann wieder vollkommen frei seyn. In Deutschland scheint Vielen diese fünfzig Jahre längst vorüber, das Proletariat bereitet sich, dieses Jubeljahr mit Feuer und Schwert herbeizuführen; die Zeit hat diesen Gedanken erfaßt, wenn auch bisher noch immer übel verstanden, und man will nicht mehr von ihr lassen, bis er im Praktischen durchgeführt ist; alle Berufung auf das gute alte Recht wird diese Strömung nicht mehr aufhalten. Wir gehen einer neuen Gestaltung der Dinge entgegen. Der germanische Feudalstaat, von welchem sich nicht läugnen läßt, daß in ihm ein aproximativ wohlgeordneter Organismus in's Leben getreten war, ist zu Grabe getragen, und der moderne Beamtenstaat theilte sich in die Erbschaft laut Testamentes; allein die Intestaterben waren übergangen, und der Prozeß ließ nicht lange auf sich warten. Wir glauben zwar an keine Volks-Souveränität, weil dieß ein Unding ist, aber auch an keine absolute Despotie und was mit ihr zusammenhängt; sondern an einen naturwüchsigen, organischen Staat, wo der Bürger, wie zum Geben, so auch zum Empfangen da ist; denn jeder Staat, in welchem das Parteiinteresse, oder das Standesinteresse vorherrscht und regiert, trägt den Keim des Verderbens in sich, seien auch seine Institutionen noch so liberal. Die Franzosen haben in ihrem politischen Leben tabula rasa gemacht, und dann diesen Acker ganz neu angepflanzt; so viel wir aber sehen, wachsen wieder

Distel und Dornen, wie vorher, und besonders hat der Landmann in der ganzen Geschichte wenig gewonnen. Dieß sollte den Deutschen zur Warnung seyn, und besonders den Conservativen. Wir gehen einer neuen Gestaltung der Dinge entgegen, ob wir wollen oder nicht.

Schließen sich die Conservativen, und namentlich die Geistlichkeit nicht in rechter und kluger Weise, und in ihrer ganzen Kraft an den Fortschritt des Lebens an, so wird die neue Gestaltung nicht nur eine höchst einseitige und krüppelhafte werden, sondern sie werden beim neuen Anfange der Dinge ihre Interessen noch weniger repräsentirt finden, als sie es gegenwärtig seyn mögen; denn wer im Leben die rechte Stellung einnehmen will, der muß mit dem Leben organisch verbunden seyn und es bleiben, und dieß selbst dann, wenn die ihm zunächst liegenden Glieder krank geworden wären; weil man nur so viel mitzählt, als man mitlebt. Die schlechteste Taktik der Conservativen bestände darin, sich zurückzuziehen und bessere Zeiten abwarten zu wollen. Nur dem gehört die Zukunft, der die Gegenwart begriffen, und sich ihr als ein lebenskräftiges Element in organischer Verbindung einzusetzen verstanden hat. Man muß der Gegenwart Opfer bringen, um die Zukunft nicht zu verlieren. Es kann nicht mehr die Frage seyn, was ist diesem oder jenem Stande besser, sondern was führt die ganze Gesellschaft auf die Grundprincipien eines organischen Lebens zurück. Das organische Leben hat nicht eine Gleichheit der Glieder, sondern setzt eine Verschiedenheit voraus und bedingt sie; es hebt daher die Unterschiede der Stände nicht auf; aber die Standeseigenschaft mit allem Zubehör hat nur den Charakter des Privateigenthums, und der Standesherr ist vor dem Bürger nur durch Titel und Besitzthum verschieden, welche Verschiedenheit bleiben wird, so lange die Menschen eben Menschen sind.

Die Conservativen sollen deßwegen um so muthvoller in die Gegenwart eintreten, als die Radikalen keine Männer der Zukunft sind; sie können nur eine Revolution machen, aber sie

können nicht regieren, wenigstens nicht in die Länge; weil ihr Princip der leibhafteste Egoismus ist, und ein organisches Leben, das sich selbst trägt und hält, nicht erzeugen kann. Daß die Radikalen solche Geister in der Politik sind, die immer nur so lange regieren, als die Nacht der Verwirrung dauert, dieß sind Frankreich und einige Kantone in der Schweiz Zeugniß. Sie zehren nur vom Unverstande der Menschen; denn sie wissen, daß das römische Volk, so lange es ein römisches Volk gab, in ununterbrochenem Kampfe mit Fürst und Adel lag, und nur so viel Recht erlangen konnte, als es sich zu erzwingen vermochte; sie wissen, daß diese Vorgänge auch auf Deutschland ihre Anwendung finden; daß es rechtlich unmöglich ist, daß alle Bürger Deutschlands in ihrem Sinne gleiche Rechte genießen und gleiche Lasten tragen, was sie anzustreben versichern, durch die That aber in Frankreich und in der Schweiz das gerade Gegentheil beweisen. Doch wollten die Conservativen die Zukunft ohne Handgeld sich dienstbar machen, so würden sie sich täuschen; so wie auch, wenn sie glaubten, durch allerlei ehrlich gemeinte Reden vom alten Rechte und von der neuen Häresie der Communisten lasse sich die Gegenwart auch nur auf einen Tag beschwichtigen. Sie werden vielleicht den Sturm der gährenden Leidenschaften nicht mehr bewältigen; wenn sie aber zusammentreten, und einig sind; wenn sie nicht sich, sondern das Ganze wollen; gleiche Freiheit darin, daß über den Einzelnen nur das Gesetz, und niemals Parteien verfügen können; dann werden sie wenigstens nach dem Sturm jene Männer seyn, welche die breiteste Grundlage darbieten zur Anpflanzung eines neuen Lebens; die Männer des wahren Fortschrittes; denn darin besteht sicherlich der Fortschritt nicht, daß eine andere Partei am Ruder ist, indem da kein Sonderinteresse einseitig zur Geltung kommen kann, wo die Interessen Aller in gehöriger Weise repräsentirt sind. Diese Art der Repräsentation ist zu erreichen, mehr oder weniger, was vom ganzen oder politischen Charakter und Leben des Volkes abhängt, auf dem Wege der Gesetzgebung, durch Einführung von Innungen für jedes Be-

sonderinteresse mit praktischwirkenden Rechten und durch die Freiheit der Presse, die Deutschland freilich erst dann erlangen wird, wenn diese Frage einmal zur Lebensfrage geworden ist.

Da es aber wahr ist, daß ein verdorbenes Volk durch jede Aufklärung und durch jeden Fortschritt nur noch verdorbener wird, so mag Wissenschaft, Religion und öffentliche Sittlichkeit gewiß auch zum Interesse der Regierung und des Volkes gehören? — Die radikalen Kantone der Schweiz liefern uns hierin ein beachtenswerthes Schauspiel. Diese Kantone wollen keine Schmach rächen, kein Unrecht bestrafen, kein Land erobern, keinen Feind von ihrer Gränze abhalten, und doch wollen sie Krieg mit ihren Brüdern und Bundesgenossen, mit ihren Freunden und Landsleuten. Und warum denn? Weil die negativen Protestanten und Lichtfreunde radikal sind und Revolutionäre, die positiven Katholiken dagegen conservativ, und Freunde des bestehenden Gesetzes. Beim hellen Lichte besehen, kann man sagen, der auflösende Protestantism kämpfe mit dem zusammenhaltenden Katholicism; denn die übrigen radikalen Kantone, die sich mit Bern vereint, sind gerade so wenig geneigt, Bern gegenüber ihre Kantons-Souveränetät aufzugeben, als es Luzern ist, und es handelt sich nicht darum, sieben Kantone Bern zu unterwerfen, sondern die Macht des Katholicism in der Schweiz zu stürzen, und alles Uebrige gäbe sich dann von selbst.

Der Ausgang dieses Kampfes wird auch uns berühren, wenn die Katholiken unterliegen sollten, und wenn Bayern noch eine großartige Zukunft hat, so ist es diese: Deutschlands gegenwärtige Integrität durch den Katholicism zu retten.

XLVII.

Kirchliche Zustände von Californien und Neu-Mexiko.

Mitten unter den Ereignissen, welche vor den Augen der ganzen Welt sich in Amerika zutragen, und bereits dazu geführt haben, daß die Fahne der vereinigten Staaten von den Zinnen Mexiko's weht, dürfte es nicht uninteressant seyn, Einiges von den kirchlichen Angelegenheiten derjenigen Länder zu vernehmen, welche nunmehr seit etwas länger als einem Jahre unter der amerikanischen Herrschaft sich befinden. Die Geschichte von Nieder- oder Alt-Californien und der Jesuiten-Missionen in diesem Lande ist bekannt, so wie auch, daß eben diese, welche sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in einem äußerst blühenden Zustande befanden, durch den Befehl der Vertreibung der Jesuiten aus dem Königreiche Spanien und seinen sämmtlichen Colonien, ganz plötzlich vernichtet worden sind. Die Jesuiten hatten Großes für die Verbreitung des Christenthums gewirkt, allein wie in Paraguay und in Japan hatten sie unterlassen die Gemeinden durch den Episcopat zu befestigen, auf welchen allein Christus seine Kirche gegründet hat; ihre Missionen waren daher nicht auf den Felsen befestigt, und als der Sturmwind blies, wurde dieses Gebäude, welches so viel Schweiß, so viel Blut und Leiden gekostet

hatte, zusammengestürzt, so daß kaum noch Bruchstücke davon übrig geblieben sind. Um die Lücke auszufüllen, welche durch die Vertreibung der Jesuiten in Californien entstanden war, beauftragte die spanische Regierung von Mexiko die Franziskaner des Collegiums von San Fernando zu Mexiko mit allen Missionen in Californien. Diese beeilten sich, dem Befehle nachzukommen, aber zwei Jahre darauf übergaben sie die Missionen den Dominikanern. Indessen das Gebäude war von seinem Fundamente hinweggehoben; die von den Jesuiten bekehrten und zu Gemeinden vereinigten Bewohner zerstreuten sich, und von all den blühenden Dorfschaften in Nieder-Californien besteht nunmehr nur noch eine ganz geringe Zahl, deren Einwohner nach den neuesten Angaben sich in der Gesammtzahl auf nicht mehr als — fünfhundert Seelen beläuft, und zwar sind hier die daselbst lebenden Spanier und Mexikaner mit eingerechnet. Loretto, diese einst so reiche und schöne Mission, deren Heiligthum nach seinem Vorbilde in Italien, von der umwohnenden Bevölkernng einst so verehrt ward, sieht jetzt seine Kirche in Ruinen zerfallen! Im Jahre 1845 gab es in der ganzen Halbinsel nur noch einen einzigen Dominikaner.

Die Franziskaner, welche die Unmöglichkeit sahen, das von den Jesuiten gegründete Gebäude wieder aufzurichten, waren die Küste aufwärts gegangen, und hatten in Ober-Californien neue Missionen gegründet, welche sich von San Diego bis zu der Bay San Francesco ausdehnten. Diese Missionen erlangten bald einen guten Erfolg, und im Jahre 1820 zählte man deren vier und zwanzig, welche die Mittelpunkte für eben so viele kleinere Städte bildeten. Jede derselben hatte eine hübsche Kirche, die von ansehnlichen Gebäuden umringt war, wo die Franziskaner die Eingebornen um sich versammelten, um sie theils in den Arbeiten, die zur Civilisation des Volkes und Cultivirung des Landes nothwendig sind, theils in den Grundsätzen der Religion zu unterrichten. Sie hatten sie gelehrt, sich in Ortschaften anzusiedeln, ihr Land zu bebauen, ihre Heerden zu weiden, mit deren Wolle ein bedeutender Han-

del nach Spanien betrieben wurde, dessen Erträgnisse den Missionen und den Eingebornen zu Gute kamen. Aber man beschränkte sich nicht bloß hierauf: Weinbau, Handwerke, Gesang, Musik überhaupt, namentlich die Zeichenkunst, wurden eifrig von den Eingebornen, bisweilen wetteifernd mit den Europäern, betrieben. Alles dieß waren die Früchte der Sorgfalt, welche ihnen die guten Mönche widmeten.

Als nun die Revolution ausbrach, welche Spanien seiner amerikanischen Colonien beraubte, fuhren die Franziskaner, welche dort eines großen Ansehens genossen, fort, die spanische Krone anzuerkennen, ungeachtet der Drohungen der neuen Republik von Mexiko. Dieser Zustand der Dinge dauerte mehrere Jahre, und während dessen blieb Californien ein für sich bestehendes Land unter der Herrschaft Ferdinands VII. Allein, um die Zeit der Julirevolution versuchten mehrere Auswanderer aus den vereinigten Staaten zum Vortheil ihrer Regierung eine Revolution in Californien zu bewirken; längst trug jene nach den herrlichen Häfen Ober-Californiens im stillen Ocean Verlangen. Spanische und amerikanische Abentheurer boten dazu die Hand; allein einer unter ihnen, Namens Alvaredo, machte der mexikanischen Regierung das Anerbieten, der Revolution eine Wendung zu ihren Gunsten zu geben, wenn sie sich anheischig mache, ihm einen Theil der Besitzungen der Missionen zum Lohn zu geben. Die mexikanische Regierung willigte ein; die Amerikaner wurden gefangen und erschossen, und Alvaredo bemächtigte sich des Landes im Namen der Regierung von Mexiko.

Mit diesem Zeitpunkte beginnt für die Missionen die Epoche des Unglückes. Gerade damals waren dieselben in einem blühenden Zustande; sie zählten 34,000 eingeborne Katholiken. Die mexikanische Regierung begann damit, den Franziskanern die Verwaltung der weltlichen Besitzungen der Missionen zu nehmen, und diese Leuten anzuvertrauen, die aus der Hefe des Volkes genommen wurden; die armen Väter waren nun den

abscheulichsten Vexationen ausgesetzt. Zu mehreren Malen erhob der apostolische Präfect im Namen seiner Heerde seine Stimme, um dagegen Einsprache zu thun, und setzte es im Jahre 1837 durch, daß die Verwaltung wiederum den Franziskanern zurückgegeben wurde. Allein dieß war nur für einen Augenblick; gleich darauf wurden die Missionen ganz und gar säcularisirt. Die Güter derselben wurden ein Gegenstand der Plünderung der Beamten, welche die Gemeinden zerstreuten, und die Franziskaner auf einen täglichen spärlichen Unterhalt setzten, ja ihnen sogar oft nicht einmal diesen reichten.

Die Folge davon war die, daß eine große Zahl von Californiern, die sich aus ihren glücklichen Asylen vertrieben sah, sich aus Rache gegen die Mexikaner auf die Räuberei verlegten. Mehrere der Väter starben vor Gram, als sie die Verwüstung sahen, und fast alle übrigen wurden genöthigt, dieß Land, welches durch ihre Arbeit fruchtbar gemacht worden war, zu verlassen. Die mexikanische Regierung schickte andere Franziskaner aus Mexiko; aber die Sittenlosigkeit derselben zeigte nur zu sehr den Unterschied zwischen ihnen und ihren Vorgängern, und man sah sich genöthigt, sie wieder zurückzurufen. So wurden die Missionen fast gänzlich aufgegeben, und ein französischer Reisender, welcher diese Gegenden um's Jahr 1845 besuchte, fand daselbst kaum nur mehr fünf Väter der alten Mission, gegen welche die Regierungsbeamten sich in der gehässigsten und abscheulichsten Weise benahmen.

Gleich den Jesuiten hatten auch die Franziskaner es verabsäumt, zu rechter Zeit sich einen Bischof zu erbitten; sie nahmen den Mißgriff wahr, als es beinahe zu spät war. Sie hielten im Jahre 1838 um einen Bischof für Californien an, und im Jahre 1840 ernannte Papst Gregor XVI. denjenigen dazu, den sie zu diesem Amte in Vorschlag gebracht hatten. Es war ein bejahrter Mann, der erst im Jahre 1842 in seiner Diöcese anlangte. Allein seine Kränklichkeit, sein Alter, seine Armuth, so wie der Widerwille, den die Californier ge-

gen Alles hatten, was aus Mexiko kam, so wie die bald darauf folgenden Kriegsereignisse hinderten den neuen Bischof jemals seine Diöcese zu bereisen, und er starb im Juli vorigen Jahres, ohne sie kaum gesehen zu haben.

So befindet sich die kaum errichtete Kirche von Californien ohne Hirten bloßgestellt den protestantischen Sectirern, welche die amerikanische Armee in diese Gegenden begleitet haben. Neu-Mexiko, welches in kirchlicher Beziehung fast auf gleichen Fuß mit den Missionen Californiens eingerichtet worden war, befindet sich gegenwärtig beinahe in derselben Lage, indem auch hier die Güter der Missionen und der Fondo pio, der Inbegriff aller Vermächtnisse, die in Mexiko für die Missionen und den Unterhalt der Missionäre gemacht worden war, confiscirt worden sind. Diese Confiscation ging im Jahre 1823 vor sich, und zwar durch ein Decret, welches Gomez Farias veranlaßte, derselbe, welcher im verflossenen Sommer in seiner Eigenschaft als Vicepräsident der Republik Mexiko das Decret, wodurch alle Güter der Kirche von Mexiko selbst aufgehoben wurden, hervorgerufen hat. So sind denn gegenwärtig die großen Länder, Californien und Neu-Mexiko, fast aller und jeder religiösen Unterstützung beraubt, und so trifft man in einem Landstriche, welcher eine Bevölkerung von 200,000 Katholiken zählt, aber einen größeren Umfang hat, als das halbe Europa, kaum fünf bis sechs altersschwache Priester. Zu jener Bevölkerung, die theils aus Californiern besteht, theils mexikanisch-spanisch ist, muß man aber jetzt noch die Amerikaner, Irländer und Andere zählen, welche die Wellen der Auswanderung täglich über diese Länder verbreiten, und deren Ansehen bald umändern werden.

Für die Religion der Bewohner dieser Länder kann man in der That gerechte Besorgniß hegen, wenn nicht bald dadurch Hülfe geschafft wird, daß man sie mit geistlichen Hirten versieht. Schon werden hier mehrere protestantische Journale in englischer und spanischer Sprache gedruckt und verbreitet, und

man weiß, daß die vertriebenen Mormons sich in großer Anzahl in Californien und Neu-Mexiko ansiedeln. Eben so wohl ist es bekannt, daß die Amerikaner, so bald sie die Herren dieses Landes geworden sind, eine Stadt an der vortrefflichen Bay San Francesco zu gründen begonnen haben. Allein wir dürfen hoffen. Nicht nur hat Gregor XVI., in seinem unermüdlichen Eifer für die Missionen, neue Bischofssitze an fernen Meeresküsten, auf Inseln und neu entdecktem Festlande errichtet, auch Pius IX. hat bereits mehrere neue Bisthümer in Amerika und Neu-Holland gegründet. So eben hat er auf eine glorreiche Weise den lateinischen Patriarchat von Jerusalem in's Leben gerufen, er wird auch ein Auge der barmherzigen Liebe auf jene großen Landstrecken werfen, welche die amerikanische Freiheit — Gott gebe es zum Vortheil der Kirche — den Mexikanern abgewinnt. Das große Gefilde für diese neue Mission ist eröffnet, der heilige Vater wird keine Schwierigkeit bei einer Regierung finden, unter welche alle religiösen Culte gleiche Freiheit genießen. Es ist daher der sehnsüchtige Wunsch aller Katholiken Amerikas, bald die Stimme des heiligen Vaters zu vernehmen, welche die Errichtung neuer Bisthümer in den Städten Santa Fé, Taos, Albuquerque, Pasto del Norte, für Neu-Mexiko; und zu San Francesco, Monterey, San Bonaventura, Yerba-Buena und San Diego für Californien verkündet.

XLVIII.

Zeichen der Zeit.

Die junge italienische Presse und ihr Jugendrausch. — Ihre Verirrungen. — Die Denunciationen. — Toscana's Aussichten. — Die Censurkrise in Rom. — Der Contemporaneo und der katholische Eifer der Kölnischen Zeitung gegen die Rhein- und Moselzeitung. — Die katholische Partei. — Der Bürgerkrieg in der Schweiz. — Neuenburg. — Basel. — Solothurns Schmach. — Der Kanzler Amrhyn. — Der Beginn des Kampfes. — Pfarrer Moglia von Versoir. — Cherbuliez über die Jesuiten. — Die Allgemeine Zeitung und ihre Haltung in der Schweizer Frage. — Der tyrannische Radikalism. — Napoleon an die Urkantone.

Bekanntlich ist in Folge des Umschwunges der Dinge jenseits der Alpen die Saat der jungen italienischen politischen Presse über Nacht in so gesegneter Fülle aufgeschossen, daß die munteren Vögel, die kaum dem Ei entschlüpft sind, ihres jungen Lebens sich freuend, die Federn aufblasen und die Flügel schütteln, und in harmonischen und unharmonischen Tönen die Welt jubeltrunken von ihrem Daseyn in Kenntniß setzen. Wer wollte ihnen das verargen? Wen könnte das Wunder nehmen? Es ist ja eine Erscheinung, wie sie immer wiederkehren wird. Der junge Lieutenant, der seine neue Uniform angelegt, pflegt ja auch nicht selten damit durch die Straßen, den Säbel schleppend, auf und ab zu stolziren. Die Vorübergehenden lächeln und denken, man muß ihm die kurze Freude nicht stören, er wird's von selbst schon bald wohlfeiler geben.

Die italienische Presse befindet sich in ihren grünsten Tölpeljahren, und in dieser Zeit pflegen die Prätensionen selbstgefälliger Unerfahrenheit eben so groß und laut zu seyn, als die Verdienste und die Erfahrungen dermalen noch klein und unscheinbar sind. Arglos und vertrauensvoll gibt sich die jugendliche Begeisterung jedem feurigen Führer und schlauen Verführer hin, der sie hoch über die steilsten Berge in das Zauberland ihrer Träume und Hoffnungen zu führen verheißt. Keine bitteren Erfahrungen haben sie noch über die Abwege und Abgründe, die Mühsale und Entbehrungen und die getäuschten Hoffnungen belehrt; voll des süßen Weines ihrer zukunftreichen Begeisterung weiß sie das Erreichbare von dem Unerreichbaren noch nicht zu unterscheiden; vorwärts! vorwärts! lautet der Wahlspruch; was schimmert und flimmert, dem springt sie laut jubelnd nach; Haß und Liebe glühen noch im ersten leidenschaftlichen Jugendfeuer, das noch kein Maß und Ziel kennt. Was der reifere Mann längst durchgemacht hat, was er nach seinem rechten Werthe zu würdigen weiß, indem er das Wahre von dem Falschen durch schmerzliche Erfahrungen zu unterscheiden lernte, das ist ihr noch Alles funkelnagel neu, sie stolzirt damit, einem Triumphator gleich, einher, und eben erst der Wiege entsprungen, glaubt sie sich schon berufen, die ganze Welt mit ihrer Weisheit zu belehren, und zu ihrer Vortrefflichkeit zu bekehren.

Dieß ist der Zustand nicht nur der jungen italienischen Presse, sondern eines großen Theiles der italienischen Jugend überhaupt, in soweit der Pesthauch eines ungläubigen, sein Ziel mit selbstbewußter Kälte durch Lug und Trug verfolgenden Radikalismus ihre Begeisterung noch nicht vergiftet hat.

Leider aber ist der Einfluß dieses Radikalismus, so wie auf den Gang der Dinge im Allgemeinen, so auch auf die Thätigkeit der italienischen Presse insbesondere nicht zu verkennen. Statt zu beruhigen, trägt auch sie das Ihrige bei, aufzuregen; statt aufzuklären, schmeichelt sie nur zu oft den Leidenschaften und Vorurtheilen der Menge; statt den noth-

wendigen und heilsamen Reformen die Bahn zu ebnen, und ihre Anhänger mit den Pflichten und Opfern, die das begonnene Werk fordert, vertraut zu machen, treibt sie die Dinge mehr und mehr einem Umsturze entgegen, der alle Autorität begräbt. Hätte sie, statt der eingebildeten Gefahr vor Oesterreich das Wort zu reden und einen Kreuzzug gegen die ungefährliche Besatzung von Ferrara zu predigen, und die Leidenschaften der Menge noch mehr zu entflammen, in einer Rechtsfrage eine rechtliche Entscheidung gefordert, und statt Politik im Großen und Allgemeinen auf eine unfruchtbare Weise zu treiben, hilfreiche Hand an die inneren Schäden gelegt, sie würde das Werk des heiligen Vaters bereits weiter gefördert und seinen wohlgemeinten Absichten besser entsprochen haben. Die „große Verschwörung", die von Monat zu Monat kleiner geworden ist, und woran Oesterreich ebenfalls nicht den geringsten Antheil angeblicher Weise hatte, ist ein anderes Phantom, das die Journalistik mit herauf beschwören helfen, während die Winkelpresse, im Dienste einer radikalen Inquisition, ihre Opfer der Volksrache so lange bezeichnete, bis Pius IX. sich genöthigt sah, ihrer blutgierigen, aufrührerischen Stimme Schweigen zu gebieten. Ein Endurtheil ist in der, mit so vielem Geräusch begonnenen Sache immer noch nicht erfolgt, und während es jüngst hieß, man trage Bedenken, die Gefangenen wegen der aufgeregten Leidenschaften der Menge frei zu geben, berichtete hinwiederum ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung, der uns Deutschen auch einen besseren Dienst erweisen könnte, als den capitolinischen Gänserich zu machen, es habe sich nun „die Meinung" in Rom gebildet: man sei der rechten Rädelsführer gar nicht einmal habhaft geworden; die wahren seien noch verborgen; wolle man der Sache auf den Grund gehen, so würden dadurch vierzig oder sechszig der ersten römischen Familien compromittirt werden, was man, natürlich aus Schonung, nicht thun wolle. Dieß ist eine Insinuation, würdig der Denunciationen der Winkelpresse zur Zeit ihrer schönsten Blüthe. Der Correspondent der

Allgemeinen, der diese Version mittheilte, ohne auch nur eine Sylbe zu ihrer Beurtheilung beizufügen, hätte sich nur erinnern dürfen, daß die Männer, deren Namen die sogenannte „Meinung“ als Verschwörer an die Straßenecken anschlug, gleich anfangs selbst um eine gerichtliche Untersuchung zur Bewährung ihrer Unschuld und zur Beschämung der Denuncianten nachsuchten, und im Bewußtseyn ihrer Schuldlosigkeit nur das strengste Recht und keine Gnade, die wie ein ewiges Makel auf ihnen gelastet hätte, begehrten.

Zu welchem Aeußersten auf diese Weise die Dinge kommen müssen, davon bietet Toscana gegenwärtig schon ein trauriges Beispiel: der Volksaufruhr dictirt dort auf den Straßen und Plätzen die Reformen; er gerirt sich als die höchste Souverainität, deren heutiges Geschrei sich morgen als Staatsgesetz geltend macht, und dafür übermorgen noch zum Hohne aller Autorität in der öffentlichen Presse das Lob einer bewundernswerthen Mäßigung und Gesittung gnädigst in Empfang nimmt. Tritt hier nicht bald eine entscheidende Wendung ein, so ist die Reform in das Stadium der erklärten Revolution getreten, und das Land wird über kurz oder lang zu seinem Unglücke erkennen, daß die finsteren Gewalten der Tiefe, sind sie einmal entfesselt, sich nicht durch Zeitungsphrasen und Vivas ihre blutige Beute entreißen und in die alten Fesseln schlagen lassen. Ueber hemmenden und störenden Einfluß von außen konnte man sich hier bisher nicht beklagen. Oesterreich, das für seine Dienste, wenn es von wankenden Regierungen um Hülfe angegangen wurde, zuletzt nur Haß und Undank für alles vergossene Blut und seine aufgewendeten Kosten einärndtete, hat sich, wie es scheint, auf die Selbstvertheidigung gegen den Andrang der Revolution beschränkt; dafür bemühen sich Frankreich und England ihre uneigennützige Hülfe anzubieten. Innere Auflösung, innere Zwietracht, innerer Kampf, Demagogen- und Pöbelherrschaft, Einmischung und Bevormundung durch selbstsüchtige Fremde sind die wenig tröstlichen Aussichten, die sich hier den Vaterlandsfreunden auf der eingeschla-

genen Bahn darbieten. Den römischen Blättern, die etwas gemäßigter als die toscanischen sind, ist diese Gefahr in der That nicht entgangen, sie machten darüber ihren Klagen und Besorgnissen Luft. Allein auch sie haben in ihren Censurverhältnissen eine Krise hervorgerufen, vor der sie sich durch einige Mäßigung und mehr Einsicht in die Bedürfnisse der Gegenwart und Berücksichtigung der Schwierigkeit der Umstände hätten bewahren können. Der bekannte Artikel in dem Contemporaneo gegen die sogenannte „katholische Partei" gab den Ausschlag. Alle Blätter des antikirchlichen Liberalismus und Radikalismus jubelten laut auf, als dieser Artikel erschien. Den Katholiken, die für den Glauben und die Rechte ihrer Kirche auf wissenschaftlichem und politischem Gebiete gestritten, wurden sogleich die banalen Phrasen zugerufen: „Wir sagten es euch ja lange, daß ihr katholischer seyn wollt, als der Papst selbst; ihr seyd eine ehrgeizige, intolerante, fanatische Coterie, die überall den Frieden stört; Rom selbst sagt sich nun von euch los, da habt ihr seine eigene Erklärung, die wir euch zur Beherzigung empfehlen." Es war rührend, zu hören, mit welchem heiligen Eifer Blätter, denen sonst Rom als eine auswärtige gefährliche Macht galt, und die alles Römische, alles Katholische, wo es sich im Leben oder in der Wissenschaft äußert, bald offen, bald verdeckt, zum Besten des ungläubigsten Indifferentismus, bekämpfen, plötzlich an die Stimme von Rom appellirten. Auch die Kölnische Zeitung, die mit ihrer lichtfreundlichen Redaction die Kirchenluft sonst nicht vertragen kann, begab sich unverweilt auf die Romfahrt, und von römisch-katholischem Eifer glühend, hielt sie der Rhein- und Moselzeitung und der ganzen sogenannten „katholischen Partei" eine derbe Strafpredigt, um ihr, im Namen Seiner Heiligkeit, mit Bezug auf den gepriesenen Artikel in dem Contemporaneo, die Augen darüber zu öffnen, was und wer eigentlich katholisch sei. Daß das römisch-katholische Blatt des Herrn Du Mont den rheinischen Sonderbündlern und ihren Freunden und Gesinnungsgenossen in allen Ländern nicht mit einer Excommuni-

cationsbulle und einer Executionsarmee nach Weise der ihm so befreundeten radikalen Zwölfermajorität in der Schweiz drohte, war eine Großmuth, welche die Rhein- und Moselzeitung gewiß nicht verdient hatte. Diese ließ sich inzwischen durch die römisch-katholische Autorität des Contemporaneo im Munde des indifferentistischen Blattes nicht irre machen, sie erwiederte unter Anderem:

„Von der Mosel, 24. Oct. Die „„Kölnische Zeitung““ hat ihr so standhaft verfolgtes System des Ignorirens entgegenstehender Tendenzen und Gründe in ihrer jüngsten Nummer der „„Rhein- und Moselzeitung““ gegenüber einmal ausnahmsweise verläugnet, und wir wissen ihr deshalb um so aufrichtigern Dank, weil es sich dießmal um eine große, um eine wahre Lebensfrage handelt, — um den Begriff und das Wesen der „„katholischen Partei.““ Wir verzichten hier gerne auf das kleine Vergnügen, die mannigfachen Verkehrtheiten und Gehässigkeiten zu besprechen, welche sich in dem leitenden Artikel der „„Kölnischen Zeitung““ finden, — wir wollen nicht mit ihr darüber streiten, ob es moralisch möglich sei, daß Gioberti, der sich so lange in Brüssel aufgehalten, die belgischen Parteistellungen mit so armseliger, nakter Unkenntniß im „„Contemporaneo““ habe entstellen können, — wir ziehen es vor, in die Sache selber einzugehen und die Principien zu besprechen. Der „„Contemporaneo““ und mit ihm die „„Kölnische Zeitung““ erklären das Daseyn einer katholischen Partei nicht bloß für hinderlich, störend, fatal, — das wollen wir ihr schon auf's Wort glauben, — sondern für „„verbrecherisch““, „„für einen unwürdigen Mißbrauch der Religion““, ja „„für eine Verläugnung des Katholicismus selber, der da keine anderen Waffen kenne, als die Geduld, die Sanftmuth, die Wahrheit, die Gnade.““ Wir trauen in der That unsern Augen nicht, den katholischen Inhaber einer mit ganz anderen Waffen kämpfenden Zeitung hier eine Herrnhuterdogmatik aufstellen zu sehen, welche in der That beinahe an die vom gefeierten Hrn. v. Vincke auf dem Landtage debitirten ineptèn Bibelerklärungen erinnert. Was ist denn eine katholische Partei anders, als die bewußte oder unbewußte Einheit aller derjenigen Katholiken, welche die ihrer Kirche rechtlich oder verfassungsmäßig zustehenden äußeren Rechte vertheidigen, und

welche Katholiken bleiben wollen, ohne darum ihre politischen Rechte, die Theilnahme an allen Ehren, Würden und Vortheilen der Staatsgesellschaft aufgeben zu müssen. Ist dieses nicht der Begriff der katholischen Partei in Irland, die da die Emancipation bereits erzwungen hat, und mit Gottes Hülfe dem starren englischen Protestantismus noch weitere Rechte, ja die endliche Lösung der Sklavenketten abzwingen wird, welche um das irische Helden- und Martyrervolk geschlagen sind? Was fordern die treuen Urkantone der Schweiz von ihren ausgearteten, verbastarden Halbbrüdern der Neuschweiz anders, als daß man sie in der freien Uebung ihres Glaubens, in dem Besitze ihres wohlerworbenen Kirchen- und Klostergutes, in dem Rechte der Berufung eines von dem großen Papste Pius IX., wie von der ganzen Kirche anerkannten Ordens belasse, so wie auch sie dasselbe Recht einem jeden Kantone stets anerkannt haben, — selbst damals, als man nach Zürich einen Hrn. Strauß als Professor protestantisch-christlicher Theologie berief! Was will endlich die katholische Partei in Belgien anders, als Autonomie der Kirche innerhalb ihres Rechtsgebietes, gegenüber dem modernen Voltairianismus und Pseudoliberalismus, dessen Art es allenthalben ist, unter der heuchlerischen Maske der Freiheit alle diejenigen zu unterdrücken, die da nicht ihren antichristlichen Fanatismus theilen, sondern Christen und gleichberechtigte Staatsbürger bleiben wollen! — Dieses sind die Tendenzen der katholischen Parteien dreier Länder, wir könnten noch Frankreich hinzufügen, wo dieselbe Partei gemäß dem ausdrücklichsten Wortlaute der Charte ein die Freiheit des Unterrichtes garantirendes Gesetz fordert; — wir fragen hier, wie überall, worin denn wohl das Ungeheuerliche, Verbrecherische, Antichristliche jener Partei liege, die da den schlechten Parteien gegenüber das Recht und die Religion oder, besser gesagt, das gleiche Recht der katholischen Religion mit dem Protestantismus, dem Anglikanismus und dem Voltairianismus behauptet und vertritt! Diese katholische Partei findet sich allenthalben, wo es echte, recht- und ehrliebende Katholiken gibt, denn an Veranlassung zu heißem Kampfe fehlt es leider nirgends. Wir fragen die „„Kölner Zeitung““ wiederholt, ob wohl ihr politisches Glaubensbekenntniß von einem wahren Katholiken nur Geduld und Sanftmuth fordern, — ob der Katholik ohne unwürdigen Mißbrauch der Religion sich gerade seiner Reli-

gion wegen müsse mundtodt erklären, — oder ob er nicht vielmehr mit seinen Glaubensgenossen, d. h. als katholische Partei, jeder Ungebühr mit allen rechtlich und moralisch zulässigen Mitteln wehren dürfe und müsse? — Dieß ist die Frage, warum es sich handelt, und nur das sinnverwirrende Wortgeklaube unserer Journalistik kann sie verwirren. — Wir fragen schließlich die „„Kölner Zeitung““, was sie wohl von den protestantischen Parteien Deutschlands und vom Gustav-Adolphsvereine halte? — was von der protestantischen Partei in Rußland, die da ihren Glauben vor dem Alles überfluthenden Cäsaropapismus retten möchte? — Wir bitten die „„Kölner Zeitung““ nicht gerne um etwas, weil die Gefahr der Fehlbitte allzu nahe liegt; — wir wagen dennoch die Bitte, ihre zum voraus gegebene Erklärung, fernerhin nicht zu antworten, auch dießmal noch fallen zu lassen, damit sie uns sage, wie und worin wir denn eigentlich irren!“

Unglücklich inzwischen, wie die Kölner Zeitung in ihrer Polemik zu seyn pflegt, erschien nun die Protestation des heiligen Vaters gegen den als echte katholische Lehre gepriesenen Artikel des Contemporaneo. Werden die Liberalen nun diesen Entscheid, daß sie irren, anerkennen? werden sie mit gleichem Eifer, wie sie sich auf die römische Autorität bezogen, sich nun auch ihr unterwerfen? Allem Anscheine nach so wenig, wie die radikale Zwölfermajorität in der Schweiz, die auch fort und fort dem Sonderbund vorwarf, er sei katholischer, als der Papst, und es handle sich nicht um einen Angriff gegen die katholische Religion, in der Stunde der Entscheidung, als der Sonderbund sich nun wirklich bereit erklärte, die Frage der Klöster und Jesuiten dem gepriesenen Kirchenfürsten zu unterwerfen, in kaltem Tone erwiederte: der Papst sei eine fremde Macht, der man also die Entscheidung, ob ein Institut katholisch sei oder nicht, durchaus nicht, und selbst nicht auf die Gefahr hin, daß ein Bürgerkrieg entstände, anheimstellen könnte. Die Correspondenten der Allgemeinen Zeitung ihrer Seits trösteten sich anfänglich damit, daß die Protestation gegen den Contemporaneo doch nur eine halboffizielle sei; als aber die Entlassung des Censors keinen Zweifel mehr über ihren Charakter ließ, da

hieß es: es zeige sich hierin, daß die Jesuiten wieder Einfluß gewonnen, es sei eine Nachgiebigkeit, oder offen gesprochen, eine Concession der Schwäche, gegen die drängenden Insinuationen des Auslandes (Oesterreichs?), und endlich, als Pius IX. seinen Unwillen über die Demonstration der Journalisten, wobei sich auch Civicisten in Uniform betheiligten, ausgedrückt, da fing einer der Correspondenten, deren Mund bisher nur von Lob überfloß, an, von einer gewissen Heftigkeit im Charakter des heiligen Vaters zu sprechen. Wie sich uns denn überhaupt allgemach die Bemerkung aufdrängt, daß die, welche früher mit vollen Backen in die Lob-Posaune gestoßen, nun, da sie glauben, so ziemlich das Aeußerste erreicht zu haben, auffallend kühler und lakonischer in ihrer Beurtheilung werden.

Unterdessen hat der schweizerische Radikalismus seinen frevelhaften, widernatürlichen Bürgerkrieg begonnen. Eidgenossen führt er heran gegen Eidgenossen, Freunde gegen Freunde, Glaubensgenossen gegen Glaubensgenossen, Brüder gegen Brüder. Das soll die Sühne dafür seyn, daß unter seinen Augen zweimal die Freischaaren sich aus den öffentlichen Zeughäusern ausrüsteten, und ungehindert in das Gebiet der Bundesbrüder einfielen; ja der General, der an der Spitze der Frevler stand, der darum als Friedensbrecher aus dem eidgenössischen Kriegsrath ausgestoßen ward, er erröthet nun nicht, als Bundespräsident die Proclamation des Bürgerkrieges zu unterzeichnen. Und um diesem neuen radikalen Kreuzzuge den Schein der Legalität zu geben, dazu bedurfte es, daß so viele Verfassungen, deren Garantie der Radikalismus beschworen, auf illegalem Wege, durch brutale Gewalt, umgestoßen wurden. Die auf die Revolution gegründeten neuen Verfassungen hat er alsdann sofort wieder durch seinen Schwur garantirt, und mit ihrer Hülfe endlich, nach langem Hetzen und Wühlen, mit Mühe und Noth, seinen sogenannten legalen Majoritätsbeschluß, dem so viele himmelschreiende Illegalitäten vorangegangen, zusammengebracht, um als Sieger das Feuer des Bür-

gerkrieges anzuzünden. Das sind die Segnungen des Radikalismus, der den Völkern eine neue Morgenröthe der Freiheit und des Glückes, des Lichtes und des Fortschrittes so oft verheißen.

Das protestantische Neuenburg hat in den entscheidenden Berathungen der Tagsatzung zu Bern standhaft sich der Sache des unterdrückten Rechtes angenommen; es hat sich, allen Drohungen zum Trotz, geweigert, das brudermörderische Schwert in einer so ungerechten Sache zu ziehen. Ist seine Stimme, materiell genommen, auch von geringem Belang, so hat es doch Anspruch auf den Dank aller Freunde der Gerechtigkeit.

Auch Basel hat auf der Tagsatzung für das Recht seiner katholischen Bundesbrüder gesprochen; allein den drohenden Forderungen der Tagsatzung gegenüber hat es unter dem Geschrei des Straßenpöbels seine Ueberzeugung und das Recht mit lautem Protest zum Opfer gebracht, und seine Truppen endlich dennoch ausrücken lassen.

Auf der andern Seite dagegen hat wohl keine Gesandtschaft so ihre Stellung vergessen, und der Ungerechtigkeit noch den empörendsten Hohn gefühlloser Brutalität beigefügt, als Solothurn. Nur die unverantwortliche Indolenz der Katholiken macht es begreiflich, wie der dort herrschende Radikalismus in einer so verhängnißvollen Stunde, wo es sich darum handelt, daß Eidgenossen über Eidgenossen, Katholiken über Katholiken mörderisch herfallen sollen, im Namen eines katholischen Kantons eine so frevelnde Sprache führen durfte, eines Kantons, dessen heiligste Pflicht es gewesen wäre, das gezogene Schwert in den Händen der Brüder zurückzuhalten. Die Geschichte wird die Verantwortung, welche Solothurn durch solche schmachvolle Haltung in dem Augenblick der Entscheidung auf sich geladen, nicht sobald vergessen. Rühmend dagegen wird sie es gedenken, wie der eidgenössische Kanzler Amrhyn, von Luzern, ein Familienvater, dem keine Reich-

thümer zu Gebote stehen, so bald die Würfel des fluchwürdigen Bürgerkrieges gefallen, der die Eidgenossenschaft und seine nächste Heimath dem Abgrund entgegenführt, sein Amt seiner Ueberzeugung zum Opfer brachte. Die radikale Zwölfermajorität konnte nicht umhin, dem redlichen, gesinnungsfesten Manne die geleisteten Dienste zu verdanken. Hätten mehr Männer seines Charakters in dem großen Rath gesessen, die Soldaten von Basel würden ihre Waffen nicht durch das Blut eines ungerechten Bürgerkrieges beflecken, indem sie nun die Uebermacht der Unterdrücker auch ihrer Seits wider die Vertheidiger des Rechtes, die Gründer des Bundes, verstärken.

Der unheilvolle Kampf hat unterdessen bereits begonnen. Die ersten Opfer, zwei junge Offiziere, Balthasar von Luzern, der Letzte eines alten Geschlechts, und Arnold von Altdorf, sind in der Blüthe der Jugend auf den Höhen des Gotthards von der Hand ihrer Glaubensbrüder durch die Kugeln von Gemsenjägern aus dem sichern Felsenversteck gefallen. Und über den Gräbern solcher Schlachtopfer, denen noch tausende auf beiden Seiten folgen können, träumt der Radikalismus in seinem Wahnsinn, werde die Versöhnung und Eintracht, das Glück und die Stärke der Eidgenossenschaft nach innen und außen erblühen! Die Stimme eines von dem Unglück des zerrissenen Landes ergriffenen Mannes drückte sich jüngst in der Karlsruher Zeitung über diesen Beginn des Trauerspiels also aus:

„Nicht in der Nähe belebter Städte, nicht in den bewohnten und bebauten Niederungen des Landes war es, wo der unheilvolle Bürgerkrieg seinen Anfang nahm; — inmitten der großartigsten leblosen Alpennatur, fern vom eitlen Getriebe der Menschen, da, wo sonst die Leidenschaften schweigen, und Gefühle der Bewunderung und Andacht das Gemüth erfüllen, wo der Mensch mit all seiner Macht und Größe verschwindend klein erscheint, da brach das Ungewitter los, das der Parteigeist im Laufe der letzten Jahre heraufbeschworen. Wo dasselbe sich noch entladen, welche furchtbare Verheerungen es verur-

sachen, wo und wann es enden wird, das ist selbst dem weitsichtigsten Auge verborgen, noch in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Allem Anscheine nach wird sich aber das blutige Drama rasch entwickeln, und in wenigen Wochen schon werden die Ueberlebenden wissen, welchem Ziele das Schweizerland entgegeneilt, — welches seine Geschicke in der nächsten Zukunft seyn werden. Daß allen wahren Freunden des Vaterlandes das Herz blutet beim Anblick des begonnenen Bruderkampfes, daß dieselben mit tiefster Bekümmerniß, mit der allerbangsten Besorgniß in die Zukunft blicken, ist überflüssig zu sagen."

„Gestatten Sie mir noch, anstatt von Kriegsmaßregeln zu berichten, einige Bemerkungen anderer Art zu machen. Ein Land zu sehen, wo das Gräßlichste, was ihm widerfahren kann, eben im Anzuge begriffen, wo die allernächste Zukunft vom dicksten Dunkel umgeben ist, wo man sich jede Stunde der erschütterndsten Ereignisse zu gewärtigen hat, wo nicht nur Tausende von Individualexistenzen, sondern selbst der Bestand von Gemeinwesen, die seit Jahrhunderten geblüht und glücklich gewesen, auf dem Spiele stehen und mit Vernichtung bedroht sind, — ein Land zu sehen in einem solchen Augenblick, gewährt selbst dem Fremden und Unbetheiligten einen schauerlich interessanten Anblick; und wie muß ein so beschaffenes Land erst Dem erscheinen, der ein Bürger desselben ist, dessen Geschicke auf's engste mit demjenigen eines so beklagenswerthen Gemeinwesens verknüpft sind."

Der Radikalismus hat es aus guten Gründen nicht gewagt, die Frage des Bürgerkriegs dem Volke vorzulegen, weil er gewiß war, daß das Volk mit immenser Majorität sein fluchwürdiges Werk verdammen würde; je mehr aber der Terrorismus, der von Bern und Zürich ausgeht, bemüht ist, jede freimüthige Aeußerung der Volksgesinnung durch Landjäger und Prozesse zu unterdrücken, um so größere Anerkennung verdienen Männer, die ihre Stimme mit muthiger Hingebung

für die Unterdrückten wider die mächtigen Zwingherren erheben. Ehrenvoll haben öffentliche Blätter in dieser Beziehung des katholischen Pfarrers von Versoix gedacht. Als der Maire im Auftrage des Staatsrathes sich bei dem Pfarrer über eine Predigt erkundigte, die er am 10. October beim Pfarrgottesdienst gehalten, und die der Behörde als hochverrätherisch denuncirt worden, da antwortete der unerschrockene Priester:

„Herr Maire! In Antwort Ihres Schreibens von heute habe ich die Ehre, Ihnen zu bestätigen, daß ich, mit Ausnahme einiger unwesentlicher Unrichtigkeiten, in dem Sinne selbst noch nachdrucksamer gepredigt habe, als ich angeschuldigt bin. Ich habe verschiedene Beweisgründe aufgestellt, daß, wenn der Krieg gegen die sieben katholischen Cantone ausbreche, derselbe ein ungerechter, unbilliger, gottloser Krieg sei; daß dieses eine Sünde wäre, die um Rache gegen Himmel schreien und einen ewigen Schandfleck jener Nation aufdrücken würde, welche sich dieselbe zu Schulden kommen ließ, und daß somit katholische Soldaten einem solchen Militäraufgebote nicht gehorsamen könnten; daß solche, welche an einem Angriffe gegen unsere katholischen Miteidgenossen Theil nehmen würden, den Fluch der Kirche verdienten, und wenn sie auf dem Schlachtfelde stürben, zu fürchten hätten, ihrer Seligkeit verlustig zu werden. Das ist wahr, ich habe dabei auf die Treue der Verfassung und auf den Gehorsam gegen die neue Regierung gedrungen in allem, was der ewigen Gerechtigkeit, die aus Gott kommt, nicht zuwider geht; allein ich habe hinzufügt, wenn der Kaiser sich über das Gesetz Gottes erheben wolle, so dürfe man hierin nicht unschlüssig seyn, man müsse dem Kaiser nicht gehorchen, sondern Gott geben, was Gottes ist. Ich habe zu verstehen gegeben, daß ich aus Eingebung meines Gewissens so gesprochen, um meine geistliche Hirtenpflicht zu erfüllen, und ich habe im Voraus meinen Pfarrkindern erklärt, wenn sie mich auch wegen der Freimüthigkeit, womit ich mich ausgesprochen, in Mitte von Landjägern aus ihrem Dorfe weg und in's Gefängniß abführen sehen sollten, ich diesen Tag unter die glücklichsten meines Lebens zählen würde. Das ist die Antwort, Herr Maire! welche ich Ihnen auf die Ihnen anbefohlene Erkundigung abzugeben habe. Ich verbürge Ihnen sowohl den Sinn, als beiläufig die gleichen Ausdrücke. Ich bevollmäch-

tige Sie, die Sache ganz so dem Staatsrathe zu hinterbringen. Empfangen Sie 2c. Moglia, Pfarrer."

Zum würdigen Seitenstück dieses heldenmüthigen Zeugnisses für die Gerechtigkeit freut es uns, protestantischer Seits hier das Urtheil über die Jesuitenfrage mitzutheilen, welches ein protestantischer Schriftsteller jüngst in der Revue nouvelle veröffentlicht hat. Es ist derselbe Hr. Cherbuliez, der lange Zeit an der Spitze des Fédéral de Genève eine systematische Opposition gegen die Freiheit der katholischen Kirche machte. In der Frage, die einen Hauptvorwand zu dem unseligen Bürgerkrieg hergeben mußte, läßt er sich also vernehmen:

„Sagt man einem Franzosen, daß die Jesuiten sich in der Schweiz niedergelassen, so meint er sogleich, daß dadurch die ganze Eidgenossenschaft gefährdet sei, und doch ist nichts irriger; denn der Ausdruck, die Jesuiten haben sich in der Schweiz niedergelassen, ist entweder ohne Sinn, oder er bezeichnet die Sache ganz äußerlich ohne weitere Folgerungen."

„Da in Allem, was den öffentlichen Unterricht, die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, das Verhältniß von Kirche und Staat betrifft, ein Kanton völlig unabhängig vom andern ist, so sind die Jesuiten moralisch und politisch nur in den Kantonen eingeführt, wo sie aufgenommen wurden, und diese Aufnahme erleichtert ihnen die Einführung in andere Kantone nicht mehr, noch macht sie eine solche wahrscheinlicher, als seien sie in einem Nachbarstaate, z. B. in Frankreich aufgenommen worden."

„Dieß fühlte und dachte Jederman, ohne Ausnahme, in der Schweiz bis zum Jahre 1844, obschon die Jesuiten seit 1818 in Freiburg, in Wallis schon länger, und in Schwyz, wenn ich nicht irre, seit 1835 eingeführt waren. Noch mehr, als auf der Tagsatzung 1844 der Gesandte von Aargau zum Erstenmale die Ausweisung der Jesuiten durch Bundesmaßregeln beantragte, und der Plan ihrer Einführung in Luzern allbekannt war, ward der Antrag nur von Basel-Land unterstützt,

alle andern Gesandtschaften, besonders die Stände Bern, Waadt und Thurgau, die heute so entschieden für die Ausweisung sind, widersetzten sich ohne Zögern in einer Weise, wie bisher die Sache von all ihren Committenten aufgefaßt wurde."

„Mit dieser Frage ist die Rechtsfrage eng verknüpft; denn diejenigen, welche der Gewalt des Bundes das Recht zusprechen, die Jesuiten auszuweisen, stützen sich wesentlich auf den Artikel VIII. des Bundes, welcher die Tagsatzung beauftragt, für die äußere und innere Sicherheit der Schweiz zu wachen; dann nehmen sie noch nebenbei den Artikel I. zu Hülfe, durch welchen die verbündeten Stände sich gegenseitig ihre Constitutionen gewährleisten. Außer diesen zwei Bestimmungen ist nicht ein Wort im Bundesvertrag, aus welchem man nur irgend einen Beweis zu Gunsten dieses angeblichen Rechtes ziehen könnte."

„Sollten die Jesuiten seit 1844 die innere oder äußere Ruhe der Schweiz gestört haben? Ward die Verfassung Luzerns durch ihre Einführung verletzt, wie es von den Luzerner Verbannten vorgegeben wird, die sich auf die Garantie berufen? Sollte die radikale Partei, die diese beiden Punkte mit Ja beantwortet, ihre Ueberzeugung nicht wirklich auf gegründete Beweise stützen? Sollten sie im Stande gewesen seyn, mit bloßen Anschuldigungen die eine Hälfte der Schweiz gegen die andere aufgeredet und aufgehetzt zu haben?"

„Um in diesem Punkte die Neugierde der Leser in Frankreich zu befriedigen, befinde ich mich in der unangenehmen Lage eines Reisenden, der unerhörte und unglaubliche Dinge, die aber dennoch wahr sind, vor ernsten Zuhörern erzählen soll. Weiß man auch von vornherein, daß der Radikalism in der Verneinung aller Vorschriften der Gerechtigkeit und Moralität besteht, so gibt es doch einen gewissen Grad von Unredlichkeit und Schamlosigkeit, den ehrliche Leute nur mit äußerstem Widerstreben für möglich halten."

„Wer wollte zum Beispiel glauben, daß in allem dem,

was gegen die Jesuiten in der Schweiz gesagt und geschrieben worden, nicht ein erwiesenes Wort, nicht eine bestimmte Thatsache ist, die auch nur den Schatten einer Schuld zu einer Anklage begründen könnte. Und doch ist dieß die reine Wahrheit. Vergeblich wurde die radikale Partei öfters aufgefordert, eine Thatsache, nur eine Thatsache zu bezeichnen; man verlangte keine Verbrechen, kein strafbares Vergehen, nur ein Wort, einen Buchstaben, irgend ein Verfahren der Jesuiten, welches dahin zielte, die innere oder äußere Sicherheit der Schweiz zu stören, oder sie auch nur zu gefährden drohte. Aber nichts dergleichen konnte aufgebracht werden."

„Die radikale Partei fuhr mit ihren allgemeinen Anklagen fort: „„Da die Gesellschaft Jesu einem auswärtigen Haupte untergeben ist, bedroht sie die äußere Sicherheit der Schweiz. Die Gesellschaft Jesu ist der erbittertste Feind des Protestantismus und der Gewissensfreiheit, folglich gefährdet sie die innere Sicherheit der Eidgenossenschaft. Die Gesellschaft Jesu ist mit den conservativen Regierungen und der Aristokratie im Bunde gegen das Volk und die Demokratie. Wird sie in dem Vorort Luzern eingeführt, so wird sie die Bundesautorität beherrschen und die ganze Schweiz unter ihr Joch bringen.""

„Wir wollen nur im Vorübergehen bemerken, daß die auf die Einrichtung und den Zweck des Ordens gegründeten Vorwürfe, sich mit dem gleichen Rechte auf die ganze römische Kirche anwenden ließen. So wäre hiermit dieser Kirche, dem Katholicismus selbst, der Krieg erklärt. Die katholischen Kantone haben dieß nicht ohne Grund geglaubt. Denn sie wissen, daß die Gesellschaft Jesu keinen andern Zweck, als die Ausbreitung und den Triumph des Katholicismus hat, dessen eifrigste Verfechter, gewissermaßen dessen Vorposten die Jesuiten sind."

„Was den Vorwurf: als sei die Verfassung Luzerns verletzt worden, betrifft, so genüge nur ein Wort zur Rechtfertigung. Das Volk hat nach dieser Verfassung ein unbedingtes Veto bei

allen Erlassen des großen Rathes. Und da das Volk, diesem Rechte gemäß, zur Erklärung über den Vertrag mit den Jesuiten aufgefordert wurde, hat es alles Geschehene mit großer Majorität angenommen und bestätigt. Und in diesem Punkte ward die Verfassung von dem Souverain ausgelegt, von dem sie erlassen ward. Und kommt es nun Individuen oder fremden Regierungen zu diesen Entscheid zu vernichten? Es ist dieß eine derjenigen Fragen, die nur einer klaren Darlegung bedürfen, um entschieden zu werden." —

Diese Unbefangenheit des Urtheils im Munde eines Protestanten ist um so dankenswerther, je seltener wir ihr begegnen. Denn wenn es sich von den Jesuiten handelt, vergessen manche der Ruhigsten und Gemäßigsten auf der Gegenseite die ersten Grundsätze des Menschen- und Völkerrechts; gleichsam als rechtfertige der heilige Zweck des Kampfes wider den verhaßten Orden auch das unheiligste Mittel. Auch die Allgemeine Zeitung von Augsburg macht in dieser Beziehung keine Ausnahme. Wie die Radikalen auf ihren sogenannten freundeidgenössischen Freischießen einen Jesuiten auf die Scheibe malten, den sie im Interesse ihrer Toleranz und Bruderliebe den Kugeln der Schützen als Ziel vor Augen stellten, so sind die Jesuiten auch in den Spalten des Augsburger Blattes, wie es scheint, für vogelfrei erklärt, und den Büchsen ihrer radikalen Correspondenten zur Mißhandlung preisgegeben. Wir brauchen nicht erst darauf hinzuweisen, wie wenig diese Mißachtung und Mißhandlung der Ueberzeugung Andersgläubiger geeignet ist, den Frieden der Confessionen zu förderen, und welchen Werth diese gefühllose Freisinnigkeit hat, die nebenbei mit ihrer Toleranz groß thut, und uns gelegentlich die Parabel von den drei Ringen in's Gedächtniß ruft, oder die Gekränkten zum Beweis ihrer Unparteilichkeit mit dem Spruche ihres Indifferentismus tröstet: die Apostel seien nicht katholisch und Luther nicht lutherisch, und die Reformation eine katholische Entdeckung gewesen.

Dieß nöthigt uns, auf unsere gerechte Forderung zurück-

zukommen, die wir zum öfteren schon an ein Blatt gestellt, dessen Leser der größeren Majorität nach Katholiken sind, und dessen protestantische Redaction sich jederzeit ihrer Unparteilichkeit in religiösen und politischen Dingen rühmt. Wie ist es aber mit ihrer Unparteilichkeit verträglich, daß sie fort und fort in den unseligen Schweizer Wirren durch ihre fast durchgängig radikalen Correspondenten Oel in's Feuer gießen läßt?

Luzern wurde zweimal von den Freischaaren überfallen; einer seiner unbescholtensten, dem Volke theuersten Bürger, Leu, wurde im Schlaf an der Seite seines Weibes meuchlings von der radikalen Parteiwuth niedergeschossen; der Meuchelmord wurde mit gewissenloser Bosheit als Selbstmord ausgegeben; der Führer der Freischaaren wurde mit der rücksichtslosesten Parteiinsolenz auf den Präsidentenstuhl der Schweiz erhoben; dieser Präsident unterzeichnet die Kriegsproclamation der radikalen Majorität gegen Luzern als bundesbrüchig und rebellisch, und während nun die viermal stärkere Macht der aufgebotenen Milizen von allen Seiten heranziehen gegen Luzern und die Urkantone, die Gründer des Bundes, — die nichts verlangen, als den ungestörten Genuß ihrer alten beschwornen Freiheit, und die sich nie in das Kirchen- und Schulwesen der protestantischen Kantone eingemischt haben, — während dieß vor Aller Augen vor sich geht, gibt es die Allgemeine Zeitung zu, daß Angesichts aller dieser Atrocitäten die bedrängte Regierung von Luzern fort und fort von ihren radikalen Correspondenten als ein „verrottetes" tyrannisches Polizeiregiment begeifert und verlästert wird. Kaum vergeht ein Blatt, das nicht Angriffe auf den Kanton, seine Behörden und seine Priester enthielte. Rücksichten, die man dem Schwächeren schuldig ist, gelten nichts in den Augen dieser radikalen Hetzer von Correspondenten, denen der Bürgerkrieg noch hinreichende Muße gelassen, die Allgemeine mit ihren Artikeln zu versehen. Die Proclamation der Zwölfer brachte sie ihrem ganzen Inhalt nach, von der des Sonderbundes aber nur ein sehr kleines Fragment. Versteht sie also die Unparteilichkeit in Mit-

theilung öffentlicher Actenstücke, auf die das Publikum um so mehr ein Recht hat, da, wie sie selbst die Nachricht enthielt, die liberale Regierung von St. Gallen das Manifest des Sonderbundes verboten hat, da die eidgenössische Zeitung in Zürich zu erscheinen aufgehört, da kein Drucker den conservativen Independant in der Waadt mehr zu drucken wagt, und da auch in Bern der Volksfreund, Dank der radikalen Freisinnigkeit und den Verhaftungen ihrer Inquisition, sich zum Schweigen genöthigt sieht. So äußerst sparsam in Mittheilungen aus katholischen und conservativen Zeitungen, brachte die Allgemeine jüngst einen allerdings provozirenden Angriff aus der Zeitung für die katholische Schweiz. Allein, wenn dieser Artikel verwerflich war, warum mußte gerade sie wieder das Ihrige dazu beitragen, die Aufreizung durch seine Mittheilung noch zu steigern? Gewiß könnte man diesem einen Artikel zwanzig von unendlich gehässigerem und brutalerem Geiste aus der Journalistik der Gegenseite gegenüberstellen, die sein Erscheinen, wenn nicht rechtfertigen, doch erklärlich machen. Doch davon berichten ihre radikalen Correspondenten ihr nichts, und sie selbst läßt es sich auch eben nicht angelegen seyn, diese Lücke auszufüllen, wie die Pflicht der Unparteilichkeit es doch forderte.

Von dem Polizeiterrorismus, wie er gegenwärtig in Zürich und Bern und in einem guten Theile der radikalen Kantone herrscht, erfahren wir daher auch nur äußerst wenig; ja selbst das merkwürdige Aktenstück vom Professor Schnell über den auflauernden Berner Zwingherrengeist theilt ihre Censur den Lesern nur in einem kleinen Bruchstück mit. Während anderer Seits ihre Correspondenz es nicht unterläßt, darauf aufmerksam zu machen, daß der Nuntius von Luzern ein Verwandter Lambruschinis sei, und während „Ammanns Rächerschaar", — ein Name, den derselbe radikale Parteigeist für ein gewöhnliches Freicorps erfunden, der seinen Meuchelmord an Leu für einen Selbstmord ausgegeben — als eine stehende Schreckensfigur erscheint. Pater Roh ist und bleibt ihr nun einmal Oberleiter der Zeitung für die katholische Schweiz; die Radikalen im Café litté-

raire zu Zürich müssen das ja natürlich besser wissen, als die Jesuiten zu Luzern. Selbst der **Fragmentist** im fernen Anatolien gesellt sich diesem nobelen Kampfe bei; während der geistreiche „Schalk" uns mit combinirendem Scharfsinn die silbernen Bestecke auf des Sultans Tafel vorrechnet, während er, der omnia und quaedam alia weiß, uns die französischen und türkischen Leckerbissen, die er verkostet oder nicht verkostet, vorzählt, schmäht er „die **jesuitische Verstocktheit des Sonderbundes**", und spottet in der Weise seiner blasirten Frivolität über christliche Zucht und Sitte.

Glaubt indessen die Allgemeine, daß wir ihr mit diesen Bemerkungen zu nahe getreten, so sind wir bereit, wenn sie der Beweise mehr verlangt, ihr eine Blumenlese radikaler Floskeln zusammenzustellen, die sie in den jüngsten Monaten in Curs gesetzt, und über die sie vielleicht selbst erstaunen möchte. Es scheint uns darum auch an der Zeit, daß ein Bedürfniß endlich seine Befriedigung finden möchte, welches nicht bloß von katholischer Seite ausgesprochen wurde. Wir meinen die Gründung von **conservativen Beiblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung**. Dieselben müßten die Allgemeine Zeitung, wie sie dermalen mit starker Parteifärbung unter ihrer Redaction erscheint, voraussetzen, und hätten die Bestimmung: im conservativen Sinne das Mangelhafte ihrer Berichterstattung, das Ungenügende ihrer Journalauszüge, die Einseitigkeit und Engherzigkeit so vieler ihrer Correspondenten, und die Anzüglichkeiten in den Bemerkungen der Redaction selbst so viel als möglich auszugleichen. Ein Unternehmen dieser Art kann einer willkommenen Aufnahme bei vielen katholischen und conservativ-protestantischen Lesern versichert seyn; nicht nur die Politik, auch die Literatur, in deren Besprechung die gleiche Einseitigkeit vorherrscht, die äußeren wie die inneren Angelegenheiten, bieten ihm ein weites Feld der Wirksamkeit dar, und die Allgemeine Zeitung selbst, wenn es ihr wirklich um Vollständigkeit und Unparteilichkeit zu thun ist, würde ihm ihren Beifall nicht versagen können.

Es ist wahr die Allgemeine brachte jüngst (Num. 310. 6, Nov.) von Bern 3. Nov. einen trefflichen, gewichtigen Artikel, der dem Radikalism einen ernsten Beichtspiegel seiner treulosen „jesuitischen" Umwälzungspolitik vorhielt, die gelegentlich die Maske der Legalität vornimmt. Allein wie vereinzelt erscheinen solche Originalartikel gegen die Masse ihrer radicalen Correspondenzen! Und dann trug sie selbst sogleich Sorge, diesen weißen Raben in dem Inhalt als „eine conservative Stimme" zu bezeichnen. Zwei Tage später (Num. 312. 8. Nov. Beilage) brachte sie „*Von der Isar. 3. Nov." einen radicalen Artikel als Gegenwicht, den sie aber keineswegs in dem Inhalt als „eine radicale Stimme" bezeichnete; im Gegentheil der Einsender desselben, ein redeflüssiger philologischer *πολιτικος* vom Isarstrande, der sich bereits früher (Beilage 305) über die *πρώταρχος ἄτη* der Klosteraufhebung des Breiteren ergossen, versicherte sogar mit griechischer Treuherzigkeit, diese Stimme rühre von einem „wohlunterrichteten und eben nicht radicalen Schweizer" her und am Ende fügt er noch empfehlend hinzu: „So weit unser Schweizer, und weil es mir ganz wohl gesprochen schien, was er vorgetragen hat, habe ich mich beeilt, es zu weiterer Erwägung unter uns mitzutheilen." Hören wir nun aber den Mann selbst, so ist es eben nichts als der allergewöhnlichste, engherzigste, crasseste Radicalism, der die brutalen Gewaltthätigkeiten seiner Partei mit großen Phrasen und Sophistereien beschönigt, in derselben Weise, wie früher schon der Correspondent von St. Gallen. Was ist auch hier wieder der langen Rede kurzer Sinn anders als: der Sonderbund mag im Rechte seyn, allein er steht nicht wie wir auf der Höhe der Zeit, seine Stabilität, seine Freiheit widerstreitet dem Zeitgeist oder der „schnellen Zeitcultur", darum mit Feuer und Schwert auf den gefährlichen Rebellen los! bis er seinen stolzen Nacken unter das Joch der Freiheit beugt, wie wir dieselbe verstehen, und würde er auch über dem Kampfe todtgeschlagen. Der Sonderbund, Katholiken und Protestanten, Alles, was der revolutionären Strömung und ihrem Polizei-

despotismus in der Schweiz entgegentritt, das sind ihm „die Retograden" oder „das alte Regime." — „Lassen Sie sich nicht durch den Namen," spricht er warnend, „täuschen, mit dem es sich schmückt, indem es sich conservativ nennt. Gute und ehrenhafte Stoffe sind allerdings darin enthalten, wenn auch nicht gerade in dem Brennpunkt zu Luzern, aber z. B. in den notabeln und reichen Familien von Basel, in vielen christlich gesinnten und wohlunterrichteten Geistlichen, in einer Elite der höheren Stände zu Neuenburg; indessen, gegen die Massen gehalten, welche sich hinter ihnen schaaren, verschwinden sie so gut wie ihre Mäßigung gegen die der Partei eingeborne und nun heiß entzündete Leidenschaft." — Wir fragen, kann man vor dem Ausbruch eines Bürgerkrieges engbrüstiger und wegwerfender sprechen als dieser „wohlunterrichtete nicht eben radicale Schweizer". Die achttausend, „nicht notable und nicht reiche" Bauern auf der Schwyzer Landesgemeinde, die gelobten für die ererbte Freiheit ihrer Väter und den alten heiligen Glauben zu leben und zu sterben mit einer Begeisterung, daß es alle Umstehenden ergriff, was sind sie in den Augen dieses armseligen, hochmüthigen, unterdrückungssüchtigen Liberalismus? sie sind „Retograde", sie gehören zum „alten Regime" und „seinen Barbareien in Gefängnissen und vor Gerichten und seinen Bedrükkungen aufstrebender Geister", es sind Verführer oder im besten Falle Verführte, Fanatiker oder Schaafsköpfe. Hat aber dieser kein Recht achtende Parteigeist das Schwert gezogen, und trifft ihn seine Schärfe, dann klagt er über Grausamkeit und Hochverrath an der Menschheit, wie er jede Regierung der Tyrannei beschuldigt, die sein Privilegium der Revolutionirung nicht anerkennt und der Gerechtigkeit ihren Lauf läßt. Unterliegen die Radicalen, so sind wir schon darauf gefaßt eine ganze Reihe von Artikeln in der Allgemeinen in diesem Sinne zu lesen, wie wir sie nach den Freischaarenzügen lasen.

„Sofort wird Ihnen," also lautet das „wohlgesprochene Wort" von der Isar weiter „auch nicht zweifelhaft seyn, was

eigentlich das Ziel des Kampfes ist und was seine Folgen seyn werden, je nachdem die eine Partei siegt oder die andere. Kommt der Sonderbund durch sich und seine Anhänger in den Kantonen obenauf, so wird eine ähnliche Rückkehr zu dem Veralteten und Verrotteten, wie wir es in Luzern sehen, in den übrigen Kantonen eintreten, in Bern und Zürich obenan, und dann steht die ganze Errungenschaft unserer letzten zwanzig Jahre nothwendig auf dem Spiele." — Kann man wohl den Thatsachen kecker in's Gesicht schlagen als es hier geschieht? Wer ist der agressive Theil in diesem Kampfe, die Conservativen oder die Radicalen? Wer hat die Freischaarenzüge organisirt? Wer die Verfassung so vieler Kantone umgestürzt? Und wer begnügt sich nicht mit der Propaganda im Inneren, sondern macht die Schweiz zu einem großen europäischen Feuerheerde einer allgemeinen Revolutionirung und schleudert von hier seine Brandbriefe nach allen Richtungen in die angränzenden Länder? Wir überlassen es der Allgemeinen, diese Fragen ihrem Correspondenten zu beantworten, da sie ja selbst in ihrer Polemik gegen diese Brandstifter einen reichen Schatz von Erfahrungen gesammelt hat. — Möchte Angesichts des tragischen Kampfes, der in der Schweiz begonnen, die Gegenwart, statt ihr Ohr solchen elenden Sophistereien und Beschönigungen eines himmelschreienden Unrechtes zu leihen, lieber der Worte eingedenk seyn, die Napoleon in einer anderen sturmbewegten Zeit, da die Phrasenmacher zu Schanden wurden, über die Schweiz äußerte. Zu den Vätern dieses liberalen Geschlechtes, das heute im Vertrauen auf seine Uebermacht die Urkantone so schmählich mit Krieg überzieht, sprach der siegreiche Kaiser:

„Die kleinen Kantone sind es, welche ich achte; diese allein sind es, welche mich, so wie die übrigen Mächte Europas, zurückhalten, euch zu nehmen. Die übrige Schweiz ist ein Land, wie Frankreich, und welches ich nicht als die wahre und eigentliche Schweiz betrachten kann. Unter dem Schutze jener hat sich Helvetien gebildet. Ich will nicht, daß andere Kantone, die groß und reich geworden sind, die Meisterrolle

im Lande spielen. Nein, ich wiederhole es, den kleinen Kantonen habt ihr das Interesse zu verdanken, welches man euren Angelegenheiten trägt, und dieses Interesse will ich nicht aufgeopfert wissen um eines Constitutionsprojectes willen, welches ihnen ihre ganze Freiheit rauben, und den Bergbewohnern eine kostbare und unnütze Verwaltung geben würde. Die Verfasser eines solchen Constitutionsprojectes sind eben so inconsequent, als unsere modernen Metaphysiker. Auf der einen Seite wollen sie das Volk in seine Souveränitätsrechte wieder einsetzen, und auf der andern Seite berauben sie dasselbe seiner wahren und eigentlichen Rechte."

Noch eine Beachtung drängt sich uns zum Schluße auf. Ist dieser unnatürliche Krieg für Europa, in dessen Mitte frevelhafte Parteiwuth ihn entzündet, ein Scandal, so ist er für uns Deutsche insbesondere eine tiefe Beschämung. Der größeren Mehrzahl nach sind die Schweizer von unserem Blute entsprossen, sie gehörten einst unserem Reiche an, noch sprechen sie unsere Sprache; der österreichische Beobachter, die preußische Allgemeine Zeitung erkennen laut das himmelschreiende Unrecht an, das den Urkantonen geschieht, und doch vermag das Ansehen Deutschlands nicht, die entzweiten Brüder vom Kampfe abzuhalten, und die unterdrückte Minderheit vor dem Angriff der übermächtigen Bedrücker zu wahren. Menschen haben den Kampf begonnen, seine Entscheidung aber liegt in der Hand eines Höheren. Gottes Barmherzigkeit rette das Schweizerland!

XLIX.

Glaubensfreiheit und Parität.

(Ein Sendschreiben an einen protestantischen Rechtsgelehrten.)

Sie haben, verehrter Herr! bei dem Besuche, mit welchem Sie uns jüngsthin erfreuten, Worte des Friedens gesprochen, die wir wohl beherzigt haben. Auch werden Ihnen unsere, den allgemeinen preußischen Landtag betreffenden Artikel (im fünften und sechsten Hefte dieses Bandes), die, wie Sie wissen, zur Zeit Ihrer Anwesenheit sich bereits unter der Presse befanden, den Beweis geliefert haben, wie weit wir Ihnen schon vor Ihrer theilnahmsvollen Annäherung auf demselben Wege des Friedens entgegen gekommen waren, den auch Sie heute für zeitgemäß halten. Inzwischen sind jene Aufsätze erschienen, und von der „wohlgesinnten" Stupidität gewisser (ach! noch immer subventionirter!) Blätter mit Denuntiationen und lächerlichen, gegen uns und unsere Freunde gerichteten Zornergüßen bewillkommnet worden, die, weil sie glücklich neben das Ziel trafen, nur die Heiterkeit der Betheiligten erregen konnten. Lassen wir diesen moralischen und literarischen Unrath, bei dem von Ueberzeugung oder Gesinnung auch nicht entfernt die Rede und in Betreff dessen unser Urtheil der Verachtung ja auch das Ihrige ist, einstweilen ruhen. Desto größeren Werth legen

wir darauf, daß unsere erwähnten Artikel bei rechtlichen Leuten vielfachen Anklang fanden, und daß uns selbst aus Berlin Aeußerungen freundlicher Anerkennung zugekommen sind, auf die wir nicht gerechnet hatten.

Der erste Schritt zu einer ruhigen und gelassenen Besprechung und Verständigung zwischen uns und Ihnen wäre also geschehen, und es gilt jetzt der guten Stimmung wahrzunehmen, die nach des Dichters Worten so selten kömmt. Erlauben Sie uns nur noch ein Wort über unser gegenseitiges Verhältniß. Wir sind einem Frieden mit ehrenhaften Gegnern, in so weit er möglich und löblich ist, niemals entgegen gewesen. Aber wir hatten recht, wenn wir eine, die Gegensätze verwaschende Religionsmengerei, die nur dem schlechtesten Indifferentismus in die Hand gearbeitet hat, für unerlaubt und ungeeignet hielten, uns einem Zustande wahren Friedens näher zu bringen. Wurden dergleichen Unionen und Fusionen den Katholiken gar von Vermittlern angetragen, die entweder über alles billige Maß hinaus beschränkt und unwissend, oder feldflüchtig von der Fahne der Revolution in das Lager der Gewalt herübergelaufen, jedweder unabhängigen Ueberzeugung und eignen Meinung baar und ledig waren, so haben wir selbige nach Verdienst und Würden, wie geschehen, abgefertigt; ehrlichen Gegnern aber, denen es um eine Sache und eine anerkannte Wahrheit zu thun war (wie Wolfgang Menzel, Florencourt, Witte, Thiersch d. j., manche Mitarbeiter der evangelischen Kirchenzeitung u. s. w.), haben wir selbst da, wo wir sie im Einzelnen bestreiten mußten, unsere aufrichtige Achtung und volle Anerkennung ihrer Gesinnung und ihres Talentes nie versagt. Dagegen haben auch Sie, verehrter Herr! Ihrerseits Recht, wenn Sie (ebenfalls unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß jeder Versuch Ihnen fern liege: die Gegensätze der Confession und Kirche in den Hintergrund zu drängen, oder uns eine indirecte Verzichtleistung auf das unterscheidend Katholische zuzumuthen, —) dennoch auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen: Interessen, zumal auf dem politischen Gebiete

zu vertheidigen, die alle denen gemeinschaftlich sind, die heut zu Tage noch ehrlich an einen Gott glauben. Sie haben Recht, wenn Sie verlangen, daß in dieser Zeit der Auflösung und Verwirrung neben dem, was uns trennt, auch dessen gedacht werden müsse, was uns noch vereinigt. Sie haben endlich Recht, und begegnen in diesem Punkte nur unsern eigenen Bestrebungen, wenn Sie im Interesse der Wahrheit fordern, daß wir in Bezug auf Jene, die der weite Name „Protestantismus" umfaßt, eine billige Unterscheidung walten lassen und, mit Berücksichtigung zahlloser Mittelstufen, die entschiedenen Feinde unsers Glaubens oder des christlichen Namens überhaupt nicht mit denen zusammenwerfen sollen, die gerne unsere Freunde seyn möchten. Wer könnte Ihnen widersprechen, und wer würde auch, um ein Beispiel zu wählen, etwa den rheinischen Beobachter, der Jahre lang dem blutlechzenden, meuchelmörderischen Schweizer Radikalismus das Wort gesprochen hat, mit der Basler Zeitung und dem Constitutionel von Neuchatel in eine Reihe stellen, die trotz ihres Protestantismus noch jüngst mit Muth, Einsicht und Entschlossenheit das gute Recht der katholischen Kantone in Aufsätzen vertheidigten, welche zu den wenigen, erfreulichen Erscheinungen der Zeit gehören. Diesen Gegensatz im Protestantismus als solchen anzuerkennen, ist nicht bloß billig und vernünftig, es ist einfache Pflicht der Gerechtigkeit, zumal in einer Zeit, wo nicht selten der wüthendste Radikalismus sich (wie z. B. im Contemporaneo) heuchlerisch hinter der Maske einer ganz ehrbaren katholischen Gesinnung zu verstecken bemüht. Auch haben wir diese, in der einfachsten Natur der Sache liegende Unterscheidung durch das, was wir bisher in diesen Blättern gesagt und verfochten haben, niemals irgend wie ablehnen wollen. Nur wünschten wir, daß die Freunde der Wahrheit und des Rechts unter den Protestanten auch bei andern Gelegenheiten und in andern Ländern mit ähnlicher Freimüthigkeit Gott und der Wahrheit die Ehre gäben, wie die genannten Schweizer Zeitungen. Dann würden wir bald, in Betreff des Friedens-

werkes unter den getrennten Christen, Wunderdinge erleben. Behalten wir einstweilen auf beiden Seiten die große Aufgabe im Auge: daß wenn wir (d. h. die wahren Freunde der Ordnung, der Freiheit und des Rechts unter den Katholiken wie unter den Protestanten) auch auf dem Gebiete des Glaubens zur Zeit noch Gegner sind, wir uns dennoch die allgemein menschlichen Pflichten der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Billigkeit und, wo es möglich und erlaubt ist! der brüderlichen und freundlichen Hülfe nach besten Kräften erweisen müssen. Das gute Beispiel, welches in dieser Beziehung in Basel und Neuenburg, wenn auch nur von Einzelnen gegeben ist, wird (dessen können Sie Sich versichert halten!) in der katholischen öffentlichen Meinung tausendfältige Früchte bringen.

Suchen wir nach dieser gewiß nicht überflüssigen Orientirung uns über unsere „gemeinschaftlichen Interessen" näher zu verständigen, so scheint sich das Wesentlichste derselben in folgender Weise bezeichnen zu lassen. Denen, die so denken wie Sie, ist es, wie uns Katholiken um einen geoffenbarten Glauben zu thun, über dessen Inhalt und Umfang wir leider nicht einig sind, den aber Jeder von uns, um seines ewigen Heiles willen, nach seinem besten Wissen und Gewissen rein und unverfälscht zu bewahren sucht. Zwischen uns und jener Klasse von Protestanten, die so denken wie Sie, schwebt die unendlich wichtige Streitfrage: ob unser Glaube durch schädliche und gefährliche Zusätze entstellt, ob der Ihrige durch Ausscheidung wesentlich christlicher Lehren verstümmelt sei? Aber der Eifer, mit welchem wir vorkommenden Falls über den wahren Glauben streiten, beweist wenigstens, daß uns die Wahrheit nicht gleichgültig ist, daß wir an eine Wahrheit glauben, sie lieben und sie besitzen möchten. Nun hat sich aber im Laufe der Zeit eine dritte, völlig außerhalb unserer Controversen stehende Richtung gebildet, welche selbst den Begriff einer Offenbarung lästert und höhnt, und im Namen des „Fortschrittes" jedwedes Dogma, jedwede kirchliche Institution, jedwedes christliche Sacrament, ja selbst die Idee eines denken-

den und wollenden Gottes als Pfaffentrug und eigennützige Erfindung unmündiger Vorfahren und kindischer Zeitalter befehdet. Man nennt diese antichristliche Unreligion (über deren Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte in Deutschland wir schwerlich miteinander einverstanden seyn dürften!) Indifferentismus, d. h. Gleichgültigkeit gegen Gott und die Wahrheit. Nun ist in der That ein apathisches Verhalten gegen die Wahrheit, ein völliges Erstorbenseyn der Fähigkeit für göttliche Ideen, charakteristisches Kennzeichen der antichristlichen Opposition in unserem Jahrhundert. Dennoch aber ist der Ausdruck: Gleichgültigkeit dafür keineswegs das hinreichend bezeichnende Wort. Unglaube und Gottesvergessenheit verhalten sich mit nichten gegen Glaube und Gottesfurcht in dem Sinne gleichgültig, daß sie Jene, welche glauben und bekennen, ruhig innerhalb der Gränzen ihres Rechtes gewähren und walten ließen. Mit nichten! Die Regel ist: daß das gegenchristliche Wesen für sich die Freiheit, für die Gläubigen Zwang und Knechtschaft will. Das Gegentheil ist eine seltene Ausnahme und, genauer betrachtet, nicht sowohl Indifferentismus, als ein unreifer, noch nicht zum Bewußtseyn gekommener Glaube. Wer, ohne selbst eine positive Religion äußerlich zu bekennen, wirklich den Gläubigen unbekümmert seines Glaubens leben läßt, wer wirklich und in der That, nicht bloß mit höhnischen und lügenhaften Worten, es dem Nächsten gestattet, sein Heil in seiner, also auch in der christlichen Weise zu suchen, die er selbst nicht theilt, der ist dem Unglauben wenigstens noch nicht mit seinem Herzen und Willen verfallen, und in ihm lebt wenigstens immer noch ein, wenn auch noch so dunkles und unbestimmtes Gefühl der Achtung vor dem Heiligen, an welches möglicherweise die Erlösung bei ihm selbst noch anknüpfen kann. Er ist vielleicht nur im Verstande und Wissen, nicht im Gefühl indifferent, und wird, nach dem bekannten amerikanischen Ausdrucke „dereinst noch seine Wahl treffen." Anders der ausgebildete Indifferentist, der sich seines Standpunktes bewußt geworden. Dieser duldet aber den Gläubigen nicht

neben sich. Er höhnt und verläumdet ihn im Privatleben, und wenn die Gewalt in seinen Händen liegt, wenn er sich als Theil oder Werkzeug des omnipotenten Staates weiß und fühlt, so schreitet er zu einer Verfolgung, die nur in den nach Zeit und Umständen wechselnden Mitteln und Formen, nicht aber im Ziel und Zwecke von den „humanitären" Bestrebungen Julians des Abtrünnigen verschieden ist. Dieser antichristliche Terrorismus ist um Gründe zur Beschönigung seiner despotischen Indifferenz noch niemals verlegen gewesen. Es wäre auch in der That zu verwundern, wenn der größtentheils (um nicht zu sagen ausschließlich!) aus dem Boden der indifferenten und widerchristlichen Doctrinen erwachsene, Alles regelnde, Alles beaufsichtigende, in Alles eingreifende Gesetzgebungsdrang seit dem Beginn der französischen Revolution ihr nicht ein reich versehenes Arsenal von Mitteln für ihre Zwecke geliefert hätte.

Wie dieser Indifferentismus auf dem Felde der Lehre und Wissenschaft zu bekämpfen sei, dieß ist eine andere Frage. Es kann nicht anders seyn, hier müssen unsere Ansichten, kraft unserer confessionellen Verschiedenheit, mehr oder weniger weit auseinander gehen. Aber auf dem praktisch-politischen Gebiete beginnt die Gemeinschaft unserer Interessen. Hier ist es (unangesehen unserer sonstigen Glaubensverschiedenheit!) für Sie, wie für uns die Aufgabe: eine Schutzwehr und ein System der Vertheidigung zu finden, welches den christlichen Glauben und sein Bekenntniß gegen die Verfolgungswuth Derer sicher stellt, die jedwede Aeußerung irgend eines Offenbarungsglaubens für außer dem Gesetz erklären möchten.

Stimmen Sie, verehrter Herr! in dieser Auffassung dessen, was heute zu meist Noth thut, mit uns überein, so lassen Sie uns nunmehr zu einem besondern Falle übergehen, wo es sich um die Anwendung unserer hoffentlich gemeinschaftlichen Principien handelt. Es liegt uns die Schrift des Pfarradministrators A. Kunert vor. („Mein Kriminalprozeß. Ein Beitrag zur näheren Kenntniß der amtlichen Stellung katholischer Geistlichen in Schlesien. Mainz 1847.") Wollten wir es

vermeiden, über diese und ähnliche Erscheinungen, die sich als Thatsachen nun einmal nicht wegläugnen und durch Nichtberücksichtigen nicht aus der Welt schaffen lassen, unsere Ansichten friedlich, aber auch eben so freimüthig auszutauschen, so liefen wir Gefahr, uns gegenseitig mit rücksichtsvollen Täuschungen zu hintergehen, und den Stachel in der Wunde stecken zu lassen. Wie könnte da von einer aufrichtigen, männlich-ernsten Verständigung die Rede seyn? Und wozu auch, Angesichts der heutigen Oeffentlichkeit, Verstellung und Heimlichthuerei auf unserer Seite? Insbesondere wird diese Verurtheilung, aus solchen Gründen verhängt, ein Aufsehen erregen, welches wir im Interesse der preußischen Justiz und des confessionellen Friedens (auch des möglichen und erlaubten!) nur bedauern können. Ist es da nicht besser, das beklagenswerthe Ereigniß dieses Criminalprocesses einer leidenschaftslosen Erörterung zu unterwerfen, um unsere beiderseitigen Freunde und Gesinnungsgenossen zu orientiren, ehe sich der Haß und die confessionelle Erbitterung dieses neuen Zunders bemächtigt haben? Fürchten Sie dabei nicht, daß wir Sie und die Gesinnung, welcher Sie angehören, zur Vertretung solcher Rechtssprüche auffordern könnten, die uns allerdings mit tiefem Schmerze erfüllen. Auch wissen wir, und die Welt weiß es, daß Ihr König nicht auf dem Boden unserer gemeinschaftlichen Gegner steht. Wir wissen es, König Friedrich Wilhelm IV. wäre in ganz Europa der letzte, der eine im Namen des Indifferentismus verhängte Katholikenverfolgung billigen, oder in seinem Lande dulden würde. Aber wir wissen auch, daß nach den Grundsätzen, die heutzutage in allen europäischen Ländern in Betreff der Unabhängigkeit der Rechtspflege gelten, kein Monarch für bereits gefällte Urtheile seiner Gerichte verantwortlich seyn kann, und daß im günstigsten Falle seine Macht nur hinreicht, die Wiederkehr ähnlichen Unheils, theils auf dem Wege der Reform der Gesetze, theils durch Beseitigung oder Versetzung leidenschaftlicher oder sonst unfähiger Richter zu verhüten. Wir wissen endlich, daß die beiden hier vorliegenden Urtheile im

schlimmsten Falle doch nur den Maßstab geben würden für die Jurisprudenz eines Obergerichts, in einer, und noch dazu in der von den Gegensätzen, unserer Zeit am schmerzlichsten bewegten und am tiefsten zerrissenen Provinz von ganz Deutschland, und daß andere preußische Gerichte vielleicht anders geurtheilt haben würden. Wahrlich! wir würdigen selbst schon von vornherein alle diese Momente, die Sie, verehrter Herr! zur Ehrenrettung Preußens und seiner Rechtspflege geltend machen können. Ja, wir stellen eben deßhalb die Erklärung an die Spitze: daß eine in's Einzelne gehende dialectische Analyse dieser beiden Strafurtheile, denen man es ohnehin in jeder Beziehung ansieht, daß sie nicht für die Oeffentlichkeit gearbeitet sind, für dießmal gar nicht in unserer Absicht liegt. Ueberhaupt kann es uns hier nicht darauf ankommen, das, was sich im Interesse des Angeschuldigten und Verurtheilten in diesem einzelnen Falle geltend machen ließe, Ihnen gegenüber weitläufig auszuführen. Was könnte es frommen? Die Sache ist vor den Gerichten, die sich für competent erkannten, rechtskräftig entschieden. Der Sachfällige hatte keine weitere Instanz. Nur die Berufung an die öffentliche Meinung der Mit- und Nachwelt stand ihm offen, und diese hat er eingelegt. Er hat, ohne Zusätze aus eigener Feder, die Acten seines Processes drucken lassen, wodurch Jeder, der lesen kann und eines guten Willens ist, in den Stand gesetzt worden, selbst zu urtheilen*). Unserer nachmaligen Vertheidigung bedarf

---

*) In der Vorrede der oben erwähnten Schrift sagt der Herausgeber Folgendes: „Die vielen Collisionen, die mir bei der Abweisung akatholischer Pathen bei Kindern aus gemischten Ehen und aus der Verweigerung der Einleitung katholischer Wöchnerinnen, welche ihre Kinder der katholischen Kirche entzogen, während meiner Amtirung als Caplan in Neustadt in Oberschlesien erwuchsen, und welche durch Privatbelehrung um so weniger zu beseitigen waren, je mehr die entgegengesetzte Praxis in der Nähe meine Handlungsweise verdächtigte: bewogen mich, zumal von dem damaligen Pfarrer, der nach seiner unfreiwilligen Resignation durch einen braven Priester ersetzt wor-

es also nicht, am wenigsten Ihnen gegenüber, der Sie selbst ein ausgezeichneter Jurist, und was mehr ist, ein gewissenhaf-

---

den ist, hierin nichts geschah, das katholische Volk mit dem Inhalte des päpstlichen Breves an die Bischöfe der Rheinprovinzen von Pius VIII., über dessen Gültigkeit seinem allgemeinen, die katholische Lehre darstellenden Theile nach bezüglich Schlesiens kein Zweifel obwalten kann, da die Katholiken überall dieselben seyn müssen, durch die Predigt bekannt zu machen."

„Weil der Gegenstand, wenn er auch nur in seinen allgemeinsten Umrissen gezeichnet werden sollte, für eine Predigt zu umfassend, und eine zu große Zersplitterung zugleich wenig wünschenswerth war, so kam mir die Gelegenheit der Fastenpredigten für das Jahr 1844, von denen die ersten sechs mir überwiesen wurden, sehr erwünscht. Den Einwand, es eigne sich die Lehre von den gemischten Ehen nicht für Fastenbetrachtungen, dürfte wohl Keiner machen, es sei denn, er wäre mit den Folgen der Mischehen, in denen so zu sagen die Marterwerkzeuge des Heilandes noch heute bereitet werden, völlig unbekannt. Diesen Gedanken schienen mir im Hinblicke auf die Mischehen die Worte des Herrn: „„Weinet nicht über mich, weinet vielmehr über euch und eure Kinder!"" nahe zu legen."

„Der Inhalt des Breve, — denn was sind die fünf Fastenpredigten anders, als eine ausführliche Erklärung dieses Breve, — wurde sofort in fünf Theile getheilt, und in fünf Predigten bereits vor Abhaltung der ersten vollständig ausgearbeitet."

„Die erste zeigt die Unstatthaftigkeit der Mischehen aus der Unmöglichkeit, daß die Eheleute die sittlichen Pflichten des katholischen Ehebundes in ihnen gegen einander erfüllen."

„Die zweite zeigt die Unstatthaftigkeit derselben aus der Unmöglichkeit der katholischen Kindererziehung in ihnen."

„Die dritte ist historischer Natur, und enthält die betreffenden Anordnungen und Aussprüche der Päpste, Concilien und Kirchenväter aller Jahrhunderte."

„Die vierte, biblischer Natur, zeigt die Unerlaubtheit, Mischehen zu schließen, aus den Schriften des alten und neuen Testaments aus der Sacramentalität und Unauflöslichkeit der Ehe."

ter, unparteiischer Liebhaber der Gerechtigkeit sind. Die Sache spricht laut und vernehmlich für sich selbst, und Sie werden

---

„Die fünfte bringt die Strafen in Erinnerung, die der leichtsinnige, wissentliche Uebertreter des Mischehenverbotes sich zuzieht."

„Daß ich für Predigten dieses Inhaltes, so mild und schonend, so objectiv und begründet das darin herrschende Urtheil auch seyn mochte, nicht überall empfängliche Herzen finden, daß ich vielmehr auf vielfachen Widerspruch, mindestens von Seiten der in gemischten Ehen Lebenden stoßen würde; konnte mir in Rücksicht auf den bekannten Indifferentismus, zu dem Mischehen der Regel nach führen, unmöglich entgehen. Auch das Loos, welches mich erwarte, wenn ich dennoch meiner Pflicht hierin nachkäme, konnte mir in Hinblick auf das Schicksal des hochseligen Erzbischofs Clemens August keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Die Ueberzeugung sprach ich auch im Eingang der ersten Predigt aus, und der Erfolg hat gezeigt, daß jene Prophezeiung leider Wahrheit geworden. Schon die erste Predigt hatte auf einige katholische, dem niedrigsten Stande angehörige, in gemischter Ehe lebende Frauen einen so üblen Eindruck gemacht, daß sie sich bewogen fühlten, mich nicht bloß sofort beim Pfarrer des Orts zu denunciren, sondern ihrer Erbitterung noch dadurch Nahrung zu geben, daß sie den Inhalt der Predigt durch lieblose Verläumdungen bis zur Caricatur entstellten. Ein verständiges Wort wäre damals im Stande gewesen, das Feuer zu löschen, allein, leider waren die Guten nicht an den rechten Mann gerathen."

„Anstatt den Inhalt aller, ein Ganzes bildenden Predigten ruhig abzuwarten, läutete man vielmehr Sturm gegen den Prediger. Dieß war meinem Herrn Denuncianten, der mir bereits in Neisse wiewohl vergeblich auflauerte, nicht entgangen. Obschon er selbst nicht in der Predigt gewesen und die ganze Gemeinde mich gegen die lieblosen Verläumdungen jener Einzelnen in Schutz nahm, so setzte er dennoch auf Grund jener Aussagen seine Denunciation auf, für deren vermeintliche Begründung er nun mit seinen Helfershelfern meine folgenden Predigten auszubeuten suchte. Für mich hatte dieser besondere Eifer für das Wort Gottes zunächst das Gute, daß ich mich während der folgenden Predigten eines Publikums zu erfreuen hatte, welches die weiten Räume der katholischen Pfarrkirche Neustadts kaum zu fassen vermochten. Unvergeßlich wird mir

sich, eingedenk des Richters, dem wir einst Alle auch für die Gedanken unseres Herzens Rechenschaft schuldig sind, die ent-

---

die Todesstille bleiben, welche nach ertheiltem heiligen Segen während der Besteigung der Kanzel und während der Einleitung in die zweite Predigt herrschte, gerade wo man mich steinigen und, weiß Gott, was sonst mit mir anstellen wollte. Mit immer steigendem Interesse, aber auch mit immer wachsender Beruhigung hörte man die Predigt an. Man überzeugte sich immer mehr, was von den Uebertreibungen einzelner übelwollender Zuhörer zu halten sei. Um so größer war die Ueberraschung, als man, und zwar nach Verlauf eines Jahres, vernahm, daß ich wegen meiner Predigten als gemeiner Verbrecher durch ein Insinuationsschreiben vor das königliche Inquisitoriat zur Erklärung vorgeladen sei."

„Wie wohl ich Anstand nahm, das geistliche Forum zu umgehen und mich vor den weltlichen Richter zu stellen, so sah ich mich dennoch nach erhobener Protestation gegen die Competenz des Forums zu einer Eventualerklärung auf Anrathen meines Rechtsbeistandes genöthigt."

„Welchen Erfolg nun die in Folge dessen und nach geschehenem Zeugenverhör abgefaßte erste Vertheidigungsschrift gehabt, geht aus dem Erkenntniß des ersten Senats des Ratiborer Oberlandesgerichts hervor, welches auf Beurtheilung zu viermonatlichem Festungsarrest, Tragung sämmtlicher Kosten und Amtsentsetzung als Caplan von Neustadt erkannt hat. Einen besseren Erfolg hatte auch die zweite Vertheidigungsschrift nicht. Das Erkenntniß des zweiten Senats desselben Obergerichtes lautet lediglich auf Bestätigung des ersteren."

„Wenn ich mich nun bewogen fühlte, hiemit die Predigten sammt den zwei Vertheidigungsschriften und Erkenntnissen der Oeffentlichkeit zu übergeben, so versteht sich's wohl von selbst, daß es nicht geschieht, um das Mitleid der Katholiken zu erbetteln, denn des Mitleids kann der katholische Priester wohl entrathen, wenn er gewürdigt wird, um der Grundsätze der katholischen Kirche willen etwas zu leiden."

„Die Absicht, die mich bei Veröffentlichung meines Processes leitet, ist diese, meine Glaubensgenossen auf den eigenthümlichen Segen der Mischehen, wofür meine Verurtheilung ein neues Monument ist, aufmerksam zu machen, und nebenher Jedem ein Ur-

scheidende Frage beantworten, auf welche es unseres Erachtens hier vorzugsweise ankommt. Sind in diesen Urtheilen zu Gunsten des Angeschuldigten sprechende Momente (welche die treffliche und mit musterhafter Mäßigung geschriebene Vertheidigungsschrift in zweiter Instanz auch dem blödesten Verstande zugänglich und einleuchtend macht) sind diese in den Gründen jener Erkenntnisse mit derjenigen Unparteilichkeit und gewissenhaften Sorgfalt erwogen und gewürdigt, welche die preußischen Gesetze jedem Richter zur Pflicht machen? Hierauf zu antworten ist, wie gesagt, für dießmal nicht unsere Absicht. Urtheilen Sie selbst, verehrter Herr! Aber gestatten Sie uns auch, ganz abgesehen von diesem Falle, die dringende, ja wahrhaft flehende Bitte: sorgen Sie dafür, so weit Ihr jetziger und künftiger Einfluß reicht, daß jener ritterliche Sinn der Gerechtigkeit, welcher den preußischen Richterstand so lange ausgezeichnet hat, jener Sinn, den kein gelehrtes Wissen, keine Geschäftsgewandtheit ersetzen, den kein Befehl von oben herab erschaffen, sondern den, wo er als Gabe des Himmels vorhanden ist, nur die ununterbrochene Tradition weiter überliefern mag, jener Sinn, der nicht durch Geld, noch durch Hofgunst, aber auch nicht durch radikales Zeitungslob und durch die Leidenschaften des Tages bestochen und beirrt werden kann, sorgen Sie dafür, so viel es in Ihren Kräften steht, daß dieser Sinn auch der nachwachsenden Generation in den krampfhaften Zuckungen der Gegenwart nicht abhanden komme. Besser als weitwendige und schöne Worte bezeichnet schlicht und trocken diesen Sinn der Gerechtigkeit der fünfte Paragraph der preußischen Criminalordnung: „Es muß daher mit gleicher Sorgfalt

theil über die Alternative zu ermöglichen, ob ich aus Pflicht oder aus Stolz auf den Weg der Begnadigung verzichtet habe. Ein Schreiben des Inquisitoriats zu Neisse benachrichtigt mich, daß ich mich bei Vermeidung zwangsweiser Abholung „„zur Abbüßung meines Vergehens““ auf die durch ihre ungesunde Lage bekannte Festung Kosel begeben soll.

Am Tage Kreuzerfindung Kunert.“

sowohl denjenigen Umständen, welche dem Angeschuldigten nachtheilig sind, als auch denjenigen, welche zu seiner Vertheidigung gereichen, nachgeforscht werden." In dieser Vorschrift, die, so weit unsere Erfahrung früherer Jahrzehnte reichte, im preußischen Richterstande Blut und Leben geworden war, lag das Palladium der preußischen Rechtspflege, und in dieser wieder der Stolz jedes Preußen, besonders im Auslande, welcher Religion oder politischen Meinung er sonst auch angehören mochte. Wahrlich! auf gutem Recht und Gerechtigkeit ruhte zu allen Zeiten ein natürlicher, darum aber nicht weniger wunderbarer Segen. Gott hat den Eifer für die Justiz selbst an dem heidnischen Römervolke mit Macht und weltlicher Herrlichkeit belohnt. Sie, verehrter Herr! werden gewiß mit uns einverstanden seyn, daß die wahre Wohlfahrt eines Landes nicht von dem Glanz seiner Waffen, oder den Schätzen der Industrie, sondern von der Heilighaltung von Recht und Gerechtigkeit, laut dem Zeugniß der Geschichte, abhängt. Ein unabhängiger, Partei- und Confessionsvorurtheilen unzugänglicher und unbestechlicher Richterstand ist ein unschätzbares Gut, dem der Segen Gottes nicht fehlen kann. Trachten Sie, mein Herr! — so weit Ihr Rath und Ihre Rede reicht, daß dieser Segen Ihrem Lande nicht verloren gehe!

Was wir Ihnen nach diesen allgemeinen Betrachtungen, nicht sowohl über den Kunert'schen Fall, als bei Gelegenheit desselben in unserm nächsten Briefe vorzutragen haben, betrifft mehr die Frage de lege ferenda, als das, was geschehen und wie geurtheilt ist. Nehmen wir an: die Urtheilsverfasser haben nach ihrem Verständniß der Gesetze und ohne einer Einsprache von Seite ihres Gewissens zu begegnen gesprochen. Es ist nicht davon die Rede, die Persönlichkeit von Männern angreifen zu wollen, die uns selbst dem Rufe nach durchaus unbekannt sind; allein darauf kömmt es uns an: ob, rein objectiv betrachtet, die leitenden Grundsätze, denen sie folgten, uns jenem Frieden und jener Freiheit entgegenführen, welche wir, verehrter Herr! nicht minder wie Sie, gerne helfen möchten herbeizuführen.

L.

Cola di Rienzo und die modernen Nationalitäten.

(Schluß.)

Sehr richtig bemerkt Cola's neuester Biograph, daß aus dem Alterthume herüber genommene, unbestimmte Vorstellungen, vermischt mit den romantischen und phantastischen Ideen seiner Zeit, bei ihm die Kenntniß der wahren, politischen Verhältnisse Italiens und Roms vertreten, und daß Stolz und Ehrfurcht es leicht über den guten, aber schwachen Willen vermocht hätten, sich zu Listen, Ränken und Betrug hin zu wenden. Mit welch unsinnigem Prunk er sich umgab, wie er unaufhörlich neue, selbsterdachte Festlichkeiten veranstaltete, um sich als Held derselben vor dem Volke zu brüsten, wie er Ehren in Anspruch nahm, die nach den Begriffen der Zeit nur dem Kaiser und dem Papste gebührten, dieß Alles hat Papencordt ausführlich aus den Quellen berichtet. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß Cola sich selbst die kaiserliche Würde in dem neurömisch-italischen Weltreiche zugedacht hatte. Jedenfalls säumte er nicht, zur Wiederherstellung desselben im Sinne Petrarca's Schritte zu thun, die über seinen Plan kaum noch einen Zweifel übrig ließen.

Cola hatte den ersten August 1347 als den Tag festgesetzt, an welchem er feierlich die Ritterwürde empfangen wolle. Als Vorbereitung dazu berief er aus allen Gegenden Italiens Richter und Rechtskundige, denen er die Frage vorlegte: ob dem römischen Volke das Recht zustehe, jene Privilegien, Rechte und Vollmachten zu widerrufen und von Neuem selbst auszuüben, die seine tyrannischen Beherrscher wider seinen Willen und zu seinem Schaden sich selbst zugeeignet oder Andern verliehen hätten? Als die Antwort bejahend ausfiel, erklärte der Tribun am 26. Juli in einer Volksversammlung, wo er jene Entscheidung veröffentlichte: daß das römische Volk alle Rechte widerrufe, zurücknehme und wieder an sich ziehe, die es jemals besessen, und die zu seinem Nachtheile zu irgend einer Zeit, oder irgendwie an irgend eine Person veräußert seien. Er beabsichtigte hiedurch, wenigstens in rechtlicher Hinsicht, Rom auf den alten Standpunkt seiner höchsten Macht und Herrlichkeit zurückzuführen; ähnlich, wie sich Friedrich Barbarossa einst auf den Roncalischen Feldern bei der Erklärung über seine kaiserlichen Regalien auf den Boden der Justinianischen Rechtsbücher gestellt, und Alles seitdem zum Nachtheile der absoluten Gewalt der Kaiser Geschehene als ungültig und erschlichen behandelt hatte. Beide griffen, wie es seitdem und bis auf die neuesten Zeiten unzählige Male geschehen ist, willkührlich aus ihrer Gegenwart zurück in die Vergangenheit, und suchten einen frühern Zustand als den allein rechtmäßigen zur Regel für alle Zeiten aufzustellen: Cola die Rienzo die Republik, Friedrich I. das Reich der Cäsaren. Jedweder Versuch solcher Art: in der Geschichte stromaufwärts zu schwimmen, ist ein in sich nichtiges und unmögliches Beginnen. Der Unterschied liegt nur in den Mitteln, die jedem von Beiden zur Durchführung seines Anspruchs zu Gebote standen, und dieß ist der Gesichtspunkt, aus welchem das Unternehmen des Tribunen als unzweifelhafte Narrheit erscheint.

Zur Schwertleite Cola's hatten sechsundzwanzig Städte ihre Vertreter nach Rom geschickt. Wie wenig hierbei jedoch

die Einzelnen an ein Aufgeben ihrer municipalen Unabhängigkeit dachten, erhellt aus dem Beispiel von Florenz. Dieß mußte, ehe es sich herbeiließ, Gesandte zuschicken, erst durch die, bei spätern Gelegenheiten wiederholte Versicherung des Tribunen beruhigt werden: daß Rom mit dieser Feierlichkeit keinerlei Oberhoheit zu begründen, sondern nur die alte Freundschaft zu erneuern trachte, — ein Zugeständniß, welches jedenfalls die Unmöglichkeit bekunden mußte, so eifersüchtige Theile zu einem einigen Reiche zu vereinigen. Nur Cola ließ sich durch solche Wahrnehmungen nicht irre machen. Nachdem er in der Nacht vor dem Feste des 1. August, außer andern mystischen Vorbereitungen, sich in jener alten Wanne gebadet hatte, in welcher der Ueberlieferung zufolge Papst Sylvester den Kaiser Constantin getauft, ließ er sich am andern Morgen vor allem Volke auf dem Platze beim Lateran mit dem Ritterschwerte umgürten, dann aber durch einen städtischen Notar ein Gesetz verlesen, welches vollständig sowohl ihn selbst, als sein politisches System bezeichnet *). Es lautet, wie folgt:

„Zur Ehre und zum Ruhme des höchsten Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, der seligen Apostel Petrus und Paulus und des heil. Johannes des Täufers, in dessen Heiligthume, nämlich in der Wanne des heiligsten Fürsten Constantin glorreichen Andenkens wir die Taufe und das Bad der Ritterwürde empfangen haben, unter dem Vorleuchten des Titels des heil. Geistes, dessen unwürdiger Knecht und Streiter wir sind, und zur Verherrlichung der heiligen römischen Kirche, unserer Mutter, und unseres Herrn des Papstes und zum Glücke und zur Förderung der heiligen Stadt Rom, des heiligen Italiens und der ganzen Christenheit, thun wir des heil. Geistes weiß gekleideter Ritter, Nicolo der Gestrenge und Gnädige, der Befreier der Stadt, der Eiferer für Italien, der Freund des Erdkreises und Tribunus Augustus,

*) Der Text der Urkunde steht mit allen Varianten bei Papencordt S. XII, die oben eingerückte Uebersetzung S. 128.

wir, der wir wollen und verlangen, daß die Gabe des heil. Geistes in der Stadt und in ganz Italien empfangen und gemehrt werde, und der wir, so weit es uns von Gott gestattet wird, die Güte und Freigebigkeit der alten römischen Fürsten nachahmen wollen, wir thun kund und zu wissen, daß schon früher, als wir die Würde des Tribunats annahmen, das römische Volk nach dem Rathe aller und jeder Richter, Rechtskundigen und Anwälte in der Stadt erkannt hat, wie es noch jene Gewalt, Macht und Gerichtsbarkeit über den ganzen Erdkreis besitze, welche es ursprünglich und zur Zeit der höchsten Blüthe der genannten Stadt besaß, und daß es alle Privilegien, die zum Nachtheile solchen Rechtes, solcher Gewalt, Macht und Gerichtsbarkeit ausgefertigt sind, ausdrücklich widerrufen habe. Gemäß der alten Gewalt nun, der Macht und Gerichtsbarkeit, auch gemäß der unumschränkten Gewalt, welche uns das römische Volk in öffentlicher Versammlung und eben so unser Herr der Papst, wie aus seinen öffentlichen apostolischen Bullen hervorgeht, verliehen hat, und damit wir nicht in Bezug auf die Gnade und die Gabe des heil. Geistes irgend wie undankbar zu seyn, oder uns damit gegen das römische Volk und gegen die oben erwähnten Völker Italiens zu zeigen scheinen, und auf daß wir nicht die Rechte und Gerichtsbarkeit des römischen Volkes fernerhin zu Grunde gehen lassen, so beschließen, erklären und verkünden wir, vermöge der Macht und der Gnade des heil. Geistes und in der Rechtsweise und Form, wie wir es am besten können und sollen, daß die heil. Stadt Rom selbst das Haupt des Erdkreises und die Grundlage des christlichen Glaubens ist, und daß alle und jede Städte Italiens frei sind; und zur Sicherheit beschenken und haben wir dieselben mit der vollen ganzen Freiheit beschenkt, und wir beschließen, daß alle die oben erwähnten Völker des ganzen heiligen Italiens frei sind; und von jetzt an machen wir alle vorerwähnten Völker und Bürger der Städte Italiens zu römischen Bürgern, erklären und verkünden es, und wollen, daß

sie fernerhin des Vorrechtes der römischen Freiheit sich erfreuen."

„Vermöge derselben Gewalt und Gnade Gottes und des heil. Geistes und des vorerwähnten römischen Volkes sagen, bekennen und erklären wir, daß die Wahl des römischen Kaisers, die Gerichtsbarkeit und die Herrschaft über das ganze heilige römische Reich der erhabenen Stadt selbst und ihrem Volke und dem ganzen heiligen Italien gehöre, und daß sie demselben anheimgefallen sei aus vielen Gründen und Ursachen, welche zur gehörigen Zeit und am gehörigen Orte dargelegt werden sollen, indem wir mit diesem Schreiben allen und jeden Prälaten, erwählten Kaisern und Kurfürsten, Königen, Herzogen, Fürsten, Grafen und Markgrafen, Völkern, Innungen und allen übrigen, wes Standes und Ranges sie seyn mögen, welche widersprechen wollen und irgendwie eine Macht und Gewalt über die genannte Wahl und über das Kaiserthum in Anspruch nehmen, von jetzt bis zum nächsten Pfingsten einen Termin setzen, auf daß sie innerhalb des genannten Termins in der erhabenen Stadt selbst, und zwar in der Kirche des Laterans vor uns und den andern Beamten des Papstes unseres Herrn und des römischen Volkes mit ihren Rechtsansprüchen erscheinen sollen, sonst werden wir von dem genannten Tage an verfahren nach dem, was Rechtens ist, und was uns die Gnade des heiligen Geistes eingeben wird. Und nichts desto weniger laden wir in Bezug auf alles Gesagte folgende erlauchte Fürsten vor uns, nämlich den Herrn Ludwig Herzog von Bayern und den Herrn Carl König von Böhmen, welche sich für wirkliche oder für erwählte Kaiser ausgeben, die Herren Herzoge von Bayern, Oesterreich und Sachsen, den Markgraf von Brandenburg und die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cöln, daß sie in der Stadt und an dem genannten Ort innerhalb des erwähnten Termins vor uns und den andern Beamten des Papstes unseres Herrn und des römischen Volkes in Person erscheinen müssen, sonst soll, wie vorher gesagt

ist, in ihrer Abwesenheit und ohne Rücksicht auf ihr Richterscheinen verfahren werden."

„Durch alle und jede vorgenannten Handlungen und Vollführungen wollen wir der Gerichtsbarkeit und der Macht der heiligen Kirche, unserer Mutter, und des Papstes unseres Herrn und des heiligen Cardinalscollegii in keiner Hinsicht Abbruch thun, sondern vielmehr immer zur Förderung und zur Ehre derselben unsere Schritte lenken, und denselben, wie wir verpflichtet sind, in Allem nacheifern."

Das gegenwärtige Volk stimmte diesem Beschlusse jubelnd bei, und Cola ließ eine Notariatsurkunde aufnehmen des Inhalts: daß alles Obige vor dem römischen Volke gelesen und von ihm gebilligt sei.

Wir werden im Nachfolgenden zeigen, in welch mißliche Stellung der Tribun sowohl gleich zu dem in Rom anwesenden Stellvertreter des Papstes, als demnächst zum päpstlichen Hofe in Avignon gerieth, dessen Autorität er listiger Weise fortwährend vorzuschieben suchte, während er in Wahrheit nur für das Traumbild einer römischen Republik thätig war. Hier ist des Zusammenhanges halber nur zu erwähnen, daß Cola nach diesem ersten Schritte noch eine zeitlang auf der einmal betretenen Bahn seiner wunderlichen Restaurations-Politik forttaumelte. Am 15. August ließ er sich mit einer silbernen Krone krönen, die den Diademen der alten Könige und Fürsten nachgebildet war, und erklärte wiederum in einer Rede an das römische Volk: daß seine Gewalt vom heiligen Geiste und vom Papste stamme. In Folge dessen gebot er, daß kein Kaiser, König, Fürst, Markgraf, oder was immer für einen Namen er führen möge, es wagen solle, mit Kriegsvölkern den Boden Italiens zu betreten, es sei denn mit Zustimmung des Papstes und des römischen Volkes. Am 18. September ordnete er zwei Doctoren der Rechte zu einer Rundreise durch Italien ab. In dem Beglaubigungsschreiben, welches er ihnen mitgab, deutet er bereits an: daß die nach Rom geladenen Kaiser und Kurfürsten nach Recht und Billigkeit ih-

rer Ansprüche auf das Kaiserthum entsetzt seien. Dann fährt er fort: „Damit alle Italiener, als uralte Brüder und Söhne des heiligen römischen Volkes, an den Gaben und der Gnade des heiligen Geistes Theil nehmen, haben wir alle und jede Bürger der Städte des heiligen Italiens zu römischen Bürgern gemacht, und wir lassen sie Theil nehmen an der Kaiserwahl, welche dem heiligen römischen Volke gesetzmäßig anheimgefallen ist; und wir haben beschlossen, daß die Wahl selbst durch die Stimmen von vier und zwanzig Wahlherren in der Stadt feierlich, und nach reifer Ueberlegung vollzogen werden soll. Von diesen Stimmen haben wir einige für die Stadt zurückbehalten, die andern haben wir an das heilige Italien vertheilt, wie in den darüber bekannt gemachten Satzungen und Ordnungen enthalten ist. Wir wünschen die alte Vereinigung mit allen Herren und Städten des heiligen Italiens kräftiger zu erneuern, und das heilige Italien, welches schon seit langer Zeit zu Boden geworfen, durch vielen Hader zerrissen, und selbst von denjenigen verstoßen ist, die dasselbe in Frieden und Gerechtigkeit hätten regieren sollen, nämlich von jenen, welche die Namen Kaiser und Augustus angenommen, und dennoch, ohne ihrem Namen zu entsprechen, sich nicht gescheut haben, ihrem Gelübde zuwider zu handeln, dieses Italien wollen wir von aller Gefahr der Verstoßung befreien und in den früheren Zustand seines alten Ruhmes zurückführen, und so mehren, daß es die Süßigkeit des Friedens koste, und durch die Gnade des heiligen Geistes mehr blühe, als es jemals vor den übrigen Theilen der Erde geblüht hat. Denn unsere Absicht ist, nachdem der besagte Termin von Pfingsten verflossen ist, unter Begünstigung des heiligen Geistes durch das römische Volk und durch diejenigen, welchen wir die Stimmen für die Kaiserwahl verleihen, einem Italiener, den die Einheit des Geschlechtes und seine Abstammung zum Eifer für Italien anfeuert, nach der Eingebung des heiligen Geistes, welcher sich gewürdigt hat, mitleidig auf das heilige Italien herabzuschauen, glücklich auf den Kaiserthron zu erheben, auf daß wir den Namen ei-

nes Augustus, welchen das römische Volk uns durch göttliche Eingebung verliehen hat, durch dankbare Handlungen bewähren."

Zum Schluße ermahnt er seine Landsleute: die Ehre und und den Vortheil Italiens zu beachten, und nicht zu dulden, daß Würden, die ihnen gehörten, von Andern besessen würden. Denn es sei eine Schande und ein Gräuel, sich unter das fremde Joch derer zu beugen, welche nur nach dem Blute der Italiener dürsteten. Zur Wahl des neuen italienischen Kaisers war der Johannistag des Jahres 1348 festgesetzt; deßhalb wurden gleichzeitig alle Städte aufgefordert, den Deutschen den Eintritt in Italien zu versperren. Im Sinne dieser Einheitstheorie hatte Cola schon bei Gelegenheit seiner Krönung geboten, was sich ohne Zweifel leichter befehlen als durchführen ließ: Niemand solle hinfort in ganz Italien es wagen, den Namen von Guelfen oder Gibellinen zu führen, die so viel Zwist und Unheil über die Christenheit gebracht hätten. — Auch hatte er vorher schon Boten in die ganze Christenheit ausgesendet, um alle Fürsten und Völker von der neuen Ordnung der Dinge in Kenntniß zu setzen und sie, gleichsam als neues weltliches Oberhaupt des christlichen Reiches, zum Frieden und zur Versöhnung zu ermahnen.

Daß diese Schritte in ganz Europa das höchste Staunen und Aufsehen erregen mußten, liegt eben sowohl in dem natürlichen Laufe der Dinge, als daß ihr wirklicher Erfolg nur ein sehr geringfügiger seyn konnte. Einige Fürsten glaubten freilich, daß der Tribun ihren Absichten und Ansprüchen auf gewisse Länder Italiens förderlich seyn könne; aus diesem Grunde wurde er von dem König Ludwig von Ungarn, von der Königin Johanna von Neapel, von dem Herzog Ludwig von Tarent beschickt und um seine Bundesgenossenschaft angegangen. In Deutschland dagegen verachteten die Fürsten seine Vorladung; nur Kaiser Ludwig der Bayer soll eine frühere Zuschrift Cola's freundlich beantwortet und ihn gebeten haben, für seine Befreiung vom Kirchenbanne thätig zu seyn. Was die weiter

entlegenen Länder betrifft, so hatte das Reich des Tribunen bereits seine Endschaft erreicht, ehe seine Gesandten dort angelangt waren. Wer aber treu und eifrig an die Wahngebilde Cola's glaubte, war Petrarca, derselbe, welcher durch seine poetischen Conceptionen hauptsächlich die ganze, vermeintlich nationale Bewegung in Fluß gebracht hatte. In seinen Zuschriften fährt er fort, den Tribunen in dichte Wolken von Lobweihrauch zu hüllen. Aus Cola's Worten, so versichert er, strahle die Hochherzigkeit des Schreibenden, wie die Majestät des römischen Volkes hervor. „Ich sah viele zweifeln, ob sie mehr Deine Thaten oder Deine Reden bewundern sollten, aber sie trugen kein Bedenken, zu sagen, Du seiest ein Brutus durch die Verleihung der Freiheit, und ein Cicero durch die Beredsamkeit.“ — Daß Cola, wie fünfhundert Jahre später die französische Republik, in die Stelle der christlichen Zeitrechnung eine neue setzen will, hat Petrarca's vollsten Beifall. „Das prächtige Datum Deiner Briefe, im ersten Jahr der Befreiung der Republik, kündigt den Plan an, die Jahrbücher wieder herzustellen; das Wort ergötzt, erfreut und erhebt mich.“

So wie jedwede Häresie über kurz oder lang zum feindlichen Zusammenstoße mit der natürlichen Staatsordnung führen muß, so ist umgekehrt der Conflict zwischen einer, von falschen Principien und bloßen Täuschungen ausgehenden politischen Richtung und der Kirche auf die Dauer eben so unvermeidlich. Auch Cola di Rienzo sah sich, wie geflissentlich er anfangs auch den Schein festhalten mochte, im innigsten Einverständnisse mit dem Papste und nur zum Besten der Kirche zu handeln, dennoch in kurzer Zeit in ein Zerwürfniß mit der geistlichen Macht verwickelt, welches seinen politischen Gang und seine Plane der Welterneuerung durchkreuzte.

Schon vor ihm war die Stadt Rom durch die Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon zu den Nachfolgern Petri in eine schiefe und unklare Stellung gekommen. Die römische Stadtbürgerschaft, welcher während der Streitigkeiten Ludwigs

von Bayern mit der Kirche demokratische Neigungen und Begriffe geflissentlich eingepflanzt waren, hatte sich in jener Zeit das Recht angemaßt, den jedesmaligen Päpsten die höchste Gewalt in Rom durch einen eigenen Beschluß zu übertragen. Dieß war namentlich bei der Thronbesteigung Clemens VI. durch eine besondere Gesandtschaft geschehen, deren Auftrag dahin ging: dem Papste, jedoch nicht als solchen, sondern als Pierre Roger, die unumschränkte Regierung über Rom unter dem Titel eines Senators, Capitano del Popolo und Sindico anzubieten. Die mißliche Lage des in der Verbannung lebenden Oberhauptes der Kirche hatte Clemens VI., wie seine Vorgänger bewogen, über die geschichtswidrige Unziemlichkeit dieses Schrittes hinwegzusehen, und sich die Uebertragung eines, ihm ohne dieß und aus bessern Gründen zustehenden Rechtes um so eher gefallen zu lassen, als ihm zur Durchsetzung desselben wider Willen der Römer die Macht gemangelt hätte. Später (1343), wo die vom Papste eingesetzten Senatoren vertrieben, und dreizehn „gute Männer“ zu Regenten bestellt wurden, übertrug wiederum „das Volk“ dem Papst die höchste Gewalt. Das Nämliche geschah nach der durch Cola di Rienzo bewirkten Umwälzung. Dieser hatte klüglich Sorge getragen, die ihm zugefallene Dictatur, wenigstens dem Namen und Scheine nach, mit dem Stellvertreter des Papstes, dem Bischofe Raimond von Orvieto zu theilen, und diesen allenthalben als Genossen seiner Handlungen vorzuschieben. Um so mehr fand sich also Clemens VI. bewogen, die neue Verfassung anzuerkennen, obwohl er sein Mißfallen darüber äußerte, daß die Römer eine solche Veränderung, ohne ihn zu fragen, vorgenommen hätten. Da jetzt jedoch die Umwandlung ohne Blutvergießen und Gewaltthaten geschehen sei, in der Stadt und Umgegend auch Sicherheit und Gerechtigkeit herrsche, und man der römischen Kirche in Allem schuldige Ehrfurcht erweise, so erfreue er sich darüber in dem Herrn, und übertrage dem Cola di Rienzo und dem Bischofe Raimond die höchste Gewalt als

Rectoren Roms, bis er darüber in anderer Weise verfügen werde.

Der eben erzählte Vorgang hatte Cola die Möglichkeit gewährt, auch seine weiteren Schritte mit dem Ansehen des Papstes zu decken, und sein Vorgeben: daß er im völligen Einverständnisse mit diesem handle, fand bereitwilligen Glauben. Trotz dessen konnte seine später so unverholen hervortretende Hinneigung zu den Häresien der Zeit nicht lange verborgen bleiben. Schon damals deutet seine unaufhörliche Berufung auf den heiligen Geist, von welchem unmittelbar seine Gewalt herrühre, auf Verwandtschaft mit jener Lehre, um welche sich die meisten Glaubensirrthümer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts drehen: daß eine Erneuerung oder Umwandlung der Welt und der Kirche durch eine abermalige Ausgießung des heiligen Geistes nahe bevorstehe. Im Sinne dieser Meinung wagte „der Ritter des heiligen Geistes" schon vorläufig Einmischungen in das kirchliche Gebiet, die nicht unbedenklich waren. Er erließ Gesetze über rein religiöse Angelegenheiten, ordnete die Feier von Kirchenfesten, erklärte durch einen Volksbeschluß die Unterlassung der österlichen Communion für ein weltliches Verbrechen, und bedrohte sie mit Geldstrafen und theilweiser Vermögenseinziehung. Schon frühzeitig scheint auch der Papst gegen die Aufrichtigkeit seiner kirchlichen Gesinnung Verdacht geschöpft zu haben; aber erst das Fest der Ritterweihe (am 1. August) und die bei dieser Gelegenheit veröffentlichten Beschlüsse brachten das gespannte Verhältniß zum Bruche. Der Vikar des Papstes hatte von dem, was an diesem Tage geschehen solle, keine Ahnung gehabt, und zu seinem Entsetzen fand sich der Ueberraschte plötzlich als Zeuge einem Acte gegenüber, der das gesammte Staatskirchenrecht jener Zeit über den Haufen zu werfen drohte. Kaum hatte sich daher der Bischof Raimond vom ersten Schrecken erholt, als er, gleich an Ort und Stelle, seinen Protest vor Notar und Zeugen gegen alle Eingriffe Cola's in die Rechte des Papstes erhob. Auch hielt er sich von dieser Zeit an von allen Regierungshandlun-

gen des Tribunen fern, und verließ gänzlich die Stadt, als die Römer diesem die Gewalt allein übertrugen, die er thatsächlich immer ausgeübt hatte, ohne sich an die Zustimmung des Bischofs zu binden.

Trotz dieser entscheidenden Wendung der Dinge war Cola zu jener Zeit noch weit entfernt, sich offen gegen die Macht des Papstes aufzulehnen. Ohne Kriegsruhm, wie er war, konnte er sich nicht auf die nackte Gewalt des Schwertes stützen, und mußte um jeden Preis den Schein zu retten suchen, als ob das Ansehen des Kirchenoberhauptes ihm zur Seite stehe. Durch alle erdenklichen Ausflüchte suchte er also den von Avignon her drohenden Sturm zu beschwören, und in dem unterwürfigsten Schreiben betheuerte er seine Anhänglichkeit an den Papst und die Kirche. Der Vorladung der Kurfürsten vor den Richterstuhl des römischen Volkes suchte er jetzt die Deutung zu geben: als habe ihm der heilige Geist jenen Schritt geheißen, damit die Gewählten und Wähler, geängstigt durch seine Drohung, zur römischen Kirche und zum Papste ihre Zuflucht nehmen, und der Friede der Christenheit auf solche Weise vermittelt, das Blutvergießen eingestellt werde. Allein der Widerspruch zwischen seiner, auf den heidnischen Begriff der Nationalität gestützten Theorie, und dem auf christlicher Grundlage ruhenden, positiven Staats- und Völkerrechte des Mittelalters hatte zu augenfällig die Absicht: dem souveränen römischen Volke als solchem die absolute Herrschaft der Welt zuzuwenden, zu unzweideutig ausgesprochen, als daß seine gesuchten und unwahrscheinlichen Entschuldigungen dort hätten Glauben finden sollen. Immer lauter wurden in Avignon die Zweifel an seiner Ehrlichkeit, immer thätiger die dort anwesenden Mitglieder des ihm feindlichen römischen Adels, und schon begann man dort, ihm den Proceß zu machen. Das Ergebniß war, daß der Papst (12. October 1347) den Kardinallegaten Bertrand de Deux mit dem Auftrage nach Rom sandte: Cola zum Widerrufe Alles dessen zu ermahnen, was den Rechten der Kirche zuwiderlaufe. Leiste er diesen und wolle er dem Papste

den Eid der Treue schwören, sich mit der Herrschaft über die Stadt begnügen und Bürgschaft für die Schonung der päpstlichen Rechte leisten, so könne ihn der Legat in seinem Amte bestätigen. Im entgegengesetzten Falle war dieser ermächtigt, ihn seiner Würden zu entsetzen, mochten sie ihm vom Papste oder vom Volke übertragen seyn, ja selbst ihm als Kirchenräuber den öffentlichen Proceß zu machen, und gegen ihn als Ketzer zu verfahren.

Cola hätte sich auf diese Bedingungen hin immer noch mit dem Papste aussöhnen können, aber gerade um jene Zeit hatten Siege über die Barone seine Hoffart bis an die Gränze des Wahnsinns gesteigert. Er empfing den Cardinallegaten mit einem Uebermuthe, der seine wahre Gesinnung nur zu deutlich enthüllte. Auf die Ladung des Legaten erschien er vor ihm, aber angethan mit der Dalmatica, welche die Kaiser bei der Krönung zu tragen pflegten. Auf dem Haupte trug er die Krone, in der Hand das kleine Scepter seiner tribunicischen Würde. So trat er unter lärmender Kriegsmusik vor den Kardinal und fragte trotzig: welche Botschaft er vom Papste bringe? Dann wandte er, als der Legat schwieg, ihm verächtlich den Rücken und ging von dannen. Diesem trotzigen Gebahren folgten Schritte offener Feindschaft. Um das Volk gegen den Papst aufzuregen, behauptete er: die Stadt Rom und die katholische Kirche seien Eins und unzertrennlich verbunden, gebot: daß alle, außerhalb der Stadt wohnenden Priester dorthin zurückkehren sollten, und drohte die Uebertreter dieses Befehls, ohne Rücksicht auf die geistliche Gerichtsbarkeit, in's Gefängniß zu werfen. Die Anwendung auf Papst und Cardinäle lag nahe; auch soll, wie ein Chronist berichtet, der Tribun ferner gedroht haben: er werde gemeinschaftlich mit den Römern einen neuen Papst wählen, wenn Clemens VI. nicht in Jahresfrist nach Rom zurückkehre. Zugleich setzte er sich im Geiste dieser Auflehnung mit dem gebannten Ludwig von Bayern in Verbindung, gab ihm den Kaisertitel und bot ihm den Besitz von Neapel für einen seiner Söhne an. Fallen

doch in diesen Zeitraum die schon erwähnten Botschaften an alle Fürsten Europas, welche ihnen die Kunde bringen sollten, daß Rom auf's neue die Zügel der Weltherrschaft ergriffen habe.

Der eben geschilderte Trotz gegen den Papst war zu unnatürlich, und Cola entfernte sich dadurch zu weit von seinem ursprünglich guelfischen Ausgangspunkte, als daß er hätte anhaltend seyn können. Am 3. December (1347) verbot Clemens VI. den Römern in einem Schreiben, welches alle Beschwerden des heil. Stuhls gegen den Tribunen aufgezählt, jedwede Gemeinschaft und Verbindung mit ihm, und befahl seinen Getreuen, ihn fernerhin durch keinerlei Rath, Beistand oder Gunst zu unterstützen. Aber fast gleichzeitig hatte auch jener im Gefühl seiner Vereinzelnung wieder einzulenken begonnen, seine Prunktitel abgelegt, Krone und Scepter vor dem Muttergottesbilde zu Araceli aufgehängt und reumüthig erklärt: künftig wieder als bloßer Statthalter des Papstes seine Gewalt ausüben zu wollen. Vielleicht hätten diese Schritte (in welchen jedenfalls ein stillschweigender Verzicht auf den Traum von Wiederherstellung der römischen Weltherrschaft und der Einheit Italiens lag) zur Aussöhnung mit dem Oberhaupte der Kirche führen, oder wenigstens die Entscheidung auf geraume Zeit hinausschieben können, wenn nicht gerade in diesem kritischen Augenblicke Cola, von einem andern Feinde gedrängt, seiner eigenen Schwäche und Kleinmüthigkeit erlegen wäre.

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß Cola di Rienzo, nachdem ihm ein glücklicher Augenblick die oberste Gewalt zugeworfen hatte, an den Feudalherren, die den Kirchenstaat unter sich getheilt hielten, die hartnäckigsten Widersacher finden mußte. In der ersten Ueberraschung hatten sich diese freilich unter die Uebermacht dessen gebeugt, den der große Haufe als seinen Herrn und Gebieter erkannte. Aber es war leicht vorаus zu sehen, daß der Adel, dem es keineswegs wie dem niedern römischen Volke bloß um Frieden und Ordnung zu thun, und der noch weniger irgend eine Schwärmerei für das Alter-

thum zugänglich war, so bald er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, die neue Verfassung aus allen Kräften befehden werde. Im Geiste des italienisch-mittelalterlichen Faustrechts griff Cola daher zu einem Mittel, welches vorher und seitdem öfters in der Geschichte der dortigen Parteikämpfe angewendet worden ist. Er lud die vornehmsten Glieder der Colonna, Orsini und anderer edler Geschlechter auf's Capitol zur Tafel; die Nichterschienenen wurden mit Gewalt herbeigeholt. Nachdem sie trefflich bewirthet waren, brachte einer der Volksmänner einen verfänglichen Gegenstand zur Sprache. Ein langer Streit entspann sich und schloß damit, daß Cola die Gäste in's Gefängniß werfen ließ. Während der Nacht hörten Minoritenmönche aus dem nahen Araceli ihre Beichte, und am Morgen war bereits die Richtstätte zur Hinrichtung mit rothen und weißen Tüchern behängt, als Cola im entscheidenden Augenblick vor der verrätherischen Blutthat zurückbebte, den Gefangenen das Leben schenkte und sich feierlich mit ihnen aussöhnte. Dieses Stehenbleiben auf halbem Wege macht seinem Herzen Ehre. Aber die Römer bemerkten mit Recht: er habe ein Feuer entzündet, welches er nicht löschen könne, und selbst Petrarca beklagte es bitter, daß der Tribun die Gelegenheit, welche das Glück niemals einem Kaiser verliehen, nicht besser benutzt, und statt „die Feinde der Freiheit" mit einem Male zu vernichten, sie mit ihren Waffen entlassen habe. „O fürchterliche und schreckliche Finsterniß", ruft er aus, „welche oft mitten in den wichtigsten Gelegenheiten die Augen der Sterblichen umdunkelt!"

Wie tief auch dergleichen Urtheile unser sittliches Gefühl verletzen mögen, der Erfolg bewährte dennoch, daß gerade die menschliche Regung des Herzens dem Volksführer in der gefährlichen Lage, in die er sich selbst gesetzt hatte, politisch verderblich wurde. Die in Freiheit gesetzten Barone verließen nämlich, uneingedenk ihrer Eide, sofort Rom und griffen zu den Waffen. Ein mörderischer Raubkrieg entspann sich, und am 20. November suchte das Heer des Adels durch das Thor

S. Lorenzo in die Stadt zu bringen. Hier kam es zwischen den Angreifern und der städtischen Miliz zu einem Kampfe, der weniger durch die Tapferkeit der letzteren, als durch ein unvorhergesehenes Zusammentreffen von Umständen mit einer vollständigen Niederlage des Adels endete. Viele Häupter desselben blieben auf dem Platze, das Haus der Colonna allein hatte vier seiner Glieder zu betrauern. — Aber der Tribun verstand es nicht, seinen unverhofften Sieg zu benutzen; er vergeudete die unersetzliche Zeit mit zwecklosen, phantastischen Feierlichkeiten, übernahm sich in wahnsinnigem Hochmuth und gab sich dann, als der Adel sich wieder sammelte, plötzlich einer unbegründeten und unnöthigen Verzweiflung hin, die sein Verderben wurde. Als nämlich Pipino, Pfalzgraf von Altamura, einer der Führer der Adelspartei, der sich in seiner Wohnung zu Rom verschanzt hatte, unter dem Rufe: es lebe das Volk! Tod dem Tribunen! die Sturmglocke läuten ließ und einen Angriff der gegen ihn ausgeschickten Söldner Cola's zurückschlug, verlor dieser die Besinnung. Statt ruhig abzuwarten, bis auch seine Anhänger sich gesammelt hatten, glaubte er sich von den Römern verrathen, beklagte sich bitter über ihren Undank, und floh mit der Erklärung: daß er die Herrschaft aufgebe, vom Capitol in die Engelsburg. Seine Feinde konnten selbst kaum an ihren leichten Sieg glauben. Rom fiel, nachdem es während ihres Zauderns zwei Tage lang ohne Regierung geblieben, in die Hand der Partei der Colonnas, und die alte Verfassung wurde wieder hergestellt. Cola selbst aber entging, seiner Würden und Ehren entsetzt, nur mit genauer Noth dem Schicksale, von seinen eigenen Anhängern an seine Todfeinde ausgeliefert zu werden. Zwar machte er noch einmal den Versuch, mit Hülfe des berühmten deutschen Condottiere Werner von Urslingen wieder die Herrschaft zu erringen, und schon war es ihm gelungen, von seinen Freunden Gelder für diesen Zweck zusammen zu bringen. Allein dießmal ging sein eigener Bruder mit der Kasse davon. Hiermit war das Band zwischen Cola und seinen deutschen Söldnern zerschnitten; auch sein Bundesgenoß

in Neapel, König Ludwig von Ungarn, ließ jetzt den machtlosen Tribunen im Stiche, der selbst fremder Hülfe bedurfte, statt sie Andern gewähren zu können. Von aller Welt verlassen, verschwand Cola in den entlegensten Theilen des Appennins, wo er sich an die dort lebenden Einsiedler aus dem Franziskanerorden schloß, welche wegen Hinneigung zu den pseudomystischen Lieblingsirrthümern der Zeit verdächtig, und den Zeitgenossen unter dem Namen der Spiritualen und Fratricellen bekannt waren.

Mit dieser Katastrophe ist zwar die Rolle eines Wiederherstellers der italienischen Nationalität und der römisch-republikanischen Weltherrschaft ausgespielt, um derentwillen Cola di Rienzo hauptsächlich in unsern Tagen Werth und Bedeutung hat; sein weiteres Leben ist aber noch reich an mannigfachem Schicksalswechsel, wenn gleich sein späteres Auftreten für uns von geringerem allgemeinem Interesse ist. Hatten die Phantasiegebilde einiger Liebhaber des Alterthums im Volke keine Wurzel schlagen können, so waren sie, wie der weitere Verlauf der Geschichte beweist, in Cola's Seele selbst nichts weniger als eine Wahrheit gewesen. Als er nach drittehalbjährigem Verweilen bei den Fratricellen wieder hinaus in's öffentliche Leben trat, waren es zwar immer noch wunderliche und phantastische Träume, die ihn erfüllten; aber von spezifisch-italienischem Nationalstolze war nicht mehr die Rede. Er hatte sich während seines Aufenthaltes in der Nähe des Monte Majella in den Pseudomysticismus seiner Zeit hineingelebt, und für seinen Hang zum Abentheuerlichen Nahrung in den vielen, theils unechten, theils verdächtigen Prophezeiungen gefunden, die hauptsächlich von den Einsiedlern, unter denen er sich so lange aufhielt, geglaubt und weiter überliefert wurden. Jetzt beherrschte ihn der Wahn, daß er es sei, der bei der nahe bevorstehenden abermaligen Ausgießung des heiligen Geistes und der Ankunft eines neuen Messias die wichtigste Rolle spielen werde. Begeistert von dieser Ueberzeugung, an die sich die

Hoffnung einer baldigen Auferstehung des heiligen Franz von Assisi schloß, verließ er plötzlich seinen Zufluchtsort im Appennin und ging nach Prag, um Kaiser Karl IV. zum Werkzeuge oder Beschützer für seinen neuen Irrwahn zu gewinnen. Wirklich gelangte er zum Kaiser, und fand Gelegenheit, ihm seine Meinungen und Aussichten ausführlich vorzutragen. Aber statt die Ausschließung aller Deutschen vom „heiligen Boden Italiens", welche der heilige Geist ihm früher eingegeben, zu verkünden, machte er umgekehrt sich jetzt anheischig, dem Kaiser „den Garten des Reichs" in sieben Monaten zu unterwerfen; ja er forderte ihn in ziemlich unzweideutigen Worten auf, sich das Erbtheil des heiligen Petrus zuzueignen, weil es die Geistlichen doch nicht mehr zu regieren verständen. Aufmerksam gemacht auf den schroffen Widerspruch zwischen solchen Anträgen und der nationalen Schwärmerei, die er während seines Tribunats an den Tag gelegt hatte, rechtfertigte er sich in einer Weise, die über den eigentlichen Werth und die wahre Bedeutung seines früheren Vaterlandsfanatismus keinen Zweifel übrig läßt. Er habe sich durch die (oben berichtete) Vorladung der Deutschen kein Recht auf das Kaiserthum anmaßen, sondern nur unter dem Vorwande, hierüber zu entscheiden, am Pfingstfeste des folgenden Jahres eine feierliche Versammlung halten wollen, wozu er alle Tyrannen Italiens durch die schmeichelhaftesten Briefe und prächtige Gesandtschaften und Versprechungen eingeladen habe, in der Hoffnung, ein gottgefälliges Werk zur Befreiung der ganzen Heerde zu vollbringen, wenn er so viel Wölfe, die zum Orte allgemeiner Gerechtigkeit wie in ein Netz zusammenströmten, an einem Tage sämtlich aufgeknüpft hätte. Einem solchen Manne konnte Kaiser Karl IV., ein treuer Anhänger der Kirche und außerdem eine durchweg nüchterne, praktische, allem Abentheuerlichen abholde Natur, unmöglich Glauben und Vertrauen schenken. Vergebens wandte Cola alle Künste seiner Beredsamkeit an, ihn seinen aftermystischen Grillen, und beson-

ders seinen Entwürfen zur Besitznahme Italiens geneigt zu machen; vergebens opferte er selbst die Ehre seiner Mutter, indem er das unwahrscheinliche und allen geschichtlichen Zeugnissen widersprechende, damals aber in Rom verbreitete und geglaubte Gerücht beim Kaiser geltend machte, daß Heinrich VII., als Pilger verkleidet, im Hause seiner Mutter Madalena, während der zufälligen Abwesenheit des Lorenzo übernachtet habe, und in ehebrecherischer Umarmung sein Vater geworden sei. — Sehr schön erwiedert der Kaiser darauf: „was Du von deiner Geburt geschrieben hast, das überlassen wir Gott, weil es unsere Sache nicht ist, darüber zu streiten. Eins nur wissen wir, daß wir Alle Geschöpfe Gottes sind und Söhne Adams, aus dem Thone der Erde gebildet, daß wir zur Erde zurückkehren werden, und daß Gott uns befohlen hat, uns wechselseitig als Nächste zu lieben.“ Mit richtigem praktischem Takte lenkte Karl IV. die Verhandlung, zu welcher bald auch Ernst von Pardubitz, Erzbischof von Prag, gezogen wurde, auf die unkirchlichen Grundsätze Colas, und dieser wurde, als der Häresie verdächtig, gefangen gesetzt, in Prag als Ketzer verurtheilt, und auf Begehren des Papstes nach Avignon ausgeliefert.

Wahrscheinlich hat der Kaiser Fürbitte für ihn gethan, oder von seiner Ketzerei nichts an den Papst gemeldet. Ihm wurde in Avignon nur wegen seines Tribunats der Proceß gemacht; Cola bekannte sich schuldig, und unterwarf sich dem Papste unbedingt. Jetzt ließ er wieder seine pseudomystischen Meinungen fallen, auf die er sich bei seinem Auftreten in Prag gestützt hatte, und verrieth es dem Papste, als seine Anhänger einen nochmaligen Versuch machten, ihn durch neue Prophezeiungen aufzuregen. Dieß und die allgemeine Theilnahme der Bewohner von Avignon, bei denen er plötzlich in den Ruf eines Dichters gekommen war, retteten ihm das Leben. Er wurde, obwohl zum Tode verurtheilt, in leidlicher und anständiger Haft gehalten, und erlebte in diesem Zustande die dritte und letzte große Wendung seines Geschickes, welche die Probe liefern sollte, wie fremd das römische Volk dem eigentlichen

leitenden Gedanken seiner frühern „nationalen“ Wirksamkeit geblieben war, und wie wenig er selbst den Willen und die Mittel hatte, im Geiste der antiken Freiheit zu regieren. Durch das Volk gehoben, sollte er auch durch das Volk zu Grunde gehen. Er selbst sollte den Beweis liefern, wie der Schein der Freiheit, in den er sich bei seinem Auftreten gehüllt, thatsächlich nur in die drückendste Tyrannei auslaufen konnte.

In Rom war seit dem Sturze Cola's ein unaufhörlich wechselnder, anarchischer Zustand eingetreten; bald herrschte der Adel, bald die Volkspartei. Als Vertreter der letztern hatte kurze Zeit hindurch Baroncelli (ein Mann aus dem Volke) den Versuch gemacht: als „zweiter Tribun der Stadt und erlauchter römischer Consul“ den Faden der republikanischen Bestrebungen Cola's wieder aufzunehmen, aber mit nicht besserem Glücke, als sein Vorbild. Auch er wurde gestürzt und mußte fliehen. Vielen erschien jetzt der Zustand der Sicherheit und des Friedens unter den Tribunen als ein glücklicher und wünschenswerther, und in Avignon selbst fand der Gedanke Eingang, den Gefangenen, der seine, dem Papste feindlichen Gesinnungen, die er in Prag zur Schau getragen, jetzt schlechthin aufgegeben oder verläugnet hatte, als taugliches Werkzeug zur Unterwerfung Roms und zur Wiederherstellung der Ordnung im Kirchenstaate zu benützen. So konnte es geschehen, daß, als Innocenz VI. den Cardinal Albornoz als Legaten nach Rom sendete, um dort die weltliche Herrschaft des Papstes wieder aufzurichten, er diesem den ehemaligen Tribunen zur Verfügung stellte, damit er ihn nach Umständen als Mittel zur Aufregung der demokratischen Elemente gegen den störrischen und schwer zu bändigenden Adel gebrauchen könne. Der Kardinallegat, der in der That der Wiederhersteller und in gewissem Sinne der zweite Gründer des modernen Kirchenstaates wurde, bewährte auch darin seinen praktischen Sinn, daß er dem unzuverläßigen Schwärmer anfangs weder Vertrauen schenkte noch eine Wirksamkeit gestattete. Erst, nachdem er ihn eine zeitlang unter Aufsicht in seiner Nähe behalten und dann in Perugia

confinirt hatte, gab er dem Ansinnen vieler, in seinem Lager anwesender Römer Gehör, die ihren ehemaligen Tribunen dringend zur Rückkehr nach Rom einluden, wo sich, wie sie versicherten, das Volk nach seiner Regierung zurücksehne. Inzwischen war Cola in Perugia mit zwei jungen provenzalischen Edelleuten, Brüdern des damals in Italien hochberühmten Condottiere Fra Morenle in Verbindung getreten, die er durch Auslegung der Bibel und des Livius mit phantastischen Vorstellungen von der Größe Roms und ihren eigenem Berufe zur Wiederherstellung derselben zu dem Ende erfüllt hatte, daß sie ihm Geld darliehen und Hülfe zusagten. Zugleich rüstete sich in Rom, welches sich nach dem Sturze des Baroncelli dem Papste unterworfen hatte, die Adelsfaction wiederum zu einem Kampfe, dem der vom Cardinallegaten eingesetzte Senator nicht gewachsen war. Bei dem Zusammentreffen solcher Umstände fand sich Jener geneigt, Cola di Rienzo versuchsweise nach Rom zu senden, und ihm zu diesem Zwecke im Namen der römischen Kirche die Würde eines Senators zu verleihen.

So sah sich plötzlich, nach so mannigfachem Wechsel des Geschicks, Cola wiederum im Besitze derselben Gewalt, deren Zügel schon einmal seinen Händen entfallen waren. Er zog am 1. August 1354 unter dem Jauchzen des Volkes durch das Thor neben der Engelsburg in Rom ein, und gerade auf das Capitol, wo er mit einer jener Prunkreden, wie er sie früher zu halten pflegte, von der Herrschaft über die Stadt Besitz ergriff. Allein der Charakter seines Regiments war ein durchaus anderer geworden. Jetzt stützte er sich nicht mehr auf das Volk, sondern auf geworbene fremde Söldner, und suchte, während der kurzen Frist, die ihm gegönnt war, in demselben Geiste zu regieren, wie andere damalige Tyrannen in anderen Städten Italiens. Von der ursprünglichen Idee seiner Herrschaft war längst keine Rede mehr, er trat lediglich als Verwalter der Rechte des Papstes auf und erklärte: daß er diesem, der heiligen Kirche und den Cardinälen von ganzem Herzen und von ganzer Seele fortan seine Ehrfurcht bezeugen

wolle. Aber diese löblichen Vorsätze hinderten ihn nicht, sich dem Trunk und der Schwelgerei zu ergeben, und seine Macht mit zweckloser Grausamkeit zu handhaben. Die Regierung der Abgaben und der Zölle um das zum Unterhalte der Söldner nöthige Geld herbeizuschaffen, erbitterte das Volk, plötzliche Hinrichtungen Unschuldiger setzten selbst seine Anhänger in Schrecken. Zugleich bedrängten die Barone, mit denen ein weitaussehender Krieg begonnen hatte, die Stadt, und ihre Plünderungen vermehrten die Unzufriedenheit der Bürger. Sein gefährlichster Feind aber war auch dießmal wieder er selbst. Die Furcht, welche in natürlicher Rückwirkung seiner Grausamkeit sich seiner selbst bemächtigt hatte, raubte ihm vollends alle Haltung. Von ausgelassener Lustigkeit zu tiefer Trauer übergehend, gab er unzweideutige Beweise von Geistesverwirrung. Die Bürger Roms ließ er ergreifen und gab sie für Geld wieder frei. Als er aber seine Leibwache statt mit Gelde, bloß noch mit glänzenden Versprechungen zu bezahlen vermochte, als er den Oberbefehl über die bewaffnete Macht den bisherigen Anführern nahm und sie unerfahrenen Hauptleuten anvertraute, hatte seine Stunde geschlagen. Seine alten Feinde, die Colonna und Savelli, erregten einen Aufruhr, dem sich die Unzufriedenen in großer Menge anschlossen. Unter dem Rufe: Tod dem Verräther, welcher die Steuer eingeführt hat! — umringte das Volk seine Wohnung auf dem Capitol. Bald sah Cola sich von allen seinen Dienern verlassen, als er vom Balkon zum Volke sprechen wollte, übertäubte lautes Grunzen seine Stimme. Schon gab einer seiner Verwandten, der bei ihm geblieben, statt ihn zu retten, dem Volke Zeichen, um ihn zu überliefern. Da überlegte er, ob er als Ritter mit den Waffen sterben, oder durch die Flucht das Leben retten solle. Er wählte das letztere, schlüpfte durch eine Hinterthür verkleidet unter das Volk, wurde aber an seinen goldenen Armbändern erkannt, ergriffen und vor dem Käfige des städtischen Löwen grausam ermordet. Nach scheußlichen Mißhandlungen und Beschimpfungen, denen sein Leichnam meh-

rere Tage hindurch ausgesetzt blieb, wurde er zuletzt von den Juden auf einem Feuer von trocknen Disteln verbrannt. Mit seinem Tode erlosch jedwede Erinnerung an seine Wirksamkeit, und selbst sein Andenken verschwand spurlos aus dem Gedächtnisse der Römer.

Es ist oben bereits erwähnt, daß Cola im Kampfe mit dem wirklichen Leben seinen Traum von modern-antiker, italienischer Nationalherrlichkeit und römischer Weltherrschaft schon nach seinem ersten Sturze für immer aufgegeben hatte. Sein gesammtes späteres Leben ist nichts als die beharrliche Verläugnung dieses seines frühren politischen Glaubens. Beharrlicher hielt Petrarca an derselben Chimäre fest, obwohl auch er bereits nach dem ersten Sturze des Tribunen es nicht verschmäht hatte, Karl IV. um die Wiederherstellung des alten Glanzes von Rom anzurufen. Inzwischen forderte er, wie früher schon berichtet worden, noch während Cola zu Avignon im Gefängniß saß, die Römer auf: die alte Fiction einer Wiederherstellung ihrer Republik weiter zu spinnen, und durch eine feierliche Gesandtschaft den Tribunen vom Papst zurückzufordern. „Was ihm allein als Verbrechen vorgeworfen wird", schreibt er in einem andern Briefe, „weßhalb man ihn verdammen will, deßhalb erscheint er mir nicht ehrlos, sondern ruhmgeschmückt; daß er nämlich den Gedanken zu fassen wagte, die Republik sollte gerettet und frei seyn, und über Römer Reich und Römer Regierung nur in Rom verhandelt werden... Daß es einen Römer schmerzt, sein Vaterland d i e r e c h t m ä ß i g e H e r r i n A l l e r, den niedrigsten Menschen dienen zu sehen, das ist das ganze Verbrechen, deßhalb fordert man seinen Tod." Auf solche Klagen hatte die Vorsehung nur eine Antwort. Sie ließ den Tribunen nach Rom zurückkehren, und dort seinem Streben durch das moderne Römervolk selbst sein Recht anthun.

Als Clemens VI. im Jahre 1351 eine Congregation niedergesetzt hatte, um die tiefzerrütteten Angelegenheiten des Kirchenstaates zu ordnen, wandte sich einer der Cardinäle, Niccolo Capoccio auch an Petrarca, um sein Gutachten zu vernehmen.

In der Antwort legt dieser ein absonderliches Gewicht auf die vermeintliche Abstammung des Fragstellers von den Corneliern, den Vertheidigern der politischen Freiheit, und gibt, was die Sache selbst betrifft, immer vom Standpunkte seiner fixgewordenen Vorstellung aus, den zweitausend Jahre hinter der Zeit liegenden Rath: den Plebejern einen Antheil an den Würden und Aemtern der Stadt zu gewähren, die Patrizier aber vor der Hand gänzlich auszuschließen. Selbst nach dem zweiten Sturze und Ende Cola's ist Petrarca noch nicht irre an seinem Lieblingstraume geworden. Seltsamerweise feiert er jetzt den Märtyrer desselben in einer Zuschrift an Carl IV., der, obwohl ein Deutscher, nunmehr von der nationalen Partei in Italien dringend angegangen ward, die Rolle des Wiederherstellers der Kaiserwürde zu übernehmen. „Siehe", schreibt er diesem Fürsten, der wahrlich den Mann, von dem die Rede war, besser kennen gelernt hatte, „erst gestern erhob sein Haupt ein Mann aus dem gemeinen Volke Roms, kein römischer König, kein Consul, kein Patrizier, und kaum als römischer Bürger wohl bekannt, weder die Titel seiner Bundesgenossen, noch die Namen seiner Ahnen, nicht einmal seine Tugenden, hatten ihm damals Ruhm verschafft. Er gab sich für einen Wiederhersteller der römischen Freiheit aus, ein erhabenes Bekenntniß eines niedrigen Mannes; wie du weißt, bot ihm Tuscien die Hand und empfing seine Befehle; schon folgte allmählig ganz Italien, schon war Europa, ja der ganze Erdkreis in Bewegung. Kurz, wir lasen es nicht mehr bloß, sondern wir sahen vor uns gegenwärtig die Gerechtigkeit und den Frieden und ihre Begleiter, die hehre Treue und die ruhige Sicherheit, und es erscheinen die Anzeichen eines goldenen Zeitalters. Aber jener verdorrte im Beginn des Werkes; ich will weder ihm, noch einem Andern die Schuld davon geben; ich verdamme den Menschen nicht, noch spreche ich ihn frei."

Nach Petrarca lag also eigentlich die Schuld der doppelten Katastrophe bloß an Zufälligkeiten und äußern Umständen; an dem Wahngebilde selbst, welchem Cola in sein Verderben

nachgezogen war, hielt er mit unerschütterlichem Ernst bis an das Ende seines Lebens fest, und so gebührt ihm der Ruhm, eine Geistesrichtung fortgepflanzt zu haben, welche in unsern Tagen einen ihrer periodisch wiederkehrenden, kurzen Momente der Blüthe und des Triumphes feiert.

LI.

Zeichen der Zeit.

Wie die Censur des Radikalismus in der Schweiz die conservative Presse knebelt. — Indolenz „der Wohlgesinnten“. — Der Bischof von Freiburg. — Zeugniß von Stettler, Professor des Staatsrechtes zu Bern. — Capitulation von Freiburg und ihre Verletzung durch die Truppen und die neue revolutionäre Regierung. — Die europäische Presse über den in der Schweiz herrschenden Jacobinismus. — Die Antwort der Allgemeinen Zeitung, ihre sogenannte Neutralität, Mäßigung und Mittelstraße, und die Enragés von Zürich und München. — Der Fall von Luzern. — Die Folgen dieses Sieges des Radikalismus. — Schlußbetrachtungen.

Die innere, conservative, katholische Schweiz der schutzverbündeten Kantone ist seit lange für uns gänzlich verstummt und abgeschlossen; weder Briefe noch Zeitungen dringen durch den radikalen Cordon hindurch, und auch von der äußern Schweiz, und den Kantonen der sogenannten „eidgenössischen legalen“ Majorität der Zwölfer und $^2/_2$ erhalten wir kaum etwas anderes, als einseitige Nachrichten und lügenhafte oder leidenschaftliche Zeitungsberichte. Der herrschende Radikalismus, noch nicht zufrieden mit seinen hunderttausend Mann und seiner viermal größern Uebermacht, weiß Censur und Nachcensur und Postdebit durch Landjäger, Verhaftungen, Confiscationen und Criminalprocesse in so meisterlicher Weise zu handhaben, daß „alle Fürstenknechte des erleuchteten Despotismus“

bei seiner „jesuitischen“ Politik in die Schule gehen könnten. Factum ist, daß die gesammte conservative Presse, auch selbst in den demokratischen Kantonen, wo, wie z. B. in St. Gallen, die Conservativen und Katholiken in der Masse des souverainen Volkes die weit überwiegende Majorität für sich haben, eingeschüchtert durch diesen Terrorismus der Zwingvögte sich das Mundschloß hat vorlegen lassen. Das ganze Feld der Presse gehört mithin unbestritten der extremen Partei, die diesen fluchwürdigen Bürgerkrieg entzündet, und die nun Alles aufbietet, ihn für ihre eigennützigen Absichten und zur Befestigung ihrer Zwingherrschaft auszubeuten.

Setzen wir den umgekehrten Fall: nicht die Radikalen, sondern die Conservativen hätten diesen Krieg gegen eine radikale Minderheit begonnen, um mit Verletzung der kantonalen Souverainetät einem der zweiundzwanzig Kantone, der sich dagegen sträubte, mit Gewalt die Jesuiten aufzuzwingen, — ein Ansinnen von keiner schreienderen Ungerechtigkeit, als das, welches jetzt die Eidgenossenschaft in den Abgrund des Bürgerkrieges gestürzt hat, — mit welcher schäumenden Wuth würden dann alle radikalen Organe, von der geistverwandten französischen und deutschen Presse unterstützt, über einen so frevelhaften Krieg losbrechen, und wer würde es wagen dürfen, in einem solchen Augenblick, die Freiheit der Presse und die Heiligkeit des Briefgeheimnisses anzutasten? Was müssen daher diese Radikalen nun selbst von der Charakterlosigkeit der Conservativen denken, die sich ohne Widerrede in der Ausübung ihrer besten Rechte beschränken, sich binden und knebeln lassen, als seien sie geborne Heloten, denen Jeder die Haut ungestraft über die Ohren ziehen darf. Wir beklagen dieß Benehmen der conservativen Presse, die ihren Hals geduldig dem Stricke darbietet, weil wir in einer Zeit leben, wo Jedem geboten wird, was er sich gefallen läßt. Es ist die alte Indolenz, der Mangel an Energie, an Muth, an Selbstvertrauen und Gemeingeist, den die sogenannten „Wohlgesinnten“ hierin wieder bewiesen haben, und wodurch sie als Verräther ihrer eigenen Sache sich ihren

Feinden selbst überliefern, und deren Uebermuth nur immer höher und höher steigern. Anderer Seits aber haben die Radikalen keine Ursache, über diesen schweigenden, willenlosen Gehorsam allzu sehr zu frohlocken; denn sie verdanken ihn guten Theils einem Reste von conservativer religiöser Scheu, die Bedenken trägt, dem Befehle der nächsten Obrigkeit, auch wenn er ein ungerechter ist, sich zu widersetzen. Niemand aber ist mehr bemüht, als die Radikalen selbst, diese Scheu durch Auflehnung, selbst gegen die gerechtesten Gebote einer rechtmäßigen Regierung, durch Feuer und Schwert zu vertilgen. Siegen daher ihre Lehren einer jakobinischen Demagogie, wie bisher, so wird gewiß die Schweiz nie wieder ein Heer von hunderttausend Mann in's Feld führen, was der meuterische Geist der Radikalen bei Ausführung früherer Executionsbeschlüsse schon gezeigt hat. Die Eidgenossenschaft wird sich vielmehr, wenn ein auswärtiger Eroberer ihr nicht vielleicht früher die Ruhe des Kirchhofes gebracht hat, in einen Krieg eines gegen Alle und Aller gegen einen auflösen.

Inzwischen liegen die Schicksale der Reiche nicht in den Händen eines Ochsenbein oder eines James Fazy; hoffen wir darum das Beste: Deus providebit. Gewiß aber ist es auch, wer sich selbst verläßt, der ist verloren: aide toi, le ciel t'aidera. Mit Schweigen, mit Trauern und Seufzen werden die Dinge nicht gebessert. Ehre darum nochmal allen denen, die sich, gleich dem muthigen Pfarrer von Versoix, von dem radikalen Terrorismus nicht zurückschrecken ließen. Der Staatsrath von Genf verurtheilte ihn zu fünf Tagen Gefängniß, und verlangte von dem Bischof als Strafe seine Entsetzung. Allein dieß Ansinnen wurde nicht nur als unstatthaft zurückgewiesen, sondern der Bischof hat dem unerschrockenen Vertreter des unterdrückten Rechtes Worte ehrender Anerkennung geschrieben, sein Schreiben lautet:

„So eben vernehme ich, daß das Gericht Sie zu fünf Tagen Gefangenschaft verurtheilt habe; ich bezeuge Ihnen hierüber von ganzem Herzen meinen Glückwunsch. Nachdem Sie muthvoll Ihrer

Pflicht ein Genüge geleistet, haben Sie, wie die ersten Apostel, den Trost, leiden zu dürfen für Jesum Christum, unsern Herrn und unser Vorbild. Mehr als je wünschte ich, bei Ihnen zu seyn, Sie zu umarmen mit der Liebe eines Vaters, den Herrn lobpreisend, daß ich in meinen Priestern solch wackere Bekenner des Glaubens erfahre. Unterziehen Sie sich also freudig der über Sie verhängten Strafe; Sie werden aus dem Gefängniß wiederum hervorgehen, wie Sie in dasselbe eingetreten, umgeben von der besonderen Achtung und Liebe Ihres Bischofs, der ganzen Geistlichkeit, des Bisthums und aller aufrichtigen Katholiken."

Wie wir früher dem Schreiben des katholischen Pfarrers das unbefangene Urtheil eines protestantischen Schriftstellers über die Jesuitenfrage zur Seite stellten, so können wir auch jetzt wieder protestantischer Seits dem Schreiben des Bischofs ein hochherziges, muthiges Zeugniß für die Unterdrückten folgen lassen. Hr. Stettler, Professor des schweizerischen Staatsrechts an der Universität Bern, erhielt, nebst seinen Collegen, von dem Erziehungsrath den Aufruf zur Theilnahme an dem brudermörderischen Kampfe gegen die katholischen Kantone und ihre hergebrachten Rechte. In seiner Antwort, welche die radikale Berner Zeitung ihrem vollen Inhalte nach mittheilte, beruft sich der wahrhaft eidgenössisch gesinnte Mann auf das Zeugniß seines vergangenen, dem Vaterlande gewidmeten langen Lebens, und wie er bei anderen Gelegenheiten, da das Vaterland seine Söhne aufgerufen, die Waffen getragen, und wie er sich ihm jeder Zeit zur Verfügung gestellt, ja sogar einmal die Stelle eines zweiten Tagsatzungsgesandten niedergelegt, um in's Feld rücken zu können. Nach diesem Eingange fährt er dann also fort:

„Mit Freuden würde ich auch jetzt wieder, der Einladung der Erziehungsdirection Folge leistend, mein Dienstanerbieten wiederholen, hielte mich nicht ein höherer Pflichtenruf zurück. Den Widerstreit des Sonderbundes mit den Vorschriften des Bundesvertrages hatte ich schon früher rechtlich entwickelt, bevor durch den dießjährigen Tagsatzungsbeschluß dessen Auflösung ausgesprochen ward (s. mein schweizerisches Bundes-Staatsrecht §. 24).

aber eine rücksichtslose Execution der Auflösung durch Militärgewalt ohne Scheu vor dem daraus entstehenden Bürgerkrieg ist nach meiner innigsten Ueberzeugung ein schweres Unrecht. Hat doch der Stand Bern selbst sich wiederholt gegen ihn gefaßten Tagsatzungsbeschlüssen, als nach seiner Ansicht nicht bundesgemäß, widersetzt, ohne daß deßwegen militärische Execution erfolgt wäre; ist auch der Sonderbund an sich bundeswidrig, so wurde er doch durch eine weit größere Bundesverletzung, durch den gewaltthätigen Angriff auf einen der verbündeten Kantone veranlaßt, und verdient also wenigstens Entschuldigung."

„Unter solchen Umständen erscheint das beschlossene militärische Verfahren gegen unsere Bundesgenossen ohne Beispiel in der Schweizergeschichte, und im Gefolge eines Bürgerkrieges nach meiner innigsten Ueberzeugung als ein schweres Unrecht am Bund der Eidgenossenschaft und an den ersten Gründern unserer Freiheit."

„Wenn ich daher auch im jetzigen entscheidenden Augenblick noch einzeln meine schwache Stimme erhebe, so geschieht es einzig gedrungen vom christlichen Gebot: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen, welches besonders mir, als öffentlichem Lehrer des schweizerischen Bundesrechts, nach nun verschlossenem Hörsaal, die Pflicht einzuprägen scheint, mich gegen Unrecht am Bund kräftig zu erheben. — Gott schütze unser Vaterland!"

Unterdessen hat sich der erste Act des Trauerspieles abgespielt. Der Radikalismus entschlossen, über Trümmer und Leichen seinem letzten Ziele, einer „Bundesrevision", oder vielmehr einem „Bundesumsturz" entgegen zu schreiten, ist vorangerückt. Der erste Schritt ist ihm mit überraschender Schnelligkeit geglückt. Nach großen Vorbereitungen, nach so vielen Erklärungen, hat Freiburg, ohne Schwertstreich, durch eine Capitulation, dem Heere der Zwölfer seine Thore geöffnet, und dem Schutzbündniß entsagt. So viel von den Umständen bisher bekannt geworden, ist den Behörden der allerdings isolirten, in sich selbst zerrissenen Stadt Angesichts der heranziehenden Uebermacht der Muth gesunken. Ohne den Willen des Volkes zu fragen haben sie die Hand zur Capitulation geboten. Mit Thränen des Zornes hat ein Theil des kampfbereiten Volkes

sich entwaffnen lassen, und schweigenden Ernstes die Sieger empfangen. Ob Maillardoz sich dabei durch Verrath befleckt, darüber müssen wir erst die weiteren Aufschlüsse erwarten; einstweilen steht uns kein Recht zu, es anzunehmen. Haben sich die Behörden aber muthlos bei Eingehung der Capitulation gezeigt, so war ihr Verschwinden nach derselben pflichtvergessen und unheilvoll. Das Betragen der Sieger, die im Vertrauen auf diese Capitulation ohne Schwertstreich eingerückt, hat anderer Seits der Proclamation der Tagsatzung, den Armeebefehlen Dufours und seiner Generale, und der abgeschlossenen Capitulation Hohn gesprochen. Wie der Tagsbefehl von Rilliet Constant es selbst bezeugt, so haben sie ihre Ehre und die Treue des eidgenössischen Wortes durch grobe Excesse befleckt. Diese „eidgenössische" Mannschaft, deren vaterländischer, aufgeklärter Geist und treffliche Mannszucht uns täglich angepriesen wird, hat sich an Personen und Eigenthum schmählich vergriffen, und die religiösen Gefühle der eigenen Mitstreiter haben sie in einer so empörenden Weise mißhandelt, daß katholische Berner Bataillone, die den Feldzug mitgemacht, sich geweigert, ferner an diesem schmachvollen Kampfe agressiver Tyrannei gegen ihre Glaubensgenossen und Bundesbrüder Theil zu nehmen. Unter diesen Umständen war es, wo in Freiburg selbst eine radikale Volksmasse sich aus den Reihen des extremsten Radikalismus eine neue revolutionäre Regierung improvisirt hat. Die neuen Landvögte haben sodann, sich auf ihre Wahl durch einen Volkshaufen ohne Mission, und auf die rechtswidrige Bestätigung der Militärbehörden berufend, sogleich ihren radikalen Rachegefühlen den Lauf gelassen. Sie sind auf derselben Bahn des Raubes, die das bundesbrüchige Aargau mit seiner Klosteraufhebung, der ersten Veranlassung dieses Krieges, zuerst betreten, auf die brutalste und rücksichtsloseste Weise weiter vorangeschritten.

Das ist die erste Frucht des Krieges, den der conservative(!) General Dufour für die Tagsatzung, angeblich zur Herstellung der Ordnung, führt; ein Anfang von neuen Rechtsverletzungen, der statt zum Frieden, nur zu immer tieferer Zerrissenheit

und Erbitterung führen muß. Von der Rache eingegeben, wie wird er andere Gefühle, als die der Rache erwecken können? Oder wer wird sich in seinem Gewissen zum Gehorsam gegen diese Faction extremer Parteimänner verpflichtet fühlen, die das Mandat ihrer Tyrannei von einem radikalen Volkshaufen ableiten, und sich auf die Bajonette einer Invasionsarmee stützen. Solches erlaubte sich der Radikalismus, während er noch den Kanonen Luzerns gegenüberstand, und die Büchsen der freiheitmuthigen Vierwaldstädte zu befürchten hatte. Welches Loos wird erst die Unterdrückten erwarten, wenn auch diese letzten Bollwerke des Rechtes und der Freiheit, umzingelt und erdrückt von seiner Uebermacht, die ihn jede Rücksicht vergessen läßt, fallen sollten.

Alle diese Vorgänge können übrigens den durchaus nicht überraschen, der den Entwickelungen des Radikalismus und all seinen Atrocitäten, Rechtsverletzungen und Umwälzungen seit einer Reihe von Jahren, bis zur jüngsten Katastrophe, gefolgt ist. Trotz dem Jesuitenhaß, den er mit so „jesuitischem" Macchiavellismus gegen das gute Recht der Urkantone und ihre schutzverbündeten Stände auf's trefflichste auszubeuten wußte, um den Mord, den er an Recht und Freiheit begeht, zu rechtfertigen und sich allerwärts Bundesgenossen zu gewinnen, trotz allen seinen wohlberechneten Vorspiegelungen, beginnt die öffentliche Meinung in Europa allgemach das trügerische Spiel der Heuchelei zu durchschauen. Nicht nur katholische Blätter, sondern auch gewichtige Stimmen aus protestantischen Ländern, namentlich aus England, das dem Kampfsplatz fern entrückt, als unparteiischer Zuschauer der Entwicklung des Trauerspieles folgt, sprechen laut und entschieden ihre tieffste Entrüstung über das große Unrecht aus, was hier, unter heuchlerischen Vorwänden, von einer tyrannischen Uebermacht, im Dienst einer keinen Glauben und kein Recht achtenden Demagogenpartei, verübt wird. Sie machen sich ferner keine Täuschung mehr über den eigentlichen Ursprung dieser Wirren, und den wiedererwachten revolutionären Geist aus den grauenvollen Zeiten

des Conventes, noch über die Mittel, die er anwendet, und das unheilvolle Ziel blutiger, atheistischer Demagogendespotie, dem er Europa entgegentreibt.

Ja ein Ereigniß, was seit Jahren unerhört ist, was unmöglich geschienen: Blätter, die sonst in allem Uebrigen so himmelweit auseinander gehen, wie die Times, der österreichische Beobachter, die preußische Allgemeine, und selbst das politische Chamäleon, das Journal des Debats, sind über die frevelhafte Rechtsverletzung, um derentwillen eine übermächtige Majorität sich mit dem Bruderblute einer unterdrückten Minderheit befleckt, und über die Gefahren, welche der religiösen, der sittlichen und der rechtlichen Ordnung Europa's von dem dort herrschenden Regimente und seinen destructiven Tendenzen drohen, vollkommen einig. Was seit lange nicht geschehen: das Gefühl der Gerechtigkeit hat wenigstens in einem Theile der Presse über confessionelle Vorurtheile gesiegt. „Die ganze radikale Faction", sagte jüngst in dieser Beziehung die Times, „die zum erstenmal eine Anzahl Menschen von so ausschweifenden und verzweifelten Meinungen, wie ihre eigenen, an der Spitze der Schweizer Regierung, und im Befehl des eidgenössischen Heeres steht, schickt sich an, von diesem Stande der Dinge Nutzen zu ziehen. Mazzini zum Beispiel, welcher durch den stätigen Fortschritt gemäßigter Reformen in Italien sich in seinen Hoffnungen schmerzlich getäuscht fand, ist so eben von London abgereist, um in den seiner Sinnesart mehr zusagenden Wirrnissen der Schweiz eine Rolle zu spielen. Das brutale Aufkläricht, und mit ihm auch viele gewissenhafte Leute, schreien über das Pseudochristenthum der Jesuiten; nun, Herr Mazzini und Comp. will von gar keinem Christenthume, weder protestantischem noch katholischem, etwas wissen; das ist besser! Gleicherweise weiß man hier durch ihre Briefschaften, daß die republikanischen Gesellschaften in den Städten der französischen Ostküste bereit sind, jeden etwaigen Bruch zwischen Frankreich und dem schweizerischen Vorort zu benützen. Kommen die Dinge in der Schweiz zum Aeußersten, so fehlt es nicht an Leuten, die

sich alle Mühe geben werden, das örtliche Feuer zu einem allgemeinen Brand anzufachen." — So das mächtigste und angesehenste englische Blatt, dem man gewiß nicht unbegründete Furchtsamkeit, noch auch Hinneigung zum Jesuitismus oder Servilismus wird vorwerfen können, und gegen das auch der Vorwurf, den jüngst ein Correspondent der Allgemeinen der Politik der Tuilerien machte, nicht gelten kann, als suche es durch das divide et impera, d. h. durch Begünstigung des Sonderbundes, in der Schweiz zu herrschen. Hegt aber das Blatt eines protestantischen Volkes, das doch dem Kampfplatz so fern ist, solche Besorgnisse vor dieser Faction, die die Schweiz in den brudermörderischen Bürgerkrieg gestürzt, um wie viel mehr müssen wir Deutsche, die wir seit so lange den Brandbriefen des schweizer Radikalismus und seinen atheistischen und communistischen Machinationen ausgesetzt sind, auf unserer Hut seyn, und wie sehr ist es die heiligste Pflicht aller Organe, die öffentliche Meinung über den Charakter dieses Kampfes und die Gefahren, die von dort unserem Vaterlande drohen, aufzuklären. Diese einstimmige Haltung der europäischen Journalistik und diese gebieterische Pflicht der deutschen Presse, die Marken des Vaterlandes wider die zerstörenden Doctrinen einer revolutionären Propaganda zu hüten, die Angesichts der Welt in ihrem Frevelmuth das Blut und das Geld eines armen Volkes, in harter Zeit des Hungers und der Noth, für den muthwilligsten, fluchwürdigsten Bruderkrieg vergeudet, wird in der That auch mehr und mehr von katholischen, wie von protestantischen Blättern, im Süden wie im Norden unseres Vaterlandes, — zur Ehre des gesunden Rechtssinnes unseres Volkes sei es gesagt, — erkannt und gewürdigt. So läßt sich eine Stimme aus Berlin unter dem 14. Nov. in der Karlsruher Zeitung (Num. 317) vernehmen:

„Erfreulich ist es, daß die bedeutendsten Organe der englischen, französischen und deutschen Presse es nun offen und unumwunden aussprechen, daß der Sonderbund sich in seinem guten *Recht* befinde. Und dadurch, daß sie Dieß aussprechen, leisten sie

der wahren Freiheit einen großen Dienst; denn der Despotie, Willkühr und Unduldsamkeit, von welcher Seite sie auch kommen mögen, ist auf's kräftigste entgegenzutreten, wenn die europäische Gesittung nicht Rückschritte erfahren soll. — Im Namen der wahren Freiheit hat Europa gegen das blutige und gewaltthätige Beginnen der Zwölferkantone, welches die Geschichte, die in gerechter Hand die Wagschale hält, nur als ein frevelhaftes bezeichnen wird und kann, feierlichen Einspruch zu thun. Oder will das dem Fortschritt und einer höheren Gesittung huldigende Europa die Folgen einer Gewaltthat, welche die eigentliche, natürliche Freiheit mit Füßen tritt, übernehmen und verantworten? — Beherzigenswerth ist der Ausspruch eines protestantischen Organs, das da ausruft: „„Befreiet uns von diesen gefährlichen Jesuiten, welche die Freiheit und Menschenrechte als Maske vorhalten, und im Innern unduldsame Despoten sind; mit den römischen Jesuiten wollen wir schon fertig werden!““ Zugleich sei hier darauf hingewiesen, daß durch das ungerechte Beginnen der Zwölferkantone den Jesuiten gerade der größte Vorschub geleistet wird. Fast unbegreiflich muß es deßhalb erscheinen, daß in einzelnen Organen Deutschlands, die der Freiheit und dem Fortschritte dienen wollen, die Stimmen des plumpsten Parteigeistes, die aus der Schweiz herüberschallen, um das deutsche Volk zu verblenden und zu beirren, einen so bereitwilligen Nachhall finden. Es ist wahrlich Zeit, daß die urtheilsfähigen Männer unseres Vaterlandes, denen ein warmes Gefühl für Recht im Busen lebt, dieser Verblendung entgegentreten, um der deutschen Nation den bisher aufrecht erhaltenen Ruf, eine gerechte zu seyn, auch ferner zu bewahren. — Deutschland möge es erkennen, wie gefährlich es ist, von dem Wahlspruch: „„was recht ist, muß auch recht bleiben““, abzuweichen. Ein Abweichen von diesem Wahlspruch könnte für Deutschland, das für seine politische Entwicklung noch so manche Kämpfe zu bestehen hat, nur als geistige und sittliche Niederlage bezeichnet werden.“

Keine anderen als die hier ausgesprochenen Gesinnungen waren es, welche auch uns leiteten, als wir unsere Klage wiederholt gegen die Haltung der Allgemeinen von Augsburg in der Schweizer Frage erhoben, und sie an die Pflichten mahnten, auf deren Erfüllung wir mit vollem Rechte glauben

bestehen zu können. Die Allgemeine hat in ihrer Num. 324, 20. November, geantwortet. Hätte sie das gute Recht sich zur Seite gefühlt, so wäre offenbar die einfachste Antwort ihrer Seits die gewesen, daß sie unsere Anklage in ihre Spalten aufgenommen, und dann die Entscheidung ihren Lesern ruhig überlassen hätte, die ja wissen, was sie gesagt und was sie nicht gesagt. Sie hat es indessen vorgezogen, ihren Lesern die motivirte Beschwerde selbst zu entziehen, und statt dessen zu antworten. Allein, statt in das Factische und die einzelnen, ganz bestimmten Punkte ihrer Einseitigkeit und Versäumniß einzugehen, hat sie, wie dieß schon öfter geschehen, mit Verrückung der Streitfrage, sich hinter allgemeine Redensarten geflüchtet. Unsere Leser haben unsere Klage vernommen; damit sie uns jedoch nicht den gleichen Vorwurf der Einseitigkeit machen, den wir an den Gegner gerichtet, sollen sie hier unverkürzt auch die Vertheidigung der Allgemeinen erhalten. Sie leitet ihre Antwort mit den Anfeindungen ein, welche sie von Seiten eines Blattes des brutalsten Radikalismus, der Neuen Züricher Zeitung nämlich, fortdauernd zu bestehen hat, und führt deren Urtheil über die deutsche Presse an, das also lautet:

„Dienste, wie die Deutsche Zeitung und andere liberale deutsche Blätter sie uns täglich erweisen, sind uns die liebsten. So machen sie wieder gut, was die Allgemeine Zeitung an der Schweiz sündigt. Ein Muster elender Anschwärzung eines wackern Volkes liefert ihre neueste Nummer in einem Artikel von der französischen Schweizergränze. Nun, man hat sich in der Schweiz schon ziemlich daran gewöhnt, die Allgemeine Zeitung zu entbehren."

Die Allgemeine, nachdem sie bemerkt, daß sie jenen Artikel der Karlsruher entlehnt, fährt alsdann also fort:

„Was das letztere betrifft, so scheint wenigstens die Züricher Zeitung die Allgemeine nicht ganz entbehren zu können, da jede ihrer Nummern fleißige Auszüge aus „„der Augsburgerin"" enthält, was indeß das Blatt nicht hindert, in der Regel jede Woche eine Anklage, wie die obige, vorzubringen. Eben so unermüdlich in ihrem Anklageeifer von der entgegengesetzten Seite her

sind die Münchener Historisch-politischen Blätter mit ihrem, die Worte der „„Meister vom Stuhle"" stets getreu nachsprechenden Famulus der benachbarten Succursale. Der Allgemeinen Zeitung ergeht es, inmitten dieser beiden Enragés, wie dem Manne, dem die junge Frau die grauen, die alte die schwarzen Haare ausrupfen will. Rechts verlangt man von uns, wir sollten auf dem linken Auge blind, auf dem linken Ohre taub seyn; links will man, wir sollten rechts weder sehen noch hören. Auf beiden Seiten Aug und Ohr offen behalten zu wollen, wird heute von diesem, morgen von jenem als Verbrechen, wenigstens als Gesinnungslosigkeit bezeichnet. Daß eine Zeitung die Reden beider Parteien eines Parlaments gebe, das etwa gestatten sie noch; aber einem Volke gegenüber wird dieß nicht zugestanden. Mitten im Tumult der Leidenschaften und dem Wirrwarr der halb gekannten Thatsachen und Verhältnisse soll jedes deutsche Provinzialblatt täglich, in seinem dictatorischen Premier Flachsenfingen, Ochsenbein und James Fazy mit ihren Freischaaren, oder Siegwart Müller und Verhörrichter Ammann mit ihrer Rächerschaar heilig sprechen, und den Sieg der Freiheit und des Rechts davon abhängig erklären, daß die Schwarzen die Rothen, oder die Rothen die Schwarzen todtschlagen. Wir können es keinem Journal wehren, wenn es sich bemüht, in seine Spalten all die Einseitigkeit, Uebertreibung und Ungerechtigkeit überzutragen, die in den beiden Fractionen einer Presse herrschen müssen, deren zerrissenes Volk zu der ultima ratio, den Vierundzwanzigpfündern, gegriffen hat, um sich gegenseitig zu überzeugen. Manche Zeitungen lassen in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig. Mittlerweile tröstet uns die tägliche Erfahrung, daß bedeutende Männer beider Kriegslager in der Schweiz unser Blatt fortwährend als einen neutralen Boden betrachten, auf welchem sie vom Waffenlärm, der in ihrer Heimath jede ruhige Discussion, ja alle Preßfreiheit — in Luzern und Schwyz, wie in Bern und Waadt — unmöglich macht, an das unbefangene Ausland und an die Geschichte appelliren. Andere Blätter, denen die Acten schon spruchreif scheinen, mögen anders verfahren und auf ihrem Standpunkte recht haben; unser Standpunkt — für die Allgemeine Zeitung seit fünfzig Jahren ein historisch gegebener — verpflichtet uns, die eidgenössische Frage fast mehr als jede andere als eine offene zu betrachten. Blicke

man auf die Gegenpole daselbst, hier Luzern, dort Bern und Waadt, so erscheinen die Zustände in dem einen wie in den andern gleich unbeneidenswerth, gleich wenig haltbar, so tüchtig, ehrenwerth und verständig auch das schweizerische Volk im allgemeinen, in Thal und Gebirg, in den katholischen wie in den protestantischen Landestheilen ist. Es liegt ein Brief vor uns aus einer der edelsten Familien der Schweiz, deren Glieder, sonst durch die herzlichste Liebe vereint, durch die politische Spaltung ihres Landes sich auseinandergerissen sehen, wie die Brüder Salis-Soglio und die zwei Grafen v. Travers, die mit gezücktem Schwerte sich gegenüber stehen. Sollen wir, wo solche Erscheinungen vorkommen, und wo schon die Opfer, welche beide Theile mit ihrem Herzblut bringen, den Fernstehenden vor der Intervention eines vorschnellen Urtheils warnen, sollen wir da das Wort der einen täglich in zehntausend Exemplaren in die Welt senden, die Zuschriften der andern unter den Tisch werfen? Aehnliche Zumuthungen wurden uns vor ein paar Wochen von einigen liberalen Zeitungen in Bezug auf Italien gemacht. Was seitdem geschehen, läßt uns nicht bereuen, auch hier unsern eigenen Weg gegangen zu seyn; und wenn wir vergleichen, was jene Blätter aus Italien bringen, und was die Allgemeine Zeitung, so dürfen wir ruhig das Urtheil derer abwarten, die jetzt oder später eine Entscheidung zu geben berufen sind."

Worauf läuft denn nun der langen Rede kurzer Sinn anders hinaus, als auf die beliebte Formel: Enragès rechts, Enragés links, und der Prophet von Augsburg in der Mitte. Auf der einen Seite Bundespräsident Ochsenbein mit seinen Freischaaren und James Fazy und die Neue Züricher Zeitung als radikale Enragés; auf der andern Siegewart Müller und Vorhörrichter Ammann mit der „Rächerschaar" und die Historisch-politischen Blätter als jesuitisch-absolutistische ultramontane Enragés; und in der Mitte wieder das numen divinae justitiae, der geflügelte Augsburger Mercurius unparteiischer Wahrheitsliebe. — Folgen wir der Bilderreihe, die sie selbst von sich aufstellt, weiter, so gewinnt es den Anschein, als lebe der fromme Prophet der Wahrheit in

einer Art von Bigamie; zur Rechten hat den Aermsten seine junge Frau beim Schopf, und reißt ihm die grauen Haare aus, zur Linken zaust ihn die Alte beim Ohr, und reißt ihm die schwarzen aus. Da muß der Uglückliche ja kahlköpfig werden! Allein, damit nicht genug: nun will auch die eine zur Rechten, daß er ihre Frivolität nicht sehe noch höre, und die zur Linken, daß er ihre Gebrechlichkeit nicht gewahre. So wollen sie ihn blind und taub haben den beklagenswerthen, unterdrückten Ehemann, der, ein anderer Master Caudle, so harmlos in seinem „abgelegenen Redactionsbureau einer deutschen Provinzialstadt" sitzt, und kein Wässerlein, weder in Italien noch in der Schweiz, trübt. Da stürmen die ultramontanen „Enragés", mit ihren curtain lectures auf den Friedliebenden ein, und verlangen von ihm, er soll sich für das Recht des „jesuitischen" Sonderbundes aussprechen, den Radikalismus soll er, zum Schrecken der Kinder, als Teufel an die Wand malen, und ferner keine Gemeinschaft mit demselben haben und jede Mittheilung zurückweisen. Allein der Gerechte erwiedert: die Frage in der Schweiz ist noch dunkel; Recht und Unrecht kann man noch nicht unterscheiden; die achtbarsten Familien in der Schweiz selbst sind darüber in Zwiespalt; beide Parteien haben sich durch ihre Handlungen noch nicht kennbar genug gemacht; die Akten sind noch nicht geschlossen; die Sache ist noch nicht spruchreif; das letzte Wort ist noch nicht gesprochen; die schweizer Frage ist mehr als jede andere eine offene Frage ꝛc., ich werde daher meiner historisch gegebenen Stellung während eines fünfzigjährigen Lebenslaufes getreu als ein neutraler, unparteiischer Kampfwart beide Theile ihre Sache verfechten lassen; und zum besten Beweise, daß ich es thue, seht die Anfeindungen, die meine unparteiische Gerechtigkeitsliebe von „den Enragés" beider Seiten, von den Historisch-politischen Blättern und der Neuen Züricher Zeitung, zu erdulden hat. — Wir bedauern es, dieser Darlegung, so plausibel sie scheinen mag, widersprechen zu müssen. Was zuerst das Schlußargument, auf welches die

Allgemeine Zeitung schon oftmal mit triumphirender Miene hingewiesen, betrifft, so wird ihr selbst nicht entgehen können, daß es für sich allein nichts beweist. Denn wenn einer von zwei entgegengesetzten Seiten beschuldigt wird, so folgt keineswegs mit Nothwendigkeit daraus, daß er gegen Beide recht hat; sondern es sind vier Fälle möglich, nämlich: Beide können gegen ihn recht, oder auch Beide gegen ihn unrecht haben, indem er die Gerechtigkeit gegen Beide verletzt hat; oder auch, es kann der Eine oder der Andere gegen ihn recht haben. Auf die Gründe, lieber Heinz, auf die Gründe kommt es an, die von beiden Seiten vorgebracht werden.

Was nun die Neue Züricher Zeitung betrifft, so wollen wir der Allgemeinen gern zugeben, daß die Gründe ihres Mißvergnügens mehr als wurmstichig sind. Das radikale Blatt, das jetzt das große Wort redet, und dessen Freisinnigkeit es geduldig mit ansieht, wie die gesammte conservative schweizer Presse, von der Eidgenössischen Zeitung angefangen, gebunden und geknebelt niedergehalten wird, erlaubt consequenter Weise der Allgemeinen nicht einmal, einen thatsächlichen Artikel aus der Karlsruher Zeitung abzudrucken. Wir dürfen aber nur Eines anführen, was die ganze Stupidität von Blättern dieses Kalibers anschaulich macht, und den despotischen Terrorismus ihrer wahnsinnigen Parteiwuth hinreichend bezeichnet. Als jüngst das „eidgenössische" Heer von allen Seiten heranzog, um Luzern und die schutzverbündeten Kantone wie ein gehetztes Wild enger und enger zu umgarnen und durch die Uebermacht zu erdrücken, und als nun Salis Soglio in der Absicht, das Garn zu durchbrechen, Ausfälle machen ließ, sagte das freisinnige Züricher Blatt: „Diese Ausfälle sind offenbar die Folge innerer Schlechtigkeit, die Höhe des zur Natur gewordenen Jesuitismus, der größten Verzweiflung und bereits entstandener Noth." So weit geht also diese Freisinnigkeit, daß sie dem Gegner erlaubt oder vielmehr zur Pflicht macht, sich von der radikalen Uebermacht erdrosseln zu *lassen*; sucht er sich aber ihrer zu erwehren, so ist's ein Zeichen

„innerer Schlechtigkeit und des zur Natur gewordenen Jesuitismus!" Was folgt nun hieraus? daß wenn ein Blatt, welches, gleich dem Züricher, über seiner Parteiwuth allen menschlichen Verstand und alles menschliche Gefühl eingebüßt hat, mit der Allgemeinen Zeitung nicht zufrieden ist, und ihr Sünden vorwirft, daß dieß für ihre Vortrefflichkeit so gut wie nichts beweist. Sie könnte immerhin noch ein radikales Blatt von sehr entschiedener Parteifärbung seyn, und doch von der Neuen Züricher Zeitung als ein retrogrades Jesuitenblatt angefeindet werden, weil sie nicht ihren ganzen Wahnsinn theilte, wie wir ja in der ersten Revolution gesehen haben, daß die Jakobiner von heißerem Blute die kaltblütigeren guillotinirten, bis die Reihe auch an sie kam. Dieß Zeugniß der Züricher „Enragés" wäre also als unstatthaft beseitigt, kommen wir nun zu den Münchnern.

Wir unserer Seits hegen die Ueberzeugung, daß die Rechtsfrage in der Schweiz keineswegs so unentschieden sei; insbesondere aber glauben wir, daß sich der Charakter der radikalen Partei seit einer Reihe von Jahren hinlänglich als der aggressivste, gewaltthätigste, kein Recht achtende gezeigt habe, wie dieß eben jetzt wieder nach der Capitulation die jüngsten Barbareien ihrer ausgelassenen Soldateska und die kirchenräuberischen Rechtsverletzungen der unter dem Schutze ihrer Bajonette eingesetzten revolutionären Regentschaft in Freiburg bewiesen haben. Wir riefen der Allgemeinen Zeitung dessen zum Beweis eine ganze Reihe radikaler Revolutionirungen und Atrocitäten der empörendsten Natur in's Gedächtniß, denen sie nichts Aehnliches auf der conservativen und katholischen Seite wird gegenüberstellen können. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, dieß Register der brutalsten Gewaltthätigkeiten noch zu vermehren. Wir erinnern in dieser Beziehung daher nur nachträglich an die unerhörten Gewaltthaten gegen Basel, Wallis und Neuchatel; an den Riesenproceß von Bern; an die trug- und lügenvolle Geschichte mit dem Prinzen Louis Napoleon; an den schändlichen Savoyerzug; an die Berufung von Atheisten

an die Lehrstühle von Zürich und Bern; gar nicht zu sprechen von hundert einzelnen Verfolgungen und Ungerechtigkeiten. Thatsachen dieser Art, und namentlich das unläugbare Factum, daß sich die katholischen Kantone nie und nirgend in das Kirchen- und Schulwesen der Protestanten eingemischt, und daß sie nichts verlangen, als den ungestörten Genuß ihrer beschwornen Rechte, sind es ohne Zweifel gewesen, welche so ganz disparate Organe, wie die Times, das Journal des Debats, den österreichischen Beobachter und die Allgemeine Preußische bestimmt haben, sich auf das Entschiedenste für das Recht der Urkantone zu erklären, und die Völker vor diesem verderblichen Feuer zu warnen, das in der Schweiz zu einem Weltbrande geschürt wird, dem Jeder also, so viel in seinen Kräften liegt, zu wehren die Verpflichtung habe. Nicht mehr und nicht weniger als dieß haben auch wir gesagt, und keine andere Forderung haben wir an die Allgemeine Zeitung im Interesse der Freiheit, des Rechts und des Friedens unseres Vaterlandes gestellt. Wird sie nun auch behaupten, jene großen Organe der europäischen Presse seien, gleich uns, Enragés einer extremen, ultramontanen Partei, um sich der Verpflichtung der Wahrung der höchsten Güter zu entziehen?

Doch wir wollen ihr zugeben: die schweizer Frage sei wirklich noch nicht spruchreif und das Recht unentschieden, so haben wir dann doch jedenfalls das Recht, von ihr zu fordern, daß sie, ohne einseitige Begünstigung, um die Vertretung beider Theile in gleicher Weise bemüht sei, und namentlich, daß den Lesern keine öffentlichen Aktenstücke von der einen oder andern Seite vorenthalten werden. Daß aber dieß nicht geschehen, das begründete ja eben unsere Hauptbeschwerde. Wir hielten ihr vor, wie sie das Manifest des übermächtigen Zwölferbundes seinem vollen Umfange nach mitgetheilt, von dem der angegriffenen, schutzverbündeten Kantone aber nur einige Zeilen des Schlusses; wie sie ferner das Schreiben von Professor Schnell gleichfalls nur verkürzt gegeben. Die Zuschrift des Professor Stettlers, das Schreiben des Pfarrers Moglia, Aktenstücke,

die für das Recht der Urkantone sprechen, hat sie ganz umgangen, und zwar zu einer Zeit, wo sie ohnehin, laut ihrer eigenen Aussage, weder Zeitungen noch Correspondenzen aus der katholischen Schweiz erhalten konnte, und es also doppelt ihre Pflicht war, keine Urkunde zu beseitigen. Ihr die grauen Haare auszureißen, wie sie, bildlich gesprochen, meint, ist uns nicht eingefallen; wir machten nur auf die fehlenden schwarzen aufmerksam, und nur deßwegen brachten wir die Nothwendigkeit der Begründung von „conservativen Beiblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung" in Anregung, und werden sie uns auch künftig angelegen seyn lassen. Dieselben sollen ihr ja nichts nehmen, sondern einzig und allein die gerügte Lücke in dem Haarschmuck der „Fünfzigjährigen" ausfüllen helfen. Wenn sie bei dieser Gelegenheit mit verächtlicher Miene von dem dienstfertigen „Famulus der benachbarten Succursale" spricht, so wird der Postzeitung wohl darüber kein graues Haar wachsen. Wie sich vor nicht allzulanger Zeit die Correspondenten der Allgemeinen ausdrückten, gehörte ja die Postzeitung gleich uns zu den „Besiegten" und „Gestürzten"; wenn wir nun aber die Haltung dieser „Succursalen" in unseren inneren Angelegenheiten zu einer Zeit, „da deren Besprechung nie freier war", mit der der Allgemeinen vergleichen, so darf die Postzeitung unseres Bedünkens die Entscheidung über die Frage: wem der Geist „eines die Worte der Meister vom Stuhle stets getreu nachsprechenden Famulus" eigentlich inne wohne, ruhig dem Ausspruch jedes unbefangenen Richters überlassen.

Wäre die Allgemeine Zeitung übrigens wirklich unparteiisch und unbefangen in diesem Streithandel, wie sie behauptet, sie hätte sicherlich manche Verläumdung, der man die Lüge auf der Stirne geschrieben sah, nicht aufgenommen, um sie später zu widerrufen. Und wie könnte sie dann auch auf die eine Seite James Fazy und Ochsenbein mit seinen Freischaaren, auf die andere Siegwart Müller und Ammann

mit der „Rächerschaar“ stellen. Hat etwa jemal Siegwart Müller den Frieden eines Kantons mit Freischaaren gebrochen? hat er eine Verfassung umgestürzt? hat er der Gerechtigkeit gewaltsam in den Arm gegriffen? oder hinderte er das Volk, seine Stimme abzugeben, und erklärte es sich nicht vielmehr mit der entschiedensten Majorität für die Maßregeln seiner Verwaltung? Im Gegentheil, hätten die Berner Radikalen, die ihr Bedauern über die Capitulation von Freiburg ausdrückten, und in ihren Blättern verkündeten, man hätte es sollen mit Stumpf und Stiel vom Erdboden vertilgen, hätten sie die 1600 Freischärler gefangen genommen, dieselben hätten sicherlich strengere, blutigere Richter in ihnen gefunden. Und nun die von den Radikalen sogenannte Rächerschaar Ammanns anlangend, haben nicht auch andere Kantone Freicorps errichtet, und was hat dieß Ammann'sche denn für Verbrechen begangen, wodurch die Unparteilichkeit der Allgemeinen Zeitung berechtigt wird, es den Freischaaren gegenüber zu stellen? Hätten die Correspondenten der Allgemeinen Zeitung Glauben verdient, so wäre Luzern voll von wüthenden Fanatikern gewesen; allein, als die überraschte Züricher Compagnie als Gefangene unter diesen so laut verschrienen „Terrorismus von Siegwart Müller und Verhörrichter-Ammann“ gerieth, da wurde von diesen „Fanatikern“ an ihnen keine jener empörenden Brutalitäten verübt, wie die radikale Soldatesca der Befreiungsarmee an den nicht gefangenen, sondern durch Capitulation übergegangenen Freiburgern sie verübte. Im Gegensatze zu diesen schmählichen Barbareien schrieb der Hauptmann der gefangenen Züricher nach Hause: wir werden hier behandelt nicht als seien wir in den Händen von Feinden, sondern von Schweizern. Allein nichts destoweniger werden die Einen wie die Andern als „Enragés“ behandelt.

Diese Polemik, die sich den Namen der Mäßigung beigelegt, gleicht, um mit dem Bilde eines alten Schweizers zu sprechen, dem Verfahren eines Mannes, der Recht und Unrecht in einen Sack hineinwirft, und dann das Eine oder das Andere auf

geradewohl herausgreift, dabei aber meint, er wandle die goldene Mittelstraße. Die Allgemeine wird die Lage Siegwart Müllers und der bedrängten katholischen Kantone etwas milder beurtheilen, wenn sie an die Weise denkt, wie die Radikalen, die der unterdrückten Minderheit auf dem Nacken sitzen, mit ihr selbst umspringen. Sie wird sich sicherlich von jeder Hinneigung zu den Jesuiten und allen jesuitischen Lehren in Staat und Kirche frei wissen; allein, wie sie selbst jüngst bemerkte, so wurde sie nichts desto weniger bei den Freischießen der Radikalen, als ihre Correspondenten sich die Freiheit nahmen, zu warnen, daß dieß Treiben zum Bürgerkrieg führen müsse, als ein Jesuitenblatt unter Hohngelächter verbrannt. Mehr noch, sie brachte jüngst von St. Gallen eine Schutzrede für den ungerechten Bürgerkrieg, die wir angriffen; als aber ein Artikel erschien, der das Recht der Unterdrückten darlegte, wurde sie von denselben St. Gallner Freisinnigen confiszirt, und nun erklärt ihr auch noch die Neue Züricher Zeitung, man entwöhne sich immer mehr in der Schweiz, ihr die Ehre anzuthun, sie zu lesen. Wie sie aber selbst sagt: so ist die Züricher Zeitung kein Privatblatt, sondern der Ausdruck des dort herrschenden Regimentes, und dieß Regiment mit seinen Auto-da-fés und seiner fanatischen Unduldsamkeit, es herrscht dermalen nicht nur in Zürich, es herrscht auch in Bern, in der Waadt, in Genf, ja in der Majorität der ganzen Tagsatzung, und hat ja eben in dieser Eigenschaft den General der Freischaaren zum Bundespräsidenten erhoben, und im gleichen Geiste den Executionsbeschluß zu seinem radikalen Kreuzzug gegen die Gründer der Schweizer Freiheit, die Nachkommen Tells und Winkelrieds gefaßt, und zum Ruin des Landes in's Werk gesetzt. Nach diesen Präcedentien wären wir begierig, zu erfahren, ob die sehr freisinnige und sehr weise Redaction der Allgemeinen an der Stelle Siegwart Müllers und der Regierungen der Urkantone gegen so unduldsame Gegner ihre Rechte besser hätte schützen und ohne Krieg auskommen können. Bedenken wir, daß ihr Blatt, welches sich doch in seiner Unparteilichkeit

dazu hergegeben, den radikalen Meuchelmord Leu's als Selbstmord zu plädiren, nichts desto weniger verbrannt wurde, so muß uns, trotz ihrem geschmeidigen Talent, die Möglichkeit einer glücklichen Lösung dieser Aufgabe mehr als zweifelhaft erscheinen. Unter diesen Umständen wird sie es daher auch begreiflich finden, wie nahe uns das Bedürfniß „conservativer Beiblätter" liegt, und wie wenig wir mit ihrer einseitigen, Recht und Unrecht in einen Sack werfenden und Aktenstücke vorenthaltenden Behandlung der Schweizer Frage zufrieden seyn konnten. Wir sind überzeugt, jene Parteiwuth, die sich Siegwart Müller und Ammann und ihre Freunde zum Ziele ihres Hasses ausersehen, wird mit ihren unerwiesenen Verläumdungen und maßlosen Beschuldigungen fortfahren; allein, ist es eine Unbilligkeit, wenn wir die Redaction, ehe sie solchen Ergüssen des Parteigeifers ihre Spalten öffnet, daran erinnern, daß sie von einer Faction ausgehen, der nicht einmal das Andenken eines durch Meuchelmörderhand gefallenen unbescholtenen Ehrenmannes heilig war?

Während wir dieses schreiben, laufen die neuesten Nachrichten aus der Schweiz ein: die Capitulation von **Zug**, der Verlust der Positionen vor Luzern, die Uebergabe von Luzern selbst. Alles fiel nach heißem Kampfe als blutige Beute. Noch sind die drei Waldstätte und Wallis übrig. Können sie auch eine Weile in ihren Bergen, der letzten Zuflucht der verfolgten Freiheit, sich gegen die eindringende Uebermacht halten und den Krieg in die Länge ziehen, so wird dieß doch, menschlichem Ermessen nach, kaum von Entscheidung seyn können. Der Radikalismus glaubt bereits seines Sieges gewiß zu seyn, und stimmt übermüthig sein Triumphlied an. Sollen wir nun, weil der Sieg die Ungerechtigkeit gekrönt, weil Vieren das glorreiche Werk gelungen, Einen verrathenen Mitbruder, den sie von allen Seiten umrungen, zu erdrücken, sollen wir darum an dem Obigen etwas ändern? nein, kein Wort! — Diese Vorgänge, zu denen ohne Zweifel die Stimmung in einem Theile der Stadtbevölkerung von Freiburg und Lu-

zern im Gegensatz zur unverdorbenen Landbevölkerung das Ihrige beigetragen, haben nur wieder bewiesen, wie sehr der Radikalismus bereits den Boden allenthalben unterwühlt, daß ihm der Sieg die Thore öffnet. Allein, hätten die Helden, die sich jetzt ihrer Löwenthaten rühmen, so verlassen und bedrängt und von allen Seiten eingeschlossen, wie das Landvolk der Urkantone, eine viermal größere, ungleich besser ausgerüstete Uebermacht herannahen sehen, sie würden sicherlich nicht so lange Stand gehalten haben. Die Schutzverbündeten haben nach dem Armeebericht Dufours selbst, der ihnen das Zeugniß „eines hartnäckigen Widerstandes“ gibt, die Ehre der schweizerischen und katholischen Tapferkeit gerettet, während ihre übermächtigen Feinde, die Angreifer in diesem Kampfe, wie es so manche Stimme aus ihren eigenen Reihen, trotz ihrer tyrannischen Censur, laut verkündet hat, ihre Hand mit ungerechtem Blut befleckt haben.

Wären die Radikalen von einer viermal größeren Macht angegriffen worden, und hätte auf einem der benachbarten Throne ein ihnen geistverwandter Sohn der Revolution gesessen, mit welchem Jubel würden sie eine ihnen zu Hülfe gesandte Armee als Brüder und Befreier mit offenen Armen und Triumphbögen empfangen haben. Von ihren verlassenen Gegnern aber verlangten sie, daß sie sich von ihren freundeidgenössischen Kanonen zusammenschießen ließen. Keine Intervention der Mächte fand statt. Hoffen wir, daß sie wenigstens vor der übermüthigen Rachsucht der Sieger geschützt, und jetzt durch ihre Vermittelung die Artikel der Bundesacte und die Zusicherungen der Proclamationen und der Capitulationen nicht so schnöde verletzt werden, wie dieß bei den Freveln in Freiburg geschehen.

Was werden nun die Folgen der Ereignisse in der Schweiz seyn? Der dortige Radikalismus, hat er auch nur mit Hülfe der Conservativen und Katholiken aus den paritätischen Kantonen diese imposante Uebermacht in's Feld führen können, die jeden Widerstand lähmte, er wird nichts desto weniger die Früchte

des Sieges allein an sich zu reißen suchen und, kühner und frecher denn je, seinem endlichen Ziele einer einheitlichen Republik entgegen streben. Hätten die Conservativen und Katholiken früher mehr Energie gezeigt und sich ihren rastlosen Feind nicht also über den Kopf wachsen lassen, die Aargauer Klosteraufhebung, die Freischaarenzüge, die Gründung des Sonderbundes und der Bürgerkrieg wären gar nicht möglich gewesen.

Möge man eine Thatsache jetzt nicht vergessen. Als es zweifelhaft schien, ob der Radicalismus seinen „*legalen Majoritätsbeschluß*“ zu dem Bürgerkrieg mit Ach und Krach zu Stande bringen werde, drohten die radicalen Blätter unverholen, finde kein legaler Feldzug Statt, so würden sie durch einen „*Puttsch*“ oder „*eine Sauerei*“ einen illegalen machen; die Conservativen sollten also wählen. Kein Zweifel, daß nur diese Drohung und das Gefühl der Schwäche und der Schrecken vor gänzlicher Anarchie die überwiegende Mehrheit der Conservativen in den Zwölferkantonen bewog, ihre Hand zu dem brudermörderischen Werke darzubieten. Wohin aber ist es mit Recht und Gerechtigkeit in einem Lande gekommen, wo solche Alternativen Statt finden können? Wahrlich die Schweiz darf auf die hunderttausend Milizen, die gegen die umgarnte kleine Schaar der Schutzverbündeten in's Feld rückten, nicht stolz seyn; denn nur durch [illegible] Ungerechtigkeit glaubte sie sich vor gänzlichem Auseinanderfallen retten zu können. So schwach sonst zur Handhabung des Rechtes und der Gerechtigkeit gegen gesetzlosen Jacobinismus, zeigte sie sich nur stark in der Bedrückung der Mindermächtigen, die sie nicht zu schützen vermochte. Mögen sich auch Tausende und Tausende im ersten Taumel des Sieges hierüber täuschen, wir sind überzeugt, nicht allein Basel, das laut gegen den Zwang, der ihm angethan wurde, protestirte, auch viele andere, die als Eroberer mit der eidgenössischen Armbinde in Luzern einzogen, empfanden dieß niederschlagende Gefühl in der Tiefe ihrer Seele und sehen mit banger Erwartung und trüben Ahnungen der Zukunft ihres Vaterlandes entgegen.

Denn heute mir, morgen dir! ruft ihnen die Geschichte aller Revolutionen und politischen Gewaltthaten entgegen.

Würde durch das, was sie jetzt erlebt und durch die Erkenntniß, wohin dieß heillose Treiben führt, ein verjüngter Eifer in ihnen erwachen, dem Heiligthume des Rechtes ihren ganzen Beistand zu leihen, und der Willkür unter jeder Gestalt in den Weg zu treten, der Preis wäre kein zu theurer gewesen! Mögen die kleinen Kantone, die im Gefolge von Bern und Zürich zu diesem beklagenswerthen Krieg gegen die unterdrückte Minderheit sich gebrauchen lassen, sich darüber nicht täuschen, daß sie selbst damit ihrer eigenen kantonalen Souverainität, zum Besten einer herrsüchtigen Jacobinerfaction, die tiefste Wunde geschlagen. Mögen sie jetzt zum mindesten darüber wachen, daß die Zusicherungen der Capitulationen und die Bundesacte nicht wieder verletzt werden, denn ihr Urtheilsspruch wird über kurz oder lang auf sie selbst zurückfallen, und in dem Schicksal der Besiegten von heute können sie, wenn die herrschende Faction ihre Axt an die Bundesrevision gelegt hat, ihr eigenes Schicksal von morgen erkennen. Werden sie Barbareien, wie die der neuen revolutionären, von Bern eiligst anerkannten, Regierung von Freiburg dulden, die nicht gewarnt durch die Nemesis des Aargauer Frevels, im Taumel ihrer Rache, sogar wehrlose Klosterfrauen als „Affilirte der Jesuiten" mit einer Brutalität, wie sie [illegible]en Türken unerhört ist, aus ihrem Eigenthume hinauswirft und im Winter aus ihrer Heimath in die Fremde, in Hunger und Elend hinausstößt, werden sie, sagen wir, diesen Hohn aller menschlichen Gerechtigkeit und Gefühle dulden, so dürfen sie versichert seyn, daß die göttliche Gerechtigkeit, die durch alle Geschichte geht, ihnen dafür den Lohn nicht schuldig bleiben wird. Wir fürchten, auch diese Lehre wird tauben Ohren gepredigt worden seyn, und die ganze Siegesbeute dem Radikalismus zufallen. Mit neuem Ueberuth wird derselbe nicht minder auch im übrigen Europa, von diesem Centralheerde seiner Propaganda aus genährt, in

Italien, in Frankreich und Deutschland sein Haupt erheben, und die Großmächte, die ihn an seinem neuesten Handstreich gegen die verlassenen Urkantone nicht gehindert, dürften über kurz oder lang seiner Seits seine Intervention in ihren eigenen Gränzen erfahren. Die Kirche, die unter Druck und Verfolgungen stets am meisten erstarkt ist, nicht sie hat der härteste Schlag getroffen; der Grund, auf dem unsere Staaten und Throne ruhen, ist ungleich mehr, als Viele glauben mögen, durch diese Niederlage des verbrieften und beschworenen Rechtes erschüttert worden. Mazzini und seine Gesinnungsgenossen werden die größte Freude darüber haben, denn sie wissen warum. Auch der deutschen Blätter viele, denen die radikale Neue Züricher Zeitung für ihre guten Dienste dankt, werden darüber frohlocken *). Allein, wenn sogenannte gemäßigte

*) Zu diesen Blättern gehört nicht nur die sogenannte Deutsche von Heidelberg, die im voraus verkündet, wie unter dem Eindruck der Großmuth und Mäßigung, womit Freiburg würde behandelt werden, das Zwölferheer gegen Luzern rücken würde, sondern auch was allerdings auffallend scheinen mag, die Oberpostamtszeitung von Frankfurt. Selbst die eminent protestantische Weserzeitung findet die Weise, in welcher dieses Blatt mit der radikalen Zwölfermajorität fraternisirt, den Interessen Deutschlannds wie der Schweiz gleich nachtheilig. Es würde dieß minder befremden, wenn man nicht wüßte, wie warm seiner Zeit die Oberpostamtszeitung sich der Rongeschen Sectirer annahm. Hinsichtlich der radikalen Haltung eines Blattes, das am Sitze des Bundestages erscheint, brachte jüngst die Rhein- und Moselzeitung, Beilage 264, folgende Notiz als Gerücht: „Vom Rhein, 13. Nov. Es verbreitet sich das der Bestätigung bedürfende Gerücht, daß in Anerkennung der publicistischen Dienste, welche das in Frankfurt erscheinende Thurn und Taxis'sche radikale Blatt bereits der Sache des Schweizer Freischaarenthums geleistet hat, die radikalen Zwingherren der Schweiz mit dem Gedanken umgehen sollen, dem fürstlichen Eigenthümer jenes Blattes das Commando einer Brigade in General Ochsenbein's Reservedivision anzutragen. Es steht natürlich dahin, ob Ersterer sich bewogen finden wird, diese ihm zugedachte Ehrencharge anzutreten.

Liberale über diesen Sieg jubeln, den, ihrer Meinung nach, der Fortschritt des Zeitgeistes über den Jesuitismus und seine Verfinsterung errungen, so fürchten wir, daß sie einst, hat sich das Trauerspiel weiter entwickelt, und kömmt nach dem unerbittlichen Gesetze des revolutionären Fortschrittes auch an

---

Jedenfalls aber wird die „„Oberpostamtszeitung““ fortfahren, alle Kraft und Muße, welche die Wahrung der sinkenden Interessen des Deutschkatholicismus ihr übrig lassen wird, wie bisher, so auch ferner der nachdrücklichen Förderung blutiger Schweizer Revolutionsplane zu widmen.“ — Wir sprachen oben von den „Meistern vom Stuhle“ und dem Famulusgeist, den die Allgemeine der Postzeitung vorwirft. Ein hierhin gehöriges Beispiel enthält wieder das neueste Blatt (Nr. 333) in der Weise, wie die Allg. die Rede des Abgeordneten Professor Ruland über die Quieszirungen mittheilt. Sie hatte ja selbst gesagt: das gestatten sie noch, daß man die Parlamentsreden von beiden Seiten mittheile, auch hatte sie die Zusicherung des Ministerverwesers, daß der Mittheilung der Verhandlungen, ja ihrer Beurtheilung in der Presse kein Zwang angethan werden solle, und dennoch gibt sie diese wichtige, die Stellung der Wissenschaft und unsere Universitäten so innig berührende Rede, einen Act genugthuender Gerechtigkeit, in verkürzter, abgeschwächter Form, worin unter Anderem „die jüngst davon Betroffenen“ mehr als kurz abgefertigt werden. Die Postzeitung brachte das Urtheil Rulands über die acht Professoren, auch w[illegible] ein Aktenstück, vollständig. Man wird demnach gerade ke[illegible]armherziger Heißsporn seyn, wenn man in diesem Prozeßverfahren ein fair play vermißt. — Uebrigens bedauern wir, daß der Schluß des Heftes uns nicht gestattet, auf einen Artikel derselben Nummer: „Die Schweiz und die deutsche Presse“, zu antworten; was wir uns vorbehalten. Da er indessen der Hauptsache nach nichts ist, als eine neue Melodie zu dem alten Liede von den beiden „Enragés“, so findet er in dem Obigen schon seine Erledigung. Als ob uns jemal der thörichte Einfall gekommen wäre, von ihr zu verlangen, daß sie in Luzern Alles in rosenfarbenem Lichte sehen, und S. Müller und Ammann mit einem Heiligenscheine umgeben solle! nichts weniger; aber daß sie die Parlamentsreden beider Theile mindestens nicht castrirt, das war unser Begehren.

sie die Reihe, das „verhängnißvolle Gerüst“ zu betreten, daß sie dann zu spät ihren furchtbaren Irrthum bereuen werden. Denn was in der Schweiz geschehen, ist nicht das erste verlorene Gefecht in dem großen Krieg unserer Zeit, dessen Ziel, wie die Times richtig erkennt, kein anderes ist, als communistische Republiken atheistischer Zuchtlosigkeit auf den Trümmern des Christenthums zu erbauen. Gewiß haben Tausende und Tausende, welche diesen Feldzug gegen die Urkantone mitmachten, hievon nichts geahnt; wir glauben es gern, so wenig als die, welche das Todesurtheil über Ludwig XVI. im Namen der Freiheit und der Menschenrechte aussprachen, eine Ahnung davon hatten, daß sie selbst ihm einst nachfolgen würden.

Nachschrift.

Neueste Nachrichten: Schwyz und Unterwalden haben capitulirt, Uri steht in Unterhandlungen. — Werden nun die Großmächte ruhig zusehen, daß nach und nach auch hier die rechtmäßigen Regierungen, wie in Freiburg, von einer Rotte im Theatersaale versammelter Radikalen umgestoßen, und alle Gefühle der Menschlichkeit mit Füßen getreten werden, bis alle Kantone radikalisirt sind, und die Schweiz, unter dem Schutze der Neutralität, vollständig zum Capitol der Revolution im Herzen von Europa geworden, von wo aus sie ihre Brandbriefe und Cohorten in die Länder aussendet, oder wird man darauf bestehen, daß die „Eidgenossenschaft“ auch die Gegenpflichten der garantirten Neutralität erfülle und den Gewaltthaten endlich ein Ziel setze? Die nächste Zukunft wird uns darüber antworten.

LII.

Glaubensfreiheit und Parität.

(Zweites Sendschreiben an einen protestantischen Rechtsgelehrten in Preußen.)

Wenn wir das, was wir Ihnen in unserem jüngsten Schreiben vorzutragen die Ehre hatten, mit den von Ihnen ausgesprochenen Gesinnungen zusammenstellen, so scheint es, als wenn wir uns beiderseits über folgende Grundsätze ohne Schwierigkeit und Bedenken einverstanden erklären könnten. Sie und wir, verehrter Herr! wollen Beide nichts weniger, als einen persönlichen Haß unter den Bekennern der verschiedenen Religionen heraufbeschwören. Abgesehen von dem daraus erwachsenden Nachtheil für unser gemeinschaftliches deutsches Vaterland, ist der Haß an sich eine häßliche Leidenschaft. Er ist seiner Natur nach ungerecht; zudem ruft Haß auf der einen Seite als nothwendiges Echo den Haß in der Brust des Gegners hervor. Wir wünschen Beide von ganzem Herzen, daß das Licht des wahren Glaubens, d. h. dessen, was Jeder von uns nach seinem besten Wissen und Gewissen als den wahren Glauben erkennt, alle Herzen auf dem ganzen Erdboden erleuchten und Alle, die eines guten Willens sind, zu einer Heerde unter dem rechten Hirten versammeln möge. Wer von

uns könnte also Haß zum Herold und Boten dieses Friedenswerkes machen! Im Gegentheil: wir wollen, daß man beiderseits, ohne die Gewalt zu requiriren, die den Haß erzeugt, allein mit geistigen und geistlichen Mitteln wirke, und ehrlich Jedwedem die Freiheit gönne: „seine Wahl" nach seinem Gewissen zu treffen. Aber eben so wenig wie den Haß gegen andersgläubige Menschen, wollen wir die indifferentistische Gleichstellung von Irrthum und Wahrheit, und am allerwenigsten wollen wir, daß unser gemeinschaftlicher Feind, der tyrannische, antichristliche Indifferentismus unter dem Vorwande: unchristlichem Hasse unter den verschiedenen Bekenntnissen entgegenzuwirken, eine tyrannische Verfolgung des christlichen Glaubens als solchen verhänge, und unter dem heuchlerischen Deckmantel der Beförderung der Eintracht und allgemeinen Bruderliebe, die christliche Glaubensfreiheit in ihrer Wurzel angreife.

Wenn wir dieß Alles nun gemeinschaftlich wollen, oder nach Gestalt der Sachen, nicht wollen, so müssen wir uns auch über die Mittel einigen, die zu unserem Zwecke führen, und umgekehrt jene Wege vermeiden, welche selbst wider unsern erklärten Willen zu Ergebnissen führen müßten, über welche nur unsere Gegner jubeln könnten. Erlauben Sie mir eine Kette von Folgerungen aus unsern gegenseitigen Zugeständnissen kurz anzudeuten. Es leidet nicht den mindesten Zweifel, daß Satz und Gegensatz in der christlichen Kirche nicht gleiche Geltung haben können, und daß es um die Eintracht und landsmännische Liebe der Deutschen besser, als gegenwärtig bestellt seyn würde, wenn wir seit dreihundert Jahren eines Glaubens gewesen, und heute noch einem und dem nämlichen Bekenntnisse zugethan wären. Allein, das Gottesurtheil der Geschichte hat nun einmal über die politisch-gleiche Berechtigung der Getrennten entschieden, und wir müssen uns heute, wenn wir das unläugbar vorhandene Uebel der Spaltung nicht noch drückender machen wollen, gegenseitig diese „vollendete Thatsache" gefallen lassen. Wenn aber diese so oft und feierlich

verkündete Parität und Glaubensfreiheit nicht eine unedle Täuschung seyn soll, — dann muß Jedweder, — er sei Priester oder Laie, das unantastbare Recht haben, den Glauben seiner Kirche in allen Verhältnissen seines Lebens zu bekennen und unangefochten seines Glaubens zu leben. Darf er dieß, dann ist auch Niemand befugt, sich beleidigt zu fühlen, wenn die in solcher Weise ausgesprochene Ueberzeugung des Anderen seinem eigenen Bekenntnisse scharf und entschieden widerspricht. Dann aber ist auch keine Staatsbehörde berechtigt, einer anerkannten gleichberechtigten kirchlichen Gemeinschaft gegenüber die Anforderung geltend zu machen: daß Glaubensgrundsätze, die der Ueberzeugung oder dem Geschmacke einer andern Religionsgesellschaft nicht entsprechen, nicht gepredigt werden dürften, weil dergleichen bestrittene Lehren eine Beleidigung andersgläubiger Staatsmitglieder wären, die dadurch unmittelbar oder mittelbar des Irrthums geziehen, auch ihrerseits leicht Haß und Abneigung empfinden könnten, als welches in einem wohlgeordneten Staatswesen nicht zu dulden sei. Wer solche Behauptungen aufstellte, würde sich eines Attentats an den einfachsten Grundlagen des Religionsfriedens in Deutschland schuldig machen, und so viel an ihm wäre, die alten Glaubenskämpfe (dießmal im Namen des indifferentistischen Unglaubens!) erneuern. Doch, wozu Ihnen gegenüber noch so augenfällige Wahrheiten wiederholen, die Jeder zugeben muß, der inmitten der Verwirrung und des Aberwitzes unserer Zeit noch einer gesunden Logik mächtig geblieben ist! Zudem ist die Versicherung thatsächlich falsch: daß die heute auch von uns in Anspruch genommene, längst schon versiegelte und verbriefte Freiheit, wenn sie etwa ehrlich gehandhabt werden sollte, zu Haß und Erbitterung unter den verschiedenen Bekenntnissen führen werde. Denn erstens käme dieses vorsichtige Bedenken um dreihundert Jahre zu spät, und Alles, was sich mit großem Rechte gegen die politischen Nachtheile der kirchlichen und religiösen Zerrissenheit eines Volkes sagen läßt, und wahrlich im sechszehnten Jahrhundert hinreichend deutlich gesagt worden

ist, hätte damals erwogen und beherzigt werden sollen. Heute kann keine menschliche Macht die vollendete Thatsache der Trennung ungeschehen machen. Zweitens widerspräche es aber auch der Erfahrung und der Natur des menschlichen Herzens, wollte man heute den Frieden dadurch wieder herstellen, daß man die im Princip und als Recht anerkannte Religionsfreiheit des kirchlichen Gegners thatsächlich in ihren einzelnen Aeußerungen bekämpfte. Greife Jeder in seinen eigenen Busen! Wer von uns wird sich auch nur von ferne versucht fühlen, Haß und Erbitterung gegen die Bekenner eines andern Glaubens zu hegen, wenn diese weder den Willen noch die Mittel haben, uns in unserer religiösen Ueberzeugung und in unserem kirchlichen Leben Gewalt oder Zwang anzuthun? Wem von uns wird es heute (von dem auf nationalen oder ökonomischen Gründen beruhenden Widerwillen abgesehen!), trotz aller christlichen Entschiedenheit auch nur einfallen, einen Religionshaß gegen die mitten unter uns lebenden Juden zu fassen? Aber in demselben Augenblicke, wo etwa eine polizeiliche Macht, angeblich zur Beförderung brüderlicher Gesinnungen, oder zur Abkühlung unsers christlichen Eifers, in unsere kirchliche Freiheit griffe, wo sie etwa die „confessionelle Polemik" gegen den „Mosaismus" verböte, die christlichen Predigten in diesem Sinne controllirte und beaufsichtigte, — was würde die Folge seyn? Die ungeschickte Prophylaxis würde uns in tiefster Seele erbittern, und als unvermeidlichen Rückschlag eben jene Gefühle in unserem Herzen wachrufen, denen sie durch ihre unbefugte Einmischung vorbeugen wollte. Gerade weil sich in den vereinigten Staaten (die wir sonst keineswegs als Musterverfassung für Europa aufzustellen beabsichtigen!) jede kirchliche Eigenthümlichkeit in der allervollständigsten Freiheit entwickeln kann, und gerade weil dort alle staatsgesetzlichen Vorkehrungen zur Verhütung confessioneller Abneigungen bis auf den Begriff und Namen unbekannt sind, — gerade deßwegen finden wir dort im täglichen praktischen Leben

so häufig eine wirkliche und ächte Toleranz, von der die Beispiele in Europa, leider! selten seyn dürften.

Sie sind über diese Grundsätze hoffentlich mit uns einverstanden; es handelt sich nur um deren Anwendung auf den, in unserem vorigen Schreiben erwähnten Kunert'schen Fall. Fünf Predigten desselben gegen gemischte Ehen sind das Corpus delicti gewesen, wegen dessen er noch im Anfange dieses Jahres (1847) auf den Grund gewisser Bestimmungen des allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten zu viermonatlicher Festungsstrafe in Cosel verurtheilt wurde. Suchen wir uns daher zuvörderst über unsere Ansichten in Betreff der gemischten Ehen im Allgemeinen zu verständigen. Wir können über diese heute beiderseits sine ira et studio verhandeln, denn wenn uns nicht Alles täuscht, so waltet zwischen der Gesinnung, welche Friedrich Wilhelm IV. belebt, und der Freiheit, welche die katholische Kirche für sich in Anspruch nimmt und nehmen muß, in der Hauptsache kein Widerspruch ob. Es ist daher nicht nothwendig, alte Wunden aufzureißen, und einen Streit wieder aufzunehmen, der in den höchsten Regionen der Kirche und des Staats — hoffentlich für immer! — entschieden seyn dürfte. Wir würden daher auch dermalen die gemischten Ehen unsererseits auf sich beruhen lassen, wenn nicht gerade der Kunert'sche Fall und manche andere, den kaum geschlossenen Frieden wieder bedrohende Zeichen uns einen Rückblick auf die Ursachen und den Gang jenes Kampfes abnöthigten. Viele selbst wohlmeinende und redliche Protestanten haben vor zehn Jahren, und seitdem den Grund der katholischen Opposition, in deren Reihen auch wir kämpften, in einer Abneigung gegen den preußischen Staat als solchen gesucht, und uns Motive der Feindschaft gegen Preußen beigemessen, die uns fremd sind. Wir unsererseits haben auch in der Zeit des bewegtesten Kampfes das vielfache in Preußen vorhandene wahrhaft Gute nie verkannt. Aber wir haben damals mit tiefstem Schmerze Preußen auf der Seite eines Gegners stehen sehen, mit dem, wie Sie selbst zugeben! ein Friede nicht möglich war. Der Streit wegen der

gemischten Ehen hatte, obwohl auf einem geographisch viel beschränktern Gebiete geführt, dennoch für die Kirche eine ähnliche, nur noch viel tiefere Bedeutung, wie irgend ein Conflict mit dem Staate seit dem Investiturstreite. So ausgesprochen hatte es sich noch nie um das innerste Wesen des katholischen Glaubens gehandelt, und die Kirche stand hier zum ersten Male nicht mehr dem, dieses und jenes Dogma angreifenden alten Protestantismus, sondern der herrschenden Irrlehre dieser Zeit, dem gegen jedes Dogma protestirenden Indifferentismus des neunzehnten Jahrhunderts gegenüber, dessen Sache eine ihr eigenes Interesse verkennende Staatsgewalt unbegreiflicherweise zur ihrigen gemacht hatte! Mit dieser Irrlehre hatten wir es im Princip, mit Preußen (wie gesagt: zu unserm tiefsten Bedauern!) nur gelegentlich und in Folge jenes unnatürlichen und jedenfalls unnöthigen Bündnisses zu thun.

Erlauben Sie uns zur näheren Erläuterung des eben Gesagten noch einige Bemerkungen. Sie werden heute gewiß mit uns darin einverstanden seyn, daß der katholischen Kirche in dem Streite über die gemischten Ehen Zumuthungen gemacht wurden, in die sie, ohne sich in ihrem innersten Wesen aufzugeben, nicht willigen konnte. Der Glaube, der wirkliche und wahrhafte, kann sich nicht selbst für überflüssig oder gleichgültig erklären; er muß an sich selbst als an eine unerläßliche Bedingung der ewigen Seeligkeit glauben, sonst ist es kein Glaube. Man muß sich vor Allem darüber klar werden, daß die Kirche dem heutigen Grunddogma der indifferentistischen Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge: „Gott (wenn es anders einen gibt!) fragt nur nach unserem Thun, und nicht nach unserem Glauben!" sich nie und nirgends anbequemen kann. Sie kann daher auch dem Widerspruche, sie kann einem, wie immer von der überlieferten Lehre abweichenden Glauben nie dieselbe erlösende Kraft beilegen, wie der Wahrheit. Diese Forderung stellt die Kirche; es stellt sie aber auch jeder Glaube, der noch diesen Namen verdient, und es wäre eine große Unkenntniß der geschichtlichen Thatsachen, zu meinen,

daß Luther und seine protestantischen Zeitgenossen ihre Lehre etwa nicht für die alleinseligmachende erklärt hätten. Mag man immerhin hoffen, wie die Kirche es thut, daß die wunderreiche Barmherzigkeit Gottes den guten Willen des schuldlos Irrenden als implizirten Glauben gelten lassen werde, so wird dadurch doch die tödtliche Sünde dessen nicht aufgehoben, der entweder selbst vom Glauben weicht, oder, was dasselbe ist, durch seine Schuld eine Seele für die Kirche verloren gehen läßt. Daher die doppelte, sich von selbst verstehende Pflicht der Diener der Kirche: nichts zu thun, wodurch gemischte Ehen, welche die Nachkommenschaft ganz oder zum Theil der Kirche entfremden, gutgeheißen oder gebilligt werden; und Alles zu thun, wodurch die Gläubigen über ihren Glauben belehrt, über ihre Pflichten aufgeklärt werden. Wurde ihnen das Eine oder das Andere verwehrt, so handelte es sich für den katholischen Glauben einfach um Seyn oder Nichtseyn, und das freie exercitium religionis war in demselben Augenblicke gehemmt, wo die katholische Lehre nach dem Wunsche oder Bedürfniß Andersgläubiger umgestaltet, verändert, oder in den wichtigsten Punkten verschwiegen werden sollte. Urtheilen Sie selbst, ob es auch nur möglich war, daß die katholische Bevölkerung in Preußen und ganz Deutschland diesen Anspruch gleichgültig hinnehmen konnte!

Wir haben hier den Streit über die gemischten Ehen, der ganz Deutschland spaltete und bewegte, aus dem kirchlich-katholischen Standpunkte erwogen. Möge es uns nun noch gestattet seyn, auf eine andere Seite der Frage hinzudeuten. Lag es denn überhaupt im wohlverstandenen preußischen Staatsinteresse, oder selbst im Interesse des Protestantismus, den Sie, verehrtester Herr! heute vertreten, — die gemischten Ehen, zumal durch Mittel des Zwanges zu befördern und die katholische Disciplin in Betreff dieses Punktes von Staatswegen zu bekämpfen? Die Ereignisse der letzten zehn Jahre, scheint es, haben auf diese Frage geantwortet. Die erste Folge des 20sten November 1837 war die Scheidung der katholischen und der

protestantischen, politisch conservativen Elemente, die sich heute erst mühsam wieder zusammen zu finden, und nach langer Fehde zögernd auf's Neue zu verständigen beginnen; die zweite ein stürmisches, jubelndes Aufflammen aller negativen Triebe und zerstörenden Kräfte in unserem Vaterlande, die sich wie eine Wetterwolke um das damalige Preußen sammelten, indem sie die Schutzmacht dessen gefunden zu haben wähnten, was sie den Protestantismus nannten. Daraus erwuchs, als drittes Ergebniß, ein so rascher und gewaltiger Aufschwung des rationalistisch-pantheistischen Antichristianismus, wie ihn die düstersten Vorahnungen trübgestimmter Unglückspropheten noch vor zwanzig oder fünfzehn Jahren nicht hätten für möglich halten können. Die heutige Literatur der Gotteslästerung und des Unglaubens bietet Erscheinungen, wie sie die christliche Welt noch nicht erlebt hat, und jene Saat, welche, um hier nur ein Beispiel unter tausenden zu nennen, Bretschneiders „Freiherr von Sandau" in die Gemüther streute, ist aufgegangen, und hat hundertfältige Früchte getragen. Was sind die englischen Skeptiker in ihrer ehrbaren Philisterhaftigkeit, was selbst die scheußlichsten Ausgeburten der französischen Lüderlichkeit neben dieser höhnischen, bittern, teuflisch kalten, unmittelbar gegen die Person unsers Erlösers gerichteten jungdeutschen Feindschaft, wie sie uns aus Salett, Dauner, Bauer, Feuerbach, Gutzkow, Lenau, Anastasius Grün und hundert Andern entgegen grinst, deren Schriften (täuschen wir uns darüber nicht!) ohnedieß das Evangelium der Majorität der heutigen gebildeten Deutschen bereits tief in die untersten Volksklassen hinabzugreifen beginnen. Und weil König Friedrich Wilhelm IV. sich mit dem tiefsten, sittlichen Abscheu, dessen eine edle Natur fähig ist, von diesem Pfuhl der Schande und des Verderbens abwandte, so ist das heutige Preußen, — und das ist zur Stunde das letzte jener Ergebnisse der Kölner Irrung! — in einem kirchlichen und politischen Kampf auf Leben und Tod mit eben jenem indifferentistischem Zeitgeiste verwickelt, der ihm vor zehn Jahren die Arsenale seiner Argumente öffnete, und

die Legionen seiner Apostel als Hülfstruppen in dem Kampfe gegen die katholische „Unduldsamkeit" zuziehen ließ.

Wir beabsichtigen wahrlich nicht, verjährten Hader wieder aufzufrischen, noch wollen wir auf das eben Gesagte, so weit es geschehene Dinge betrifft, irgend einen Vorwurf oder eine Anklage gegen Individuen gründen. Aber den Zusammenhang in den Thatsachen, an welche wir hier erinnerten, kann, scheint uns, in gutem Glauben Niemand läugnen. Man muß den Muth haben, die Wahrheit zu hören, und der Wirklichkeit, die uns umgibt, in's Angesicht zu blicken. Der gegen die katholische Kirche geführte Kampf wegen der gemischten Ehen war seinem innersten Wesen nach, — denn von zufälligen persönlichen Absichten, Meinungen und Ansichten ist, wie gesagt, hier nicht die Rede! — ein Kampf des Indifferentismus gegen den positiven Kirchenglauben. Der Katholik, welcher seine Kinder außerhalb der Kirche erziehen läßt, sagt sich von dem Glauben und der geistigen Gemeinschaft dieser Kirche los, wird dadurch aber nicht etwa Protestant im Sinne des sechszehnten, sondern Indifferentist im Geschmack des neunzehnten Jahrhunderts. Jedwedem Dogma und jedweder kirchlichen Zucht entfremdet, fällt er jener großen Freischaar der Nichtsglauber anheim, welche jedes geoffenbarte Dogma als Menschentrug verhöhnt, jedwede Kirchengewalt als Tyrannei befehdet. Wird diese Partei den Gehorsam, den sie der Kirche entzieht, auf die Staatsgewalt übertragen? Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Wahrlich! es wäre mit den einfachsten Grundsätzen einer gesunden Kriegs- und Friedenspolitik unverträglich: den Krieg zu Gunsten des Indifferentismus gegen die Kirche in der Angelegenheit der gemischten Ehen fortzusetzen, und dennoch eben diesen Indifferentismus, wo er der auf protestantischem Gebiete bezweckten Wiederherstellung einer ältern Ordnung der Dinge gefährlich wird, mit irgend einer Aussicht auf Erfolg bekämpfen zu wollen.

Wir sind dem Andenken König Friedrich Wilhelms III. die Gerechtigkeit schuldig, es nicht unerwähnt zu lassen, daß

er bereits wenige Monate nach dem Kölner Ereigniß die Unmöglichkeit eingesehen hat, den Krieg der Staatsgewalt gegen die Principien der katholischen Kirche in Betreff der gemischten Ehen zum gedeihlichen Ende führen zu können. Schon am 28. Januar 1838 lenkt eine in der Angelegenheit des Erzbischofs von Köln erlassene Cabinetsordre in friedlichere Bahnen ein. „Allezeit gestattet sei dem katholischen Seelsorger, auf jedem gesetzlichen Wege nachzuforschen, ob nach den Grundsätzen der katholischen Kirche der Einsegnung einer gemischten Ehe nichts entgegenstehe, und glaube derselbe, die katholische Trauung nicht vornehmen zu dürfen, so entscheide zwischen ihm und dem katholischen Brauttheile, welcher allein darüber Beschwerde zu führen befugt ist, der Diöcesanbischof, bei dessen Ausspruch es sein unabänderliches Bewenden behalte, ohne daß ein Verfahren bei den Staatsbehörden Statt finden solle." Noch bestimmter spricht eine Cabinetsordre vom 12. April 1838 die Meinung des Königs dahin aus: „daß jede Beschränkung der Gewissensfreiheit seiner katholischen Unterthanen in jeder kirchlichen Angelegenheit seinem Willen ganz entgegen sei, und daß er keineswegs gesonnen, die durch die Landesgesetze jedem katholischen Pfarrer gestattete Wahl, eine Ehe, welche nach den Landesgesetzen erlaubt sei, um deßwillen, weil die Dispensation der geistlichen Obern versagt worden, durch Aufgebot und Trauung zu vollziehen, oder sich gefallen zu lassen, daß diese von einem andern Pfarrer verrichtet werde, in irgend einem Theile Ihres Reiches zu beschränken." So war, freilich noch nicht in der Praxis! aber dem Principe nach, die eine Hälfte der Frage wegen der gemischten Ehen entschieden. Die Geistlichkeit sollte fortan nicht gezwungen werden, wider den Glauben und die Canones der Kirche zu segnen, was sie mißbilligen und verwerfen mußte. Die Freiheit der Erfüllung der andern Hälfte ihrer Obliegenheit: den Gläubigen ihre Pflicht, namentlich in Beziehung der Kindererziehung klar und bestimmt vor Augen zu stellen, schien durch die Gestattung des „moralischen Einflusses" verbürgt,

von dem eine um dieselbe Zeit veröffentlichte Staatsschrift die beruhigende Versicherung gegeben hatte, daß er der katholischen Geistlichkeit nicht verboten sei.

Inzwischen verwaltete die Zeit dießmal, wie immer, ihr heilendes, beruhigendes, friedenstiftendes Amt. Wir erkennen es als einen der größten und erfreulichsten Fortschritte der Zeit, und als einen Triumph der Sache der Wahrheit und des Friedens, daß denkende und redliche Protestanten zuletzt selbst der katholischen Auffassung der Streitfrage die vollständigste Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Ein Aufsatz („Gedanken, veranlaßt durch die neue Schrift des Erzbischofs von Köln") im Jahrgange 1843 der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung, sagt wörtlich folgendes: „Gemischte Ehen müssen auch uns Evangelischen als bedenklich und mißlich erscheinen, sie schließen die volle Einigkeit der Ehegatten im Geist und Glauben aus, und haben eine Tendenz, die hohe Würde der Ehe als des geheimnißvollen Vorbildes der Vereinigung des Herrn mit seiner Gemeinde zu schwächen; sie verleiten die Ehegatten: die Kinder zu confessioneller, kirchlicher und damit meist auch überhaupt zu religiöser Indifferenz, oder wo diese Gefahr vermieden werden wird, zerreißen sie die Familien. Die indifferentistische Begünstigung der gemischten Ehen hat den alten Riß der Confession weiter, und vernarbte Wunden wieder blutend gemacht. Wenn daher die römische Kirche die unbedingte Einsegnung der gemischten Ehen verweigert, so befördert sie nicht allein ihr Interesse, sondern das der christlichen Kirche überhaupt; in sofern sie dem Indifferentismus entgegentritt, und die geistliche Natur der Ehe, das Recht der Kirche an derselben, die Selbstständigkeit der Kirche, ihren Unterschied vom Staate geltend macht. Gemischte Ehen widerräth die römische Kirche, und gewährt der Eingehung derselben ohne Sicherheit für die römisch-katholische Kindererziehung nur passive Assistenz, versagt aber die Einsegnung. Andere bei den Evangelischen erlaubte Ehen verbietet sie ganz, z. B. Ehen Geschiedener u. s. w. Unter König Friedrich II.

wollte die Regierung in Halberstadt die dortigen Dominicaner zwingen, einem Katholischen Absolution und Abendmahl zu ertheilen, die sie ihm versagten, weil er eine solche Ehe eingegangen war. Der König verbot diesen Zwang, denn: „sie thun nichts anderes, als daß sie den Supplicanten von einem Genuße ausschließen, dessen er sich durch seine, in der römischen Kirche verbotene Heirath selbst verlustig gemacht hat, und den er nicht verlangen kann, so lange er ein Mitglied dieser Kirche ist. (Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, II, 367.) Es war also ein weiser Entschluß der preußischen Regierung, jenen unhaltbaren Streit über die gemischten Ehen aufzugeben, und was der Kirche gehört, der Kirche zu lassen." Dieß ist ein Wort der Wahrheit, welches den ächten, möglichen und erlaubten Frieden unter den Confessionen befördert, den strafdrohende Erlasse indifferentistischer Bureaukraten nur gefährden können. Wir haben nur noch die Bemerkung beizufügen: daß auch wir die Consequenzen der Freiheit, welche wir in Anspruch nehmen, unbedenklich zu Gunsten unserer confessionellen Gegner gelten lassen. Wenn protestantische Synoden, wie es in neuester Zeit vorgekommen, im Bereiche der ihnen zustehenden Mittel, Kirchenstrafen (z. B. Ausschließung von Kirchenämtern u. dgl.) gegen Jene verhängten oder in Antrag brachten, die, in gemischter Ehe lebend, ihre Kinder katholisch erziehen lassen, — so haben sie hiermit nur ein natürliches, jeder religiösen Corporation zustehendes Recht geübt, welches sie unbedenklich nach Gestalt der Sachen auch bis zur Ausschließung aus ihrer Kirchengemeinschaft ausdehnen könnten. Wir haben dagegen, vom Standpunkte der paritätischen Freiheit aus, nicht das Mindeste zu erinnern!

Nach dieser erfreulichen Verständigung in den Principien wollen wir aber auch einen Blick in das praktische Leben werfen.

Das in zweiter Instanz gegen den Pfarrverweser Kunert ergangene Criminalurtheil stellt in seinen Entscheidungs-

gründen folgende Grundsätze an die Spitze: „Da die Begriffe der Einwohner des Staats von Gott und göttlichen Dingen, der Glaube und der innere Gottesdienst kein Gegenstand von Zwangsgesetzen sind; jedem Einwohner im Staate eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit gestattet ist (§. 1 und 2, Th. II, Tit. 11 des allg. Landrechts), so kann auch einem katholischen Geistlichen nicht gewehrt werden, vom kirchlichen und religiösen Standpunkte von Eingehung der von der katholischen Kirche gemißbilligten gemischten Ehen abzumahnen, und Belehrungen über die Nachtheile solcher Verbindungen für das religiöse Leben der Ehegatten und Familienglieder zu ertheilen, wenn er sich dabei innerhalb der Schranken der Gesetze hält."

„Läßt er sich aber durch seinen Eifer dahin verleiten, daß diese Ermahnungen und Belehrungen in Lästerungen und Beleidigungen anderer im Staate aufgenommener Religionsgesellschaften ausarten oder das Bestreben darthun, Haß und Verbitterung unter den im Staate aufgenommenen Religionsparteien zu erregen, so ist er der Ahndung der Gesetze verfallen."

Begreiflicherweise hängt hier Alles von der Gränze ab, welche dieser Ermahnung und Belehrung der katholischen Geistlichen, von dem weltlichen in der Regel protestantische Richter, gesteckt wird, und über diese spricht sich das erwähnte Erkenntniß, nachdem es die gegen den Angeschuldigten vorliegenden Zeugnisse geprüft hat, in seinen Gründen folgendergestalt aus: „Alle diese Zeugnisse thun dar, mit welcher Gereiztheit und Erbitterung der Angeschuldigte gegen die gemischten Ehen eiferte, mit welcher Verachtung er sich in Bezug auf die evangelische Religion, wenn er dieselbe auch nicht ausdrücklich erwähnt haben sollte, ausdrückte. Nur ihretwegen nannte er die gemischten Ehen seelengefährliche, unreine, verbotene Verbindungen, den nicht katholischen Theil einen Irrgläubigen, die katholischen Ehegatten und die aus deren gemischten Ehen hervorgehenden Kinder als der ewigen Seligkeit

verlustig und der Verdammniß verfallen, die katholische Mutter geistige Kindesmörderin, die Kinder schon im Mutterleibe vergiftet und dem Satan verfallen; nur der evangelischen Religion wegen verfluchte er Eltern und Vormünder, wenn sie ein Kind in eine gemischte Ehe geben, sprach er von solcher Ehe:

„„Du bist nicht kalt, du bist nicht warm, du bist lau, darum speie ich dich von mir wie laues Wasser.““

Der Angeschuldigte ist also durch Beweis überführt, eine im Staate aufgenommene Religionsgesellschaft durch Lästerungen in öffentlichen Reden beleidigt zu haben. Durch die ungetheilten Zeugenaussagen wird ferner dargethan, daß er in seinen öffentlichen Predigten Haß und Erbitterung zwischen Katholiken und Evangelischen zu erregen gesucht. Dieß Streben liegt schon in den obgedachten Schmähungen, tritt aber ganz klar hervor, wenn er der katholischen Mutter zuruft:

„Muß dein Herz nicht bluten, wenn dein unter Schmerzen gebornes Kind jenen Segnungen entzogen wird.“

„Mit welchem Gefühle mußt du auf dem Sterbebette deinen Kindern die Hände reichen und mit welcher Gesinnung beten?“

„Fühlst du nicht schon den Mühlstein an deinem Halse?“

Ferner: „du kannst nicht sagen, wenn du von den Deinigen selbst Rechenschaft geben:

„„hier sind, die du mir gegeben hast, ich habe keines verloren.““

„Sie hätten gern in den Himmel gewollt, aber du bist Schuld, daß sie dem Satan in den Rachen gekommen sind.“

„Wer soll für euch Unglückliche beten, da du deine Kinder dem Himmel entzogen hast?“

„Bedenke die Qualen der Hölle nicht allein für dich, sondern für deine armen Kinder, die dich schrecklich anklagen werden.“

Wenn er predigte, wie W. und K. bezeugen:

„Wenn Jemand in dein Haus kommt, der nicht deiner

Lehre hat, den grüße nicht, dem danke nicht, sondern schüttle den Staub seiner Häuser von deinen Füßen."

„Wenn er den in gemischter Ehe lebenden Frauen mit der Entziehung des Abendmahls und der Einsegnung nach dem Wochenbette drohte, wie B. und K. bekunden."

„Wenn er gegen die allerhöchste Cabinetsordre vom 17. August 1825 den Jungfrauen zuruft, keine gemischte Ehe einzugehen, wenn nicht vorher von Seiten des evangelischen Theils das eidliche Versprechen gegeben worden, daß die Kinder in der katholischen Religion erzogen werden, wie der Hauptmann H. bezeugt; ferner, wenn er die katholischen Frauen gegen die allerhöchste Declaration vom 21. November 1803 auffordert, darauf zu dringen, und Alles aufzubieten, daß die Kinder in der katholischen Religion erzogen werden, wie mehrere Zeugen bekundet haben."

Es ist immerhin interessant, die Theorie zu construiren, welche diesem Gedankengange zu Grunde liegt, auf den zuletzt eine Criminalstrafe von vier Monaten Festung gebaut ist. Unseres Erachtens läßt sich dieselbe in folgende einfache Sätze fassen.

Die Begriffe der Einwohner Preußens von Gott und göttlichen Dingen gehen den Staat nichts an. „Jeder kann nach seiner Façon selig werden." Jeder Geistliche, selbst der katholische, darf daher auch seine Lehre predigen, und sonst thun, was seines Amtes ist, jedoch, wie sich von selbst versteht, immer nur innerhalb der Schranken der Gesetze. Diese überschreitet er aber, sobald er etwa, selbst wenn es mit den Worten der heiligen Schrift geschähe, die Lehre durchblicken läßt, daß nicht Jeder nach seiner Façon selig werden könne. Wenn daher ein katholischer Priester in einer katholischen Kirche, beim katholischen Gottesdienste, seinen katholischen Pfarrkindern, die Lehre der katholischen Kirche predigt: daß bei Strafe des Verlustes der ewigen Seligkeit sich Niemand, weder selbst noch durch freiwillige Gestattung einer unkatholischen Erziehung seiner Kinder, vom katholischen Glauben lossagen:

dürfe, so liegt darin, selbst wenn weder ein Individuum, noch eine andere Religionspartei nahmhaft gemacht wäre, dennoch immer eine indirecte Bezüchtigung des Irrglaubens, die jeder irgendwie Andersgläubige sich zu Gemüthe ziehen könnte. Durch eine weitere Folgerung kann hieraus aber eine Beleidigung aller Nichtkatholiken abgeleitet werden, denn es ist sonnenklar, daß wenn der katholische Glaube der allein wahre und seeligmachende seyn soll, dem nicht katholischen Bekenntnisse dadurch immer schon implicite die erlösende Kraft abgesprochen wird. Tritt zu solcher Schmähung noch die fernerweitige, lästernde Behauptung: daß jeder Katholik, nach den Canones seiner Kirche, im Gewissen verbunden sei, entweder, was das sicherste! — gar keine gemischte Ehe zu schließen, oder wenigstens aus allen Kräften dahin zu trachten, daß seine in solcher Ehe gebornen Kinder nicht für den allein wahren und seelig machenden Glauben der Kirche verloren gehen, so liegt darin außerdem noch eine verbrecherische Auflehnung nicht minder gegen die „Allerhöchste Cabinetsordre vom 17. August 1825", wie gegen die „Allerhöchste Declaration vom 21. November 1803", welche, obwohl sie die freie Verfügung der Eltern über die Erziehung ihrer Kinder, so lange beide darüber einig sind, nicht ausschließen, dennoch augenscheinlich nicht im Sinne der katholischen Canones disponiren. Wer sich also auf diese letztern im Widerspruch mit den erwähnten Staatsgesetzen beruft, ist schwerer Criminalstrafe würdig. Denn entweder lassen sich seine Aeußerungen unter den Gesichtspunkt einer Lästerung anderer im Staate aufgenommener Religionsparteien bringen, dann trifft ihn der §. 214 des 20sten Titels im zweiten Theile des allgemeinen Landrechts. Oder der Verbrecher ist wenigstens schuldig und überführt, die Seeligkeit vom rechten Glauben abhängig gemacht, und dadurch die bestehende Glaubensverschiedenheit in das Bewußtseyn der Mitglieder der verschiedenen Bekenntnisse zurückgerufen zu haben. Hierdurch hat er zur Entfremdung der Gemüther Anlaß gegeben, die, — wer könnte es in Abrede stellen! — leicht in Haß und Erbitterung

übergehen kann, deren Erregung im §. 227 a. a. O. vorgesehen ist. Oder endlich, man kann auch, um ein noch kräftigeres Exempel zu statuiren, die incriminirten Aeußerungen theilen, und einige derselben unter den §. 214, andere unter den §. 227 ziehen, wodurch (sobald man es mit der gewöhnlichen Rechtsregel: non bis in idem! nicht scrupulos nehmen will) die Möglichkeit gegeben ist, wegen eines und desselben Factums, das in zweierlei Strafsanctionen gedrohte Strafmaß auf das Haupt des Schuldigen zu häufen *). Man sieht:

---

*) Die Bestimmungen des Landrechts lauten wie folgt:

§. 214. Tit. 20, Thl. II. A. L. R.: „Wer die im Staate aufgenommenen Religionsgesellschaften durch Lästerungen in öffentlichen Reden oder Schriften, oder durch entehrende Handlungen und Geberden beleidigt, soll mit verhältnißmäßiger Gefängniß- oder Zuchthausstrafe von vier Wochen bis zu sechs Monaten belegt werden."

§. 227.: „Wer in Predigten oder andern öffentlichen Reden Haß und Verbitterung unter den verschiedenen, im Staate aufgenommenen Religionsparteien zu erregen sucht, soll seines Amtes entsetzt, und nach Verhältniß des angerichteten Schadens mit vierwöchentlicher bis sechsmonatlicher Gefängniß- oder Festungsstrafe bestraft werden."

Ueber das Strafmaß sagt das, im zweiten Urtheile lediglich bestätigte Urtheil erster Instanz wörtlich Folgendes:

„Was das Maß der Strafe betrifft, welche Inculpat verwirkt hat, so hat dieser, wie schon gedacht, gegen beide Strafgesetze §. 214 und 227 l. c. sich vergangen, von denen jedes vierwöchentliches bis sechsmonatliches Gefängniß oder Zuchthaus resp. Festung androht, so daß mit Rücksicht auf §. 57 l. c. schon hiernach mindestens eine achtwöchentliche Festungsstrafe gegen den Inculpaten eintreten müßte. Als erschwerender Umstand kommt aber hier noch in Betracht einerseits, daß Inculpat die beiden Vergehen längere Zeit hindurch, nämlich in fünf verschiedenen Predigten fortgesetzt hat, andererseits, daß er Beamter ist und offenbar sein Amt zu den fraglichen Vergehen gemißbraucht hat. Der §. 338 l. c. bestimmt aber, daß gemeine Verbrechen an Beamten, die ihr Amtsansehen zu deren Begehung oder Verdeckung gemißbraucht haben, außer der wider sie zu

vor lauter Besorgniß, daß jemals ein christliches Dogma einem Theile der Einwohner Preußens Gewalt anthun könnte, bemerken die Anhänger dieser freisinnigen Theorie nicht, daß sie selbst gegen die anders denkende Hälfte in grimmiger Verfolgung begriffen sind. Sie wollen Freiheit für die Gleichgültigkeit in Glaubenssachen, aber Criminalproceß und Kerker für den Glauben, und bemerken in der Unschuld ihres Herzens nicht: daß das nichts weniger als Freiheit, sondern nur eine andere schlimmere Art von Gewissenszwang ist. Denn dem positiven Dogma ist bloß ein negatives, der bloß möglichen künftigen, eine gegenwärtige und gewisse Verfolgung, der

---

verhängenden Cassation durch Schärfung der ordentlichen Strafe des Verbrechens geahndet werden sollen. Die Amtsentsetzung, auf welche gleichzeitig gegen den Angeschuldigten erkannt worden, ist auch schon im §. 227 l. c. angeordnet. Hiernach und wenn auch andererseits das in den letzterwähnten §. 227 festgesetzte Strafmaß von vier Wochen bis sechs Monaten von dem angerichteten Schaden abhängen soll, im vorliegenden Falle aber quantitativ ein Schaden, welchen Kunert durch seine Versuche, Haß und Verbitterung zwischen zweien im Staate aufgenommenen Religionsgesellschaften zu erregen, sich nicht hat feststellen lassen, so daß in so weit bei der speciellen Anwendung dieses §. 227 kein Grund vorhanden war, eine der höheren Strafstufen desselben eintreten zu lassen, erschien es angemessen, im Ganzen gegen den Angeschuldigten auf einen viermonatlichen Festungsarrest und Entsetzung von dem Amte als Caplan zu Neustadt zu erkennen. Uebrigens mag in Betreff des letztgedachten Umstandes, des Mangels des Beweises der Höhe des vom Angeschuldigten angerichteten Schadens, noch bemerkt werden, daß schon jede Erregung von gegenseitiger Leidenschaftlichkeit, Mißstimmung und Erbitterung bei Unterthanen des Staats aus Veranlassung der Religionsverschiedenheit derselben an und für sich als eine Störung der Ordnung im Staate und des geistigen und moralischen Fortschrittes in demselben angesehen werden muß, und von einem solchen gar nicht schätzbaren Schaden eigentlich nur bei dem fraglichen Vergehen die Rede seyn kann."

Herrschaft des Glaubens die Tyrannei des Unglaubens substituirt! Freiheit für die, welche mit uns halten; Knechtschaft für die Gegner! Das ist die Logik des Vorurtheils und der Gehässigkeit in den Zeiten beginnender Revolutionen.

Es ist der Zweck dieses Schreibens nicht, Sie von den Gefühlen zu unterhalten, die eine, auf die oben bezeichnete Theorie gebaute Criminalpraxis in allen katholischen Gemüthern, nicht bloß in Schlesien, erregt hat. Wir wissen, daß König Friedrich Wilhelm IV. sicherlich nicht eine, gegen seine katholischen Unterthanen gerichtete Glaubensverfolgung will; und daß eine thatsächliche, unter dem Deckmantel der Justiz bewirkte Erhebung des Indifferentismus zur Staatsreligion seinen Absichten und Wünschen auffallend widersprechen würde. Wir wissen auch, schon aus Ihren mündlichen Mittheilungen, wie Sie, verehrter Herr! über diese Frage denken und sprechen, in diesem Falle nicht als zu einem Gegner, sondern zu einem Bundesgenossen. Aber diese Art von Unterscheidung ist nicht die Sache des großen Publikums, welches sich die modernen Staaten und Regierungen noch immer als große, absolute Einheiten zu denken pflegt, in denen ohne den Willen des Herrschers kein Haar vom Haupte der Unterthanen fallen dürfe. Sie werden daher mit uns, im Interesse Preußens, den lebhaften Wunsch hegen, daß es gewissen, von der Regierung unabhängigen, halbgeheimen Bestrebungen, — die längst schon trotz aller sogenannten „Symbole" und Eide der Verschwiegenheit das Geheimniß in der Komödie sind! — nicht gestattet werden möge, in Schlesien den Kampf wieder zu erneuern, den man in Berlin für längst geschlichtet und abgethan hält. Denn unmöglich können Sie sich darüber täuschen, welches Schicksal die Richtung des Protestantismus, der Sie angehören, erwarten würde, wenn die destructive Partei aus jenem Vernichtungskriege siegreich hervorginge, in den sie gegen die katholische Kirche Schlesiens, schon seit so geraumer Zeit! begriffen ist. Bringt doch jetzt schon die Beilage zu Num. 269 der Breslauer Zeitung eine aus Grünberg datirte Denuntiation

gegen einen protestantischen Prediger, die genau aus derselben Anschauung hervorgegangen ist, wie der Kunertsche Proceß. „Ein merkwürdiger kirchlicher Fall kommt in unserer Nähe vor. In einer Gemeinde, die sich grundsätzlich zeither stets frei von demjenigen Pietismus, der Andersgläubigen die Seligkeit abspricht, zu bewahren gewußt, hat seit einiger Zeit der Prediger aus Gesundheits-Rücksichten einen Candidaten zu seiner Unterstützung angenommen, der in einem ganz andern Geiste predigt, als er selbst zur Zeit seiner Wahl gethan, und auch wohl noch jetzt thut. Der gefürchtete pietistische Geist droht in Folge hiervon, in dieser Gemeinde auf eine Weise Platz zu greifen, welche die ernsteste Aufmerksamkeit der hiesigen Behörden verdienen möchte. Referent hat am letzten Sonntage es selbst gehört, wie der betreffende Candidat allen denen, welche den sogenannten orthodoxen Glauben nicht zu theilen vermögen, in nachdrücklichster Betonung den „„Fluch““ verkündete.“ Legale Mittel: dem Manne beizukommen, werden bei der, dem Indifferentismus beiwohnenden Gabe der Auslegung schon aufzutreiben seyn. Lassen Sie diese Richtung sich recht in der Gewalt festsetzen, so können Sie Wunderdinge erleben *).

---

*) Gerade in Schlesien scheint die alte Wühlerei gegen die katholische Kirche in Betreff der gemischten Ehen neuerdings recht geflissentlich wieder angeregt zu werden. Der, seit Rheinwalds Beseitigung sonst gemäßigten und durch reichhaltige Notizen interessanten Berliner allgemeinen Kirchenzeitung wird aus Breslau Folgendes geschrieben: „Die römisch-katholische Geistlichkeit Schlesiens, insonderheit die oberschlesische, gibt noch immer in einzelnen ihrer Glieder Anlaß zu Berichten von Verweigerung der Einsegnung solcher gemischten Ehen, wo der evangelische Bräutigam nicht vorher das Versprechen katholischer Kindererziehung leistet. Wie indeß das evangelische Kirchen- und Schulblatt berichtet, hat sich in dieser Beziehung eine verschiedene Praxis gebildet. Die Einen begnügen sich mit der dem Bräutigam bei Bestellung des Aufgebots gegebenen Erklärung, ohne jenes Versprechen nach der Vorschrift der Kirche die Trauung nicht

Wir haben bereits in unserm frühern Schreiben bemerkt, daß eine genauere Kritik des gegen Kunert erlassenen Urtheils nicht in unserer dermaligen Absicht liegt. Noch weniger wollen wir hier die Richter anklagen, die es fällten.

---

vollziehen zu können. Andere stellen hinterher der Braut, oder nach Umständen auch deren Eltern, mit den eindringlichsten Worten vor, wie sie sich an der Kirche versündigen und ihr Seelenheil gefährden würden, wenn sie nicht auf einer solchen Zusage des Bräutigams beständen. Noch Andere erklären, daß sie nicht befugt wären, ein Versprechen zu fordern, und daß sie sich mit der moralischen Ueberzeugung begnügten, daß Braut und Bräutigam hinsichtlich der Kindererziehung einig wären, wobei sie verschweigen, daß sie katholische Kindererziehung voraussetzen, und ihre sogenannte moralische Ueberzeugung auf Erklärungen und Zusagen der Braut gründen. Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, pflegen die Bräutigame zu schweigen, und werden dann in der katholischen Kirche getraut. Gegen dieses unehrliche (!) Verfahren haben nun einige evangelische Geistliche dadurch ihre Kirche zu sichern gesucht, daß sie in dem Proclamationsschein bemerkten, daß das Versprechen katholischer Kindererziehung gesetzlich nicht gefordert werden dürfe und daher unverbindlich sei, oder durch ähnliche Bemerkungen. In einem besondern Falle hat aber die Behörde Solches für unangemessen erklärt. Die Behörde mag wohl Recht haben, daß Solches nicht in den Proclamationsschein gehört; aber die Billigkeit erfordert dann auch, daß den katholischen Geistlichen jene mündlichen Erörterungen untersagt, und sie, wenn sie dagegen handeln, gestraft werden. Der Einsender obigen Berichtes wirft zwar in dem genannten Blatte die Frage auf: welche Mittel evangelische Pfarrer anwenden dürfen, um evangelische Bräutigame bei ihren Rechten und Pflichten zu erhalten, die angeführten Belästigungen zu beseitigen, und die Versuchung unschädlich zu machen? Allein es wird schwer seyn, darauf eine genügende Antwort zu geben. Das Mittel der Belehrung und Ermahnung ist wohl das einzige, das der evangelische Geistliche in solchem Falle wird anwenden können. Wenn aber die Behörde die Sache in die Hände nimmt, und z. B. das Aufgebot in Gegenwart eines Zeugen bestellt wird, so möchte wohl dem Uebelstande zu steuern seyn."

Wir verkennen nicht, daß dieselben von ihrem oben bezeichneten Standpunkte aus vielleicht nicht wohl zu andern Folgerungen gelangen konnten. Gestehen wir es uns offen: in Sachen der Religion und Kirche sind wir Alle, Katholiken wie Altprotestanten u. s. w. u. s. w. Jeder an seinem Theile Partei; Partei ist aber auch der aufgeklärte Indifferentist, nur daß dieser der unbilligste, verfolgungssüchtigste und grausamste aller Parteimänner ist, und dieß zwar schon deßhalb, weil sein Unglaube sich heute in der Regel mit politisch-revolutionären und herrschsüchtigen Bestrebungen verquickt! — Der Indifferentismus steht im Angriffe, wir Andern in der Vertheidigung. Weil also, abgesehen von den Mitteln der Kriegführung, Jeder Partei ist, und deßhalb von seinem Standpunkte aus urtheilt, so können wir nicht verlangen, daß irgend ein Einzelner eine Kraft des Willens und des Geistes entwickeln solle, die geradezu wider die Natur des Menschen und der menschlichen Dinge stritte. Was wir aber verlangen, ist: daß die Gesetze und Competenzbestimmungen den Richter nicht in Versuchung führen, daß sie ihn nicht zu Urtheilen über Handlungen nöthigen sollen, für welche es, zumal in den Zeiten tiefgreifender, religiöser Aufregung, kein wahrhaft unparteiisches Criminalgericht auf Erden gibt.

Mit Recht können wir annehmen, daß allenthalben, wo über einen Mord, Raub, Diebstahl u. dgl. geurtheilt werden soll, auf Seiten des Richters, ohne alle Rücksicht auf das confessionelle Bekenntniß des Angeschuldigten oder sein eigenes, die Eigenschaft eines ehrlichen Mannes allein zu einem unparteiischen Urtheil genügt. Kommen bei einem Verbrechen religiöse Gesichtspunkte mit zur Sprache (wie bei Meineid, Sacrilegium, gewaltsamer Störung des Gottesdienstes, Kirchenraub), so werden allerdings vielleicht, je nach der religiösen Ueberzeugung des Richters, die Meinungen über daß Maß der Strafe verschieden seyn, immer aber handelt es sich in allen diesen Fällen um eine unläugbare Verletzung fremder Rechte durch äußerliche, sinnlich wahrnehmbare Handlungen, deren

Strafbarkeit im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf das eine oder andere Bekenntniß, keinem Zweifel unterliegt, und die wie jedes andere Factum bewiesen oder nicht bewiesen werden können. Ein ganz anderer Fall ist es aber, wo der von der Kanzel herabgehaltene Vortrag der Lehre einer gewissen Confession, als solcher, das alleinige corpus delicti bildet, und wo der weltliche Richter über dessen Strafbarkeit entscheiden soll. Wer würde läugnen, daß hier nicht die Rechtstheorie, sondern die confessionelle (oder anticonfessionelle) Ueberzeugung den Ausschlag gibt? Und gibt es für diese, wir wollen nicht sagen eine Bürgschaft, sondern auch nur ein äußerlich erkennbares Zeichen? Selbst die gewöhnlichen constitutionellen Benennungen entscheiden hier nicht. Es ist möglich, daß ein sogenannter Protestant in seinem Innern auf dem Standpunkte des strengsten Katholiken steht; es ist möglich, daß der sogenannte Katholik durch den fanatischen Atheismus, den er im Herzen trägt, den Namen schändet, den er vielleicht bloß zum Hohne der Kirche noch nicht abgelegt hat. Es ist endlich möglich, daß das ganze Collegium, ohne Ausnahme, aus erklärten oder heimlichen Lichtfreunden und Freikirchlern besteht. Und dem Zufall, der diese Elemente so oder anders zusammenhalte, sollen Staat und Kirche in solchen Fällen die Entscheidung anvertrauen!

Kehren wir den Kunert'schen Fall um, und nehmen wir an, ein protestantischer Prediger würde von dem aus katholischen Mitgliedern bestehenden Gerichte einer katholischen Regierung angeschuldigt, seine Mitprotestanten von dem Rücktritt zur Kirche, oder von der katholischen Erziehung der aus gemischter Ehe gebornen Kinder abgemahnt zu haben. Er soll sich dabei der gewöhnlichen protestantischen Argumente gegen Papst, Messe, Beichte, Heiligenverehrung, gute Werke u. s. w. bedient, hierdurch aber die katholische Kirche gelästert, und Haß und Erbitterung unter Katholiken und Protestanten erzeugt haben. Als amtlicher Vertheidiger des Angeschuldigten würde Schreiber dieses (seiner „ultramontanen" Ueberzeugung unbe-

schadet!) ungefähr Folgendes ausführen. „Vor aller weitern Erörterung fragt es sich: hat die Confession des Inculpaten in diesem Lande freies exercitium religionis? Ja oder Nein? — Nein! — Dann sage man dieß offen und ehrlich heraus, verbiete bei Strafe den protestantischen Gottesdienst, und bringe diesen Beschluß amtlich und in legaler Form zur Kenntniß der Welt. — Ja! — Dann begreift die freie Religionsübung auch ohne allen Zweifel die Freiheit der Predigt, und zwar nicht bloß irgend einer, für alle „Gebildeten" berechneten, in unschädlicher Allgemeinheit verschwimmenden, sondern die Predigt dieses bestimmten Bekenntnisses in sich. Ein Bekenntniß wird aber erst dadurch zu einem bestimmten Bekenntnisse, daß es sich von andern unterscheidet. Freiheit, die Unterscheidungslehren vorzutragen, ist demnach gerade der wesentlichste Theil der Religionsfreiheit, und die weitere Befugniß, praktische Folgerungen für das Thun und Lassen der Zuhörer aus jenen Unterschieden abzuleiten, ist stillschweigend und sich von selbst verstehend in jener Voraussetzung begriffen. — Religionsfreiheit also, im Allgemeinen und der Theorie nach, einräumen, und sie im besondern Falle praktisch mit Criminalstrafen bekämpfen, — dieß kann keine Regierung mit ihrer Ehre verträglich finden. In keinem Falle aber kann ein, wenigstens in der Regel aus katholischen Richtern bestehendes Gericht darüber urtheilen, wie mein Client sein Amt als protestantischer Prediger verwaltet hat. Er war gar nicht zu dem Ende aufgestellt, daß seine Predigt die natürlichen Gegner seines Glaubens zufrieden stellen sollte. Im Gegentheil! je glücklicher er seine Aufgabe gelöst hat, desto unzufriedener müssen diese mit ihm seyn. Er hat vor seiner protestantischen Gemeinde gepredigt; die zufällig oder absichtlich gegenwärtigen Katholiken hatten am Orte der fremden Gottesverehrung gar nichts zu schaffen. An sie wurde die Belehrung nicht gerichtet, für sie die Predigt nicht gehalten. Ob der Vortrag der Lehre seiner protestantischen Confession gemäß, ob sie durchgängig den Forderungen der christlichen Liebe, der Pastoralklugheit, der zweck-

mäßigen Rücksicht auf Zeit und Ort angemessen war, darüber sind Nichttheologen, die außerdem noch die erklärten pflichtmäßigen Gegner dieses bestimmten Bekenntnisses sind, in keinem Falle die berufenen Richter. Sie zu solchen zu bestellen, wäre mit der ersten Voraussetzung und Bedingung jedweder Justiz im Widerspruch: daß Niemand Partei und Richter in eigener Person seyn darf. Mein Client kann in Betreff jener Fragen nur seiner eigenen vorgesetzten geistlichen Behörde Rede stehen, die ihm vielleicht für die Vergangenheit eine Zurechtweisung, vielleicht, wenn er selbst diese nicht verdient, für die Zukunft Rath und Belehrung ertheilen kann. Hat er aber nichts weiter gethan, als was sein Amt als protestantischer Prediger mit sich brachte, und dieß zwar in einer protestantischen Kirche, vor einer protestantischen Gemeinde in einem Lande, wo eine Beschränkung der freien Uebung dieses Bekenntnisses angeblich gar nicht denkbar seyn soll, so kann auch von keiner Criminalstrafe die Rede seyn, und jeder Versuch, ihm eine solche aufzulegen, wäre ein Schritt, der früher oder später, in dieser oder jener Form zur Erneuerung aller jener Kämpfe führen müßte, die im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert die Frage über die freie Religionsübung der Protestanten und Katholiken bereits für immer gelöst zu haben schienen."

Dieses und Aehnliches würden wir im unterstellten Falle zu Gunsten unseres fingirten protestantischen Clienten gewiß unter dem zustimmenden Jubel der gesammten freisinnigen Presse Deutschlands ausgeführt haben. Wir hoffen, verehrter Herr! auch Sie würden, wäre Ihnen die Gelegenheit dazu geboten gewesen, Herrn Kunert ungefähr nach demselben Formular vertheidigt haben. In der That scheint uns dieser Gedankengang zunächst den gesunden Menschenverstand für sich zu haben. Zweitens sichert der dort in Vorschlag gebrachte Weg die Gewissensfreiheit, nicht im Sinne des Radikalismus, sondern wie rechtliche Leute dieß Wort zu nehmen pflegen. Drittens scheint es uns, als wenn in dieser Weise Haß und Erbitterung wenigstens für die Zukunft vermieden würden, während jede Cri-

minalstrafe, vollzogen an einem ausgezeichneten Prediger wegen der im Geiste seiner Kirche und im Schooße seiner Gemeinde gehaltenen, rein geistliche Dinge betreffenden Kanzelvorträge, gerade das Gegentheil jenes angeblichen Zweckes erreicht. Eine solche Strafe kann den Glaubensgenossen des Bestraften immer nur als Wirkung des Hasses und der Rache Derer erscheinen, die der Macht jener Rede kein besseres Argument entgegenzusetzen hatten. Einem solchen, das Vertrauen des Volkes untergrabenden Verdachte darf aber die Gerechtigkeitspflege eben so wenig ausgesetzt werden, als es erlaubt oder rathsam ist, sie in eine Lage zu bringen, in der sie sich fast unvermeidlich compromittiren muß. Und eben deßwegen wünschten wir, gerade um des Friedens willen, daß die Criminaljustiz nie und nirgends der confessionellen Polemik zu Hülfe zu kommen genöthigt oder verleitet würde.

Kehren wir von dieser Abschweifung zu dem Kunert'schen Falle zurück, von welchem wir ausgingen. Das fürstbischöfliche Generalvicariat zu Breslau hat zwar die Competenz des geistlichen Gerichts geltend gemacht, allein beide Erkenntnisse haben dieselbe der weltlichen Behörde beigelegt. Diese aber ist von Grundsätzen ausgegangen, die den eben entwickelten diametral entgegengesetzt sind. „Der Angeschuldigte", sagen die Erkenntnißgründe zweiter Instanz, „stützt sich in zweiter Instanz auf die Grundsätze seiner Kirche über die gemischten Ehen, und sucht seine Predigten unter Bezugnahme auf den Hirtenbrief des Fürstbischofs von Breslau, Melchior v. Diepenbrock, das Breve des Papstes Pius VIII. an den Erzbischof von Köln am 25. März 1830 und die als Staatsschrift bezeichnete „„Darlegung des Verfahrens der preußischen Regierung gegen den Erzbischof von Köln"" zu rechtfertigen."

„Auf eine Untersuchung, ob er im Sinne dieser Schriften gepredigt, kann es aber nicht ankommen, da lediglich die Landesgesetze der Entscheidung zum Grunde gelegt werden müssen."

Allein gerade darauf kam es an: ob die oben citirten Paragraphe des Landrechts den Fall als Lästerung oder strafbare Erregung von Haß und Erbitterung haben ansehen wollen und dürfen, wo der Angeschuldigte nichts weiter gethan hat, als im Kreise seiner Amtsthätigkeit die Grundsätze seiner Kirche in Betreff der gemischten Ehen vorzutragen? Wenn beide Erkenntnisse darin übereinstimmen, daß die Berufung auf die Lehre der katholischen Kirche hierbei nicht als Rechtfertigungsgrund gelten dürfe; wenn überhaupt der Standpunkt des katholischen Priesters als gar keine Berücksichtigung würdig beseitigt werden konnte; wenn außerdem noch die unaufhörlich widersprechenden Aussagen der größtentheils nicht über Thatsachen, sondern über ihre Meinungen und Folgerungen deponirenden Vigilanten und Späher, welche in die Predigten des pp. Kunert geschickt wurden, um das Material zur Anklage aufzulesen, dem erkennenden Richter als vollgültige Zeugnisse galten, dann freilich konnte nicht füglich anders als geschehen erkannt werden. Die weiteren Folgerungen hieraus ergeben sich aus dem Obigen. Hier sei es uns nur noch gestattet, die Ergebnisse dieses Verfahrens in einem Beispiele zu bezeichnen.

Der Angeschuldigte hatte in seiner ersten Predigt, ohne alle Beziehung auf gemischte Ehebündnisse, von der Würde und Bedeutung der christlichen Ehe überhaupt gehandelt, und wörtlich Folgendes gesagt: „Viele Katholiken kennen die hohe Bedeutung des christlichen Ehebundes und seine großen Pflichten nicht; daher begeben sie sich gedankenlos und leichtsinnig in Verbindungen, in welchen sie nicht bloß diese Pflichten nicht erfüllen können, sondern auch in ihrem Glauben nicht selten völlig erkalten. Eine Darlegung der Pflichten der christkatholischen Eheleute ist daher erforderlich. Zwar daß die Eheleute einander lieben sollen, das ist vielleicht Allen bekannt, denn zu deutlich redet der Apostel Paulus: „„Der Mann soll sein Weib lieben!““, und wiederum: „„Das Weib sei dem Manne unterthan!““ Allein, daß unter dieser Liebe etwas mehr als die

natürliche, sinnliche Neigung, und unter dieser Furcht etwas anderes als sklavische Unterwürfigkeit zu verstehen sei, das sehen bei weitem die Wenigsten ein. Versunken in Vergänglichem und Sinnlichem vermögen sie sich nicht zu erschwingen zum Ewigen und Himmlischen. Was sie essen und trinken, womit sie sich kleiden, dieß kümmert sie; was darüber, macht ihnen weder Angst noch Noth. Wie soll bei solcher Verkommenheit des Geistes und Herzens der Ehebund christlicher Eheleute sich noch unterscheiden von der Verbindung der Thiere? Sagt denn nicht der selige Pater Suso in seinem Buche von der Ehe mit Recht: „„Wisse! der größte Theil der jetzt lebenden Menschen macht die heilige Ehe zu einem Viehstalle, denn sie leben darin wie das Vieh, indem sie jeden Muthwillen und jede Wollust für erlaubt halten, die ihre thierische Natur zu erzeugen fähig ist. Sie leben wider alle Ordnung und Regel der heiligen Ehe, und wider alle Bescheidenheit?““ Stoßet euch nicht an dieser ernsten Aeußerung eines ehrwürdigen Priesters, bedauert es vielmehr, daß sie noch heute ihre Bestätigung findet.“

„Schon im alten Bunde hat man einen würdigen Begriff von der Ehe und den Pflichten derselben. Raphael spricht warnend zu Tobias, da er sich mit Sara verbinden will: „„Die, so der Sinnlichkeit dienen, gleich dem Maulthiere und dem Pferde, über diese hat der Teufel Gewalt.““ Um wie viel edler muß die Vorstellung von dem Ehebunde im Neuen Testamente seyn! Verbietet der Weltapostel die Schließung von Ehebündnissen auch nicht, so will er doch alles Sündhafte, sogar alles Sinnliche und Irdische davon entfernt wissen.“

Diese von den Vigilanten theils schlecht aufgefaßte, theils ungenau aus dem Gedächtnisse referirte, theils mit fanatischem Hasse commentirte Stelle wurde eins der Hauptmotive der Anklage — und der Verurtheilung. Hören wir darüber die Entscheidungsgründe des Urtheils erster Instanz.

„Nach den von St.'schen Angaben hat Kunert diese Ehen außerdem als ein Vergehen, eine Schmach der Wirklichkeit, die der katholische Theil seinen Gedanken beifüge, und worüber er Thränen der Reue und Buße weinen solle, bezeichnet. Die katholische Schneidersfrau K. bezeugt eidlich, Kunert habe gesagt, wenn ein Katholischer eine Evangelische heirathe, und so umgekehrt, so sei das eben so, als wenn Einer sich einen Esel oder eine Kuh kaufe, eine solche Ehe gleiche einem Kuhstall. Den vom Inculpaten ausgesprochenen Vergleich der Ehe mit einem Kuhstalle, resp. mit dem Zusammenleben des Viehes im Stalle, hat der größte Theil der vernommenen Zeugen gehört."

„Mehrere derselben setzten jedoch zu Gunsten des Angeschuldigten theils hinzu, daß derselbe hierbei nicht gerade von den gemischten Ehen, sondern von Ehen im Allgemeinen gesprochen, dieß die Zeugen verehelichte Gutsbesitzer von F., Kreisvicar A., Stadtältester T., Stadtältester H., Schuhmacher Sch., unverehelichte Sp., Tischler R. und Damastfabrikant K.; theils erklärten sie, wie z. B. Kaufmann B., daß sie nicht mehr wüßten, ob der Inculpat hierbei von Ehen überhaupt, oder nur von Mischehen gesprochen. Alle diese Zeugen haben aber nicht minder, wie Kunert selbst, zugeben müssen, daß das Thema derselben Predigt, in welcher der fragliche Vergleich vorgekommen, die Mischehen gewesen, dieses Thema Kunert schon in der Einleitung zu der Predigt verkündigt, und er auch wirklich in derselben Predigt über die gemischten Ehen gepredigt. Es gilt also auch hier das schon Gesagte, daß wenn Inculpat bei einem schimpflichen Vergleiche ausdrücklich nur von der Ehe und nicht von der Ehe zwischen Katholiken und Akatholiken gesprochen, den Evangelischen doch alle Veranlassung gegeben war, diesen Schimpf auf sich und ihre Ehen mit Katholiken zu beziehen. Hierzu kommt, daß mehrere andere Zeugen es für unbedenklich erklären, wie Ku-

nert den Vergleich allerdings auf die gemischten Ehen bezogen. So bekundet die schon erwähnte K. ausdrücklich, daß derselbe hierbei von Heirathen zwischen Katholiken und Evangelischen gesprochen, die katholische Zeugin verehelichte Executor M., er habe gesagt, die gemischten Ehen seien keine Ehen, denn die Eheleute könnten wiederum auseinander gehen, dabei habe er einen Vergleich mit einem Viehstall, und habe sie sich diese Worte nicht anders auslegen können, als daß er gemeint, daß die Eheleute in gemischten Ehen wie das Vieh zusammen lebten, so sei der Sinn gewesen, wenn sie sich auch nicht auf die einzelnen Worte zu erinnern wisse. Kunert habe hiebei von gemischten Ehen gesprochen. Ob es in der ersten oder zweiten Predigt gewesen, wo Kunert die gemischten Ehen mit dem Zusammenleben in einem Viehstalle verglichen, darauf erinnern sie sich nicht mehr. Zeuge Sch. setzte bei seiner Angabe, daß Inculpat nur gesagt habe, schon der selige Suso klage, daß man zu seiner Zeit die Ehen zu einem Viehstall herabwürdige, nirgends hinzu, daß Inculpat dabei über die Ehe der Christen im Allgemeinen gesprochen habe, sondern im Gegentheil, daß er in allen jenen Fastenpredigten über die gemischten Ehen gesprochen, und die Katholiken vor Eingehung derselben gewarnt habe, wobei Zeuge sich selbst Lügen straft, da er in Fol. 53 der Acten befindlichen Schreiben an das fürstbischöfliche General-Vicariatamt, welches er diesem vor seiner Vernehmung zur Rechtfertigung des Angeschuldigten übersandt, das Gegentheil anzeigt *)."

Wir sind am Ende unsers ohnedieß schon so ausgedehnten Schreibens. Nur noch ein Wort zum Schluße!

Der grausige Ernst unserer Zeit ist uns Allen so nahe

*) Mit dieser Auffassung verdient das verglichen zu werden, was die Vertheidigungsschrift in zweiter Instanz zur Würdigung der erwähnten Zeugnisse anführt.

gerückt, daß es ein Frevel und eine Thorheit wäre, wollten wir die Hand, die Sie uns freundlich boten, zurückweisen. Wohlan! versuchen wir es, uns zu verständigen. Wir unsererseits wollen fortan gerne unser Augenmerk auf jene Punkte richten, wo trotz aller Trennung in andern Fragen unsere und so vieler christlich gesinnten Protestanten Ueberzeugungen und Interessen zusammenfließen. Wir erkennen auch gerne den heutigen und den künftigen Beruf Preußens in Deutschland und in der Weltgeschichte an. Wo es den Kampf für Ordnung, Recht und Sitte gegen die hereinbrechende Barbarei der Gottesläugnung und radikalen Zerstörung gilt, — werden wir uns, selbst unangesehen sonstige Differenzen! — aus wahrhaft uneigennütziger Ueberzeugung freuen, wenn wir auf Preußens Seite stehen können. Eben deßwegen mußten wir aber auch den Nachweis liefern, daß auf dem unterhöhlten, vulkanischen Boden jener wahrhaft tyrannischen Grundsätze, welche gegenwärtiges Schreiben bekämpft, kein freundliches und friedliches Verhältniß möglich sei. Nicht wir sind die Feinde Preußens, sondern Jene, welche eben dieselbe verderbliche Lehre und Praxis als spezifisch preußisches Interesse geltend machen wollen. Sind Sie derselben Meinung und reichen Sie uns die Hand zum Bunde gegen diesen Feind, so können wir in allen übrigen, billigen und ehrbaren Dingen ein gutes Stück Weges zu beiderseitigem Frommen zusammen gehen.

LIII.

Die Oceanische Gesellschaft.

Von einer Mehrzahl für den christlichen Glauben eifriger Kaufleute, an deren Spitze ein Herr Marziou steht, ist vor einiger Zeit zu Havre die sogenannte Oceanische Gesellschaft gestiftet worden, welche Se. Heiligkeit, der gegenwärtige Papst, wegen der Vortrefflichkeit ihres Zweckes am Schluße seines ersten Regierungsjahres in einem an die Mitglieder der Gesellschaft erlassenen Breve gebilligt, und zugleich der Sorgfalt aller Bischöfe anempfohlen hat. Die Absicht, welche bei diesem Unternehmen zu Grunde liegt, besteht darin, eine Flotte zu errichten, um die Missionen überhaupt, vorzüglich aber die Oceaniens zu beschützen und zu befördern, und die Missionäre unentgeltlich, oder jetzt für den Anfang wenigstens zu sehr geringen Kosten nach ihren Bestimmungsorten hinzubringen. Die Gesellschaft ist nicht bloß eine französische, sondern eine katholische, und alle katholischen Nationen sind zur Theilnahme an derselben eingeladen. Sie zählt bereits eine große Zahl von Mitgliedern in England, Frankreich, Piemont, Belgien und Italien. Die Offiziere, welche auf den Schiffen dieser Flotte Dienste nehmen wollen, legen, gleich den armen Schulbrüdern, ein einfaches Gelübde der Keuschheit für die Dauer der Zeit ab, daß sie Mitglieder der Gesellschaft sind; die jungen Leute, welche sich an

diese anschließen wollen, machen ihr Noviziat am Bord der Fahrzeuge der Gesellschaft. Schon befindet sich diese im Besitze mehrerer Schiffe; das erste, welches den Namen: „die Arche des Bundes“ führt, und unter dem Befehle eines ehemaligen französischen Marine-Offiziers (Marceau) steht, ist vor ungefähr einem Jahre abgesegelt; das zweite hat der König von Sardinien hergeschenkt, und wird von dem Vicomte des Cars befehligt; ein drittes wird gegenwärtig erbaut, und soll den Namen: „Pius IX.“ erhalten. Das Wappen der Gesellschaft ist das Kreuz der Kreuzfahrer, nebst der päpstlichen Flagge, und es ist der Wunsch der gesammten Gesellschaft, daß ihre Flagge eine so neutrale werden möge, wie es einst die der Malteserritter gewesen ist.

Wir lassen das päpstliche, dieser Oceanischen Gesellschaft ertheilte Breve nach seinem Wortlaute folgen: „Den geliebten Söhnen Marziou, dem Vorstande der Oceanischen Gesellschaft und den übrigen Mitgliedern eben dieser Gesellschaft Pius IX. Geliebte Söhne, Heil und apostolischen Segen. Es kann Uns gewiß Nichts wichtiger, Nichts erfreulicher und Nichts wünschenswerther seyn, als daß der heiligste Glaube Christi von Tage zu Tage mehr bei allen Stämmen, Völkern und Nationen weit und breit angepflanzt werde, und daß Diejenigen, welche in den Finsternissen und in dem Schatten des Todes sitzen zu dem Lichte und Leben der katholischen Kirche berufen werden. Wir erfreuen uns daher auf das Lebhafteste in dem Herrn, wenn Wir, besonders bei solcher Ungunst der Zeiten, fromme Gesellschaften erstehen sehen, welche in der Absicht der Verbreitung des Glaubens, mit vereinten Kräften und Anstrengungen, all ihr Vermögen und all ihre Mühe den apostolischen Missionen zu widmen sich beeifern. Hieraus mögt ihr, geliebte Söhne, entnehmen, mit welchem Troste für Unsere Seele Wir es inne geworden sind, daß Ihr eine Oceanische Handelsgesellschaft in dem Sinne und in der Absicht gegründet habt, um die Geistlichen, welche sich den heiligen Missionen gewidmet haben, vorzüglich nach den Ländern der Ungläubigen,

leichter und schneller mit ausgezeichneter Liberalität hinüberzu=führen, und ihnen alle mögliche Hülfe zu gewähren, damit sie unter dem Hauche der göttlichen Gnade die in der Nacht der Irrthümer kläglich versunkenen Völker aus der Gewalt der Finsternisse zu entreißen, und zu dem anstaunenswerthen Lichte und Reiche Gottes hinüberzuführen vermögen. Aus diesem Grunde schreiben Wir schnell und freudig diesen Brief an Euch, um der von Euch zu so heilsamem Zwecke gegründeten Gesell=schaft gebührendes Lob angedeihen zu lassen, und Euch die feste Ueberzeugung einzuflößen, daß es Uns zur größten Freude ge=reichen wird, Alles zu thun, was nach Unserer Erkenntniß für den Nutzen, die Wohlfahrt, die Zierde und den Glanz der Gesellschaft vor Gott irgend dienlich seyn könnte. Und Wir geben Uns der Hoffnung hin, daß alle Unsere ehrwürdigen Brüder, die zur Theilnahme Unserer Sorge berufenen Bischöfe, wohl erkennend, wie sehr mit Betrügereien, Hinterlist und Nach=stellungen die Erfinder von Lügen und die Anhänger solcher Lehren die katholische Kirche zu bekriegen sich bemühen, nie=mals ablassen werden, die Gesellschaft mit besonderer Sorgfalt, Eifer und Bemühen zu fördern und zu unterstützen, damit die Söhne der heiligen Mutter, der Kirche, an Verdienst und Zahl bei allen Völkern und in allen Ländern mehr und mehr zunehmen. Auch zweifeln wir nicht, daß die Geistlichen, wel=che Eure Gesellschaft zu der Ausübung der heiligen Missionen hinzuführen Sorge tragen wird, ernstlich den katholischen Aus=spruch: „„Keiner, der dem Herrn dient, mischt sich in welt=liche Geschäfte““ betrachtend, die sehr weisen Bestimmungen der heiligen Canones und der Unserer Vorfahren, der Päpste, nämlich die unterm 22. Febr. des Jahres 1633 von unserm Vorgänger Urban VIII., ehrwürdigen Andenkens, erlassene Con=stitution, so wie die apostolischen Briefe Clemen's XI. glücklichen Andenkens, ebenfalls Unsers Vorgängers, vom 17. Juni des Jahres 1669, und mehrere diesen Gegenstand betreffende De=crete Unserer Congregation für die Verbreitung des christlichen Namens, ihrem Gedächtnisse wiederholentlich sich einprägen,

von jedem ihnen unter den strengsten Strafen verbotenen Handel und Geschäft, und von jeder Handelsthätigkeit und Gemeinschaft an Eurer Gesellschaft auf das Gewissenhafteste sich entfernt halten, und allein zur größeren Ehre Gottes, zur Förderung des Nutzens der Kirche und des Heiles der Seelen alle ihre Kräfte verwenden werden. Aber wir werden nicht unterlassen, Gott, der an Barmherzigkeit reich ist, und von welchem jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk herabkommt, in der Demuth Unsers Herzens zu bitten und zu beschwören, daß Er in der Fülle Seiner Gnade Euren frommen Absichten und Bemühungen stets günstig zur Seite stehen wolle, damit der Ruhm Seines Namens von Tag zu Tag mehr unter den Menschen kund werde, und Alle Seiner Kirche beigesellt werden, wachsend in der Erkenntniß Unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Zur Vorbedeutung des göttlichen Schutzes und des gewünschten Erfolges, so wie zum Zeugniß Unserer besondern väterlichen Liebe für Euch, ertheilen Wir Euch, geliebte Söhne, den apostolischen Segen mit inniger Empfindung Unsers Herzens. So geschehen zu Rom bei St. Maria Maggiore am 17. Juni im Jahre 1847, Unseres Pontificates im ersten.

Pius IX. P."

Auch dieses päpstliche Breve, durch welches in großer Weisheit die einer solchen Gesellschaft drohenden Gefahren hervorgehoben werden, kann den Katholiken in diesen stürmischen Zeiten zum großen Troste gereichen. Das väterliche Herz des erhabenen Nachfolgers Petri, dessen Hirtenstab das ganze Menschengeschlecht von Christus überwiesen worden ist, wacht auch über die im fernen Ocean noch in der Finsterniß des Heidenthums irrenden Seelen, und fühlt sich von der innigsten Freude durchdrungen, daß eifrige Söhne der Kirche sich erbieten, die Boten des Friedens dahin zu geleiten, um die verlornen Schafe zu suchen und sie zu der Heerde zurückführen zu können. Der Katholik wird dadurch abermals daran erinnert, daß er das Glück hat, Mitglied des großen Reiches Gottes zu seyn, dessen Gränzen in der Zeitlichkeit keine engeren als die des

Erdkreises sind, und daß auch diese, nachdem allen Heiden das Evangelium verkündet, fallen werden, auf daß Christus mit Denen, die Ihn auf dem irdischen Festland und den Inseln des Meeres nachgefolgt sind, Seinen triumphirenden Einzug in das unbegränzte und ewige Reich der Himmel halte. Es wird sich daher Jeder gern dem Wunsche des heiligen Vaters für das Gedeihen dieser Gesellschaft anschließen; möge die Flagge mit dem Zeichen des Friedens, ihre Flotte über die Wogen des Meeres zu vielen Eroberungszügen geleiten.

LIV.

Betrachtungen über die englische Verfassung.

Eine der interessantesten historischen Erscheinungen ist unstreitig das Gebäude der englischen Verfassung. Die Fundamente, auf welchen dasselbe ruhet, gehören zum Theile einer Zeit an, welche über die ersten sicheren historischen Nachrichten von dem Auftreten des germanischen Volksstammes hinausreicht. Den Ausbau jener politischen Kathedrale kann der aufmerksame Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte des Mittelalters hindurch bis in die kleinsten Einzelnheiten verfolgen, und selbst gegenwärtig, nachdem viele Grundsteine herausgerissen worden sind, und statt ihrer in das lockere Erdreich manches jetzt wuchernde Unkraut gesäet, nachdem mancher Pfeiler wankend, mancher zertrümmert worden ist, nachdem die majestätische Kuppel, welche sich, durch jene Säulen getragen, bis zu den Wolken emporhob, eingestürzt, zwar von Neuem wieder aufgerichtet, und mit äußerem Schmucke geziert,

doch nicht mehr von festen Steinen gemauert, sondern nur von leichtem Holze zusammengezimmert worden ist — selbst jetzt noch weilt unser Auge mit Wohlgefallen bei dem Anblicke der alterthümlichen Halbruine. Das Interesse daran ist aber ein äußerst verschiedenes. Bei dem Einen ist es das Staunen über die Großartigkeit der ganzen Erscheinung, bei dem Andern ein tiefes Gefühl von Wehmuth über die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, während ein Dritter, der Zerstörung Freund, ihr weitern Fortgang wünscht. Ein Vierter, der nicht auf einem Punkte steht, von welchem aus ihm eine Uebersicht über das Ganze geboten wäre, erfreut sich an diesem oder jenem Thürmchen, Fenster oder Fries; ein Fünfter, der von Architektur nicht gerade viel versteht, hat sein Wohlgefallen daran, wie das Kraut so lustig grünend emporgeschossen ist, daß es das alte, bröckelnde Gemäuer gänzlich deckt, während gute Botaniker den Samen kennen. Diese wissen Alle, daß Gift darunter ist, darum fürchten die Einen den Wind, der solche Saat über's Meer weht, wogegen die Andern recht ihre Freude daran haben, anderwärts, wo das Erdreich hinlänglich dazu bereitet ist, jene Pflanzen angebaut zu sehen. Doch treten wir aus dem Bilde hinaus, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß insbesondere für uns Deutsche die englische Verfassung praktisch, wie theoretisch eine große Bedeutung hat. Hervorgegangen ist sie aus denselben Rechtsgrundsätzen, die auch unserem Stamm von ältester Zeit her angeboren sind, und neuerdings ist sie, wenn auch nicht unmittelbar, und freilich mit großen Modificationen, das Modell für die neuen Constitutionen geworden, welche, mit Ausschluß Preußens, in mehreren deutschen Staaten ihre Stelle gefunden haben. Es ist unsere Absicht nicht, hier die Verschiedenheit der preußischen Verfassung von den übrigen deutschen auszuführen, auch nicht, indem wir diesen Unterschied dahin näher bezeichnen, daß jenes Land eine ständische Verfassung erhalten habe, während in den übrigen eine repräsentative Statt findet, auf diese Materie überhaupt

einzugehen, sondern nur so viel zu bemerken, daß England seit der „glücklichen Revolution" aufgehört hat, eine eigentliche ständische Verfassung zu haben, mithin auch da, wo sie in größerem oder kleinerem Maßstabe nachgeahmt worden ist, eine solche nicht hat begründet werden können. Allerdings dauern in England bei dem Fortbestande des Oberhauses, dessen Mitglieder nur sich selbst oder, wie die schottischen und irischen Lords, doch bloß ihre Standesgenossen repräsentiren, auch noch viele Elemente der alten ständischen Verfassung fort, in deren Sinn die Lords, als die ehemaligen Beisitzer der königlichen Lehnscurie, den Namen Pairs führen; Aehnliches tritt daher auch bei den Repräsentativverfassungen des Continents ein, indem die erste Kammer aus den Pairs zusammengesetzt ist. Dennoch aber besteht die zweite Kammer in England seit der Revolution aus den das Volk repräsentirenden Abgeordneten, und wenn auch in Deutschland die Wahl derselben nach bestimmten Ständeklassen Statt findet, so ist doch keiner der Gewählten als der specielle Deputirte seiner Wähler zu betrachten, sondern er hat das Gesammtinteresse der Nation zu vertreten.

England ist demnach unser Vorbild geworden, und mag es in Beziehung auf den praktischen Verstand seiner Bewohner auch in Verfassungsangelegenheiten ferner bleiben. Nur im Vorübergehen aber möge bemerkt werden, daß man sich in neuerer Zeit daran gewöhnt hat, doch etwas zu viel auf die Rechnung dieses praktischen Verstandes zu schreiben. Dahin gehört die Ausbildung der Verfassung selbst, insbesondere des Zweikammersystems. Jene ist das Resultat der Geschichte, nicht das Werk des klügelnden Verstandes, dieses ist eben bei den Engländern ursprünglich kein System, sondern auch eine bloße Thatsache; jene ist hauptsächlich durch den Mangel an Geld in den königlichen Kassen, dieses durch den Mangel an Räumlichkeit vermittelt und entwickelt worden. Auch die landständische Verfassung, wie sie ehedem in den deutschen Territorien bestand, verdankte dem Mangel und dem Bedürfnisse an Geld

bei den Landesherren hauptsächlich ihre Ausbildung, und es wäre eine interessante Untersuchung, den mächtigen Einfluß jenes Factors auf die Verfassungen noch näher zu erforschen und darzustellen, als es bisher geschehen. Was aber den Mangel an Raum anbetrifft, so wollte der Saal, in welchem der König von England seine Lords zum Reichstage zu empfangen pflegte, nicht mehr dazu hinreichen, um auch die Abgeordneten der Grafschaften und Städte, welche derselbe nach und nach in immer größerer Zahl zu derselben Zeit zu sich berief, um mit ihnen wegen Geldbewilligungen zu unterhandeln, in sich aufzunehmen. Der praktische Verstand der Engländer bestand also hierbei nicht in der weisen Erschaffung des Zweikammersystems, sondern in der einfachen Wahrnehmung, daß wenn eine zu große Menschenzahl sich in einem Zimmer versammelt, dieß wegen des Gedränges und der Hitze sehr unbequem sei. Die Verfassung des deutschen Reiches hat sich in ihrer Entwicklung seit dem dreizehnten Jahrhunderte in ganz analoger Weise ausgebildet, hier aber entstanden nicht zwei, sondern drei Kammern. Wer konnte in jenen Entwickelungsperioden ahnden, welche wichtige Folgen sich an die Deputation zu den Reichstagen dereinst anknüpfen würden. Darum darf man es jenen englischen Städten nicht verübeln, welche den König baten, sie von der Pflicht, einen Abgeordneten zu senden, zu befreien; darum darf man auch der deutschen Reichsritterschaft keinen Vorwurf darüber machen, daß sie das Geldbedürfniß des Kaisers, insonderheit die Unterhandlungen über den gemeinen Pfennig, nicht dazu benutzte, um sich die Reichsstandschaft zu verschaffen. Hätte sie es gethan, so würde die ganze deutsche Reichsverfassung eine andere, in ihren Formen weniger starre, in ihrem ganzen Wesen lebenskräftigere geworden seyn.

Bevor wir jedoch zu einer näheren Betrachtung der englischen Verfassung zurückkehren, möge noch die Frage ihre Stelle

finden: warum man denn in Deutschland jene Constitution zum unmittelbaren oder mittelbaren Vorbilde genommen hat?

Die christlich-germanische Verfassung, von welcher die englische in ihrer älteren, antirevolutionären Formation nur eine Species ist, hat mehr als irgend eine der Staaten des Alterthums oder der neueren Zeit dazu gedient, eine wahre Freiheit, d. h. die ungehinderte Bewegung eines Jeden in seiner ihm zustehenden Rechtssphäre zu vermitteln. Dieß war eben dadurch möglich, das jedes einzelne germanische Reich einen lebendig gegliederten Organismus bildete, in welchem nach dem Bilde des menschlichen Körpers jedes Glied seine ihm gebührende Stellung einnahm, und die ihm zukommenden Functionen ohne Störung des andern auszuführen hatte. Durch das Christenthum war diesem germanischen Wesen ein neues Leben zugeführt worden, und gerade deßhalb, weil dieser eigenthümliche germanische Organismus der Leib auch für viele Manifestationen des Christenthums geworden war, hat sich der Geist der Zerstörung gegen denselben gewendet. In demselben Maße, als diesem sein Werk gelang, ist auch die Freiheit vernichtet worden. Dieß geschah auf dem Wege, daß das Ebenmaß der Glieder in jenem Organismus aufgehoben wurde, und dadurch diese selbst in einen Vernichtungskampf gegen einander eintraten. Nachdem das Kaiserthum in dem Streite wider das Papstthum seine Kräfte gebrochen hatte, vermochte der deutsche König den aufstrebenden Gewalten vieler Reichsstände nicht mehr zu wehren. Bis dahin hatte er die geringere Regierungsgewalt, die ihm als solchem in seinem Reiche im Vergleiche mit andern germanischen Königen zustand, leicht verschmerzen können, der wahre und hohe Glanz des Kaiserthums, das Ansehen und die Würde desselben gab reichlichen Ersatz. Als aber jener Glanz, seitdem der Schirmvogt der Kirche mehrmals als ihr erbittertster Feind aufgetreten war, sich in einen bloßen Schimmer umgewandelt hatte, da blieb dem Könige nichts Anderes übrig, als nach großem Länderbesitz strebend,

sich den übrigen Landesherren hierin gleichzustellen. Diese aber erhoben jenen doppelten Kampf gegen das ohnmächtige Kaiserthum und gegen die schwächeren unter den Reichsständen, einen Kampf, als dessen letzte Phase die Auflösung des Reiches erscheint. Was damals vollendet ward, war schon früh begonnen; die souverain gewordenen Landesherren hatten alle königlichen Rechte gewonnen; derjenige unter ihnen, welchen das kaiserliche Diadem schmückte, für seine Territorien ebenfalls. Zugleich wurde aber auch, nach vielen successiven Mediatisationen mit der Auflösung des Reiches die große allgemeine Mediatisation vollzogen. Erhielt hier das Princip der germanischen Freiheit einen gewaltigen Stoß, so konnte dieser der längst schwer verwundeten und blutenden um so leichter beigebracht werden. In jenem Kampfe um die Landeshoheit war sie bereits zu Boden geschlagen; da wurde das corporative Leben zerstört, da ging der Flor blühender Städte zu Grunde, da ward der Glanz deutscher Ritterschaft vernichtet; das war die Zeit, die man die des Faustrechts nennt. Dieß waren schon im fünfzehnten Jahrhundert die Folgen des Zwiespaltes im Innern des deutschen Reiches, der durch die nachfolgende Trennung im Glauben nur noch größer wurde; aber es kamen noch Einflüße von Außen hinzu, welche die deutsche Nationalität untergruben und die Freiheit, wenn sie sich zu erheben drohte, von Neuem niederwerfen. Wer, der nur einen Sinn für Wissenschaft und an nützlicher Beschäftigung und Uebung seines Verstandes Freude hat, muß nicht dem römischen Rechte, in seiner logischen und klaren Ausbildung, die größte Verehrung zollen. Objectiv vom höchsten Werthe, war es für die deutsche Nationalität ein Todesstoß; Nichts hat den Deutschen so unmündig gemacht, als die Aufnahme des römischen Rechts. Wie der Mensch, der eine fremde Sprache, die er nicht kennt, reden soll, physisch unmündig wird, so der, welcher nach einem fremden Rechte, welches seiner ganzen geistigen Organisation widerstrebt, leben soll. — Doch auch damit war es nicht genug,

Frankreich war es aufbehalten, der Freiheit Deutschlands theils durch Beispiel, theils durch eigene Gewaltthätigkeit neue Wunden zu schlagen. In Frankreich war der Organismus der christlich-germanischen Verfassung ebenfalls, aber auf eine andere Weise gestört worden. Nicht wurde hier das Oberhaupt des Reiches in seinen Rechten von Ständen bedroht, welche sich einzeln als Territorialherren selbstständig entgegenstellten; im Gegentheil, die Ordnung der Reichsverfassung wurde hier dadurch verletzt, daß der König die Bedeutung des Adels vernichtete, und nachdem dieß gelungen, auf der Bahn des Absolutismus vorwärts schritt. In Deutschland, wo unter den angegebenen Einflüssen eine wahre Nationalität nicht mehr anzutreffen war, fand dieses Beispiel alsbald Nachahmung. Hatten die gesteigerten Bedürfnisse der Landesherren die Entstehung der Landstände, und somit wiederum ein Emporkommen deutscher Freiheit in einer andern Form zur Folge gehabt, so richtete sich nunmehr gegen diese der modern-französische Absolutismus. In der That nur die Gutmüthigkeit des deutschen Charakters — um uns den Ausdruck Eichhorns anzueignen — ist die Ursache, daß dieser Despotismus, unter dessen Schlägen die landständische Verfassung erlag, einerseits nicht in einer noch viel grelleren Form auftrat, andererseits mit so viel Ergebung getragen wurde. Dem ist es auch zu danken, daß wir in Deutschland nicht die Gräuel, wenn auch viele Folgen, der französischen Revolution erlebt haben. Das geheiligte Haupt ihres Königs und Herrn auf dem Schaffotte fallen zu machen, hatten die Franzosen durch Theorie und Praxis der Engländer gelernt. Auch in dem schönen Albion war der germanischen Verfassung keine ungestörte Lebensdauer gewährt; hier aber gestalteten sich die Dinge wiederum anders, als dort. Nicht der König griff zerstörend in die Rechtssphäre der Stände ein, nicht bildeten sich ihm gegenüber einzelne mächtige Territorialherren aus, durch welche die übrigen Unterthanen ihrer Reichsunmittelbarkeit beraubt wurden, sondern die königliche Gewalt wurde da-

durch in ihrem Nerv verletzt, daß die Lords, unter Belassung des äußern Glanzes des Königthums, als Oberhaus die Reichsregierung an sich rissen. Von der Revolution bis auf die neueste Zeit war daher in England das Oberhaus der eigentliche Regent des Landes, von welchem bis zur Reformbill das Unterhaus zusammengesetzt wurde; die Monarchie sank zu einem Schattenbilde herab. Um dieß recht deutlich zu zeigen, können wir es uns nicht versagen, unsern Lesern eine Manchem von ihnen wohl schon bekannte, in dieser Rücksicht sehr interessante Stelle aus dem Werke von Adolphus über die englische Verfassung mitzutheilen.

„Wenn man des Königs Prärogativen allein aus dem vorhergehenden Gesichtspunkte betrachten wollte, so dürfte es scheinen, als ob seine Gewalt weit über die Gränzen der beschränkten Monarchie hinausginge. Er vereinigt in sich alle Zweige der executiven Gewalt; er verfügt über die gesammte Kriegsmacht des Staates; er ruft die legislativen Körperschaften nach seinem Willen zusammen, und entläßt sie. Aber die Volksrepräsentanten haben immer noch die mächtige Waffe in der Hand, welche ihre Vorfahren in den Stand setzte, die Verfassung von 1688 zu gründen; noch immer kann der König von ihrer Freigebigkeit allein Subsidien erhalten, und man kann in unsern Tagen, wo jedwedes Ding nur nach seinem Geldwerthe geschätzt wird, und wo das Geld die Triebfeder aller Angelegenheiten geworden ist, dreist behaupten, daß der, der in dieser wichtigen Beziehung von dem Willen Anderer abhängt, sich in einem Zustande wahrer Abhängigkeit befinde, so groß auch seine Macht in anderer Hinsicht seyn mag. Dieß ist aber der Fall bei dem Könige von England. Er hat in dieser Eigenschaft und ohne die Verwilligung des Volks beinahe gar keine Einkünfte. Er hat die Prärogative, das Heer zu befehligen und Flotten auszurüsten, aber er kann sie ohne Mitwirkung des Parlaments nicht erhalten. Er kann Stellen und Aemter verleihen, aber ohne sein Parlament die Besoldungen

nicht bezahlen. Er kann den Krieg erklären, aber ohne sein Parlament ist es unmöglich, ihn zu führen. Der König ist ausschließlich mit dem Rechte bekleidet, das Parlament zu versammeln, aber er muß es nach dem Gesetze wenigstens einmal in drei Jahren berufen, und die Noth zwingt ihn dieß öfter zu thun. Er ist das Haupt der Kirche, aber er kann weder die gesetzlich festgestellte Religion ändern, noch Einzelne wegen ihrer religiösen Meinungen zur Rechenschaft ziehen. Er darf sich selbst nicht zu der Religion bekennen, die das Gesetz besonders verboten hat, und der Fürst, welcher diese annehmen sollte, ist für unfähig erklärt, die Krone zu erben oder zu besitzen, oder königliche Rechte auszuüben. Der König ist die höchste Obrigkeit, aber er kann keine Aenderung in den durch Gesetz oder Gewohnheit festgestellten Formen und Maximen vornehmen, und kann in keinem Falle Einfluß äußern auf die zwischen zwei Unterthanen obwaltenden Streitigkeiten. Er kann keine neue Stelle errichten, die mit der Constitution unverträglich, oder den Unterthanen nachtheilig wäre; und obgleich die Verbrecher in seinem Namen verfolgt werden, so kann er keinem Kläger diesen Dienst verweigern. Der König hat das Vorrecht, Münze zu schlagen, aber er kann das Schrott und Korn nicht ändern. Er hat das Recht, Verbrecher zu begnadigen, aber er kann nicht von dem, dem Beleidigten gebührenden Schadenersatz befreien. Es ist sogar durch das Gesetz vorgeschrieben, daß bei einem Morde die Wittwe das Recht habe, den Mörder zu verfolgen, und daß des Königs Begnadigung, gleichviel ob sie dem Verdict der Geschwornen vorhergehe oder nachfolge, keine Wirkung habe. — Selbst in seiner Militärgewalt ist er nicht absolut, seitdem die Bill of Rights erklärt hat, daß ein stehendes Heer ohne Einwilligung des Parlaments gesetzwidrig sei. Der König selbst kann vor keinem Richter belangt werden, aber wenn irgend ein Mißbrauch der Gewalt vorgekommen, oder in irgend einer Hinsicht dem Gemeinwohl zuwider gehandelt ist, so wird die gerichtliche Verfolgung ge-

gen jene gerichtet, die entweder Werkzeuge oder Rathgeber bei dieser Maßregel gewesen sind. Solche Verbrecher werden angeklagt vor dem Hause der Lords, wo des Königs Befehl oder Begnadigung nicht als Rechtfertigungsgrund vorgeschützt werden kann. Eine Auflösung des Parlaments schlägt diese Anklage nicht nieder; der König kann ihren Lauf weder hemmen noch aussetzen, sondern er ist genöthigt, als ein müßiger Zuschauer die Entdeckung des Antheils abzuwarten, den er etwa selbst an dem ungesetzlichen Verfahren seiner Diener hatte, und seinen eigenen Urtheilsspruch in der Verdammung seiner Minister anzuhören."

Bei dieser Gestaltung der Dinge begreift man leicht, wie de Lolme, und Viele nach ihm, aus der englischen Verfassung den Satz von der Drei-Einheit der Monarchie, Aristokratie und Demokratie abgeleitet hat. Man sollte in der That glauben, die Engländer hätten ihre, auf einem ganz andern historischen Grunde beruhende Verfassung, aus einem sorgfältigen Studium der Alten entnommen, und als sei etwa schon Wilhelm dem Eroberer oder gar Aelfred dem Großen der Pythagoräer Hippodamus bekannt gewesen, welcher (bei Stob. Flor. 43, 94. p. 112) lehrte: die Königsgewalt müsse die erste Stelle einnehmen, sie sei eine Gott nachahmende Sache (*θεομίματον πρᾶγμα*), aber schwer zu hüten, da sie leicht durch Lüsternheit und Uebermuth umschlage, weßhalb man ihr nur so viel einräumen solle, als dem Staate nützlich sei; mit einflechten solle man die Aristokratie, wodurch ein wohlthätiger Wetteifer entstehe und die Gewalten öfter wechselten, und zu beiden, als ein nothwendiges Gegengewicht, die Demokratie hinzufügen, damit auch dem Bürger, der den ganzen Staat trage, die gebührende Ehre zu Theil werde; doch solle man ihn hinlänglich anhalten, denn die Massen seien meist tollkühn und vorschnell (*θρασὺ γὰρ καὶ προπετὲς τὸ πολὺ πλᾶθος*). Uebrigens läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Könige von England oft wohl daran gethan hätten, zu beherzigen, sowohl was Schrift-

steller des Mittelalters, aber auch selbst die des Alterthums über das Verhältniß der königlichen Würde zum Volke gesagt haben. So bemerkt ein anderer Pythagoräer, Diotogenes (bei Stob. 48, 61. 62): der Staat solle nie Gegenbild des Kosmos seyn; wie Gott sich gegen diesen, so solle der König sich gegen jenen verhalten; er müsse darum vor Allem sich selbst und seine Gelüste beherrschen, durch ein frommes Leben dem Volke Ehrfurcht einflößen, keinen Menschen bedrücken, am wenigsten die Armen, und stets eingedenk seyn, daß die königliche Macht eine Nachahmung der göttlichen seyn solle (ὅτι θεόμιμόν ἐστι πρᾶγμα βασιλεία).

Nach diesem Abstecher nach dem Lande der Dorier möge unser Nachen aus dem ägäischen Meere wiederum in den Canal einlaufen. Was sich in England in Betreff des Königthums praktisch in Folge falscher Theorien gestaltet hatte, wurde nunmehr erst recht in der Theorie ausgebeutet, welche die Weisheit und Zweckmäßigkeit aller dieser Einrichtungen mit den glänzendsten Farben auszumalen wußte. Nach diesen Verfassungstheorien, von der historischen Basis ganz losgerissen, wurde auch die Restauration der französischen Charte entworfen, die wegen der innern Widersprüche des Systems begreiflicher Weise niemals recht eine Wahrheit hat werden wollen. In Deutschland belohnten die Fürsten nach den Freiheitskriegen die Treue ihrer Völker von freien Stücken mit der Zusage, daß in den deutschen Bundesstaaten die landständische Verfassung Statt finden solle, und es gibt jetzt in der That kein deutsches Land mehr, in welchem nicht wirklich eine Verfassung bestünde, bei welcher die zum Zwecke der Berathung und Geldbewilligung Versammelten mit dem technischen Ausdrucke Landstände bezeichnet würden. Allein, wenn man die Bedeutung der Stände in Preußen und Bayern, in Mecklenburg und Würtemberg, in Tirol und Baden mit einander vergleicht, so kann man sich nicht verhehlen, daß hier ein großer Unterschied zu Tage tritt, jener Unterschied, den wir vorhin

zwischen landständischer und Repräsentativverfassung kurz angedeutet haben. Zweck aller dieser Verfassungen ist Schutz gegen Absolutismus, Vermittlung wahrer Freiheit; zu diesem Zwecke hat man in dem einen Lande die noch erhaltenen Ueberreste ständischer Einrichtungen fortbestehen lassen, in dem anderen die historischen Principien germanischer Verfassung wiederbelebt und die darauf beruhenden Institute zeitgemäß umgebildet, wiederum in andern bei der Begründung neuer Constitutionen das Modell auswärtiger Verfassungen vor Augen gehabt, jedoch auch hier die landesherrliche Gerechtsame in einer Weise zu wahren, und auf diese Weise so manche nachtheilige Consequenzen jener der Repräsentativverfassung zum Grunde liegenden Theorien zu beseitigen sich bemüht. Diejenigen deutschen Landesherren, welche ihren Völkern Constitutionen der letzteren Art verliehen, haben daher vorzugsweise die englische Verfassung, zum Theil auch in ihrer französischen Umgestaltung, als das Muster für das Geschenk gewählt, in welchem sie ihren Unterthanen aus freiem Entschlusse und aus väterlichem Wohlwollen die im Laufe und durch die Ungunst der Zeiten verloren gegangene Freiheit zurückzugeben beabsichtigten. Sie haben dieß gethan, weil die englische Verfassung in dieser Beziehung mehr zu bieten schien, als eine Wiederbelebung der älteren einheimischen politischen Institutionen. Aber — wir dürfen uns andererseits große Mißstände hier nicht verhehlen, und diese liegen in der schon hervorgehobenen Erscheinung, daß jene echt germanischen Institutionen auf dem Wege einer in vieler Beziehung falschen Theorie auch in England ganz verkehrt worden sind. Wurde also nun die Repräsentativ-Verfassung besonders zum Muster gewählt, so war es doch eine von selbst gegebene Aufgabe, daß man der Consequenz jener Theorien entschieden begegnete, um sie möglichst unschädlich für die Prärogative der Krone zu machen. Da man in dieser Beziehung nicht vorsichtig genug zu Werke gehen zu können glaubte, und demnach zur genauen Fixirung aller Gerechtsame durch den geschriebenen

Buchstaben sich veranlaßt sah, so hat dieß die Folge gehabt, daß während es in England keine geschriebene Constitution gibt — denn daß die Magna Charta eine solche sei, kann verständiger Weise nicht behauptet werden — bei uns eben nur der Buchstabe entscheidet, bei dessen Interpretation verschiedenen Möglichkeiten Raum gegeben ist. Wir befinden uns daher in der That in einem nicht so leicht zu lösenden Dilemma. So wünschenswerth es einerseits ist, daß jedes Volk und jeder Einzelne vor der möglichen Willkür der Regierungsgewalt bewahrt bleibe, so führt doch das Repräsentativsystem in seinen letzten Consequenzen zur völligen Vernichtung des monarchischen Princips, und davor wolle uns Gott bewahren. Wir unseres Theiles haben bisher noch immer in der Individualität des Fürsten, der über seine Handlungsweise Gott Rechenschaft schuldig ist, eine größere Garantie, als in dem geschriebenen Buchstaben gefunden; wenn den Fürsten nicht sein eigenes lebendiges Gewissen von der Willkühr zurückhält, der todte Buchstabe vermag es gewiß nicht. Uns hat bisher noch immer ein Fürst besser gefallen, der zu seinen Unterthanen wie jener Karolinger spricht: „Ich will Jedem das ihm gebührende Gesetz und Gerechtigkeit bewahren; und wer dessen benöthigt ist und auf gehörige Weise darum bittet, dem werde Ich gebührende Mildherzigkeit erweisen, wie ein getreuer König seine getreuen Unterthanen nach dem Rechte ehren und ihnen helfen soll; und sollte Mir aus menschlicher Gebrechlichkeit etwas begegnen, was unrecht wäre, so will Ich, sobald Ich es erkannt, von freien Stücken dafür sorgen, daß es gebessert werde" — uns, wiederholen wir, gefällt ein solcher König besser, als ein George I. und George II., die sich bei ihren willführlichen Handlungen hinter ihren Ministern versteckten, und diese für sich büßen ließen. Allein, wir läugnen nicht, daß die älteren Zeiten dadurch eine größere Garantie als die späteren Jahrhunderte boten, daß der Staat selbst völlig auf dem Boden der Kirche stand, die ununterbrochen den Königen das göttliche Recht vor Augen hielt, welches Saul eben nur in die Hand gegeben wurde;

Nur eine völlige Hoffnungslosigkeit, daß das Gesetz Gottes von den Monarchen durchaus nicht mehr beachtet werde, könnte uns bei unserer wahren und aufrichtigen Anhänglichkeit an das monarchische Princip zu der Ansicht bewegen, in den antimonarchischen Anforderungen der Zeit auf noch größere Beschränkung ein Bedürfniß anzuerkennen. Wir haben keine Freude an Schattenkönigen, sondern lieben, wie in dem großen Bilde, welches die Geschichte vor unsern Blicken aufrollt, so auch in der Gegenwart, Fürsten zu sehen, welche das Herz auf der rechten Stelle haben, und in dem furchtbar'n Drange der Zeiten ihre Völker mit Geist und Verstand regieren. Andererseits müssen wir es anerkennen, daß, wenn jene Eigenschaften je fehlten und das göttliche Recht mit Füßen getreten würde, es den Völkern nicht zu verdenken wäre, wenn sie eine Sehnsucht nach Garantien hätten. Jedenfalls wäre es besser, wenn die guten Eigenschaften der Regenten, wie wir sie oben bezeichneten, dergleichen Garantien unnöthig machten. Unter solchen Herrschern würden die Menschen weit mehr einer wahren Freiheit genießen, als da, wo etwa der Monarch die eigene Verantwortung von sich abwälzend den Schutz gegen die Beschwerden seiner Unterthanen hinter der Phalanx seiner Minister suchen wollte. Wo dieß der Fall ist, da sind die Zügel der Regierung nicht mehr in den Händen des Monarchen, sondern sie sind in die der Parteien gelegt: die für den Augenblick mächtigere regiert, unbekümmert darum, ob ihre Maximen mit denen des Monarchen übereinstimmen oder nicht. Man wird die Festigkeit der Königin Victoria, mit welcher sie, um ihre Kammerjungfern nicht zu entlassen, für eine kurze Zeit die Bildung eines Toryministeriums verhinderte, wohl nicht im Ernste als Beweis des Gegentheils anführen wollen.

Zum Schluße möge nur noch auf die oben gemachte Bemerkung hingewiesen werden, daß England keine geschriebene Constitution habe. Und doch haben andere Reiche ihre Verfassung nach der englischen gestaltet. Unwillkührlich dringt sich hier ein Vergleich mit einem während des Mittelalters häufig vor-

kommenden Verhältnisse auf. Manche Stadt wurde damals berühmt wegen ihrer wohlgeordneten Verfassung; da sendete man von andern Orten hin und bat um das Stadtrecht, auf daß man dasselbe bei sich heimisch mache. Oft gab es aber dort gar kein geschriebenes Stadtrecht, sondern erst dieß wurde die Veranlassung, ein solches aufzuzeichnen. In welcher Verlegenheit wäre wohl die englische Regierung gewesen, hätte man sie um einen geschriebenen Codex der Reichsverfassung gebeten; eben darum hat man nach eigener Anschauung derselben die Aufzeichnung der besonders wichtig scheinenden Institutionen selbst vorgenommen. Allein die Verfassung Englands wurzelt in dem Leben des Volks, und darum war es wohl leicht, bei ihrer Nachahmung, vorzüglich in Frankreich, Theorien mit in den Kauf zu nehmen; allein, wer konnte den ganzen, die Verfassung umgebenden Charakter des Volkslebens mitverpflanzen. Will man daher die englische Verfassung erforschen, so genügt es nicht, sich vom Königthum und Parlament einen Begriff zu verschaffen, sondern man muß in alle jene, dem englischen Volksleben und dem englischen Rechtsbewußtseyn entsprossenen Institute eindringen, um jene gehörig würdigen zu können. Dieß zu vermitteln, soll vielleicht späterhin durch einige nachfolgende Artikel der Versuch gemacht werden.

LV.

Zeichen der Zeit.

Die Schweiz unter dem Berner Convent. — Barbarische Ausbeutung des Sieges. — Radikale Sympathien in Deutschland. — Die sogenannte unparteiische Presse. — Die Note der Zwölfer: **l'ordre est retablie à Warsovie.** — Rundschau: Angebereisystem in Freiburg und Eingriffe in die Justizbehörden; Knechtung der Presse in Waadt und kirchlicher Despotismus; Demagogie in Zug und Schwyz; Proscriptionen in Luzern; radikale Regeneration von Wallis; Unterwaldens ehrenvolle Capitulation; Professor Stettler und das zerrissene Bundesrecht; die Großmächte und die Erwartungen der Urschweiz.

Die radikale Zwölfermajorität, welche gegenwärtig unter dem Titel einer „eidgenössischen Tagsatzung“ von Bern aus die Schweiz beherrscht, hat ihren glorreichen Feldzug glücklich beendigt. In einer Zeit, die sonst so bereit ist, mit Lord Palmerston gegen jede Intervention zu protestiren, hat sie durch die Intervention ihrer Kanonen und Bajonette, unter dem Beifallruf der radikalen Presse, eine Frage der Gewissensfreiheit, die Frage: ob in demokratischen, als souverain anerkannten, katholisch-conservativen Kantonen die Eltern über die Erziehung ihrer Kinder zu entscheiden haben, oder ob sie sich hierin nach der Willkühr und dem Gutdünken einer protestantischen radikalen Majorität zu fügen haben, zu ihren Gunsten entschieden; die Jesuiten sind auf dem Wege der brutalen Gewalt, Dank dem eidvergessenen Bundesbruch der Zwölfer, von dem Boden der

Schweiz verjagt, und der Radikalismus ist bereits in voller Thätigkeit, seinen Sieg auszubeuten, und auf demselben Wege barbarischer, jedes göttliche und menschliche Recht mit Füßen tretender Gewaltthat Alles, was noch conservativ in der Schweiz ist, zu revolutioniren und zu radikalisiren, oder wie sich die Correspondenten des sogenannten Fortschritts ausdrücken würden, die Schweiz zu „regeneriren", und sie endlich der Segnungen ihrer „zwanzigjährigen Errungenschaft" theilhaft zu machen.

Derselbe Geist rücksichtsloser Ungerechtigkeit und ungezügelter, jakobinischer Parteileidenschaft, der diesen frevelhaften Krieg begonnen, der sich bei seiner Führung in Verletzung der Capitulation von Freiburg, in den dortigen und den Entlebucher Excessen und kanibalischen Barbareien gezeigt hat, er tritt uns auch jetzt im Mißbrauch des leicht gewonnenen Sieges in seiner ganzen empörenden Gestalt wieder entgegen.

Unsere Leser dürfen sich daher nicht wundern, wenn wir wieder und wieder auf diese unglückseligen Vorgänge zurückkommen, denn was gegenwärtig in der Schweiz geschicht, ist nichts als ein warnendes Vorbild, welch schreckliches Loos allen Katholiken und Conservativen in Deutschland bereitet würde, wenn dieselbe Faction bei uns, was Gott verhüten wolle, zur Herrschaft gelangen sollte. Daß es ihr aber auch bei uns nicht an Sympathien fehlt, das zeigt nur zu deutlich ein Theil unserer Presse, und noch mehr die Adressen, die den Berner Gewaltsherren aus verschiedenen Theilen unseres Vaterlandes zukommen. Damit sich übrigens Niemand über ihren Sinn täuschen möge, so war es gerade dieselbe radikale Partei in Mannheim, welche jüngst, als ein Theil ihrer Mitbürger das radikale Joch abschütteln, und sich ihres freien Wahlrechtes bedienen wollte, dieselben durch Insulte nach Weise des schweizer Brutalradikalismus daran hinderte, Leute dieser Gesinnung waren es, welche den Patriarchen in Bern durch ihre Adresse die erste Huldigung darbrachten. Geistesverwandt zeigte sich die Adresse der „aufgeregten Jugend" von Heppenheim. Auch

sie war ein Zeichen der Zeit und ein „Aktenstück", wie weit die verführerischen Irrlehren sich bereits der Jugend bemeistert haben. Conservative Blätter brachten sie, Blätter jedoch, die sich ihres gemäßigten Liberalismus rühmen und ihre Unparteilichkeit stets im Munde führen, enthielten sie wieder vor. Fürchteten sie etwa, es möchten dadurch in den Gemüthern nachtheilige Besorgnisse hinsichtlich des wahren Charakters des Kampfes der Schweiz erweckt werden? Wir beklagen und bedauern ein solches Verfahren; wäre eine derartige Interventionsadresse von einer conservativen Jugend ausgegangen, die ihre Erziehung vielleicht gar bei den Jesuiten erhalten hätte, wir zweifeln nicht, „die Unparteiischen" dieser Gattung hätten sie als ein nicht genug zu beherzigendes „Aktenstück", mit Warnungen und guten Lehren versehen, nicht schnell genug aufnehmen können. So aber fehlt ihnen der Raum, den sie den Schmähungen ihrer Berichterstatter gegen „das Rächercorps Ammanns", Gott weiß zum wievieltenmale, reserviren müssen. Wir wissen es gar wohl: der strenge, consequente Radikalismus in der Schweiz wie in Italien und Deutschland haßt, verachtet und verabscheut diese Presse, die sich in die Mitte zwischen Recht und Unrecht stellt, indem er ihr Eigensucht und feige Gesinnungslosigkeit vorwirft, und dennoch sind wir zu fest überzeugt, und diese Ueberzeugung ist durch ihre Haltung in der schweizer Frage wieder auf's neue in uns bestärkt worden, daß kein consequent radikales Blatt die Interessen des Radikalismus so fördert, wie gerade sie durch diese scheinbar gemäßigte und unparteiische Haltung, die nach der einen Seite hin jeder Uebertreibung, Verdächtigung, Anfeindung und Schmähung und Lästerung einen Freipaß ertheilt, während sie nach der andern Seite den drohenden Abgrund durch Verkleistern, Verschweigen und Beschönigen den Blicken ihrer arglosen Leser sorgsam entzieht. Es ist dieß eine vormundschaftliche Censur der einseitigsten und unheilvollsten Art, welche sie ausübt.

Während die Großmächte unterhandeln, während unsere deutschen Radikalen Adressen und Zeitungsartikel verfassen, sind

die Schweizer unterdessen so eifrig an ihrem Bekehrungs- und Befreiungswerke durch Kanonen und Bajonette thätig gewesen, daß bereits von Seiten der Tagsatzung an die vermittelnden Höfe die Erklärung abgehen konnte: der Sonderbund ist aufgelöst, Ruhe und Ordnung in der Schweiz wieder hergestellt. Der hohe Rath der Zwölfer in Bern hätte sich mit vollem Rechte in seiner Note ganz kurz des berühmten Wortes bedienen können: l'ordre est retablie à Warsovie, während ein römischer Schriftsteller von diesem Pacificationswerke vielleicht gesagt hätte: ubi solitudinem faciunt pacem appellant! „Der Sonderbund ist aufgelöst, Ruhe und Ordnung wieder hergestellt", so lautet der Inhalt „der eidgenössischen" Noten; hätten die Dränger der katholischen Kantone sich aber deutlicher und ausführlicher über ihr „Regenerationswerk" aussprechen wollen, so hätte ihre Note ohngefähr so lauten können: „Mit mehr als vierfacher Uebermacht, mit einem Heere von 102,000 Mann, haben wir, die radikalen Zwölfer, die kleinen katholischen Kantone, die sich zur Vertheidigung ihres guten Rechtes und ihrer Gewissensfreiheit verbündet, erdrückt; sie haben capitulirt oder sich unbedingt ergeben; nichts destoweniger aber halten wir sie mit unseren erdrückenden Truppenmassen besetzt; denn unter dem Schutze unserer Bajonette und mit der demagogischen Beihülfe unserer Commissarien, und trotz der Capitulationen und der gewährleisteten Kantonalsouverainetät, haben wir, die legale Tagsatzung der souverainen Zwölfer, bereits einen Theil der legitimen Regierungen in den katholischen Kantonen gestürzt, und an ihre Stelle durch Beschluß eines radikalen Volkshaufens revolutionäre Regierungen eingesetzt; mit den übrigen hoffen wir in Kurzem fertig zu werden. Allein hiermit uns nicht begnügend, sondern auch der Zukunft eingedenk, haben wir die armen, durch ihre eigenen Rüstungen bereits entkräfteten Kantone, die Stifter unserer schweizerischen Freiheit, zur Tragung sämmtlicher Kriegskosten im ohngefähren Betrage von fünf Millionen verurtheilt; unsere freundeidgenössischen Truppen werden sie so lange aushungern, bis sie einen Theil

gezahlt; die Zahlung des Restes stellt es dann in unsere Macht, sie ökonomisch gänzlich zu ruiniren; die bloße Drohung der Einforderung wird die eingesetzten revolutionären Regierungen für die Zukunft schützen, und die gleichzeitige macchiavellistische Bestimmung, die wir wohlweislich getroffen, daß den Kantonen der Recurs gegen die Urheber des Sonderbundskrieges unbenommen bleiben solle, gibt den durch uns herrschenden Factionsregierungen volle Gewalt, ihre Rachegefühle zu stillen und die Gegner zu drangsaliren und nach Wohlgefallen zu vernichten. Somit ist es uns gelungen, durch die Vertreibung der Jesuiten und der ihnen affiliirten Orden, und die muthmaßliche Confiscation der übrigen, die katholischen Kantone religiös uns zu unterwerfen; durch die eingesetzten oder noch einzusetzenden revolutionären Regierungen sind sie politisch geknechtet und ihre Stimme uns gesichert; und durch die Strafverhängung von fünf Millionen ist ihr Hab und Gut uns verfallen; da wir sie also in dreifacher Beziehung zu unsern leibeigenen Knechten gemacht, und jeden lauten Seufzer, jede offene Klage, jede freimüthige Predigt als Beunruhigung der öffentlichen Meinung und Hochverrath bestrafen, und von der Freiheit der Presse mithin auch keine Rede seyn kann, so dürfen wir, der souveraine Bärenclub, zufrieden mit unserem ruhmvollen Werke, Europa die Versicherung geben, daß Ruhe und Ordnung in der Schweiz wieder hergestellt ist: l'ordre est retablie à Warsovie! Von einer Vermittelung, die diese lautlose Ruhe des Kirchhofs nur stören könnte, darf also keine Rede seyn."

Man glaube nicht, daß die Lage der Dinge hier übertrieben ist, sehen wir in den einzelnen Kantonen zu.

Die in Freiburg verübten Frevel „der Eidgenössischen", namentlich der Berner, wo, Dank dem Freischaaren-Bundespräsident, der Radikalismus auf seiner höchsten Höhe steht, sind bekannt; die empörenden Willkührmaßregeln einer von einer radikalen Rotte aus dem Abschaum ihrer Partei eingesetzten Regierung sind es nicht minder. Da die neuen Zwingherren indessen fürchten, sie möchten in einer Republik, sobald

mit der Occupation der Schutz der sympathisirenden Bajonette ihnen entgeht, dem öffentlichen Abscheu und der allgemeinen Verachtung erliegen, so wollen sie, daß unter ihrem Terrorismus und directen Einfluß der nächste große Rath zum Umsturz der Kantonsverfassung, ganz gegen schweizerisches Herkommen, gleich auf die Dauer von neun Jahren ernannt werde, auf daß während dieser Zeit ihre Tyrannei im Schatten der Tagsatzung gesichert sei, und das Werk der Radikalisirung sich vollende. Und damit ja keine freie Stimme es wage, sich gegen diesen schamlosen Jacobinismus zu erheben, und eine Vermittelung der garantirenden Mächte anzurufen, so hat sie, als eine Tochter der Berner Gewaltherrschaft, folgendes politische Inquisitionsdecret erlassen:

„1) Alle Bezirksämter, Syndike und alle öffentlichen Angestellten im Allgemeinen sind beauftragt, alle Diejenigen gehörigen Orts zu veranzeigen, die durch Worte oder Handlungen sich feindselige Demonstrationen gegen die öffentliche Ordnung, die Bundes- oder Kantonalbehörden, die neuen öffentlichen Institutionen des Kantons und die von der Regierung ergriffenen Maßregeln zu Schulden kommen lassen. 2) Diese Anzeigen sollen der Anklagekammer übermacht werden, die auf den Bericht des Staatsanwalts darüber entscheiden wird, ob diese Gesetzübertretungen zu verfolgen sind als polizeiliche oder korrektionelle Vergehen, oder ob sie zu ahnden sind nach Inhalt von Art. 427 des Kriminalgesetzbuchs, betreffend die Bestrafung von Aufruhr und Rebellion."

Während die neuen Regierungen solcher Verfügungen bedürfen, ihre gebrechliche und verabscheute Existenz aufrecht zu erhalten, jubeln sie in Bern: „Jetzt ist die Schweiz wieder stark und einig, jetzt wird sie die Segnungen des Friedens und der Freiheit genießen."

Eine der traurigsten Seiten dieser Schweizerparteikämpfe ist die, daß selbst die Verwaltung der Justiz in einer Weise mit hineingezogen wird, wovon man in monarchischen Ländern, wo die Justizbeamten inamovibel sind, keinen Begriff hat. So war es auch eine der ersten Angelegenheiten dieses Freiburger

Revolutionsconventes, das Justizpersonal nach Willkühr zu reduziren, und so wird ebenfalls in Luzern von einer Reconstituirung der höheren Justizbehörden zu Gunsten der siegreichen Partei und einer Revision des Processes wegen Leu's Ermordung gesprochen. Unglückliches Land, wo die Gerechtigkeit zum Spielball der Parteien geworden!

Ein Gegenstück zu den Freiburger Polizeidecreten hat die der Revolution entsprungene Regierung von Waadt, trotz dem, daß der Kanton zu den Zwölfern gehört, gegeben. Sie hat zu Gunsten ihrer Polizeikirche nicht nur alle religiösen Versammlungen solcher, die in einer Republik von ihrer Gewissensfreiheit Gebrauch machen wollten, statt sie gegen Störungen und Verwüstungen zu schützen, am Tag der Einnahme von Luzern, wozu die sogenannten Conservativen der Waadt ihre Hand so bereitwillig geboten, untersagt; sie hat, ihr Werk zu krönen, nun auch noch dem einzigen conservativen Blatt, das gegen ihre empörende Willkühr Protest einlegte, das „Stillschweigen der Ruhe von Warschau" auferlegt, indem sie ihm: „toute publication à inquiéter le pays" verbot! Man sieht, die Türkei ist nicht das einzige Land, wo Paschas herrschen.

Die Capitulation von Zug, die so verhängnißvoll für das Schicksal von Luzern wurde, kam durch die Umtriebe der Minorität der dortigen Radikalen zu Stande. Allein es galt nun auch hier, mit Hülfe der eingerückten Bajonette und der Agenten der Tagsatzung, die gesetzliche Regierung zu stürzen, und den katholischen Kanton unter das radikale Joch zu knechten. Wie die letzte Landesgemeinde aber ausgewiesen, so war die radikale Faction gar zu sehr in der Minderheit; das Volk hielt, trotz der siegreichen Uebermacht, an dem alten Recht und seinen selbstgewählten Behörden. Darüber wurden die Clubisten in Bern ungeduldig, wie der folgende Artikel der Berner Zeitung mit gewohnter Schamlosigkeit beweist. An ihre Gesinnungsgenossen in Zug sich wendend, sagt das radikale Demagogenblatt:

„Wir fragen diese Herren: wie lange wollt ihr noch warten mit dem Sturze der hochverrätherischen Regierung, oder was verlangt ihr noch, um zum Handeln zu schreiten? Ihr habt eidgenössische Truppen zu eurem Schutze, eidgenössische Commissarien zu eurer vollständigen Unterstützung, eine tüchtige zahlreiche Partei in eurem Lande: was wollt ihr mehr? Soll man euch eine neue Ordnung der Dinge fix und fertig serviren? Frisch an die Arbeit! Eine Regierung, die einer so schlechten Sache gedient hat, wie die eurige, stürzt muthlos durch den ersten Stoß zusammen."

Die Satelliten der Partei in Zug ließen sich das nicht zweimal sagen, und somit ist auch hier die volksthümliche Regierung von einer tyrannischen Faction unter dem Schutze der Occupation gestürzt. Einen noch ungünstigeren Boden als in Zug fanden die Commissarien der Zwölferzwingherren in Schwyz, wo das Volk mit der allerentschiedensten Mehrheit von ihrer „Regeneration" nichts wissen will; allein was ihnen im Ganzen kaum erreichlich scheint, suchen sie im Einzelnen zu ersetzen, indem sie als Commis Voyageurs der Revolution darüber her sind, wenigstens mit Erfolg einige Ortsbehörden zu stürzen. Uri, das in Tessin gezeigt, wie das Schicksal des Kampfes mit den Urkantonen wohl etwas anders ausgefallen wäre, wenn die Kräfte nicht gar so ungleich gewesen, ist bis jetzt noch von der Einschleppung der radikalen Cholera frei geblieben. In Luzern dagegen hat bereits die provisorische Regierung ihre Wirksamkeit entfaltet. Zusammengesetzt zum Theil aus achtbaren Männern hat aber auch sie auf eine nicht zu billigende Weise sich von der radikalen Strömung hinreißen lassen. Eines ihrer jüngsten Decrete, das mit wenigen Ausnahmen den ganzen früheren, rechtmäßig vom Volk gewählten und gesetzlich handelnden großen Rath in Anklagestand versetzt, ihn dadurch unfähig macht, zu wählen oder gewählt zu werden, und sein Vermögen mit Beschlag belegt; dieß Verfahren beispielloser, reactionärer Willkühr, dessen Absicht ist, die Wahlfreiheit zu Gunsten des Radikalismus zu confisziren, wird

unter den Billigdenkenden gewiß allgemeine Mißbilligung erregen. Wenn die gegenwärtige provisorische Regierung aber, die ihr Mandat eigentlich nur sich selbst und einer Rotte unberechtigter Radikaler und fremder Bajonette verdankt, solche Decrete gegen ihre rechtmäßigen Vorgänger erläßt, die rechtsgültige, vom Volke in freier Versammlung bekräftigte Beschlüsse faßten, muß sie dann nicht zittern für ihr eigenes Schicksal, wenn bei einem neuen Umschwung der Dinge einmal gegen sie von dem jus talionis die Rede seyn sollte? Bedenkt man, daß eine Regierung sich zu solch himmelschreiendem Unrecht hergeben konnte, dann erscheint ihre Zuschrift an den Bischof von Basel eben in keinem sonderlich günstigen Lichte, und erinnert an das kirchliche Verfahren des Staatsraths von Waadt, der nicht die Ruhestörer straft, wie es seine Pflicht wäre, sondern den Conservativen ihre religiösen Versammlungen verbietet. Auf dieselbe Weise hat der radikale Pöbel in dem Luzernischen, mit Hintansetzung jeder Form Rechtens, Priester von der Kanzel in das Gefängniß gerissen, und nun klagt die provisorische Regierung über die Mißhandelten beim Bischof! Das ist die Freiheit im neuen regenerirten Kanton! — In Wallis, das am letzten capitulirt, ist nun auch, wie zu erwarten stand, auf das angekündigte Einrücken der achttausend freundeidgenössischen Bajonette der Occupation die legitime Regierung gefallen, der Radikalismus schmeichelt sich auch hier mit Klosterraub, mit Proscriptionen, mit Stellenvertheilung und Trennung des Kantons in ein Baselstadt und Baselland.

Nun bleibt uns in unserer traurigen Rundschau der unglücklichen Urschweiz nur noch das Vaterland des seligen Bruder Klaus von der Flüe übrig. Die freien Landmänner von Unterwalden haben sich auf dem Schlachtfeld brav gehalten; allein, was ihnen zu weit größerer Ehre gereicht, und was die Geschichte ihnen nicht vergessen wird, sie sind die Einzigen, die im Augenblicke der Capitulation nicht allein an sich, sondern auch an ihre Mitbrüder gedacht, und die sich in einer ausdrücklichen Bestimmung: „die Rechte ihrer heiligen Religion

und die Freiheiten aller Kantone", wie sie die Verfassungsurkunde der Eidgenossenschaft bestimmt, vorbehalten haben. Der „conservative" General Dufour, er, der sich weigerte, die Capitulation von Luzern, selbst nach der frevelhaft verletzten von Freiburg, anzunehmen, und dem überwältigten Mitstand schweizerischer Freiheit die Schmach einer unbedingten Uebergabe nicht ersparte, er willigte erst in die billige Forderung Unterwaldens, die eigentlich schon in der eidgenössischen Proclamation zugesichert war, nach langen Unterhandlungen um Mitternacht, da er sah, daß er auf andere Weise den freiheitmuthigen Sinn Unterwaldens nicht zu beugen vermöge.

So hat also der General der Zwölfer ausdrücklich die Freiheit aller Kantone durch sein Wort gewährleistet! Allein, wie wird diese Zusicherung von dem Convent in Bern gehalten, der die Kantone wie eroberte Provinzen behandelt, ihre Souverainität mit Füßen tritt, und politischen Verfolgungen der empörendsten Art einen Freipaß zusichert!

Wir haben früher das Zeugniß Professor Stettlers für die gerechte Sache der Unterdrückten angeführt, auch jetzt, wo der Sieg das Unrecht der Unterdrücker gekrönt, und ihre Häupter mit frechem Uebermuth erfüllt, hat sich sein rechtlicher Sinn nicht einschüchtern lassen. In dem Berner Universitätsgebäude las man mehrere Tage hindurch am schwarzen Brett folgende Anzeige: „Professor Stettler wird seine Vorlesungen über allgemeines und bernisches Staatsrecht künftigen Montag Morgens 8 Uhr (29. November) wieder fortsetzen; diejenigen über schweizerisches Bundesstaatsrecht fallen nun, da dieses gewaltsam zerrissen, als einstweilen ohne Gegenstand, dahin. J. Stettler, Professor." Was geschieht in dem Lande radikaler Freiheit? „Der Professor wurde", so meldet dasselbe radikale Berner Blatt, das die Zuger mit Hindeutung auf die Invasionsbajonette zum Umsturz ihrer Regierung aufforderte, „er wurde in Folge des hohnsprechenden Anschlages am schwarzen Brett als Lehrer der Hochschule eingestellt und den Gerichten überwiesen." So tritt dieß Tyrannenregiment alle

beschwornen Rechte und Verpflichtungen mit Füßen, und weist alsdann den, der den Muth hat, von einem zerrissenen Bundesrechte zu sprechen, mit Einstellung seiner Amtsthätigkeit, an die Gerichte, und dabei singen sie noch beim Fackelschein dem General, der die hundertfach verletzte Capitulation von Freiburg und Unterwalden unterzeichnet, Schenkendorfs Lied: „Freiheit, die ich meine.“ Gewiß aber ist, der edle Sänger dieses Liedes, ein wahrhaft deutscher, ritterlicher, christlicher Sänger und Held, dem aller Jacobinismus, alle Tyrannei, vorzüglich aber die, welche sich in den Tartüffmantel der Freiheit hüllt, in den Tod verhaßt war, er hätte sich mit dem größten Abscheu von diesem ekelhaften Schauspiel jacobinischer Heuchelei hinweggewendet.

Nach all diesem Unglück tröstet man uns mit dem Zuspruch: es erhebe sich eine Mittelpartei zwischen beiden Extremen. Die Stimme eines Schweizers in der Karlsruher Zeitung, der auch andere gemäßigte Blätter ihre Spalten geöffnet, schlägt diesen Ton an, und schließt mit den Worten: „der Radikalismus hat den Zepter verloren; mögen die Diplomaten keine Gespenster sehen und dieselben bekämpfen.“ Wenn etwas den weltkundigsten Thatsachen Hohn spricht, so sind es diese Worte. Welche Rolle hat denn jene sogenannte gemäßigte conservative Mittelpartei gespielt, als die der verächtlichsten, charakterlosesten Ohnmacht? Sie hat den Radikalismus nicht genöthigt, die Einwilligung des Volkes zu seinem Bürgerkrieg einzuholen; sie hat weder darauf bestanden, daß die zu einem Krieg, und namentlich zu einem Bürgerkrieg, verfassungsmäßige Mehrheit von mindestens drei Viertelstimmen beobachtet, noch auch, daß das schiedsrichterliche Verfahren wegen innerer Streitigkeiten eingehalten werde. Sie hat es ihm gestattet, durch diesen Kriegsbeschluß die gewährleistete religiöse Freiheit souverainer Kantone zu verletzen. Sie hat in ihrer Feigheit, zu seinen Gunsten, die Presse knebeln lassen. Sie hat ihm ferner zur Ausführung des blutigen Werkes seiner tyrannischen Ungerechtigkeit, ohne Widerspruch,

ihre Soldaten, ihre Offiziere, ja ihren Obergeneral zur Verfügung gestellt. Sie hat die Excesse der Soldatesca, die schreienden Verletzungen der eingegangenen Capitulationen nicht zu verhüten vermocht; und nun läßt sie es geschehen, daß trotz Bundesacte, trotz Proclamation, trotz Capitulationen, trotz halbconservativem Obergeneral, halbconservativen Obersten und halbconservativer Mannschaft, nach dem Sturz der legitimen, conservativen Regierungen, durch Proscriptionen und Rechtsverletzungen jeder Art ein förmlicher Zustand der Verfolgung und tyrannischer Rechtslosigkeit eintritt, während die mit rücksichtsloser Härte decretirte Zahlung sämmtlicher Kriegskosten die Besiegten mit ökonomischem Ruin bedroht, und die mit Gewalt eingesetzten Factionsregierungen ein Keim künftiger Zerrüttung und neuer Umwälzung für die Kantone sind, denen man die Heilighaltung ihrer Rechte und Freiheiten zugesichert. Und Angesichts solcher Thatsachen entblödet sich diese Schweizerstimme nicht, der Welt zu sagen: „der Radikalismus hat den Zepter verloren; mögen die Diplomaten keine Gespenster sehen und dieselben bekämpfen!“ Sähe man sie nicht gedruckt, man hielte solche Aeußerungen, und namentlich in der deutschen Presse, für unmöglich. Eine Stimme in der Rhein- und Moselzeitung, die von den Brandstätten des freundeidgenössischen Heeres herübertönt, aus jenen unglücklichen alten Kantonen schweizerischer Freiheit, auf denen nun der Zepter des siegestrunkenen Radikalismus mit seinem barbarischen Terrorismus lastet und Gemeindewesen zerrüttet, die seit Jahrhunderten in harmloser Freiheit geblüht, und Hunderte von Familien ihrer Rechte beraubt, und der Armuth und dem Elend preiszugeben droht, sie läßt sich über dieses Thema also vernehmen:

„Luzern, 2. Dez. Von den Mitgliedern der Regierung, welche sich geflüchtet haben, vernimmt man gar Nichts. Einzig! Herr Regierungsrath Tschopp hat seiner Stelle entsagt, ist zurückgekehrt und befindet sich nun in Verhaft. Es scheint, die Uebrigen vertrauen jetzt noch auf die Zusicherungen, welche ihnen die

Gesandten verschiedener Großmächte in jüngster Zeit gemacht haben sollen, und nach denen die Urschweiz, im Falle sie unterliege, auf Wiederherstellung ihrer herkömmlichen Rechte und Freiheiten zählen dürfte. Eine Note des österreichischen Cabinets, welche noch einige Tage vor dem Angriff in Luzern eintraf, erklärte, daß Oesterreich die angreifenden Kantone für alle Kosten und Folgen des Krieges verantwortlich mache. Das Volk der Urkantone sucht hinter den Worten seiner Regenten keine Täuschung, es glaubt noch an eine von Gott gesetzte Obrigkeit, und wie seinen unwandelbaren Bergen, vertraut es seinen Freunden auf das Ehrenwort. Fände sich hier das gute Volk betrogen, so wäre es nicht nur um seine Freiheit, es wäre dann auch um seine angestammten Tugenden geschehen. Mit Lug und Trug wird ein Volk in's Verderben gestürzt; keine Macht der Erde vermag eine Nation so tief zu beugen, wie es die Macht der Täuschung vermag. Die Radikalen glauben natürlich nicht im Entferntesten, daß die Zusicherung der Großmächte in Erfüllung gehe, sie halten es für eine bloße Spiegelfechterei ohnmächtiger Leute, und spotten desjenigen, der den Worten eines Königs vertraut. Findet sich der Radikalismus auch in diesem Punkte durch die That gerechtfertigt — so fahre hin alter Glaube, der bis jetzt noch den bessern Theil des Schweizervolkes belebte, dann ist die Zeit gekommen, wo der Unglaube in jeder Hütte seinen Lehrstuhl aufschlägt, und mit gutem Fuge können dann Fürsten und Monarchen Krone und Scepter niederlegen."

Diese Worte lassen uns nur zu deutlich die Stimmung der Urschweiz empfinden. Was wird nun von den Mächten geschehen? Gewiß scheint so viel: lag es wirklich in der Absicht Frankreichs, dem frevelhaften Bürgerkrieg zuvorzukommen, so hat es sich von Lord Palmerston durch seine hinhaltende Politik, die in vollem Einklang mit des jungen Peels Benehmen stand, düpiren lassen. Kein Zweifel: Fünfundzwanzigtausend Mann französische oder österreichische Truppen an der Gränze mit der festen Erklärung, daß sie augenblicklich auf

den Executionsbeschluß einrücken würden, und jener unheilvolle Beschluß zur bundeswidrigen Unterdrückung der Minderheit wäre nie zu Stande gekommen, oder das ganze künstliche Gerüste des radikalen Feldzugs wäre zusammengebrochen. Allein man ließ sich hinhalten von England, das nun, nachdem es durch sein Zögern das Friedensgebot vereitelt, erklärt, jetzt, da der Kampf geendet, habe eine Vermittelung keinen Sinn mehr. Werden die Mächte sich aber hierbei beruhigen? Werden sie sich durch die Drohungen des Berner Bärenclubs und des vereinigten brutalen und legalen Radikalismus von Ochsenbein und Furrer abschrecken lassen, auf der Achtung des Bundesvertrages zu bestehen, dessen Mitgaranten sie sind, und an dessen Aufrechthaltung die Integrität und Neutralität der Schweiz geknüpft ist? Werden sie warten wollen, bis jener Radikalismus, der keine Rechte und Verträge achtet, durch seine stillen Wühlereien vermittelst Volksvereinen und durch seine offenen Umwälzungen stark genug ist, um bei ihnen selbst mit seinen communistischen Cohorten zu interveniren? Wir können nicht glauben, daß sie müßige Zuschauer jenes gehässigen Proscriptions- und Verfolgungssystemes seyn werden, das die Besiegten mit Füßen tritt, und einer allgemeinen europäischen Revolutionirung die Wege bahnt. Da sich dieß Verfolgungssystem der Zwölfer lediglich auf die brutale Gewalt der Bajonette stützt, welche die Kantone besetzt halten, so kann die erste Forderung der Mächte nur die seyn: unverzügliche Zurückziehung der Occupationstruppen, und dann Achtung der Kantonalsouverainität im Religiösen wie im Politischen, Aufhören jeder Verfolgung und der Kostenzahlung; Vergessen des Geschehenen und Garantie für die Zukunft, daß der Bund künftig, statt einer factiosen tyrannischen Majorität zum Spielball zu dienen, von allen Gliedern gleichmäßig geachtet, und nur mit einstimmiger Einwilligung aller Theilnehmer umgestaltet werde. Ueberläßt man dagegen dem Radikalismus seine Beute, und begnügt man sich mit Noten und Protesten, dann haben wir wohl den Anfang vom Ende erlebt. Heinzen und Mazzini sind nicht umsonst in Bern.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03557 7090

